

*Benedetto Fellin:*  
*SUMERU (DER BERG KAILAS IN TIBET, 6650 m)*  
*Eitempera und Öl auf Hartfaser, 80 × 60 cm, 1983*



# Berg'88

## Alpenvereinsjahrbuch

(„Zeitschrift“ Band 112)

*Redaktionsbeirat:*

Dr. Gert Mayer AVS

Dr. Fritz März DAV

Louis Oberwalder ÖAV

Elmar Landes

*Redaktion:*

Peter und Harry Baumgartner

Herausgegeben vom  
Deutschen und Österreichischen Alpenverein  
und vom Alpenverein Südtirol  
München, Innsbruck, Bozen

Schutzumschlag:  
In der „Dachl-Komplizierten“ (VII)  
über dem Haindlkar im Gesäuse.  
Foto: R. u. E. Gruber

Vorsatz: Anton Schiffer  
Das Benediktinerstift Admont  
Ölgemälde 1840  
Archiv Stift Admont

Farbiges Vorsatzblatt (gegenüber Seite 1):  
Der Kailas mit den Augen des Künstlers.  
Zum Beitrag von Herbert Tichy (Seite 169).

(10.901/112, 2. Exmp.)



15. Dez. 1987

Nachdrucke, auch auszugsweise, aus diesem Jahrbuch sind nur mit vorheriger Genehmigung durch die Herausgeber gestattet. Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben. Drucktechnische Gesamtausführung: Ferdinand Berger & Söhne Gesellschaft m.b.H., 3580 Horn, NÖ.

ISSN 0179-1419 ISBN 3-7633-8048-5

Alleinvertrieb für Wiederverkäufer: Bergverlag Rudolf Rother GmbH  
Postfach 19 01 62, 8000 München 19

# Inhalt

<b>Kartengebiet Gesäuse</b>	Wolfgang Heitzmann:	Das Gesäuse	7	
		Ein Begriff und viele Inhalte		
	Peter Baumgartner:	Vom Sausen und Brausen	23	
		Die Berge um das Haindlkar im Spiegel von einem Jahrhundert Alpinliteratur		
	Roman und Ernst Gruber:	Zeitgeist und Flammen der Jugend Sportklettern im und um das Gesäuse	39	
	Theo Pfarr:	Höhlen im Gesäuse	47	
<b>Bergsteigen allgemein</b>	Sepp Hasitschka:	Das Stift Admont und die Anfänge des Gesäuse-Tourismus	53	
	Viktor E. Frankl:	Der Alpinismus und die Pathologie des Zeitgeistes	61	
	Adolf Mokrejs:	Im Lauf der Zeit	65	
		Ein Versuch über Alpinismus, Alpenvereine und Zeitgeschehen		
	Liselotte Buchenauer:	Berge – Bücher – Begegnungen	81	
	Michael Vogeley:	Er war der Begründer der alpinen Sicherheit Prof. Dr. Wilhelm Paulcke	87	
	Walter Graf:	Franz Senn war auch Bergsteiger	95	
	Max Keßler:	Als Skiwanderer im Schwarzwald	103	
	Otto Huber:	Canyons – Geysire – Vulkane	111	
		Die Nationalparks der USA		
	Friedhelm Bertelmann:	Von Samsun nach Mersin Mit dem Fahrrad durch Anatolien	125	
	Theo Pfarr:	Land der Berge, Land der Höhlen	131	
	Walter Kargel:	Bergsteigen in Rumänien	147	
<b>Expeditionen/ Trekking</b>	Henriette Eberwein:	Als Frau in der Todeszone	151	
	Dieter Elsner:	Alpinismus international Bedeutende Unternehmungen 1986 mit einem Beitrag von Marcus Schmuck	159	
	Herbert Tichy:	Kailas – der heiligste Berg der Welt	169	
	Gertrude Reinisch:	Unterwegs auf Tibets Straßen	175	
	Michael Vogeley:	Wo Berge segeln	179	
	Hermann Wolf:	Entwicklungshilfe für das Bergsteigen in Bolivien	193	
	Fritz März:	Auf dem Dach der Neuen Welt Zur Ersteigungsgeschichte der Cordillera Real	197	
	Rüdiger Finsterwalder:	Zur Alpenvereinskarte 1:50 000 der Nördlichen Cordillera Real	207	
	Ingrid Ring:	K 2	209	
	<b>Kunst/Kultur</b>	Karl Lukan:	Steinkult und Kultsteine in den Alpen	211
		Herbert Guggenbichler:	Wie die Berge den Menschen prägten	225
Stefan König:		Endlos – die Geschichte eines Bergfilms	231	
Luis Töchterle:		Schritte fressen Kilometer	242	
<b>Naturschutz und Landschaftspflege</b>		Claus Faber:	Jetzt etwas tun Ein Sommer auf einer Umwelt-Baustelle des Alpenvereins	247
	<b>Anhang</b>	Gerhard Karl Lieb/ Gerhard Semmelrock:	Das Gesäuse – ein geographischer Überblick	251
Robert Hösch:		Die Jahrlingmauern	261	
Pit Schubert:		Unfälle durch Sportklettermethoden und andere Kletterunfälle	261	

Foto: Franz Bauer

Begonnen hatte es mit zwei Augsburgern. Einer der beiden hatte noch dazu einen Regenschirm. Er trug ihn zwar schamhaft im Rucksack verborgen, der Griff aber, ich sah das ganz genau, der Griff ragte oben aus dem Sack heraus.

Ich wohnte damals im Haindlkar. Damals, vor mehr als einem Vierteljahrhundert, im alten Hütterl im Haindlkar zu wohnen, war eine romantische Sache. Ich war allein – von den Wochenendgästen abgesehen, die durch ihr Kommen und Gehen das Gefühl des Zu-Hause-Seins nur verstärkten. Manchmal kamen auch unter der Woche ein paar Wanderer von Gstatterboden herauf. Manchmal ging ich auf einen der herumstehenden Berge. Meist aber lag ich in der Sonne auf einem Felsblock und träumte die Helden meiner Bergbücher in die großen, grauen, kühlen Wände: den Fritz Kasperek und den Sepp Brunhuber, den Hans Schwanda und den Karl Poppinger und als Gast, auf einen Sprung vom Dachstein her, den Kurt Maix.

Dann kamen die beiden aus Augsburg, welches in Deutschland liegt, von dem ich damals wußte, daß es sehr flach ist und allsommerlich die Halbschuhtouristen zum Zwecke des Abstürzens nach Österreich liefert. Und ein Regenschirm war mir überhaupt ein Alpingreuel, denn ich hatte kurz zuvor den „Raxkönig“ gelesen und erfahren, daß dieser Naßwalder Holzknecht-Fürst an seinen Untertanen Regenschirme auf den Tod nicht leiden mochte, was mir sehr hart und männlich erschien.

Leider war nicht zu übersehen, daß der Regenschirm am Kasperek-Überhang – von dem es mich immer wieder hinunterschmiß – ohne sichtbare Anstrengung hinaufturnte. In den folgenden Tagen sah ich die beiden dann in einigen der großen Wände an der Roßkuppe und dem Dachl bei der Arbeit, und in mir dämmerte langsam die Erkenntnis, daß es anderswo auf dieser runden Welt auch Leute geben könne, die vom Klettern was verstehen.

Wahrscheinlich wirkt dieses Jugendtrauma heute noch nach, wenn ich mich weigere, in den Gesäusebergen eine Domäne der neueren Wiener Bergsteigerei zu sehen. Diese Berge waren einmal – wie Karl Prusik sie genannt hat – die

Hochschule der Wiener Alpinisten. Sie waren einmal – in der Zeit zwischen den Kriegen – die eigentliche Heimat der Wiener Arbeitslosen-Bergsteiger, und Kurt Maix hat aus dieser Szene die Figuren für seinen Roman „Spangaletti“ geschöpft, und zahllos sind die Anekdoten um die alpinen Kultfiguren des Zwischen- und Nachkriegs-Wien.

Heute sind die Gesäuseberge genauso internationalisiert wie die Verdon-Schlucht und der Wilde Kaiser. Und statt von einer Wiener und einer Münchner „Schule“ sollte man vielleicht besser von einer „Szene“ sprechen, wenn es da überhaupt noch Unterschiede gibt.

Ja, es ist alles ein bißl ernsthafter in den Gesäusebergen, ein bißl düsterer, alpiner als im Kaiser – zumindest auf den ersten Blick; wenn man freilich in Hinterbärenbad steht, dann sind auch die Kaiserwände nicht mehr ganz so putzig klein, und der Augustschnee eines Wettersturzes auf der Christaturm-Kante ist genauso kalt wie der am Ödstein. So lebte wahrscheinlich seit jeher die gesunde und für die Alpingeschichte so fruchtbare Spannung zwischen den beiden Schulen viel weniger aus geographischen Gegebenheiten und viel mehr aus den Lebens- und Denkmustern der beiden Städte. Wir hier im Osten, wir waren immer so ein bißl die ärmeren Brüder. Und wenn uns einer spüren hat lassen, daß es ihm, dem Ausländer, bei uns zuhaus gefällt, dann waren wir sehr, sehr dankbar. Aber wenn einer so dumm daherg'red't hat über unsere Berge, die er ja kaum von unten gesehen haben konnte, der Flachländer, der müde, dann, ja dann – haben wir uns schon manchmal ganz fest vorgenommen, es ihm einmal zu sagen, bei passender Gelegenheit...

Jetzt ist sie da, diese Gelegenheit, herbeigerufen durch die Alpenvereins-Kartographie, die auf eine Nachführung der Kaiser-Karte die Bearbeitung des Gesäuse-Blattes folgen ließ: Eine in der mehr als hundertjährigen Geschichte des Jahrbuches einmalige Gelegenheit, an diesen beiden Berggebieten die Entwicklungslinien kontinentaler Alpinistik nachzuzeichnen.

Peter Baumgartner

Das alte Hütterl  
im Haindlkar und  
Fritz Kasperek  
am Hüttenblock.



Fotos:  
Sepp Brunhuber  
Willi End





# Das Gesäuse

## Ein Begriff und viele Inhalte

Von Wolfgang Heitzmann

*Seite 6: Unter dem „Baumschwamm“ verläuft die klassische Route durch die Hochtorn-Nordwand*

*Foto: Willi End*

„Gesäuse“ – ein Begriff und so viele Inhalte! Bleiche Zacken und Tafeln ragen über das Waldmeer der Voralpen; kommt man ihnen näher, hat man oft das Gefühl, als würden sie mit einem Donnerschlag aus dem Boden schießen. Kilometerlange, von Gipfel zu Gipfel geschwungene Grate markieren irgendwo hoch droben Horizonte über den Wandfluchten, zerschartet und verwiltert, verwirrend schön...

Die Berggestalten im Gesäuse sind unverwechselbar. Jeder Gipfel dominiert über seiner Umgebung, dicht an den nächsten gedrängt, aber eigenständig und unumstritten: der Dreizack des Admonter Reichensteins, die Pyramide des Ödsteins, die Burg des Großen oder die steinerne Flamme des Kleinen Buchsteins – um nur einige wenige Beispiele zu nennen.

Die Gesäuseberge sind ein Grenzgebiet, sie sind der glanzvolle Abschluß der Kalkalpen, bevor sich nach Osten hin eine spürbar andere, pannonische Stimmung breitmacht. Sie gehören jedoch weder zu den Karstwüsten eines Toten Gebirges oder eines Steinernen Meeres, noch zu den nach Osten hin aufgewölbten Grasplateaus eines Hochschwabs – sie sind ein wildes Kettengebirge, eingesprengt in die geologische Kontinuität der Nördlichen Kalkalpen zwischen den Berchtesgadener Gebirgen und dem Alpenostrand; als „Sonderfall“ höchstens noch dem kleineren Grimmingkamm verwandt. Tektonische Urkräfte haben die von Süden her aufgeschobenen Kalkplatten, wie sie in den benachbarten Gebirgen weitgehend erhalten geblieben sind, in diesem Bereich zerschlagen. Wasser und eiszeitliche Gletscher haben in den geborstenen Gebirgstücken gewütet und jenen Formenreichtum aus Dachsteinkalk und Dolomitgestein modelliert, der uns heute so fasziniert: tausende Türme, Spitzen, Rinnen und Rachen vom Bergfuß weg, von der Erosion ausgeräumte Kare und darüber die Felswände; ein steinernes Amphitheater, dessen harte Schichtpakete den zerstörenden Einflüssen nachhaltiger trotzten als das bröselig verwitternde Zeug darunter. Dies bedingt auch die alte Bergsteiger-Faustregel im Gesäuse, die da besagt, hier gebe es endlose Zustiegshatscher, wahre Bruchhaufen-Kletterrouten in den unteren Schwierigkeitsgraden, dafür aber oft bombenfesten Fels in den oberen Regionen – was sowohl die Seehöhe als auch die UIAA-Skala betrifft!

Nur noch wenige Reste ehemaliger Altlandschaften erinnern an die gemeinsame Entstehung mit den Nachbargebirgen – das kleine, aber wie jede andere Karsthochfläche ordentlich zerkarrte

Plateau des Großen Buchsteins zum Beispiel, die grüne Mulde zwischen dem Admonter Kalbling und dem Sparafeld oder das „Dach“ des Kaiserschild-Massivs. Dazwischen glaubt man jedoch mitunter, in den Dolomiten zu sein und nicht am Nordrand der Steiermark!

„Gesäuse“ – ein Begriff und so viele Inhalte! Geographisch exakt ausgedrückt gibt es ja gar kein Gebirge namens „Gesäuse“; So heißt vielmehr jene 16 Kilometer lange Schlucht, die sich die Enns in jahrtausendelanger Arbeit mitten durch das Gebirge gegraben hat. Das Sausen des Wassers hallt noch weit oben in den Wänden wider – bis zu 1800 Meter beträgt die relative Höhe vom Talboden bis zu den Gipfeln! Die „Gesäuseberge“ – dazu zählt man die Hochtorngruppe, die Buchsteingruppe und das sogenannte „Kleine Gesäuse“, die Reichensteingruppe – sind nur ein Teil der „Ennstaler Alpen“, zu denen im Nordwesten noch die Haller Mauern, ein langes Kettengebirge mit ausgedehntem Waldvorland, und der Kaiserschild-Stock im Südosten gehören. Die neue „Alpenvereins-Einteilung der Ostalpen“ beschert ihnen trotz massiver Proteste von Gebietskennern auch die geologisch und morphologisch völlig anders gearteten Eisenerzer Alpen dazu – mit gleichem Recht könnte man die Berchtesgadener Alpen mit den Salzburger Schieferbergen „zusammenlegen“ oder den Kaiser mit den Kitzbühelern...

Doch keine Sorge: Niemand muß lange nachdenken, wenn einer sagt, er gehe „ins G'säus“. Das Gesäuse ist seit Generationen ein stehender Begriff für Berg- und Naturfreunde!

Die meisten Alpengipfel waren schon erstiegen, als 1872 der erste „richtige“ Verkehrsweg durch die Gesäuseschlucht gebaut wurde: Die „Kronprinz Rudolfs-Bahn“. Mit dem damals vielbestaunten technischen Wunderwerk kamen auch erstmals die Bergsteiger in größerer Zahl, vor allem aus Wien – die Wiener zählen das Gesäuse ja bis heute zu ihren Hausbergen. Natürlich waren Einheimische längst schon vorher auf dem einen oder anderen Gipfel gestanden: alte Geschichten raunen vom Fehring aus Johnsbach als erstem Ödstein-Bezwinger oder vom sagenhaften „Schwarzen Peter“, der beim Wildern den Jägern über den Peterpfad – das ist kein Weg, sondern ein Klettersteig der leichteste Durchstieg durch die Nordwandfluchten zwischen Planspitze und Hochtorn – entkommen sein soll. Nur aus Spaß an der Freud auf die steinernen Undinger hinaufzusteigen – das konnte jedoch wirklich nur den verrückten Städtern einfallen!

## Wie zwei Liebende ...

Einer der ersten, sicher aber der wichtigste „Gesäuse-Pionier“ war der Wiener *Heinrich Heß* (1857 bis 1944). „*Wie ich es gefunden habe?*“, schrieb er als Dreiundzwanzigjähriger in seiner monographischen Skizze „*Aus dem Ennsthale*“, der ersten größeren Publikation über das Gesäuse, „*wie zwei Liebende sich finden müssen, und wenn tausend Meere sie trennen sollten, so habe auch ich mein Ennsthal gefunden. Uplötzlich, wie der Gedanke als solcher überhaupt, kam die Empfindung über mich, daß es ein Ennsthal gebe und dass es dort herrlich schön sein müsse...*“ Heß stand als erster Tourist auf der Planspitze und dem (von der Bevölkerung noch jahrelang danach für unersteiglich gehalten) Kleinen Buchstein, kletterte mit seinem „Lieblingsführer“, dem Gstatterbodener Forstmeister *Andreas Rodlauer*, über den Peterpfad und den damals noch nicht versicherten Wasserfallweg (im Urzustand übrigens ein „Dreier“ – und das mitten im senkrechten Urwald!), überschritt mit seinen Gefährten erstmals den Roßkuppengrat aufs Hochtorn oder die Schneide der Haller Mauern und war als Obmann der „Alpinen Gesellschaft D' Ennsthaler“ maßgeblich an der Erbauung der ersten beiden Schutzhäuser in den Ennstaler Alpen, der Ennstaler Hütte am Tamischbachturm (1885) und der Heßhütte unter dem Hochtorn (1893) – beteiligt. Diese „Alpine Gesellschaft“ war übrigens einer der aktivsten jener „Mini-Alpenvereine“, wie sie damals in Wien aus dem Boden schossen: Sie kümmerte sich um die Markierung der Steige, die Versicherung des Wasserfallweges (1891/92), beschenkte zu Weihnachten Bedürftige und Kinder aus *Johnsbach* und redete den hohen Herrn der k.u.k. Staatsbahnen sogar eine Bergsteiger-Haltestelle bei der *Kummerbrücke* ein.

1884 veröffentlichte *Heinrich Heß* seinen „*Special-Führer durch das Gesäuse und durch die Ennsthaler Gebirge zwischen Admont und Eisenerz*“. Dieser älteste deutschsprachige Alpin-Führer, der später von *Eduard Pichl* weiterbearbeitet wurde, steht nach zehn Auflagen bis heute bei den Bergsteigern im Gebrauch. „*Ein Jahrzehnt ist noch nicht viel überschritten*“, steht dort im Vorwort zu lesen, „*seit uns durch die eiserne Schienenstraße die unvergleichlich großartigen Naturschönheiten des mittleren und unteren Ennsthales erschlossen wurden, aber schon ist der Ruf derselben hinausgedrungen über die Grenzmarken unseres Vaterlandes in aller Herren Länder, und von überall kommen allseits die Bewunderer in wachsender Zahl herbeigeeilt. Noch lange aber wird es währen, bis diese Ziffer jene Höhe erreicht haben wird, welche den seltenen Schönheiten dieses auserlesenen Stückes Erde entspricht.*“

Dieser Satz hat im großen und ganzen bis heute Gültigkeit behalten. Abgesehen von einigen wenigen „Paradezielen“, die man aber auch nur selten als überlaufen bezeichnen kann, hat sich in den Gesäusebergen weitgehende Ruhe, in gar nicht wenigen Gegenden sogar absolute Einsamkeit erhalten. Trotz Attributen wie „geballte Felswucht“ oder „steinerner Symphonie“ rat sich hier kaum wo der Massenbetrieb entwickelt. Natürlich

wird gelegentlich über den vollen Gastraum der Heßhütte geraunzt, über den belegten Parkplatz bei der Oberst Klinkerhütte die Nase gerümpft oder das Lager der Haindlkarhütte bei ein paar Schnarchern zuviel als „Flohzirkus“ bezeichnet; aber im Grunde wissen die meisten Kritiker gar nicht, welchen Freiraum sie selbst mit dem berühmten Gesäuse noch besitzen – der Großglockner oder das Kaisergebirge (mit dem das Gesäuse immer wieder verglichen wird) sind halt weit entfernt...

## Eisenbahn durchs Hochgebirge

Als den schönsten Weg, das Gesäuse zum ersten Mal zu erleben, hat schon *Heinrich Heß* die Eisenbahn empfohlen. Nicht rundherum wie anderswo vielleicht, nein, mitten durch die Gesäuseschlucht, direkt ins Hochgebirge hinein wurde der Schienenstrang gelegt: „*Hier sind alle Großartigkeiten einer wilden Gebirgslandschaft und alle Producte technischer Schaffenskraft des Menschen vereinigt, hier reiht sich Bild an Bild von so grandioser, überwältigender Wirkung, dass man kaum vermag, all dieser Herrlichkeit mit entsprechender Aufmerksamkeit zu folgen.*“

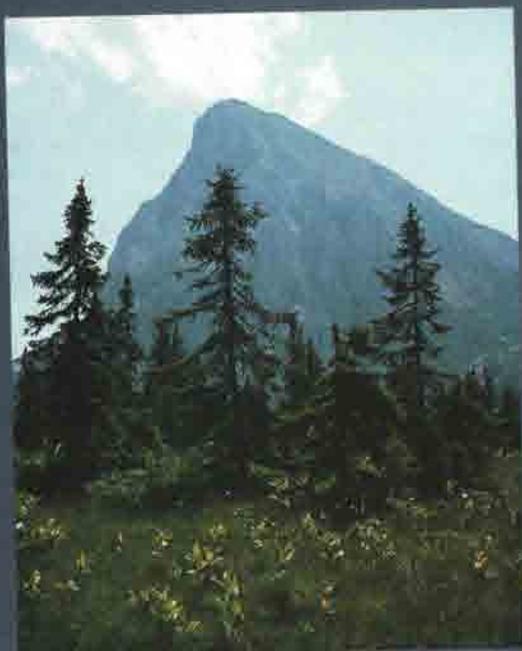
Darf ich Sie, liebe Leser, zu einer solchen Bahnfahrt einladen, Steigen wir im Bahnhof *Weißbach/St. Gallen*, am Nordrand der Ennstaler Alpen, in den Zug, machen wir es uns in den Sitzen bequem und harren wir einfach der Dinge, die auf den folgenden 50 Bahnkilometern durchs Abteifenster hereinschauen werden... Mit einem leisen Ruck setzt sich der Zug in Bewegung, die Fahrt nach Süden, dem Gesäuse entgegen, beginnt. Viel sehen wir zwar vorerst noch nicht von der hügeligen Waldlandschaft ringsum – zu tief stecken die Enns und die Bahntrasse im Konglomerat-Canyon drinnen –, doch dafür haben wir am jenseitigen Ufer die alte Eisenstraße im Blickfeld. Wie eine Lebensader verbindet sie seit Jahrhunderten den steirischen Erzberg mit der „Eisenwurzen“, dem einstigen Land der Hämmer an der Enns, Ybbs und Erlauf. Der gewaltige „Kasten“ von Großreifling, einer der ehemaligen Eisen- und Getreidespeicher an der Eisenstraße, der heute das liebevoll eingerichtete Forstmuseum „*Silvanum*“ beherbergt, erzählt noch von den Zeiten, da Flößerei und Schifffahrt, Holztrift und Köhlerei die wirtschaftlichen Grundlagen des Landes vor dem Gesäuse waren.

Immer enger wird das Tal. Die freundlichen Bauernwiesen oberhalb der Schluchtwände entziehen sich unseren Blicken leider ebenso wie die ersten Gesäusegipfel, die über die dunklen Waldrücken um *Landl* oder ins sonnige *St. Gallener Tal* lugen. Zuletzt treten die Felswände hart aneinander und lassen kaum noch Platz für Straße, Bahntrasse und das unvermeidliche Ennskraftwerk: Wir durchqueren die *Wandau* und erreichen gleich darauf *Hieflau*, den östlichen „Pol“ des Gesäuses.

*Hieflau*, vor hundert Jahren noch eine Art Miniatur-Ruhrgebiet im Nahbereich von *Eisenerz*, heute ein gemütlicher Eisenbahnknoten für die Erzzüge, liegt schon mitten in den *Kalkhochaipen*. Bei der Einfahrt in den Bahnhof haben wir für Sekunden den Doppelpfahl des **Lugauers** erblickt – den „*Lueg auer*“, wie ihn die



*Himmelhohe Wände über dem grünen Wasser der Enns.  
Oben: Die Hochtor-Gruppe vom Gesäuse-Eingang.  
Links: Der Lugauer über den Moorlacken  
der Scheuheckalm*



*Fotos: Wolfgang Heitzmann*

Einheimischen nennen, weil er keck und mindestens um 600 Höhenmeter über seine bewaldeten Vorberge herauschaut. Wenn wir in die Erzbergbahn umsteigen, um Richtung Eisenerz weiterzufahren, zeigt er sich über dem Krautgartengraben, etwa zwei Kilometer südöstlich von Hieflau, ganz kurz von seiner imposantesten Seite, die ihm auch den Spitznamen „Steirisches Matterhorn“ eingebracht hat.

Es lohnt sich, von Hieflau durch den Waaggraben zur verfallenen Scheucheggalm hinaufzusteigen, auf wollgrasübersäten Moorwiesen im Angesicht des Lugauers zu seinem Wandfuß hinüberzuschlendern und schließlich in ganz leichter Kletterei über seine Felsbänder auf den 2206 Meter hohen Nordost-Gipfel zu turnen – das ist vielleicht die schönste, ganz sicher aber eine der einsamsten „Eingehouren“ ins Gesäuse! Wer sich trittsicher fühlt, sollte unbedingt zum 11 Meter höheren Südwest-Gipfel weiterklettern, über die steile, breite Wiesendecke der Lugauerplan – übrigens auch ein Pracht-Schihang! – zum G'spitzten Stein absteigen und zuletzt durch den langen, aber romantischen Hartelsgraben nach Hieflau zurückkehren: Nach dieser zehn Stunden-Wanderung schlottern einem zwar die Knie, doch dafür kennt man die Gesäuseberge aus einer Perspektive, die den Hundertschaften auf den wenigen „Modezielen“ rundum fremd bleibt.

## Kaiserjagd und Bergbau

Nur wenige wissen auch, daß der Sockel des Lugauers wie der nahe Erzberg ebenfalls begehrte Metalle birgt. In der Radmer, dem langgestreckten Tal zwischen unserem grauen Felsriesen, dem Kaiserschild-Stock im Osten und den Eisenerzer Schieferbergen im Süden, baute man zwischen 1711 und 1981 den sogenannten „Kleinen Erzberg“ ab; nach Kupfer und anderen Bodenschätzen wurde hier überhaupt schon seit der Bronzezeit gegraben. 1635 erfolgte in der Hinterradmer die erste bergmännische Pulversprengung im Alpenraum.

Geknallt hat es indessen in den Wäldern um das Radmertal immer schon, denn das Gebiet zählte zum „Lieblingsgejaid“ des Kaisers Maximilian I., und 400 Jahre später quartierte sich auch Franz Joseph I. gern in der Radmer ein. Ein „Kaisertisch“ in den nordöstlichen Ausläufern des Lugauermassivs, der Kaiserwart (2033 Meter), eine „Kaiserkuchl“ und der Kaiserschild (2084 Meter) im gleichnamigen, gegenüberliegenden Gebirgsstock, Reste von alten Reitsteigen in den Wäldern und nicht zuletzt das kaiserliche Jagdschloß in Vorderradmer erinnern heute noch an die durchlauchtigsten Besucher...

Der zweite Gesäuseriese, der den Hieflauer Talkessel beherrscht, ist die Planspitze, deren Gipfel wie ein schräggelagertes Pult in den Talboden hineinleuchtet, und die wir im Verlauf unserer weiteren Bahnfahrt noch eingehend zu Gesicht bekommen werden. Der eigentliche Hieflauer Hausberg steht aber im Nordwesten über dem Ort: der **Tamischbachturm**. „Hausberg“ ist wahrscheinlich ein unpassender Ausdruck, man müßte eher

sagen: Schicksalsberg. Pfeilgerade ziehen baumlose Steilrinnen vom Bett der Enns gegen den gezackten Gipfelgrat hinauf, wie eine Hakennase überragt der höchste Punkt, seinem Namen alle Ehre machend, die Szenerie. Im Winter verwandeln sich die Blumenwiesen in den Karen schnell in lawinenschwangere Schneefallen – schütterte Baumgruppen und künstlich aufgehäufte Steinwälle in den Ausläufern des Haindl-, Scheibenbauer-, Speern- und des Wandaubauerkares sprechen eine beredete Sprache: Am 18. März 1878, sechs Jahre nach der Fertigstellung der „Kronprinz Rudolfs-Bahn“, wurde der Bahnhofsbereich zum ersten Mal derart verschüttet, daß die Strecke erst wieder im April befahrbar wurde. Weitere dramatische Lawinenabgänge folgten in den Jahren 1892 und 1907, wobei das Tal bis zu 200 Meter lang und 13 Meter tief unter den Schneemassen begraben wurde. 1923 fegte eine Lawine auf einem Hang, von dem noch nie ein Schneebrett abgegangen war, auf einen Schlag 4000 Festmeter Holz nieder. Am 8. Februar 1924 löste sich im Lee des Haindlkares (nicht zu verwechseln mit dem bekannteren Haindlkar unter dem Hochtor) ein riesiges Schneebrett und donnerte mit derartiger Geschwindigkeit zu Tal, daß für einen Fuhrmann und die zweiköpfige Besatzung einer Dampflok jede Rettung zu spät kam. Der ausströmende Dampf der Lokomotive zeigte der Bergungsmannschaft, wo sie zu graben beginnen mußte... Am Ostersonntag des Jahres 1944 staute eine Naßschneelawine die Enns auf, wodurch 120 Meter vom Bahndamm weggespült wurden. Inzwischen hatte man auf der Schneiderplan eine Lawinen-Beobachtungsstation errichtet. Im Jänner wurden auf dem Marsch dorthin – heute erübrigt der Hubschrauber diese Quälerei – zwei ÖBB-Bedienstete unter abgehenden Schneemassen schwer verletzt. 1954 überlegte man im erneut verschütteten Bahnhof schon die Möglichkeit von Lebensmittelrationierungen; 250 Mann schaufelten das Gelände wieder frei. Und im Jänner 1986 riß die Oberleitung unter der Druckwelle einer Lockerschneelawine...

Im Sommer entladen sich wieder mit Vorliebe Unwetter in den Flanken des Tamischbachturms. 1979 verwüstete ein Gewittersturm sein Umland in einer Weise, daß sich nicht einmal die ältesten Einwohner an etwas Ähnliches erinnern konnten. Im Juli 1980 hatte ich selbst ordentlich zu tun, einem einbrechenden Unwetter ohne größeren Schaden zu entkommen – vor meinen Augen verwandelten sich trockene Rinnen in Sekundenschnelle zu reißenden Wildwassern, eine Schuttmure verlegte die Geleise der Bahn (genau dort, wo ein Jahr zuvor ein ganzer Erzzug samt Besatzung aus den Schienen gerissen worden war) und auf der Forststraße rannte ich im Slalom zwischen herabkollenden Steinsalven zu Tal.

Damals wurde mir schon klar, woher der Tamischbachturm seine seltsame Bezeichnung hat: Der Tamischbach unter der Nordwand – „tamisch“ bedeutet auf gut steirisch soviel wie „wild“ oder „verrückt“ – wird sich nach solchen Wolkenbrüchen schon seinem Namen entsprechend gebärden!

Auch die alpinistische Erschließung des tamischen Berges war mitunter von Katastrophen gekennzeichnet: Als die Grazer Kletterer Dr. Vorbeck und Zeno Baumgartner die über 1000 Meter

Foto: Luftbild Albrecht Brugger  
Freigegeben vom BMLV, Zl. 13080/225-1.6/78



Die Emesruhe am Wasserfallweg  
im Jahre 1910

Foto: Archiv Lukan

hohe Nordwand (in der übrigens Eugen Guido Lammer 1883 seine Bergsteigerlaufbahn begann) im September 1921 im Aufstieg versuchen wollten, stürzte Baumgartner mit einem lockeren Felsbrocken in den Tod...

Und dennoch: Für die Wanderer ist und bleibt das 2035 Meter hoch gelegene Gipfelkreuz des Tamischbachturms das am leichtesten zu erreichende Ziel in den Gesäusebergen. Wer es einmal bis zur gemütlichen Ennstaler Hütte, dem ältesten Schutzhaus im Gesäuse, geschafft hat, den trennen nur noch eineinhalb Stunden vom vielleicht schönsten Gipfelblick weitem: Vom Wienerwald bis zu den Tauern reicht an klaren Herbsttagen der Blick von hier heroben, vom Böhmerwald bis zu den Julischen Alpen – und selbstverständlich in alle Falten und Risse des steinernen Irrgartens links und rechts der Gesäuseschlucht!

Derlei Vorzüge locken natürlich viele Bewunderer herauf. Wer's einsamer liebt, steigt besser direkt nach Hieflau ab – ein endloser „Schindersteig“ über mehr als 1500 „knieschnaggelnde“ Höhenmeter, aber ein landschaftlicher Panoramamarsch. Auch der östliche, ebenfalls felsige, aber nur noch gut 1700 Meter hohe Nachbar des Tamischbachturms, die ebenmäßig gebänderte Almmauer, sieht kaum touristischen Besuch – wer verirrt sich heutzutage schon auf unmarkierte Jagdsteiige?

### ... tobt zornig die wilde Tochter

Nun haben wir aber lange genug im Gebiet um Hieflau verweilt. Wir steigen wieder in den Zug und lassen uns endlich richtig ins Gebirge hinein kutschieren. „Bei der Station Hieflau beginnt jener Theil der Bahn, der, was Kühnheit und Großartigkeit der Anlage und überwältigende Naturschönheit anbelangt, nur von ganz wenigen Schienenstrassen des Continentes übertroffen wird“, kündigt der Heß-Führer an. Ohne Übertreibung: Unter den senkrechten Wänden des Ennsecks rattert die Bahn in den engen Schlund hinein (rechts sitzen!); „drunten tobt zornig die wilde Tochter der Berge, die mächtige Enns über ungeheure Felstrümmer dahin“. Dies tut sie allerdings nur, wenn wir Glück haben und gerade zur Zeit der Schneeschmelze kommen – ansonsten gluckert nur ein kümmerliches Wässerchen durch die ausgewaschenen Blöcke: Wenige Kilometer oberhalb staut ein Damm die Flut und schickt sie unterirdisch weiter zum Hieflauer Speicherkraftwerk... Am jenseitigen Ufer, in den Abbrüchen des Gstatteinstains, haben sich die Kräfte der Tektonik verewigt; wirr verbogen liegen die Kalkschichten über- und durcheinander. Aus dem Süden stürzt der Hartelsgrabenbach hervor – die romantischen Kaskaden sind der Abschluß eines langen, wenig bekannten Gesäuse-Nebentals, das sein verzweigtes Einzugsgebiet am Fuß des Lugauers und unter den stillen Jahrlingmauern hat. Der Hochsteg-Tunnel, den wir gleich darauf durchqueren, wäre im Mai 1945, nur wenige Tage vor dem Einmarsch der Amerikaner, ums Haar von Wehrmachts-Soldaten gesprengt worden – man kann sich leicht ausmalen, wie dies die Gesäuselandschaft verändert hätte!

Plötzlich weitet sich das Tal. Der Zug donnert über die eiserne „Kummerbrücke“, und wir sollten die Abteilseite wechseln. Eine 600 Meter hohe Steilwand zwischen den Massiven des Zinödls und der Planspitze zieht uns in ihren Bann – und mittendurch der silberne Faden eines Wasserfalls. Der nasse Schleier stürzt in einen Kessel, der rundum von schütter bewaldeten Steinhalden begrenzt wird – „Im Kummer“ nennen die Einheimischen den öden Fleck seit jeher. Man kann sich kaum vorstellen, daß ausgerechnet hier einer der eindrucksvollsten Hüttenzustiege der Alpen beginnt: der legendäre „Wasserfallweg“ hinauf zur Heßhütte. Der Steig, der geschickt alle Stufen in der bewaldeten Wandflucht nützt und zuletzt über eine Reihe von Leitern – die „Schlüsselstelle“ ist 72 Grad geneigt! – bis zum Abbruch der Ebnesangeralm hinaufführt, wurde bestens – ja fast überversichert. Gesäusepionier Heß hat ihn, wie schon erwähnt, noch im „Urzustand“ erklettert: „Die Wandkletterei, welche alle mögliche gymnastische Fertigkeit erfordert, weist unter Anderem zwei sehr schwierige, in ihrer Art gewiss einzige Platten auf, die rittlings steil aufwärts erklettert werden müssen, wobei die eine Körperhälfte ganz frei über der überhängenden Wand hängt.“ – Sportliche Kletterambitionen anno 1877!

Vor lauter Staunen haben wir ganz übersehen, daß wir schon im Bahnhof *Gstatterboden* angekommen sind. Nur wenige Holzhäuser bilden die kleine „Hauptstadt des Gesäuses“, ein Sägewerk,





das legendäre Hotel Gesäuse und die 1961 erbaute Hubertuskapelle mit ihren modernen Glasfenstern. Viele Auswärtige dürften sich vor dem Bau des ersten befahrbaren Weges entlang der Enns (1840) und der Gesäusebahn nicht hierher verirrt haben, denn als der Ort 1560 erstmals urkundlich „Gstaderweg“ erwähnt wurde, herrschte in den umliegenden Dörfern schon reges Leben, waren die Verkehrsverbindungen über den Buchauer Sattel oder die Erb längst ausgebaut.

Gstatterboden war seit jeher Domizil der Forstarbeiter. Nicht weit von hier entfernt, im Bruckgraben unter dem Großen Buchstein, bestand eine Triftklausen, eine Art hölzerner Staumauer mit Schleusen, mit deren Hilfe die geschlägerten Stämme durch die enge Klamm geschwemmt werden konnten. Das Holz trieb dann auf der Enns nach Hiefrau hinaus, wo es mit einem 1536 konstruierten Rechen aufgefangen, verkohlt oder, zu Flößen verbunden und mit Erz beladen, weiter ennsabwärts geschickt wurde. Wie hart und oft lebensgefährlich das Holzschlägern in den steilen Buchsteinflanken und die Arbeit bei der Holztrift war, kann man sich heute nur mehr schwer vorstellen. *Heinrich Heß* beging noch den teils aus den Felsen gesprengten, teils auf Stegen hoch über dem Wildwasser dahinführenden Triftsteig, auf dem die Holzknechte zu ihren Arbeitsstätten marschiert waren: *„Immer wilder, imposanter streben die furchtbaren Wände himmelan, immer dräuendere Gestalten nehmen die düsteren Felspfeiler an, immer mächtiger tobt das gischende Wasser abwärts! Da greifen die Felsen ineinander und es wird dunkel in der schaurigen Schlucht – nur die weissen Wogen des in wilden Katerakten den jähen Stufen des Grabens folgenden Wildbaches leuchten aus gewaltiger Tiefe herauf“*, berichtet er in seinem Führer, nicht ohne sogleich davor zu warnen, den (damals schon verfallenden) Steig mit – Damen zu begehen...

## Der Erste auf dem Buchstein

Die Holzarbeiter hatten also gewiß andere Sorgen als die Ersteigung der Berggipfel. Dies lag dafür den Jägern und Treibern näher, die auf den Spuren der Gamsen nicht selten mit Schrofen und Felsbändern in Berührung kamen. Ein Netz von versteckten Jagdstiegen – die Einstiege finden meist nur Eingeweihte! – umgibt zum Beispiel den **Großen Buchstein**, oft hart unter dem Wandfuß und an zwei Stellen sogar durch den Felsgürtel bis auf das Plateau hinauf. Die Grünröcke waren es vermutlich auch, die als erste durch die Westschlucht auf den 2224 Meter hohen Buchsteingipfel kletterten\*; die heute praktisch vergessenen Zustiege durch das „Rohr“ oder über die „Zähne“ waren ebenfalls seit altersher bekannt. Die weitere alpinistische Erschließung des Buchsteinstocks lag dann jedoch fest in Wiener Hand: Über den Buchsteinmauergrat kamen schon 1896 Heinrich Pfannl und Thomas Maischberger, die Nordwand der St. Gallner Spitze eroberte Eduard Pichl 1899, und durch die Westwand fanden 1929 Hubert Peterka und Fritz Proksch – um nur einige wenige Daten aus der Chronik zu zitieren. 1886 geruhte sogar Ihre Majestät Kaiserin Elisabeth von Österreich den Buchstein zu

besuchen – sie soll ungefähr bis zu der Stelle gekommen sein, wo 1925 die gemütliche Buchsteinhütte der Naturfreunde erbaut wurde. Damit war sie schon fast am Beginn der heute beliebtesten „Standardtouren“ zum Gipfelkreuz – dem sparsam versicherten „Wengerweg“ für fortgeschrittene Bergwanderer und dem „klassischen“ Westgrat für die Genußkletterer.

Der Ruhm der ersten touristischen Ersteigung des Großen Buchsteins gebührt übrigens nicht – wie der Heß-Pichl-Führer und auch alle anderen Quellen angeben – A. Heinzl und J. Friedl (1880), sondern wahrscheinlich Wilhelm Schleicher, der den Berg vor 1867 mit einem Führer und Gefährten erstieg hatte. Zumindest gab Schleicher den ersten Bericht über eine Buchsteintour (Jahrbuch des Oesterr. Alpenvereins, 3. Band, Wien 1867, S.24 – 29 „Aus den obersteirischen Alpen“).

Wer nur kurz in Gstatterboden bleiben kann, sollte von der Kirche ein Stück nordwärts durch den Wald wandern, bis er die Wiese des ehemaligen Gstatterbodenbauern und weiter durch das Weißenbachtal den Hinterwinkel erreicht. Dieser Talschluß gehört zum Schönsten, was das Gesäuse bietet! Abgesehen vom sanft-grünen Tamischbachturm hinter unserem Rücken beherrschen hier die zerschründeten Kalkwände der Tieflimauer (1920 Meter), des Kleinen Buchsteins (1990 Meter) und schließlich die Plateau-Abbrüche der Buchsteinmauer das Bild – ein prachtvolles Gesäusebild, das bloß kaum jemand kennt. Zwischen den Gipfelpunkten sticht ein zerscharteter Grat in den Himmel, die „Wolfs- oder Schafszähne“, die vom Kleinen Buchstein über die Buchsteinlücken zur St. Gallner Spitze (2144 Meter) aufschließen und bei ihrer Überschreitung eine gute Portion Kletterfertigkeit verlangen. Wer's ein wenig gemütlicher liebt und dazu einen der schönsten Panorama-Höhenwege im Gesäuse erleben möchte, sollte den anspruchsvollen aber markierten Pfad von der Ennstaler Hütte nach Westen unter die Bergschuhe nehmen. Man kann dabei ohne größere Schwierigkeiten die Tieflimauer „mitnehmen“ – das steinerne Teufel wartet allerdings auch mit unerwartet schwierigen Durchstiegen in den West- und Südabstürzen auf! Am Wandfuß des **Kleinen Buchsteins** scheiden sich dann die Geschmäcker: hinunter ins Mühlbachtal oder in die Buchau – oder hinauf? Obwohl dem „Kleinen“ gerade ein „Eitzel“ zum Zweitausender fehlt, gilt er doch als einer der schwierigsten Gesäuseberge – der leichteste Zustieg (durch die schottrige Nordflanke) ist immerhin noch ein „Zweier“. Die vielleicht schönste Route im unteren Schwierigkeitsbereich vermittelt der Westgrat (II+); durch die Nordwand leiten aber auch Fünfer- oder Sechserführen auf den Gipfel, der nur aus einer schräg aufgestellten Steinplatte besteht. Als Heinrich Heß 1877 zum ersten Mal auf seinem etwas niedrigeren Ostgipfel stand, versuchte er zum Entsetzen seiner Begleiter, diese 80 Grad geneigte Platte mittels Klimmzug auch noch zu überlisten – er brachte den Kopf gerade noch über die Kante, der höchste Punkt selbst blieb jungfräulich, bis ihn sieben Jahre später Emil Zsigmondy endgültig eroberte...

So schön und wild die Buchsteingruppe auch sein mag – der Hauptdarsteller um Gstatterboden ist sie nicht. Der Hauptdarstel-

ler im Gesäuse ist und bleibt die **Hochtorgruppe**, deren mehr als fünf Kilometer lange Nord- und Nordwestwandflucht von den Gipfeln der Planspitze (2117 Meter), der Roßkuppe (2154 Meter), von Dachl (etwa 2200 Meter) und vom gespaltenen Doppelgipfel des Hochtors, dem mit 2369 Metern höchsten Punkt der Ennstaler Alpen, vom Festkogel (2269 Meter) und vom Großen Ödstein (2335 Meter) geschlossen gegen das Ennstal hin abstürzen! Diese Riesenmauer – die reinen Wandhöhen oberhalb der Schuttkegel messen zwischen 500 und 800 Höhenmeter! – bildet das absolute Schaustück der Gesäuseberge, ein Alpenmotiv, das man durchaus in einem Atemzug mit der Dachstein-Südwand, der Laliederwand oder der Watzmann-Ostwand nennen kann.

Wenn wir in Gstatterboden wieder in den Zug steigen und weiter Richtung Admont fahren, entfaltet sich die ganze wilde Schönheit dieser Wände vor unseren Blicken: Als erste beherrscht die 600 Meter hohe Nordwand der **Planspitze** den Talboden von Gstatterboden. Der Wiener Eduard Suchanek kletterte im Juli 1885 hinter seinem niederösterreichischen Führer Inthaler erstmals durch diese charakteristisch strukturierte Mauer auf den Gipfel. Den schönsten unter den leichten Durchstiegen fand allerdings 15 Jahre später Eduard Pichl: „Während der biedere Daniel Inthaler etwas phantasielos, aber kerzengerade emporsteigt und auch die Nässe des Kamins in Kauf nimmt“, schrieb der Gesäusekenner Kurt Maix über seine Vorgänger, „macht Eduard Pichl, der von Fritz Panzer begleitet ist, einen – Pichlweg. Das heißt: er sucht sich aus der Wand die leichtesten und schönsten Stellen aus, reiht sie aneinander, quert, steigt wieder an, quert wieder – fast die ganze Wandbreite – und kommt zuletzt fast auf dem Gipfel aus der Wand. Die Planspitze-Pichlführe ist ein Musterbeispiel alpiner Spürnase.“ Auf ähnliche Weise hat die „Spürnase“ übrigens auch in etlichen anderen Alpenwänden – zum Beispiel in der Dachstein-Südwand oder im Karnischen Hauptkamm – leichte und mittelschwere Durchstiege erschlossen. Daneben war der spätere Hofrat Pichl Funktionär beim Alpenklub und im Alpenverein, Verfasser des berühmten Nachschlagewerks „Wiens Bergsteigertum“ – aber auch der radikal großdeutsch und anitsemitsch eingestellte Führer des paramilitärischen alpinen „Wehrturnvereins“ und sehr maßgeblich am berüchtigten „Arierparagrafen“ des D.u.Ö.A.V. beteiligt...

Politisch toleranter waren da offenbar die „Bergvagabunden“ der Dreißigerjahre, die in den Zeiten der Wirtschaftskrise wochenlang auf der Haindlkarhütte hausten. Diese winzige, unter einen glatten Felsblock hineingebaute zweite Haindlkarhütte – das erste, 1923 eröffnete Schutzhaus der AV-Sektion „Reichenstein“ wurde gleich im Einweihungsjahr von einer Staublawine davon-geblasen; der dritte, den heutigen Erfordernissen entsprechende Bau wurde 1960 knapp oberhalb errichtet – liegt mitten in der rauhesten Gesäuselandschaft, im chaotischen Durcheinander von Schotterhalden, latschenbewachsenen Blockstürzen und (meist) ausgetrockneten Bachbetten direkt unter den atemberaubenden, fast erdrückend schönen Steilwänden. Heinrich Heß empfand das Haindlkar immer als etwa Bedrohliches, wohl nicht zuletzt deshalb, weil er sich mit seinen Gefährten einmal beim

Zustieg zum Peterpfad ordentlich verhaute: „Was das nun für eine Klettertour war, mag daraus erhellen, dass wir zu einer Wand von höchstens 1000 Fuss volle vier Stunden waghalsigsten Klimmens benöthigt hatten und zum Schlusse nur um ein Haar einer Katastrophe entkamen. Jeder Zoll breit musste erobert werden, wir bezeichneten den Weg thatsächlich mit dem Blute unserer Hände und Kniee; das losbrechende Gestein zeigte uns fortwährend den Weg in die Tiefe...“

## Gefahr am Peterpfad

Dieser Peterpfad vermittelt auch heute noch geübten Bergsteigern, die ausgesetzte Einser- und Zweierstellen beherrschen und 1000 Meter Tiefblick nicht scheuen, den eindrucksvollsten Durchstieg mitten durch die prallen Wandfluchten. Aus der düsteren Schlucht unterhalb der Roßkuppe klettert man über gut gestuftes Gelände zu den sogenannten „Gamsgärten“, unerwartet grünen Rasenbändern am Ansatz des aus der Wand vorspringenden Pfeilers, der den Weiterweg vermittelt. „Die einzige Gefahr, welche uns bei der Begehung des Peterpfades droht, sind die zumeist von Gamsen in Bewegung gesetzten und gleich Geschossen aus luftiger Höhe herabsausenden Steine“, warnte schon Heß. Da es damals natürlich noch keine Steinschlaghelme gab, riet er gleich zu tiefergehenden Sicherheitsvorkehrungen: „Es empfiehlt sich deshalb hier, einen Schuss abzufeuern, um die flüchtigen Thiere zu vertreiben.“ – Die heikelsten Wegpassagen wie der berühmt-berüchtigte „Ennstalerschritt“ knapp unter dem Ausstieg in die Petermscharte wurden 1980 mit 13 Ringhaken ein wenig entschärft – aber nicht versichert: jeder Ungeübte sei gewarnt vor der Kletterroute mit dem irreführenden Namen „Pfad“; es hat hier – wie auch auf dem bereits erwähnten Wasserfallweg – bereits Todesopfer gegeben.

Für Nur-Wanderer mußte das Haindlkar bis vor kurzem eine Hüttenwanderung hin und retour bleiben. Abgesehen von einem neu angelegten Steig über die Gsengscharte ins unterste Johnsbachtal hinüber gibt es hier kein Fortkommen mehr, ohne Hand an den Fels zu legen. Für „Extremwanderer“ bietet sich zwar noch der mit Leitern und Drahtseilen versicherte „Bergführersteig“ hinüber zu den Einstiegen in die Planspitzen-Nordwand an; ansonsten sperrt die Mauer der Hochtorgruppe alles ab.

Der erste Tourist, der sich aufs **Hochtort** wagte, war ein gewisser **Wilhelm Schleicher** aus dem niederösterreichischen Städtchen Scheibbs. Um 1866 oder schon früher – das genaue Datum ist er uns leider schuldig geblieben – stieg er mit einem Hiefilauer Bauern über den Handhabenriegel, einem Vorbau des Zinödls, dem Berg seiner Träume entgegen. Schleicher, der schon etliche obersteirische Berge wie etwa den Pyrgas, den Pölsenstein oder den Griesstein in den benachbarten Niederen Tauern erobert hatte, wußte offenbar herzlich wenig von dem, was ihn da erwartete. Allein sein Zustiegsweg zum „angeblich 7212 Wr. Fuss“ hohen Hochtort stellt eine Tagestour für sich dar, und beim Abstieg nach Johnsbach war er mit seinen Begleitern höchst



Foto: Ewald Putz

überrascht, „ein schönes grünes Thal mit üppiger Vegetation, besonders blumenreichen Wiesen vor uns zu sehen; den verschiedenen Beschreibungen in Büchern zu Folge, hatten wir eine Steinwüste erwartet.“ Mit einiger Sicherheit feierte er seinen Gipfelsieg (mit einem Schnee-Schnaps-Gemisch) auch gar nicht auf der Hochtornspitze, sondern schon auf dem 64 Meter niedrigeren Vorbau der Gugel, über deren Bänder heute der versicherte Josefinenstein führt.

Wirklich oben standen erst die beiden Grazer Professoren Johannes Frischauf und Franz von Juraschek im Sommer 1871. In der Folge wurden alle übrigen relativ leichten Routen zum Gipfel hinauf versucht – 1884 der Roßkuppengrat durch Heß und Gefährten, im gleichen Jahr der Hochtorn-Ödsteingrat durch Otto Fischer, Luis Friedmann und Emil Zsigmondy, oder 1893 der Ostgrat, der „Roßschwefel“ über dem seltsam gebankten Teller-sack-Kar, vom Erforscher der Schladminger Tauern, Hans Wödl. Schließlich lenkte sich das Interesse auf das „Fragezeichen“ der Nordwand. Allein schon an der Frage, ob ihre Durchsteigung möglich wäre, schieden sich die Geister – Heß beispielsweise hielt es für machbar, Zsigmondy wieder nicht.

Den Streit der Expertenmeinungen beendeten Heinrich Pfannl, Thomas Maischberger, Theodor Keidel und Viktor Wessely am 11. Oktober 1896, als sie die „furchtbaren Steilwände“ in zwei getrennten Seilschaften – zuletzt noch in einem Wettersturz! – durchkletterten. „O Berg, balle nur deine Riesenfaust fest um uns“, beschrieb Pfannl 32 Jahre später seine damaligen Gefühle. „wir finden doch durch...“ – Jahrelang galt der „Pfannlweg“ durch die Hochtorn-Nordwand als Aufnahmeprüfung in die „Hochschule der Wiener Kletterer“, wie das Gesäuse gern genannt wurde; die alte Route durch den „Kreuzkamin“ (in diesem Schlund sammelt sich alles, was irgendwo aus dieser Wand herunterfällt...), über das „Fliegenband“ und die „Maischberger Fasseln“, wie ihr Erstbegeher die ausgebauchten Felsbuckel respektlos taufte, zählt noch heute zum Standardprogramm jedes Gesäusekletterers. „Es ist, als ob ihre Würde und Großartigkeit durch die vielen schweren und schwersten benachbarten Kletterrouten nur gewannen“, versuchte Kurt Maix ihren Zauber einmal zu charakterisieren. „Weder die Roßkuppenkante, noch die Dachlwand, ja nicht einmal die Dachl-Roßkuppen-Verschneidung, die „Todesverschneidung“, konnten der Hochtornwand die Krone ihrer Ehrfurcht einflößenden Würde rauben.“. Das war 1955, und es hat sich bis heute nichts an dieser Feststellung geändert.

Was sich im Lauf der Zeit geändert hat, war die Entwicklung der Bergsteigerei. Ein bißerl später als anderswo kamen manche Entwicklungen ins Gesäuse, manches hat sich nicht so vehement durchgesetzt – andererseits waren aber Winterbegehungen wie die des Großen Ödsteins und des Reichensteins durch Emil Zsigmondy und Carl Diener im Jahre 1882 ihrer Zeit weit voraus! Das Führerwesen hat sich seltsamerweise im Gesäuse nie richtig entwickelt. Zwar kam die Forstverwaltung den Herren aus Wien entgegen, „indem sie bereitwilligst, über Ansuchen, ihre Bediensteten mitschickt“, wie Heß erwähnte. Der erste Tourist auf dem Großen Ödstein (und der dritte auf dem Reichenstein),

Johann Pöschl, tauchte 1877 mit dem Berchtesgadener Kederbacher (Johann Grill), dem späteren Erstersteiger der Watzmann-Ostwand, im Gesäuse auf, während der Wiener Eduard Gerstenberg bei einer Ödstein-Besteigung im Jahre 1881 die Führerdienste eines Halterbuben in Anspruch nehmen mußte. Andere wie die vermögenden Gebrüder Max und Guido Mayer engagierten 1910 gleich die berühmten Dolomitenführer Angelo Dibona und Luigi Rizzi für die Eroberung der Ödstein-Nordwestkante (einer Tour, die ein Jahr darauf das Freiklettergenie Paul Preuß mit Paul Rely mit einer Wegänderung versah!).

## Die Zeit der Wiener Schule

Es folgte die große Zeit der sogenannten „Wiener Schule“, wie die Kletterszene aus dem Dunstkreis der Donaumetropole gern, aber ungenau genannt wurde. Karl Poppinger, der Routentüftler, kam ins Haindlkar, Sepp Brunhuber, dem besondere Qualitäten als Hüttenkoch nachgesagt wurden, der gitarrespielende Alpin-Münchhausen Hans Schwanda, der Bergsteiger-Maler Gustav Jahn oder der Neutouren-Weltmeister Hubert Peterka, um nur ein paar ihrer bekanntesten Vertreter aufzuzählen. Da wurden Blödel-Olympiaden in der Haindlkarhütte abgehalten, es gab einen mörderisch weiten „Haindlkarschritt“ von der Türschwelle zur Hüttenbank (wer den schaffte, war reif für alle Nordwände!); besonders Verwegene wagten den „Todessprung“ von der Terasse mitten hinein in die Brennesseln (dort lag eine Münze versteckt) oder versuchten, die „Blitzableiterroute“, den „geheimen Siebener“ am Hüttenblock über dem Blechdach, zu bezwingen. Wie in einer Kommune teilten die Extremen ihre karten Lebensmittel und fabrizierten so gewagte Menüfolgen wie Schwammerl mit Heringssalat, Palatschinken mit Senf oder den berühmten „Grenadiermarsch“, ein „Restflessen“ mit nachhaltigen akustischen und aromatischen Folgen... Nicht einmal eine Markierung wies damals zur Hütte hinauf, – warum auch? Die Kletterer, für die sie gedacht war, fanden auch so ins Haindlkar. Und Kletterer gab's in der Arbeitslosenzeit soviele wie nie zuvor! Der abendlichen Hüttengaudi gingen meist ausgefüllte Tage voran. „Das letzte im Fels“ zu überwinden, galt die Devise – und dazu waren schließlich auch im Gesäuse Mittel recht, die, im Wilden Kaiser schon gang und gäbe, das Gesicht konservativer Wiener nur mit Zornesröte füllten: Am 17. August 1925 trieben Karl Sixt und Fritz Hinterberger zum ersten Mal eine für damalige Verhältnisse unglaubliche Zahl von Haken – exakt acht Stück – in die Felsen der Roßkuppenkante; sogar einen Seilquergang führten sie bei ihrer Erstbegehung durch. Mitte der Dreißigerjahre rückte der Grazer Raimund Schinko der düsteren Verschneidung zwischen dem Dachl und der Roßkuppe schon mit Klettergürtel und Sitzbrett zu Leibe. Als Fritz Kasperek im April 1936 – keine sechs Wochen nachdem er mit Richard Reinagl und Eilfriede Körner (!) die Roßkuppenkante erstmals unter winterlich-vereisten Verhältnissen bezwungen hatte – die „Todesverschneidung“ anging, fand er in einem Hollerbusch auf halber Höhe einen Zettel mit der Aufschrift: „Jene Seilschaft, die bis hierher kommt, hat einen Bergkoller. Aber diejenigen, die den Gipfel

Mit der „Dachl-Komplizierten“  
wurde im Gesäuse erstmals  
der VI. Grad überschritten.

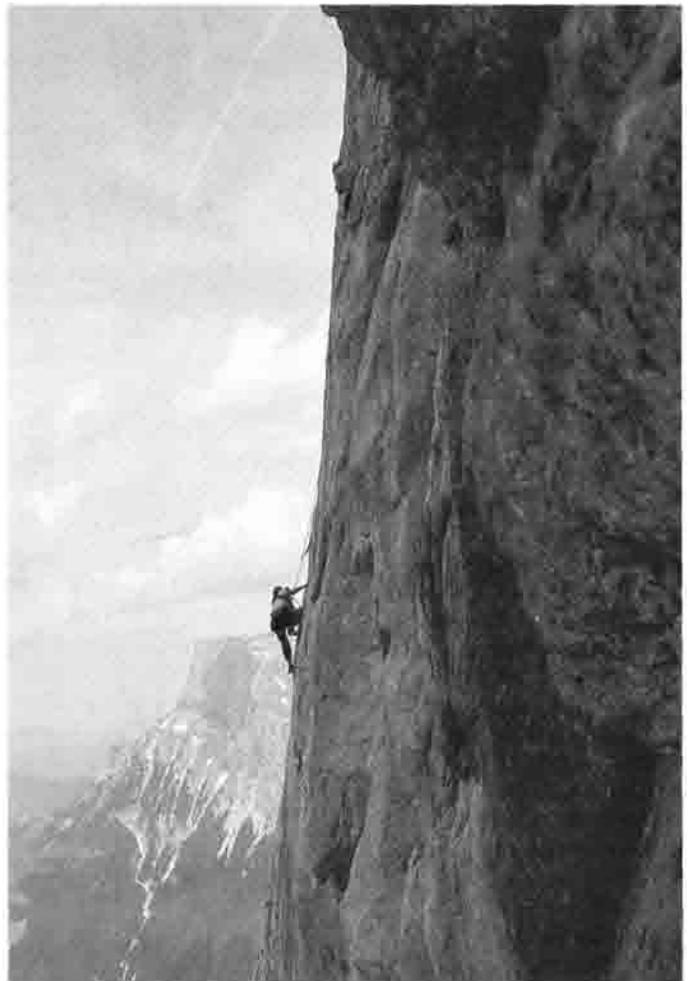
Foto: Ewald Putz

erreichen sollten, das sind zwar die Besseren, aber auch die Dümmeren.“ Kasperek mußte nach zwei Tagen aufgeben, da er in Innsbruck einen Vortrag zu halten hatte; – und einen Monat später war der Schreiber dieses Zettels selbst einer der „Dümmeren“: Das Klettergenie Schinko hatte das Problem mit seinem Partner Fritz Sikorowsky in viertägigem Ringen gelöst! Die Todesverschneidung galt daraufhin lange Zeit als das Nonplusultra im Gesäuse – als einzige Route dort war sie damals mit VI+ bewertet worden. Ihre zweite Begehung (durch Karl Lukan und Leo Kožel) erfolgte erst 1947!

Den Gipfel in der Entwicklung der Kletterei erreichten die Gesäuse-Kraxler allerdings an einem Berg, der eigentlich gar keinen Gipfel besitzt: am **Dachl**. Es handelt sich dabei um ein ebenmäßig geneigtes Gratstück zwischen der Roßkuppe und dem Hochtör, die nach Süden eine riesenhafte, von hunderten Karrenrinnen zerpflegte Kalkplatte zeigt, nach Norden aber mit den übermächtigsten und glattesten Wandabbrüchen, die es über der Enns zu bewundern gibt, abstürzt. Drei „Generationen“ von Kletterern hat das Dachl bereits unweigerlich in seinen Bann gezogen: 1931 fand die Salzburger Seilschaft Hugo Rößner, Karl Moldan und Sepp Schintlmeister in vier Tagen und unter Einsatz aller damaligen Erkenntnisse der Seiltechnik, von Haken, Seilschlingen und Sitzbrettern einen Weg durch die Dachl-Nordwand, 1933 gelang dem Duo Kasperek-Schinko die erste Begehung der Westverschneidung, 1935 fiel die Nordwest-Kante (Poppinger/Pfiel) und 1940 wurde die Wand schließlich auch im Winter bezwungen (Moog/Skrivan).

In den Fünfziger- und Sechzigerjahren stand die Dachl-Nordwand ganz im Zeichen der hakentechnischen Kletterei. 1963 erreichte diese Entwicklung mit der viertägigen Eröffnung des „Hermann Buhl-Gedächtnisweges“ durch Klaus Hoi – er ist heute Ausbildungsleiter der österreichischen Bergführer – und Hugo Stelzig ihren Höhepunkt: In insgesamt 188 Stunden nagelten sich die beiden mittels 150 Normal- und 35 Bohrhaken sowie 13 Holzkeilen auch über die größten Steinwülste nach oben. „In manchen Augenblicken habe ich nur daran gedacht durchzukommen, um vor dieser Wand Ruhe zu haben“, schrieb Klaus Hoi ins Tourenbuch. „Viel öfter aber habe ich mich zufrieden und wohl gefühlt in dieser wilden Wand, der mein ganzes Denken galt.“ 1969 schaffte er mit Walter Almberger nach neun Versuchen den „Berglandriß“ rechts neben der Roßkuppenverschneidung – ein hakentechnisches Meisterstück. Mit der Nordwestwand-Führe (1971 mit Hugo Stelzig und Lois Dengg) und der „Dachl-Komplizierten“ (1977 mit Hugo Stelzig) löste er sich von den Rissen und Verschneidungen und versuchte, in den Platten den Spuren des Wassers zu folgen. Mit nur wenigen Stellen künstlicher Kletterei fügte er in der Nordwestwand alle irgendwie frei zu bewältigenden Stellen aneinander; in der „Komplizierten“ überschritt er erstmals im Gesäuse den VI. Grad.

In der Zwischenzeit wurde langsam, aber sicher auch das Sportklettern im Gesäuse modern, wobei jedoch immer die Suche nach weiterem Neuland im Vordergrund stand. Der Wiener Christian Enserer schaffte die ersten Rotpunkt-Begehungen der Dachl-Diagonale (eröffnet 1956 von Scheiblehner/Gollmaier)



und der Nordwestwand; die „Todesverschneidung“ wurde von den Gebrüdern Gruber „gepunktet“. Die ganz neuen Routen, zum Beispiel der „Husarenritt“ der Gebrüder Grieser durch die Dachl-Nordwestwand oder auch weiter drüben in der Planspitzen-Nordostwand („Flammen der Jugend“, Roman und Ernst Gruber) erreichten nun den VIII. Schwierigkeitsgrad.

## Kein Klettergarten

Ein Klettergarten sind die Wände um das Hochtör trotzdem nicht geworden. Die berüchtigten Wetterstürze (auf das Pfingst-Gewitter kann man sich beispielsweise getrost verlassen!), der ernste Charakter des hohen Felszirkusses und nicht zuletzt die langen, oft durch Schrofen und Schluchten führende Einstiegshatscher werden immer wieder unterschätzt: „Alpine Erfahrung und bergsteigerisches Gespür stehen zwar nicht konträr zum alpinen Sportklettern in den oberen Schwierigkeitsgraden“, meint dazu der Gesäusespezialist Kurt Schall, „in den Wänden von Dachl, Roßkuppe, Hochtör und Planspitze sind sie aber Grundvoraussetzung.“

1982 kletterte der Salzburger Thomas Bubendorfer eine „Superlative“ durch die Dachl-Nordwand, eine Kombination der „Philipp-Verschneidung“, der Dachl-Komplizierten und des direkten Ausstiegs aus dieser Route; alles vom VI. Grad aufwärts – und das allein, nur mit leichtem Gepäck und einem kurzen Seil.

Daß im Gesäuse auch gesteigertes technisches Können und ein Selbstvertrauen, das anderen nicht unbedingt empfohlen sei, keine Versicherung gegen Angst sind, hat er dabei recht ehrlich

dokumentiert: „*Meine Unerschrockenheit wich spätestens nach dem großen, nassen, brüchigen, dreckverschmierten Höhlenüberhang, als ich auf einer bröseligen, schlüpfrigen, handbreiten Leiste stand, mit den Fingern im nassen Lehm mein Gleichgewicht haltend, mit Fersen, die so unkontrollierbar zitterten, als gehörten sie nie im Leben zu mir... Ich war wie ein Kind. Irgendwann würde die brüchige Leiste wegbrechen; langsam, aber sicher. Und ich wußte, dann würde ich 100 Meter frei durch die Luft fallen, das kurze weiße Seil wie eine Schlange hinter mir nachreißend. Der Aufprall unten würde weh tun, kurz nur, aber sehr weh. Und wie die Kinder, so hatte ich besonders vor diesem einzigen Schmerz Angst. Ich wußte, nachher würde ich nichts mehr spüren, nachher, nach diesem Aufprall, würde alles vorbei sein. Ich würde nie wieder etwas machen, nicht mehr lachen, lieben, reden, laufen – nie wieder! Und ich hatte Angst.*“ Angst, wie sie schon 115 Jahre zuvor Heinrich Heß gespürt hat, als beim Peternpfad-Verhauer das Rasenband unter ihm nachgab... Die Routen haben sich geändert, die Schwierigkeiten, das Können und die innere Einstellung zum Bergsteigen, – aber die Berge sind die gleichen geblieben. Und mit ihnen die Spielregeln, die sie vorgeben.

## Johnsbach

Unter all dem Philosophieren haben wir natürlich schon längst wieder die nächste Bahnstation erreicht. „Johnsbach“ verkündet das Schild über der hölzernen Haltestelle – von einem Dorf ist allerdings weit und breit nichts zu sehen: Die Ansiedlung selbst liegt etwa fünf Kilometer weiter südlich im langgestreckten hinteren Johnsbachtal. Die unscheinbare Abzweigung von der Gesäusestraße hält nur zu leicht davon ab, auch diesem Graben eine Besuch abzustatten – vielleicht ist das der Grund dafür, daß uns Johnsbach als eines der schönsten, liebenswertesten und ursprünglichsten Alpendörfer erhalten geblieben ist?

Eine Fußwanderung durch das Johnsbachtal – der nett angelegte Steig berührt nur in zwei Ausnahmefällen kurz die 1872 angelegte Straße – steht den Bergtouren an Eindrücken kaum nach: Gemütlich spazieren wir in den düsteren Einschnitt zwischen dem schroff verwitterten Ödstein und dem Admonter Reichenstein, wenn wir uns umdrehen, bietet sich uns noch einmal der Prachtblick über die gesamte Riesenmauer des Hochtorzuges. Dann begrenzen beiderseits die unglaublich zerfurchten Dolomitflanken des Öd- und Reichensteins das Durchbruchstal, Türme, Nadeln, Zinnen und wüste Schuttgräben, über deren Grund die beiden Gipfel in immer neuen Perspektiven auftauchen. Hier finden wir versteinerte Gestalten aus dem Johnsbacher Sagenschatz – den „Amtmannsalgen“, den der Teufel für einen stiftischen Verwalter gebaut haben soll, den wundersamen „Helleten Stein“, der in der Finsternis leuchten soll (aber eher ein „hallender“, ein Echo-Stein ist), den „buckligen Schneider“ und den „versteinerten Schulmeister“, den „Totenwächter“, das „Schneewittchen“ und die „Sennerin“ mit ihren steingewordenen Schweinderln... Beeindruckt zeigte sich anno 1811 auch der Reiseschriftsteller *Franz Sartori* von der pittoresken Szenerie:

„*Ich habe das steinbelastete Thal von Mödling gesehen; ich war in den Felsschluchten des österr. Oetscher und des steyerländischen Natterriegels; ich habe die furchtbaren Salzthäler durchwandert, und die gräßliche Straße von Eisenerz in die Radmer; ich habe den grausen Weg von Salzburg über Golling und über den Radstädter Tauern gemacht; ich bin endlich – um alles auf einmal zu sagen – zwischen den Felsschlünden des Königssee's, und im Thale der Eiskapelle in Berchtesgaden gewesen; aber ich habe nirgends die schreckliche Zerstörung, das gräßliche Umherliegen der Felsentrümmer, die zackigen, ausgewaschenen, nackten und starrenden Felsengipfel, die Pyramiden und Säulen und Schäfte, die zertrümmerten Trophäen und Statuen der Natur gesehen, wie ich sie in diesem Thale sah...*“

Wenn wir den kurzen Tunnel am Ende des Durchbruchs durchqueren, stehen wir gleich darauf in einer anderen Welt: Die riesenhaften Kalkburgen, die scharfen, schartigen Schneiden der Pfarrmauer (vom Reichenstein herunter) und des Kirchengrats (Richtung Ödstein) sind hinter uns – das Tal hat sich geweitet und wird plötzlich von ruhigen, bis hoch hinauf bewaldeten Schieferbergzügen begrenzt. Ein paar Häuser scharen sich um den Donnerwirt, daneben und etwas abseits steht die kleine, im Urbau 1311 errichtete Bergkirche.

Der Friedhof um das Kirchlein hat traurige Weltberühmtheit erlangt. Hier liegen viele der im Gesäuse verunglückten Bergsteiger begraben – bis heute sind es etwa 430 Menschen, die in den Kalkbergen hier umgekommen sind. Erschütternde Inschriften lassen vor uns die alpinen Tragödien erstehen: „Erfroren in einem elementaren Wettersturz am Ödstein“, „Erschlagen am Scheiblingstein“, „Abgestürzt am Kleinen Buchstein“ und immer wieder die Namen von Totenköpfl und Roßkuppe... „Es gibt viele Wege zu Gott“, steht auf einem der Grabsteine, „Seiner führte über die Berge“.

Darüber läßt sich auf dem Weiterweg in den hinteren Talgrund lang meditieren. Die Gesäuseberge, allen voran der prächtige Ödstein und der von hier aus als Spitz erscheinende Reichenstein, haben wir schon ein wenig hinter uns gelassen. Da streift unser Blick eher über den klaren Bach mit seinen bunten Kieselsteinen, das kleine Hochmoor in den sauren Wiesen der Schattseite und hinüber zu den verstreuten Bauernhöfen. Das Stift Admont betrieb hier seit Menschengedenken Bergbaue – gefördert wurden u.a. Blei, Silber, Kupfer, Quecksilber und Kobalt -, sie brachten den Knappen bescheidenen Wohlstand (und manchmal wohl auch Übermut, wie die Legenden berichten), bis die Gruben 1871 endgültig stillgelegt wurden. Geändert hat sich im Verlauf der Jahrhunderte nur wenig im Johnsbachtal; das Leben war karg und ging seinen Gang im Rhythmus der Jahreszeiten.

Johnsbach ist auch Ausgangspunkt zu den stilleren Gebieten der Ennstaler Alpen. Wer vom Köblwirt, dem alten Bergsteiger-Stützpunkt, auf dem Heißhütten-Weg am Wolfbauern-Wasserfall vorbei ins Herz der Hochtorgruppe wandert, kann auf dem unteren Koderboden auch links abzweigen und durch das **Schneeloch** aufs Hochtorn steigen. Dieser älteste Anstieg wird wenig begangen, führt aber in eine der interessantesten Gesäuselandschaften: Überragt von zerschründeten Kalkbänken und

Foto: Willi End

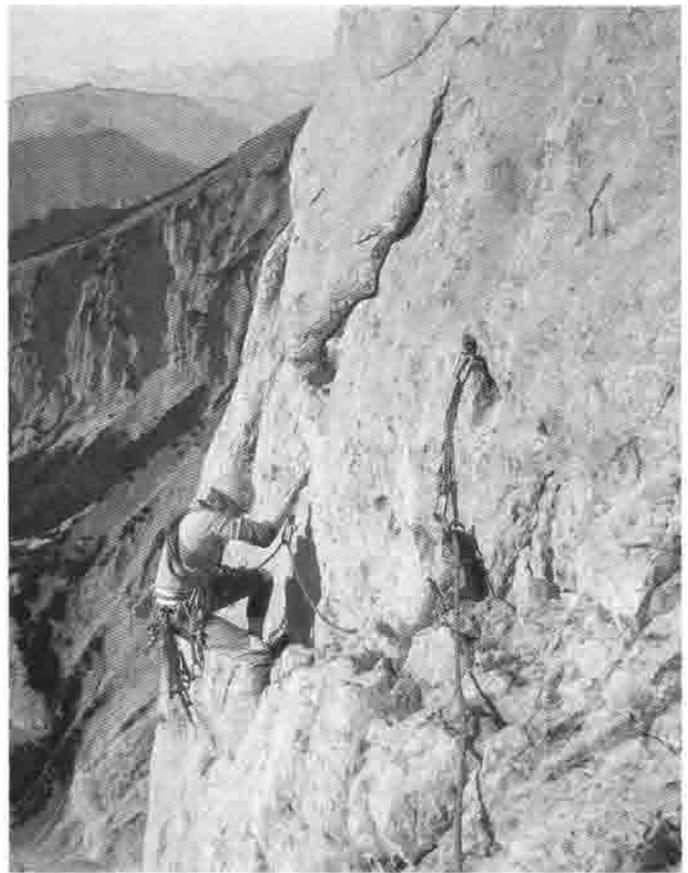
einem schlanken Felsturm, der allen Gesetzen der Schwerkraft zu spotten scheint (von der anderen Seite her entpuppt er sich allerdings als gratartiger Vorbau des Festkogels!) glitzert hier ein Ewigschneefeld im Kar; und die Route führt über anregende Steinstufen luftig und aussichtsreich dem neuen Gipfelkreuz entgegen. Auch die Skibergsteiger wissen die eher versteckte Südseite des Festkogels zu schätzen; die Kletterer haben vor allem durch die Festkogel-Südwand etliche schwierige Routen gelegt.

Oder wir wandern von der Heßhütte aus nach Osten, über den „Sulzkarhund“ (einem Sattel mit einer sagenhaften Felsfigur, die aber eher einem sitzenden Frosch ähnlich schaut) ins einsame **Sulzkar**, ins Almland zwischen dem Heßhütten-Hausberg Zinödl (2191 Meter) und der kaum besuchten Gruppe der Jahrlingmauern. Ein winziger, stiller See unter Wetterfichten spiegelt die gebankten Felswände und die Schutthalden über den Almmatten wider; die im Sommer noch bewirtschaftete Sennhütte lädt zur Rast ein, und weiter unten, dort, wo das Sulzkar den Hartelsgraben erreicht, stürzt kaltes Karstwasser in Kaskaden aus der Wand. Ein ganz anderes Geräusch finden wir hier, Lichtjahre entfernt vom Kletterbetrieb im Haindlkar oder den „klassischen“ Landschaftskulissen über der Enns.

In den **Jahrlingmauern** selbst herrscht seit jeher die Stille. Die Stadelfeldschneid (2092 Meter), die Gsuchmauer (2116 Meter), das Hochhäusl (2026 Meter), die Seemauer (1978 Meter) oder der Haselkogel (1875 Meter) über dem Almgebiet um den Hüpflingerhals und den Neuburgsattel sahen immer schon mehr Gamsen und Weidevieh als Menschen. Wie unbedeutend dieser Gebirgsteil den Bergsteigern erscheint zeigt die Tatsache, daß ihm selbst der penible „Heß-Pichl-Führer“ nur ganze zwei (von 387) Seiten widmete!

Wesentlich bekannter wurde die westliche Umgebung von Johnsbach, die **Reichensteingruppe**. Mit dem 2251 Meter hohen Admonter Reichenstein prägt die Gesäuse-Bergwelt noch einmal einen ihrer markantesten Vertreter und einen ihrer umworbenen Gipfel. Wie der Kleine Buchstein oder der benachbarte Ödstein besitzt auch dieser stolze Dreizack keinen leichten „Normalweg“ – „mehr gefährlich als schwierig“ weist ihn der Gesäuseführer lakonisch aus. Die östlich vom berühmten Totenkopf (2184 Meter) und westlich von der Admonterspitze flankierte Gipfelkuppe bietet nach allen Seiten hin schroffe Wandabstürze. Am 23. Juli 1873 erreichten Juraschek und Frischauf wie schon zwei Jahre zuvor das Hochtor mit ihrem St. Lorenzener Führer Krachler diesen Gipfel; 1882 standen Zsigmondy und Diener unter winterlichen Verhältnissen oben – zwei Tage bevor sie auch den Ödstein über den vereisten Kirchgrat bezwangen. Emil Zsigmondy durchstieg mit Luis Friedmann 1884 auch erstmals die Nordostwand, Robert Hands Schmitt modifizierte diesen Weg vier Jahre später mit dem Führer Daniel Inthaler. 1885 kam es zum ersten schweren Unglück am Reichenstein, als die Wiener Josef Herzmann und Adolf Kupfer beim Versuch, das Totenkopf zu erklimmen, tödlich abstürzten – unten am Normalweg erinnert noch ein Kreuz an sie...

Das Haindlkar des Reichensteins heißt Gofersgraben. Da wie dort



bot ab den Zwanzigerjahren eine kleine Hütte den Bergsteigern Unterschlupf, da wie dort führen nur Kletterrouten aus dem Talgrund nach oben – doch das Gebiet um die idyllische Goferalp blieb das unbekanntere von beiden. 1929 kletterten Hubert Peterka und Fritz Proksch von hier aus über den Nordostpfeiler auf den Reichenstein und eröffneten damit die damals schwierigste Route im Gesäuse. An Peterka, der bald als wandelndes Gesäuse-Lexikon galt und der für sein Monstermanuskript über die Gesäuseerschließung (jede Tour war säuberlich bis zur dritten Begehung vermerkt!) zeitlebens keinen Verleger fand, erinnert heute ein schlichter Gedenkstein bei der Goferalp.

Die weite Halde des Goferschütt, aus dem der Bach seine Unmengen Sand für den Unterlauf bezieht, und die furchtbar brüchige Wildscharte leiten über zum westlichen Anhängsel des Reichensteins, zum Sparfeld-Massiv (2247 Meter) und zum Admonter **Kalbling**. Gerade dieser 2196 Meter hohe Vorbau, von Süden als unnahbares Horn erscheinend, von Westen her auch für die Halbschuhtouristen ohne Gefahr erreichbar, avancierte zu einem der bekanntesten Gesäuse-Kletterberge. Der Grund dafür: In seiner meist festen, erst spät im Jahr verschneiten und bald im Frühjahr wieder ausapernden Südwand herrscht fast durchgehend Saison! Außerdem wurde von Admont herauf eine Mautstraße gelegt, die den Damen und Herrn Sestogradisten und Genußkletterern die Mühen des langen Zustiegs erspart... Vom elegant geschwungenen Südgrat (erstbegangen 1922 durch Horeschovsky/Pielko) bis zur herrlichen, aber kraftraubenden Dengg-Führe (1971 durch Alois Dengg), von der altehrwürdigen Südwandschlucht (1902 durch Schwenk/Greenitz) bis zu den „Über-Routen“ der jungen Sportkletterer bieten die zwei- bis dreihundert felsigen Höhenmeter des Kalblings so ziemlich alles an Kletterglück.

Um dem Sonntagsbetrieb um die Klinkehütte zu entkommen, muß man allerdings nicht unbedingt in die Steilwände flüchten: Einen aussichtsreichen Spaziergang bieten der Besuch des Lahngangkogels (1778 Meter) im Süden der Reichensteingruppe oder der grüne Spielkogel, der 1731 Meter hohe Hausberg der Mödlinger Hütte. Der Übergang zwischen beiden Hütten und dessen neu erbauter Zustiegsweg durch die Flitzenbachschlucht (von Süden her) gehören zu den lohnendsten Wanderungen in den Ennstaler Bergen. Geübte Bergwanderer, die etwas Besonderes suchen, seien wieder auf den Riffelgrat verwiesen, auf den luftigen, aber markierten Kamm zwischen dem Kreuzkogel (2011 Meter) und der Riffel (2106 Meter), westlich an das Sparafeld anschließend. Soldaten bauten während des Zweiten Weltkriegs einen „heimlichen“ Steig von der Klinkehütte zur lieblich gelegenen Scheiblegger Hochalm hinauf – wer in der Landkarte etwas mit schwarzen Punkten ohne rote Linie daneben etwas anfangen kann, wird ihn noch finden und in eine Rundtour einbinden...

## Gesäuse – Eingang

Wir aber steigen ein letztes Mal in den Waggon, verlassen die Station Johnsbach und lassen uns dem letzten Höhepunkt unserer Bahnreise entgegenschaukeln: Rechts mündet der enge Bruckgraben in die Gesäuseschlucht, von links der schottrige Gofergaben, – und dann rattern wir wieder über eine Ennsbrücke (rechts sitzen!): Unter uns wälzt sich die Wassermasse der Enns aus dem eingezwängten Flußbett zwischen dem Himbeerstein und der Haindlmauer, den beiden Torwächtern des „Gesäuse-Eingangs“. „Mit unglaublichem Getöse überstürzen die donnernden Wogen die mächtigen Felsblöcke“, notierte Heinrich Heß, „– dem Auge ein prächtiges Bild gewährend.“ Hier ist das ewig erregende Schauspiel der gegeneinander kämpfenden Elemente noch ohne Beeinträchtigung zu beobachten: Der Sog des Wassers aus der ruhig fließenden Enns, ihr immer schneller werdender Lauf, die ersten Felsblöcke, die ersten Stromschnellen – und schließlich der fast 20 Meter hohe Durchbruch auf wenige hundert Meter Länge, die schäumenden Wellen, die sich an der Sandhalde des Prallhangs brechen, der feine Wasserstaub und das endlose Rauschen darüber... Man sollte es nicht für möglich halten, aber sogar dieses steirische Schaustück hätte beinahe im Stau eines Kraftwerkes ertrinken sollen!

Unmittelbar nach der Brücke verschlingt uns der Haindl-Tunnel. Wenn wir wieder ans Tageslicht kommen, hat sich die Landschaft mit einem Schlag geändert: Statt Schotter und Schrofen säumen plötzlich saftig grüne Wiesen, Moorböden und Auwälder die schläfrig dahinraunende Enns; gleich hinter der Station „Gesäuse-Eingang“ weitet sich das Tal zum Becken. Es ist ein bißchen wie am Ende eines spannenden Krimis: Die Atemlosigkeit hört auf, die Nerven beruhigen sich und die Gesichtszüge werden entspannt – es ist geschafft!

Der Reichenstein südlich hinter uns erscheint als runder Kopf weiß über dunklem Wald, die Mauer des Hochtormassivs als eindrucksvolle, aber schon distanzierte Bergkulisse – und die

Pyramiden der Haller Mauern im Norden wirken eher als Schutz denn als Bedrohung. Zwischen dem Bosruck (1992 Meter), dem Großen Pyhrngas (2244 Meter), dem Scheiblingstein (2197 Meter), der Kreuzmauer (2091 Meter), dem kecken Hochturm (1956 Meter), dem Kesselkargrat (1984 Meter), der Bärenkarmauer (falsch auch Hexenturm genannt; 2171 Meter), dem Natterriegel (2065 Meter), dem Grabnerstein (1847 Meter) und dem Maierock (1764 Meter) erstreckt sich da ein eigenes Bergland für sich, bis auf wenige Aussichtspunkte unerschlossen und kaum bekannt, aber nicht weniger rauh als die eigentlichen Gesäuseberge. Mit der Scheiblingstein-Westwand besitzen die Haller Mauern sogar noch ein „highlight“ für Gesäusekletterer; den Rest der Wände, Grate und Türme kennt kaum jemand...

Wie lange ist es wohl her, daß das Salz, dem die Haller Mauern ihren Namen verdanken (Hall = Salz), die ersten Siedler ins sumpfige Tal der oberen Enns lockte? Jahrhundertlang blieben sie in ihren Platzansprüchen bescheiden, bis die Admonter Mönche mit der Trockenlegung und Urbarmachung des Landes begannen. 1074 ließ der Salzburger Erzbischof Gebhard das **Kloster Admont**, dessen Türme eben vor uns auftauchen, auf Grund einer Stiftung der später heiliggesprochenen Hemma von Gurk erbauen. 900 wechselvolle Jahre lang erlebten das Kloster und seine Ansiedlungen Blütezeiten und Kriegswirren, Gelehrte und Künstler, Bankrott und Brände. Das bedeutendste Schmuckstück, das all die Jahrhunderte überdauerte, ist die Stiftsbibliothek, die mehr als 125.000 Bände birgt, 1400 Handschriften und 600 Inkunabeln, zwei Riesenbibeln und das Glossarium des Bischofs Salomon von Konstanz aus dem 9. Jahrhundert. Die Wirtschaftsbetriebe des Klosters – der Bergbau, die stiftische Alm auf der Kaiserau unter dem Kalbling oder heute ein Sägewerk und die berühmteste Dahlienzucht Europas – festigten die Bedeutung Admonts als westliches Zentrum des Gesäuseraumes. Und so blieb das Gesäuse durch die Jahrhunderte das Niemandsland zwischen klösterlichem Leben und dem harten Alltag am Erzberg...

900 Jahre und vielleicht noch ein paar hundert davor – was ist das schon im Vergleich zu den 150 Millionen Jahren, die die bleichen Bergriesen rundum alt sind? Was hätte ich auf unserer kurzen gemeinsamen Bahnfahrt nicht noch alles erzählen sollen aus dieser langen Geschichte! Allein aus den letzten hundert Jahren wäre noch so vieles nachzutragen: Von den Menschen im Tal, die namenlos ihren Kampf ums Überleben in der schonungslosen Naturlandschaft austrugen; von den vielen unbekannteren Bergsteigern, die ebenso wie die Berühmtheiten – ja vielleicht sogar mehr und intensiver als diese – Glück und Unglück dieser Berge erlebten; von den stillen Wanderern auf den Spuren der großen und kleinen Naturwunder; von den Wildwasserfahrern oder von denen, die das Gesäuse zwischen Festkogel und Lugauer immer mehr als Schitourengbiet entdecken?

„Gesäuse“ – ein Begriff und so viele Inhalte. Heiter ist es eigentlich nicht, dieses österreichische Parade-Gebirge, eher ernst und melancholisch. Aber sind wir es letztlich nicht selbst, die diese Inhalte hineintragen?



# Vom Sausen und Brausen

## Die Berge um das Haindlkar im Spiegel von einem Jahrhundert Alpinliteratur

Von Peter Baumgartner

*Seite 22: Roßkuppe aus dem Haindlkar. Am Beginn der linken Schlucht der Einstieg zum Peterpfad.*

*Foto: Jürgen Winkler*

*Das Gesäuse hat seinen Namen von Sausen und Brausen. Die Enns, dieser ehemals ungebärdige, grüne und kalte Wildfluß war es also: Sie hat den Bergen zwischen Admont und Hieflau den Namen gegeben. Ein Fluß als Taufpate für eine Gebirgsgruppe, das mag ungewöhnlich erscheinen, doch war es ja viele, viele Jahre lang tatsächlich der Fluß, der die Menschen interessierte: als Verkehrsweg und Verkehrshindernis zugleich, als ständige Bedrohung für die Keuschler-Siedlungen der Holzarbeiter und der wenigen Bauern, als unberechenbares, launisches Naturereignis.*

*Ganz anders als der Wilde Kaiser, dessen Zinnen und Zacken einer Gralsburg gleich über den Hügeln des Vorlandes aufragten und die Blicke der Anwohner und Reisenden selbstverständlich auf sich zogen, ganz anders war dies hier im Tal der Enns: Vom Fluß erzählen die ersten Geschichten, von der Mühsal des Weges an seinen Ufern, von Heldenmut und Abenteuer der Holzflößer auf seinem Wasser, vom Leben in den dunklen, steilen Bergwäldern an dem Felsengehäng, durch das er sich im Lauf der Zeit durchgenagt hat bis zum Talgrund.*

*Die Geschichte der schriftlichen Überlieferungen von den Bergen des Gesäuses beginnt daher erst im vorigen Jahrhundert und gleich mit dem bedeutendsten Herold, den die Gesäuseberge je hatten: mit Heinrich Heß.*

### Erste touristische Begehung des Peterpfades

Von Heinrich Heß

Von der luftigen Zinne des nach abenteuerlicher Fahrt erreichten Reichensteins ward mir in vorgerückter Abendstunde des 4. Juni 1876 die Schicksalsgunst, zum ersten Male auch die anderen Riesen des Gesäuses bewundern, erstmals meine trunkenen Blicke in die schon schattendunkle Tiefe der Gesäuseenge schweifen lassen zu dürfen. Unverlöschlich tief grub dieses Erlebnis seine Runen in die empfängliche Seele des bergbegeisterten Jünglings, der so ganz bereit war, den geheimnisvollen Zauber dieser vorher nur erträumten und nun sich in seltsamer Abendstimmung zeigenden Märchenwelt voll auf sich wirken zu lassen.

Und als ich am übernächsten Morgen von der Admonter Ennsbrücke aus abermals das so viel bewunderte, an diesem Tage im goldenen Sonnenlicht strahlende, herrliche Bild der vom Großen Buchstein und von den Riesenwänden des Hochtorzuges bewachten Pforte des Gesäuse-Ein-

gangs anstauen durfte, da kam es über mich wie eine Verheißung reichen Glückes, das jene zauberhaft schöne Bergwelt für mich in ihrem Schoße bereithalte.

So nachhaltig war der tiefe Eindruck, daß ich schon wenige Wochen nachher wieder dem trauten Admont zueilte, von wo ich dann, nach ein paar im fröhlichen Kreise neugewonnener Admonter Freunde angenehm verbrachten Tagen, erwartungsvoll den Fußmarsch in das so reizvolle Neuland des Gesäuses antrat. Meine sorglos frohe Stimmung wich ernstem Schauen, als in der wilden Enge des Gesäuse-Eingangs die Stimme der Natur übermächtig aus dem lauten Tosen und Brausen der zu Schaum und Gischt zerstäubenden Enns zu mir sprach. Wachsende Beseligung erfüllte mich, als immer neue, immer großartigere Bilder sich meinen freudetrunkenen Blicken enthüllten. Und wie sich dann bei weiterem Vordringen die hehren Wächter des Gesäuses immer gewaltiger erschlossen, überkam mich ein tief weihevollendes Empfinden, wie es wohl den frommen Pilger erfüllen muß, der sich dem lang ersehnten Ziele seines Wallens endlich nähert.

Im bergumschlossenen Gstatteboden fand ich bei den gefälligen Wirtsleuten Kraus so freundliche Aufnahme, daß ich mich sogleich daheim fühlte, und dann aus dem nur für ein paar Tage geplant gewesenen Besuch ein Aufenthalt von mehreren Wochen wurde.

Das Gstatteboden jener Tage war, wiewohl die Zahl der Wohnstätten sich seither nicht wesentlich geändert hat, doch ganz anders als das von heute. Sehr klein nur war der Bahnhof, ein sehr kleiner Bruchteil des heutigen Gasthofes nur die damalige gemütliche Gaststätte: Ein Gast- und ein Herrenstübchen neben der Küche im Erdgeschoß, im Stockwerk ein dem Forstmeister vorbehaltenes und zwei Fremdenzimmer waren alles. Ungefähr an Stelle des heutigen schönen Schlafhauses stand das bescheidene Holzhaus des Forstwartes Pieslinger und etwas entfernt das gleichfalls ganz einfach aus Holz gezimmerte „Jagdhaus“ des fürstlichen Jagdpächters. Vor dem Gasthaus befand sich noch eine zur Hälfte gedeckte Kegelbahn, in der bei Regenwetter manche Stunde in gemütlichem Wettkampf verbracht und manch Pfeifchen Tabak in Gesellschaft der wenigen, dem seltenen Gast offenfreundlich entgegenkommenden Einheimischen verqualmt wurde. Denn sehr rar waren damals noch jene Gesäusewanderer, die in dem „so einsamen“ Gstatteboden verblieben – im Jahre 1876 nur wenig mehr als ein Dutzend!

Eine Reihe glücklicher Tage floß mir dahin. Der Tamischbachturm, der Lugauer und der Große Buchstein waren die erreichten höheren Ziele, und jede dieser Fahrten hatte für mich den vollen Reiz einer Neutur – waren doch diese Berge den Bergsteigerkreisen jener Zeit so gut wie unbekannt. Daneben aber gab es auch andere Wanderziele. Zunächst den damals noch in vollem Betrieb gestandenen, großartigen Bruckgraben mit seinem wundervollen Schaustück des „Klausenschlagens“ (Holztrift). Dann den Gstattestein, auf dem gerade ausgedehnte Abholzungen und die interessante Holzbringung im Gange waren. Auch das



Erzherzog Johann  
im Gesäuse

Bild:  
ÖAV-Archiv

das Verdienst gebührte, diese wilde, ohne künstliche Hilfsmittel ungangbare Felsklamm für die Holztrift eingerichtet zu haben, den Holzmeister Andreas Rodlauer. Von ihm sprachen die übrigen „Gstatterbodner“ stets nur mit unverhüllter Achtung, und gar oft hörte ich seine hervorragende Kletterkunst rühmen. Bei diesem wackeren Landessohn fand nun mein lebhaftes bergsteigerisches Sehnen volles Verständnis, und als mir Rodlauer gelegentlich anvertraute, daß er eine Möglichkeit wisse, die Hochtornwände zwischen Planspitze und Roßkuppe zu durchklettern, und zwar auf dem auch schon von Jägern – aber nur im Tone überzeugten Unglaubens – erwähnten „Peternpfad“, da gab es für mich hinfort nur mehr das eine Ziel: diesen geheimnisvollen Felsenweg kennenzulernen! Und endlich sollte auch dieser Wunsch Erfüllung finden. Der sonst wenig nahbare Forstmeister J. Pachmayr, dem mein glühender Bergeifer sehr gefiel, gab seinem Untergebenen Rodlauer den für unser Unternehmen erforderlichen Tag dienstfrei, und so stand der Ausführung meines Planes nichts mehr im Wege.

Der strahlende Morgen des 11. Juni 1877 sah mich in Gesellschaft meines Freundes Adolf Heinzel mit dem biedereren Rodlauer die Gesäusestraße von Gstatterboden aus ernsauwärts wandern bis zur bewaldeten Mündung des mächtigen Heindlkars, in das wir sofort emporstiegen.

Heute bildet den Zugang zum Peternpfad ein größtenteils gut ausgetretener Pfad – damals waren nur spärliche Wildfahrten vorhanden, die von den Jägern bei ihren nur bis in mäßige Höhe ausgedehnten Dienstgängen benützt wurden. Rodlauer kannte das Gelände vortrefflich, und er führte uns gewandt und in sehr flotter Gangart so ziemlich genau den auch heute eingehaltenen Wegverlauf in das sich immer mehr vor uns öffnende Heindlkar empor bis ungefähr an jene Wegbiegung, von der etwas seitwärts heute die Heindlkarhütte der Sektion „Die Reichensteiner“ des DÖAV steht. Zum ersten Male standen wir nun Aug in Aug den ungeheuren, völlig unverhüllten Riesenwänden gegenüber, die an überwältigender Großartigkeit alles von uns bisher Geschauter weit übertrafen. Schier erdrückend wirkte das übergewaltige Bild auf uns; ein Gefühl bewundernder Andacht erfüllte mich, und ich empfand seligkeitstrunken die Größe dieser Stunde.

Noch waren mir die scheinbar glatten und unnahbaren Wände ein großes Rätsel; nirgends konnte ich die Möglichkeit eines völligen Durchstieges erkennen. Aber als wir, nun ostwärts gewandt und weiter ansteigend, den flachen, grünen Sattel in jenem Rücken betraten, der das Heindlkar in eine größere westliche und eine kleinere östliche Hälfte scheidet, erkannte ich allmählich, wie sich aus dem von der Planspitze zur Roßkuppe streichenden, mit glatten Riesenwänden abstürzenden Grat ein etwas vorspringender Felspfeiler loszulösen begann, der in den unteren Teilen einen schluchtartigen Einriß erkennen ließ, den Rodlauer als den Beginn des Peternpfades bezeichnete. Aber ich mußte noch geraume Zeit das prickelnde Verlangen, endlich festen Fels unter die Hände zu bringen, zügeln, denn vorerst mußten wir den langen Quergang hinter uns bringen, der durch eine sehr ausgedehnte Krummholzwildnis zum weit östlich befindlichen Einstieg führt. Und das war eine äußerst harte Arbeit. Dieses Wegstück bereitet auch heute noch ziemliche Mühe, wiewohl im Laufe der Jahre die Mitglieder der alpinen Gesellschaft „Ennsthaler“ bei zahlreichen ihrer Begehungen mit einem mitgeführten Beil viele der am meisten hinderlichen Krummholzäste beseitigt haben und auch von den Jägern viel getan wurde, um diesen Schlupf durch das schier unentwirrbar verfilzte Krummholzdickicht zu verbessern. Zu jener Zeit war nur eine schwach erkennbare Gernsfährte vorhanden, und das überaus kraftraubende Turnen über die elastischen, gewundenen Krummholzstäme wollte kein Ende nehmen. Endlich

liebliche, stille Johnsbach wurde besucht und von dort aus Abstecher zur Treffernalm und Koderalm unternommen.

Bei all diesen Wanderungen war es aber immer wieder der wechselnde, überwältigende Anblick der Riesenwände des Hochtornzuges, der mich am nachdrücklichsten fesselte und immer drängender in mir das Sehnen aufleben ließ, doch auch dem stolzen Hochtorn den Fuß auf den Scheitel zu setzen. Und dieser Wunsch fand noch im gleichen Sommer bei erneuter Wiederkehr nach Gstatterboden Erfüllung: In Gesellschaft dreier Wiener Freunde gelang mir die Ersteigung des Hochtorns von Johnsbach aus über die Koderalm, über den Rinnerstein und durch das Schneeloch. Aber als dann von dem in weiter Runde höchsten Punkt meine Blicke über die ungeheuren Steilwände in die ernsdurchrauschte Tiefe des Gesäuses hinabwanderten, gewann allgemach die vorher nur traumhaft empfundene Frage festere Gestalt, ob es wohl möglich sei, dem Hochtorn auch von der so abweisenden Gesäusesseite her beizukommen? Und seit jener Stunde ließ mich dieser Gedanke nicht mehr zur Ruhe kommen. Von wo immer meine prüfenden Blicke die Riesenwände absuchten, ob diese in der glühenden Sonne gleich matted Silber aufleuchteten oder ob jagende Wolken und ziehende Nebelfetzen manche sonst nicht erkennbare Gliederung der scheinbar glatten Felsmauern verrieten – es beherrschte mich doch stets nur der eine Gedanke: ist es möglich, an euch emporzukommen? Und immer brennender wurde das Verlangen, das Geheimnis dieser starren und doch so ausdrucksvollen Felsenwelt zu entschleiern.

Doch es verfloß noch ein volles Jahr, bis ich mich der Verwirklichung des all mein Sinnen und Streben beherrschenden Wunsches näherte. Wieder und wieder hatte ich das so schöne Gesäuse aufgesucht, mehr und mehr war ich in dem noch so wenig von Fremden aufgesuchten Gstatterboden heimisch geworden, hatte den Mann kennen gelernt, dem

kamen wir aber doch aus dem jeden Ausblick hemmenden Latschengewirr heraus, um über ganz harten, sehr steilen Firnschnee zum Fuß der den Schluchtauslauf links flankierenden schrofigen Steilwand emporzuklimmen.

Hier wurde meine aufs höchste gespannte Erwartung nochmals auf eine harte Probe gestellt. Im Angesichte der von dem steilen Schneekegel durch einen weitklaffenden Spalt getrennten, steil ansteigenden Felsen erklärte nämlich zu meiner Bestürzung Freund Heinzel, daß er sich an diesem Tage der bevorstehenden Kletterei nicht gewachsen fühle und umkehren wolle. Da er nicht zustimmen war – wenige Wochen später hat er dann die Tur mit mir anstandslos wiederholt! – und Rodlauer mit Recht befürchtete, daß mein Freund den Durchschluß durch das Latschendickicht allein nicht finden würde, blieb nichts anderes übrig, als daß Rodlauer den Umkehrenden bis auf den erwähnten grünen Sattel zurückgeleitete. Das verschlang viel kostbare Zeit, die uns dann später fehlte.

Aber auch diese Prüfung fand ihr Ende, der kleine, aber sehr flinke Rodlauer tauchte wieder aus dem Krummholzwirrwahl auf, und nun endlich konnten wir die heißersehnte Kletterei, den eigentlichen „Peternpfad“, in Angriff nehmen. Flott und natürlich ohne Seilbenützung – Rodlauer war dieses bergsteigerische Hilfsmittel gänzlich unbekannt – ward die schrofige Steilwand links vom Schluchtauslauf überwunden, oben rechts in den von hartem Schnee erfüllten Schluchtgrund hineingequert und dann auf diesem weiter angestiegen, wobei mein Pickel einige Stufenarbeit fand. Sehr rasch gewannen wir an Höhe. Mit einem Male trat links der Felspfeiler zurück und es öffnete sich ein nach links ansteigender, dachartig abfallender Schutthang, der mehrfach frisch grünende Rasenflecken aufwies, während zur rechten die vielfach leuchtend gelben, völlig glatten Felsmauern des von der Peternscharte zur Roßkuppe streichenden Grates senkrecht anstiegen. Mit großen, erstaunten Augen erfaßte ich diese aus der Taltiefe nicht zu erkennen gewesene Entfaltung der mich umgebenden Felswelt, als ich plötzlich durch einen niederprasselnden Steinhagel aufgeschreckt wurde. Einige Gamsen, die wir, als wir uns dem Einstieg genähert hatten, in der Schrofenwand bemerkten, flüchteten vor uns und sandten uns nun ihre gefährvollen Grüße zu. „Sie sind vergrämt, weil wir in ihren Gamsgärten herumsteigen“, meinte Rodlauer, der die erwähnten Raseninseln „Gamsgärten“ nannte.

Eine ebenso wie die Schuttabdachung nach links ansteigende Wandstufe schloß diese oberhalb ab. Nach deren Überwindung zeigte sich oben eine zweite, aber schmälere Abdachung, und dieser folgte abermals eine solche, bis wir, jetzt schon sehr hoch oben, an den Fuß einer jäh aufstrebenden Wand gelangten. Einige kümmerliche Krummholzbüsche verbrämten den Rand des ungeheuren Abbruches, an dem wir standen. Von der luftigen Kante erschloß sich ein ergreifender Anblick: In blauender Tiefe wand sich die bald weißleuchtende, weil in Gischt aufgelöste, dann wieder blaugrüne, weil ruhig dahinfließende Enns durch das Tal zu den gerade noch sichtbaren, nur winzig klein erscheinenden Häuschen von Gstatterboden.

Doch meine verlangenden Blicke wanderten alsbald wieder aufwärts, der Steilwand zu, an der sich nun die Entscheidung abspielen sollte. Und schon wandte sich Rodlauer, hart von mir gefolgt, wieder aufwärts. Ganz an der Kante emporsteigend erreichten wir den eigentlichen Fuß der Wand, und einige flotte Klimmzüge ließen uns schnell ein schmales Band gewinnen, das uns nach rechts leitete, wo wir uns um einen Block herumschwangen, wobei Rodlauer mich aufmerksam machte, daß wir uns jetzt „das Gesäuse auch einmal zwischen den Beinen durch anschauen könnten“. Diese Stelle wurde später „Ennstalerschritt“ genannt, sie und die unmittelbar anschließenden plattigen Felsen bilden den schwierigsten Teil der Peternpfades. Neben dem Block öffnete sich ein flacher, seichter, griffarmer Riß, durch den wir auf leichtere, an

Neigung rasch abnehmende, höher oben von Rasen durchzogene Felsen gelangten, und bald konnten wir auf bequemem Bande zur breit sich öffnenden Peternscharte stürmen. Damit war der Hauptgrat der Hochtorgruppe erreicht und unsere Aufgabe gelöst.

Froh bewegt ließen wir uns zu wohlthuender Rast nieder. Mit Stolz stellte Rodlauer nach genauer Prüfung seiner umfangreichen Taschenuhr fest, daß wir nach Abrechnung der zur Rückgeleitung Heinzels aufgewandten Zeit, nicht ganz vier Stunden von Gstatterboden weg gebraucht hatten. Aber dies berührte mich zunächst nur sehr wenig. Ein so reines Glücksgefühl schwellte mir in der Brust, daß ich nur Sinn und Auge für die mich umgebenden Berge hatte, die für mich in den eben durchlebten Stunden aus dräuenden, abweisenden Riesen zu vertrauten, Glück spendenden Freunden geworden waren:

Natürlich regte sich alsbald der Wunsch, nun auch noch die Begehung des sich in prachtvoller Stufung vor uns aufbauenden, über die Roßkuppe und das Dach zum Hochtor ansteigenden Grates zu versuchen. Rodlauer aber, den Berufspflichten noch am heutigen Abend in Gstatterboden zu sein zwingen, lehnte mein Ansinnen und auch den Ersatzvorschlag, wenigstens die nahe Planspitze zu besteigen, mit dem Hinweis auf den weitsten Weg über Johnsbach nach Gstatterboden und die vorgerückte Stunde ab. Ich gab mich schließlich mit dem Erreichten gerne zufrieden und trat in ungetrübler Stimmung mit Rodlauer den Abstieg auf der Ostseite durch das einsame, vorher noch von keinem Touristen betretene Seekar, an dem kleinen, noch von dicker Eisschichte bedeckten Seekarsee vorüber, an. Bald nachher umging uns wieder dichtes Latschengewirr; aber Rodlauer fand sich auch hier überaus geschickt zurecht, und es dauerte nicht allzulange, bis wir aus dem obersten Teil des zum Wasserfallkessel absinkenden Taleinschnittes zum Ennsecksattel hinanstiegen. Wer mir an diesem Tage gesagt hätte, daß auf diesem damals noch so weltfernen Sattel anderthalb Jahrzehnte später ein gastliches Schutzhaus erstehen werde, den hätte ich für einen kühnen Träumer gehalten.

Jenseits des Ennsecks kamen wir dann bald in mir schon bekanntes Gebiet, denn ich hatte einige Wochen vorher den Übergang von Hiellau durch den damals noch völlig weglosen und von ungelichtetem Urwald bestandenen Hartelsgraben durch das Sulzkar und über den Sulzkarhundsattel nach Johnsbach ausgeführt. Die Sonne sank schon dem Westen zu, als wie im oberen Johnsbach Kölbls noch so ganz ursprüngliches Gasthaus zur Einnahme des ersten ausgiebigeren Imbisses an diesem Tage betraten, überrascht begrüßt von einigen gerade anwesenden Jägern, denen aber unsere Erzählung, daß wir über die Peternscharte kämen, nur ein gar nicht verhülltes, zweifelndes Kopfschütteln entlockte. Doch das focht uns nicht an, fröhlich wanderten wir dann talaus, und bei Einbruch der tiefen Dämmerung erreichten wir Gstatterboden. Aber auch da mußten wir zu unserem lebhaften Mißfallen die Erfahrung machen, daß auch die uns sonst so wohlgesinnten Gstatterbödener Freunde, vor allem der biedere Forstwart Pieslinger, zwar auf unseren Bericht von der erfolgreichen Fahrt hin, ihren Zweifel nicht in Worten zum Ausdruck gelangen ließen, dafür aber auch keine überzeugten Mienen zeigten. Es fiel ihnen zu schwer, so rasch von ihrem Glauben an die Unbegehrbarkeit der ihnen täglich in die Fenster schauenden Riesenmauern zu lassen. Was mögen diejenigen von ihnen, die es noch erleben, wohl gesagt haben, als acht Jahre später Daniel Inthaler mit Dr. Ed. Suchanek die Nordwand der Planspitze bezwang, 1893 R. H. Schmitt mit F. Sigmund die Nordwand des Festkogels erkletterte und dann Jahr für Jahr den abweisenden Felswänden neue, immer kühnere Durchstiege abgetrotzt wurden, darunter 1896 auch der Anstieg auf dem Heindlkar unmittelbar auf das Hochtor durch Dr. H. Pfannl, Th. Keidel, Th. Maischberger und Dr. V. Wessely, und zahlreiche andere mehr!

Für mich aber waren damals die aufgetauchten Zweifel Anlaß, die Erklammerung des Peterpfades mit Ad. Heinzel wenige Wochen nachher zu wiederholen, wobei dieser die Scharte gelegentlich des ersten Versuches aussetzte und wir auch die Planspitze bestiegen. Dann hielt mich das Einjährig-Freiwilligenjahr eine Zeitlang von den Bergen fern, und danach traten viele andere bergsteigerische Aufgaben an mich heran; so kam es erst am 31. Mai 1884 in Gesellschaft meiner „Ennsthaler“-Freunde Otto Fischer, Ad. Heinzel und Fritz Kreuzer zur Überschreitung des bis dahin unbegangenen, prachtvollen Grates von der Peterscharte über die Roßkuppe und das Dachl zum Hochtorgipfel. In Verbindung mit dem Peterpfad war damit eine der herrlichsten Kletterturen in den Nördlichen Kalkalpen erschlossen, und dem Umstand, daß dieser unvergleichlich schöne Anstieg auf das Hochtorn keine allzu großen Schwierigkeiten bietet, ist es zu danken, daß er heute einer der meist begangenen Wege auf den höchsten Gesäusegipfel bildet, der jährlich mehreren hundert Bergwanderern schönsten Lohn für die aufgewandte Mühe bringt.

(Aus: Festschrift des D.u.Ö.A.V. für die 53. Hauptversammlung in Wien 1927)

*Mit dem Auffinden des Peterpfades hatte Heß zweifellos nicht nur bei den Bewohnern des Gesäusetales eine psychologische Schallmauer durchbrochen. Was der langjährige Redakteur der Alpenvereins-Jahrbücher, ein ebenso feinsinniger Beobachter wie kluger Integrator der alpinistischen Strömungen seiner Zeit, in seinem Resümee dieses Unternehmens vornehm verschweigt: Auch unter den Bergsteigern war der „Glaube an die Unbegehrbarkeit der Riesenmauer“ des Hochtornzuges ein weit verbreiteter. Und nun, da der Bann einmal gebrochen war, kamen sie in – für damalige Zeiten: hellen – Scharen und zu ausgesprochen sportlichen Zwecken. Aus der folgenden Schilderung vom „Wasserfallweg“, einem der ganz großen und unvergänglichen Dokumente zeit- und alpingeschichtlicher Hintergründe am Beginn des Schwierigkeitsalpinismus, ist diese neue erwachte Freude und Lust am Sport deutlich herauszulesen.*

## Erste Begehung des Wasserfallweges.

Von Heinrich Heß

Wohl mancher Bergwanderer hat wiederholt die Erfahrung gemacht, daß ihm das Erreichen eines ersehnten Zieles zwar die erhoffte Befriedigung der Erfüllung brachte, daß er sich aber gleichzeitig auch vor eine neue Frage oder Aufgabe gestellt sah. So hatte auch für mich die erste Begehung des Peterpfades das Auftauchen eines neuen bergsteigerischen Zieles unmittelbar im Gefolge: Als ich am 11. Juni 1877 mit Rodlauer nach geglücktem Anstieg über den Peterpfad von der Peterscharte zum einsamen Seekarsee niederstieg, war die vom Ennseck über die Ebnesangeralm zum Abbruch der Wasserfallwand hinabziehende Talsenke Gegenstand meiner prüfenden Aufmerksamkeit. Diese zwischen Planspitze und Zinödl einschneidende Furche bildet eine der tiefsten Breschen im Stock der Hochtorngruppe. Wenn es gelang, den Wandabbruch seitwärts des aus dem Gesäuse sichtbaren, in den Kummerkessel niederstäubenden Wasserfalles zu erklettern, dann war der kürzeste Zugang aus dem Gesäuse in das Herz der Hochtorngruppe, zum Ennsecksattel, gefunden.

Auf meine Frage, ob Rodlauer glaube, daß ein solcher Versuch Aussicht

biete, erwiderte dieser, daß er beim Gamsentreiben mehrmals wahrgenommen habe, wie versprengte „Gams“ aus dem Kummerkessel in jene Wand hinauf flüchtig wurden. Er habe auch schon wiederholt Versuche gemacht, aber es gäbe da „a paar schiache Orteln“ und ganz oben „oan zwidern Reiß“, und ob man durch diesen hinaufkomme, das „müaßt ma halt erst probieren“. Das brauchte mir Rodlauer nicht zweimal sagen. Schon kurze Zeit danach trat ich wieder mit der Bitte um einen dienstfreien Tag für meinen biederen Begleiter an den maßgebenden Forstmeister heran, und auch diesmal wurde mein Ansuchen gewährt. Als ich dann drei Wochen später mit meinen „Ennsthaler“-Freunden Theodor Hansen und Karl Sperl wieder nach Gstatterboden kam, war unser erstes, mit Rodlauer einen Tag für den Versuch zur Bezwingung der Wasserfallwand zu vereinbaren.

Rodlauer bewohnte damals ein sehr altes, einige Jahre nachher wegen Baufälligkeit abgetragenes Holzhaus gerade gegenüber von Gstatterboden am anderen (rechten) Ennsufer. Dahin lenkten wir drei am strahlenden Morgen des 5. Juli 1877 unsere Schritte, denn Rodlauer wollte den Anstieg nicht auf dem heute ausschließlich begangenen Wege von der Kummerbrücke aus durch den „Kummer“ nehmen (den wir erst vor Erbauung des Weges auskundschafteten), sondern, von seinem Hause ausgehend, schräg über das von vielen zum Teil scharf eingeschnittenen Gräben und Wasserrissen durchfurchte Fußgestell der Planspitz-Nordostwand ostwärts ansteigend die Wasserfallwand erreichen.

Als wir zu seinem Hause kamen, hatten wir noch längere Zeit zu warten, denn der pflichteifrige Mann mußte noch seinen zahlreichen Holzknechten die nötigen Weisungen geben. Endlich kam er, und es wurde sofort aufgebrochen. Rodlauer ging, wie er gerade war. Nur ein gewöhnlicher Gehstock bildete seine Ausrüstung; Rucksack trug er keinen, denn seinen kargen Mundvorrat barg er in seiner Rocktasche, und ein Seil als Hilfsmittel kannte der wackere Mann, wie schon früher erwähnt, ganz und gar nicht.

Nur ganz kurze Zeit folgten wir dem rechten Ennsufer talabwärts, dann ging es sofort ziemlich scharf ansteigend und immer ostwärts gewandt, an dem kurz vorher abgeholzten Gehänge auf einer spärlichen, manchmal ganz verschwindenden Wildfährte empor. Zahlreiche Wasserrisse waren zu queren, was viele Mühe kostete, aber trotzdem gewannen wir rasch an Höhe und erreichten verhältnismäßig bald jenes kahlgeseuerte, flache Rinnsal, vor dem der heutige Wasserfallweg nach der scharf rechts gerichteten Windung sich spitzwinkelig nach links gegen die „Kanzel“ hinaufwindet, und wo die Ersteiger der Planspitz-Nordostwand den Wasserfallweg verlassen. Von da ab hielten wir ungefähr den heutigen Wegverlauf ein. Zunächst ging es sehr steil durch alten, zum Teil mit gestürzten Baumriesen verlegten Wald pfadlos zur „Kanzel“ empor, jener aussichtsreichen Ecke, nächst der heute die Versicherungen beginnen.

Zum ersten Male öffnete sich uns hier der ungehinderte, herrliche Talblick. Die unfernen, zerfurchten Steilwände des Zinödls und die waldige, von der vielfach gewundenen, von Straße und Eisenbahn begleiteten Enns durchzogene Talfurche des Gesäuses schafften ein Bild von so schöner Harmonie, daß wohl kein Wanderer achtlos daran vorübergehen wird.

Wer aber den Wasserfallweg heute begehrt, kann sich dessen Urzustand wohl nicht mehr vorstellen. Wo jetzt ein ausgetretener, vielfach verbesserter, mit Drahtseilen, eisernen Griffstangen und ausgemeißelten Trittstufen versehener Pfad hinführt, gab es nur luftige Fels- oder Rasenbänder. Jede steilere Stufe mußte über ausgesetzte Felsschrofen, vielfach knorrige Baumwurzeln oder zerborstene Baumstrünke – die Reste von durch Schneestürze geknickten und zersplitterten Fichten- oder Lärchenbäumen – als Haltpunkte benützend, vorsichtig erklimmen werden,

Bild: Archiv Heitzmann



wobei der Kletternde in ganz anderem Maße den Eindruck der Ausgesetztheit der Wand empfing, als ihn gegenwärtig die Begeher gewinnen. Kein Wunder also, daß wir jungen Stürmer hochbefriedigt und in angelegter Stimmung dem gleich einem Eichhörnchen dahinhuschenden Rodlauer folgten. Natürlich ging es ohne kleine Fehlversuche nicht ab, aber auch das Umkehren und erneuerte Erproben an anderer Stelle hatte seinen eigenen Reiz und trug zur Steigerung unserer Spannung bei. Diese stieg erheblich, als wir nach längerem, immer fesselndem Klettern eine steilere (heute mit Tritten und Drahtseil versehene) Wandstufe überwunden hatten und uns plötzlich vor einem Felsgebilde sahen, wie ein ähnliches noch keiner von uns erblickt hatte: An die pralle, senkrechte, zum Teil überhangende Wand lehnte sich – wie mit einem Riesenmesser abgespalten, eine mit mäßig steil nach links ansteigendem, aber scharfem First versehene, etwa 15 m lange Platte, die mit der Wand einen engen Spalt bildete. Es ist jene Stelle, wo heute das bis zur „Emesruhe“ reichende Drahtseil beginnt. Bei der Gangbarmachung des Weges (1891) wurde der First dieser Platte völlig abgesprengt, um eine Art Band behufs Herstellung eingemeißelter Trittstufen zu gewinnen. Damals, im Urzustande, war die Erklommung dieses scharfen Firstes nur im Reitsitz, das rechte Bein in dem Spalt verklemmt, möglich, eine Aufgabe, die unsere Kletterlust in hohem Maß anregte und unsere Herzen höher schlagen ließ. Und sofort ward uns eine neue, doppelte Überraschung zuteil: Als wir keuchend den First überklettert hatten, öffnete sich unvermutet vor uns eine durch die stark überhangende pralle Felswand und ein fast ebenes, mäßig breites Band gebildete Nische: die heutige „Emesruhe“. Aber was unsere erstaunten Augen viel mehr fesselte, war das Bild, daß sich uns im Vorblick zeigte und als unser Weiterweg enthüllte; eine zweite, viel längere, viel steiler ansteigende und weit mehr ausgesetzte Riesenplatte, die wie die eben überwundene und gewissermaßen als deren Fortsetzung, mit steilem, scharfem First wie die Kante eines Kirchturmdaches, wieder mit der überhangenden Wand einen engen Spalt bildend, keck anstieg gegen das untere Ende eines dunkelgefärbten, von unserem Standpunkt aus völlig senkrecht erscheinenden, kaminartigen Felsrisses.

Zunächst genossen wir ausschweifend den herrlichen, jenen von der Kanzel noch erheblich übertreffenden Ausblick von dem wundervollen, wie zur Rast vor der ernsten Arbeit des Ausliegs geschaffenen Platze. Aber mit magnetischer Kraft wurden unsere Blicke immer wieder emporgezogen. Kein Zweifel, was jetzt unmittelbar bevorstand, war eine sehr ernste Aufgabe. „Jetzt gilt's“, rief uns Rodlauer zu, „wann mir dös Örtel derpackt hab'n und oben nót nauskáman, aft wird's a hoarts Umkehr!“ Doch wir wollten vom Umkehren nichts hören, und so ward der weitere, entscheidende Anstieg in Angriff genommen.

Wenige Meter hoch ging es noch gut empor, dann aber begann sofort der volle Ernst. Über eine ausgesetzte Steilstufe mußte mit einigen Klimmzügen zum unteren Ende des gleich sehr steil ansetzenden Plattenfirstes hinaufgeturnt werden. Abermals das rechte Bein krampfhaft in dem schmalen Spalt zwischen der Wand und der von ihr losgelösten Platte verkeilt, galt es, die steile Firstschneide zu erklimmen und dann auf dieser äußerst mühsam mit dem Aufgebot der angespanntesten Vorsicht emporzuklettern, wobei das linke Bein und die linke Körperhälfte frei über dem senkrechten Abbruch zur Linken hing. Kein Griff durfte ausbrechen, kein Tritt für den linken Fuß versagen, äußerste Kraftaufwendung war erforderlich. Nur langsam kamen wir voran, doch alle Teilnehmer hielten sich wacker, und endlich erreichten wir keuchend und tief aufatmend die sehr beengte und stark geneigte Stufe am unteren Ende des mit 70 Grad Neigung vor uns aufsteigenden Kamins, wo heute die jetzt in dem Kamin befindlichen eisernen Leitern beginnen.

Es ist dem heutigen Begeher des gangbar gemachten Wasserfallweges unmöglich, sich das Bild von dem Urzustand der oben geschilderten Stelle auch nur annähernd richtig wieder aufzubauen. Auch dieser an die überhangende Wand gelehnte, aber von ihr losgelöste Plattenfirst wurde fast ganz weggesprengt, um an dieser Stelle eine Art steil ansteigendes Band zu schaffen, dessen unterer Teil jetzt durch eingemeißelte Trittstufen gangbar gemacht worden ist, während über den oberen Teil an Längsbäumen befestigte Holzstufen und der ganzen Länge nach ein Drahtseil hinweghelfen.

So standen wir nun, eng gedrängt, auf dem schmalen Plätzchen unterhalb des Kamins und prüften die Möglichkeit seiner Überwindung. Ein herabgestürzter Baum stak darin. Während wir diesen mit mißtrauischen Blicken musterten, schien er Rodlauer's vollen Beifall zu finden. „Der Baum muã uns auffeilen! Wann er nur halt!“ rief er aus, und er ging unverzüglich daran, zu untersuchen, ob der Stamm fest genug verkeilt sei. Das Ergebnis seiner Prüfung war offenbar zufriedenstellend, denn er fing an, mit katzenartiger Behendigkeit emporzuklettern, wobei er sich zwischen dem Stamm und der Felswand hielt und ersichtlich die größte Vorsicht nicht außer acht ließ. Als er an der Stelle angelangt war, so der Kamingrund etwas weniger steil wird und sich etwas nach rechts biegt, rief er uns zu: „I moan, mir ham's – keman's nur nach!“ Ich folgte als Zweiter, und auch meine beiden Freunde kamen bald nach. Die Steilheit nahm ab, aber in dem trichterartig sich erweiternden Riß waren alle Ritzen und Spalten von herabgeschwemmter, nasser Erde überzogen, wodurch die Kletterei nicht wenig erschwert und bedenklich wurde. Aber nun gab es kein Halten mehr, und alsbald betraten wir mit Freudenrufen die den Ausstieg bildende, rasengepolsterte, ebene Stufe. Bewegt schüttelten wir Rodlauer die Hände – selten hatte uns ein Erfolg so tiefe Freude, so nachhaltige Befriedigung gebracht, und wir dankten sie dem biedereren, bescheidenen Mann!

Nach langer, genußreicher Rast ward dann der wie ein Parkspaziergang anmutende Weiterweg an der Ebnesangeralm vorüber zum Ennseck und jenseits nach Johnsbach hinab angetreten. Hochbefriedigt rückten wir spät abends in Gstatterboden ein, und diesmal gab es keine krankenden Zweifel mehr – unsere Gstatterbodener Freunde hatten jetzt die Überzeugung von unserem bergsteigerischen Können und von unserer Vertrauenswürdigkeit gewonnen!

Es sei mir zum Schlusse noch gestattet, anzuführen, daß, wie ich glaube, die Begehung des Wasserfallweges in seinem Urzustand in den vierzehn Jahren bis zu seiner Gangbarmachung nur dreimal wiederholt wurde. Ein Jahr nach unserer ersten Begehung, im Jahre 1878, führte Rodlauer die Herren Otto Fischer, Dr. W. Fikeis, Ed. Kratky, Dr. Sattler und Dr. Bruno v. Wagner hinauf, und wieder einige Jahre später wiederholte er die Tour, soweit mir aus einem mündlichen Bericht erinnerlich ist, mit Herrn Ed. Hodeck aus Wien. Im Jahre 1890 endlich führte ich meinen lieben Freund Dr. Rudolf Spannagel, den nachherigen Präsidenten des österreichischen Touristenklubs, über die Wasserfallwand hinauf, nachdem mehrere andere Begleiter auf der Emesruhe die Tur aufgegeben hatten.

Bei den zwei ersten Wiederholungen war noch der hilf spendende Baum vorhanden; bei unserer Begehung im Jahre 1890 aber war er verschwunden. Der Kamin war weder in seinem Grund, noch mit Benützung der zu weit voneinander entfernten Seitenwände durch Stämme zu erklettern. Ein sehr gewagtes Seilmanöver ließ uns schließlich einen Ausstieg nach rechts aufwärts erzwingen und ersparte uns die gefürchtete Umkehr.

In den Jahren 1891 und 1892 ist dann die Wegherstellung durchgeführt worden, wobei der Ausstiegskamin durch mit eisernen Tritten versehene Steigbäume gangbar gemacht wurde, die über zehn Jahre gute Dienste taten, um dann durch feste eiserne Leitern ersetzt zu werden.

Seither begehen alljährlich Tausende von Bergfreunden diesen malerischen Zugang zur gastlichen Heßhütte auf dem Ennseck – mögen sie alle ähnliche Erhebung finden und gleich unverlöschliche Eindrücke empfangen, wie vor einem halben Jahrhundert die Erstbegeher!

(Aus: Festschrift des D.u.Ö.A.V. für die 53. Hauptversammlung in Wien 1927)

*Unter Wiener Bergsteigern ist der Ausdruck „Pichl-Weg“ nicht bloß die Bezeichnung für eine bestimmte Route an einem bestimmten Berg; es kann sich dabei ebenso um ein Synonym für „besonders intelligente Wegführung“ oder auch „praktisch nicht zu finden“ handeln. Und noch in den Fünfziger Jahren gab es bei uns für manche Erstbegeher, die sich offenbar als späte Epigonen des Wiener Wegsuch-Genies fühlten, die lakonische Feststellung: „Er pichlt scho' wieder an einer Ersten“. Ich war immer der Meinung, daß es vollkommen sinnlos sei, den Routenverlauf eines Pichl-Weges auswendig zu lernen oder gar draußen in der Wand im Führer nachzulesen. Man findet den Weg auf diese Weise doch nicht. Wenn man aber, um ein Kederbacher-Wort ein bißl zu variieren, nur weiß, wo der Berg steht, und wenn man dann noch ungefähr den Einstieg gefunden hat, dann braucht man nichts weiter mehr zu tun, als stets den Weg des geringsten Widerstandes zu folgen. Das ist dann der Pichl-Weg. Und ein Musterbeispiel dafür ist jener durch die Planspitz-Nord.*

## Die Planspitz-Nordwand

Von Eduard Pichl

Oft und oft hatte ich im Frühjahr, zur Zeit, da der Bergsteiger seine Schritte gerne den sonnigen Südwänden zulenkt, diese Wand, die Eis und Schnee noch in winterlichen Banden gefangen hielt, eingehend betrachtet, und da waren es stets die ausgeprägten, langen, von Ost nach West ziehenden Schneebänder, die, nur durch kurze Stufen voneinander geschieden, mich auf die Gangbarkeit des Felsens an diesen Stellen aufmerksam machten. Wo Schnee liegen bleibt, sagte ich mir, dort kommt der Kletterer auch vorwärts.

Und je öfter ich mir das Bild einprägte, desto deutlicher trat der neue Weg, wie er die Wand von links unten nach rechts oben zum Gipfel durchlaufen mußte, vor meine Augen.

Endlich kam ich dazu, meinen Plan auszuführen.

Am 10. Juni 1900 zweigten wir, Freund Fritz Panzer, den leider der Krieg dahingerafft, und ich, von der Straße hinter der Gstatterbodener Enns-

brücke nach links in den düsteren Wald hinein ab, um auf einem verwachsenen alten Karrenwege, dann rechts haltend, eine schöne Lichtung zu erreichen, die schnell und mühelos zur Höhle leitet.

An die steile Lichtung schließt sich ein schütterer Hochwald an, und dann bildet Zerbengestrüpp den Anschluß bis an die jäh aufsteigenden Wände.

Nun gilt es, die große, der unteren Wand anliegende Krummholzstufe zu erreichen, und diese Aufgabe ist gewöhnlich der Prüfstein für die ganze Tour. Wer umkehrt, ohne die Stufe betreten zu haben, der hat eben nicht hinaufgefunden. Früher war es nicht so leicht, den verhältnismäßig unerschwerigen Aufstieg zu finden, jetzt aber ist beinahe ein Steiglein durch die Latschen und über die steilen erddurchsetzten Schrofen ausgetreten, wozu noch Steindauben den Pfad weisen.

Freilich kann man vom Ende des früher erwähnten Zerbengestrüpps auch unmittelbar durch einen Wasserriß auf die Höhe der Stufe gelangen, es ist der von Glatter und Meschnigg benützte Anstieg, doch ist er bedeutend schwieriger und auch nicht kürzer als der gewöhnliche Weg. Wir stiegen nun nach Osten ab, überschritten eine Rinne und folgten den Steigspuren weiter, bis ein großer Steinmann Halt gebot. Von hier geht's durch die von Krummholz geschmückten Wände in abwechslungsreicher Weise aufwärts, bis nach dreiviertelstündiger Kletterei die große Stufe gewonnen ist.

Nun wenden wir uns der großen schwarzen Höhle zu, die den Beginn der Kletterei über jenen Plattenschuß anzeigt, der vom Tal aus gesehen so fürchterlich glatt und unnahbar erscheint.

Von hier aus aber läßt sich die Sache schon gemülicher an. Zahlreiche kleine Ruhepunkte erleichtern die steile Plattenkletterei außerordentlich und lassen den rückschauenden Wanderer die herrlichsten Blicke auf die tief zu seinen Füßen sich dahinschlängelnde Enns genießen.

Gute Kletterer brauchen hier noch kein Seil und gehen in Nagelschuhen, wenn sie's gewohnt sind, ganz sicher. Freilich, fallen darf man schon lange nicht mehr!

Immer gerade aufwärtskletternd gelangen wir flott bis an die senkrecht emporwachsende Wand, und jetzt stehen wir auf dem Scheideweg. Auf breitem Bande nach links hinüber kommen wir zu dem Anstiege Schmitts und zu den Keidel-Wessely-Kaminen, rechts zu den anderen drei Durchstiegen. Schmitts Weg führt größtenteils über eine steife Felsrippe in die Höhe, während westlich davon eine zuerst von Otto Zsigmondy versuchte, wegen Vereisung aber aufgegebene Kaminreihe, die dann von Keidel und Wessely durchklettert worden war, eine sehr anziehende Klettertur bietet.

Panzer und ich wandten uns an jenem Junitage nach rechts, überschritten die Fortsetzung des von oben kommenden Inthalerkamins und stiegen auf dem sacht ansteigenden „Inthalerband“ hinaus in die freie Wand. Gleich darauf standen wir vor dem „Block“, einer sehr ausgesetzten und Vorsicht verlangenden Platte, die etwas absteigend mit wenigen Schritten überwunden wurde, und dann ging's drüber in einer Rinne wieder gut aufwärts zu einem roten Sattel. Das Gestein ist auf dieser kurzen Wegstrecke ausnahmsweise sehr brüchig.

Von hier aus war Inthaler seinerzeit etwas empor und auf einem Bande wieder nach links (Osten) zurück in die Schlucht geklettert, die ihn sodann zum Ausstieg geführt hatte. Drei schwierige Stellen hatten sich ihm in dieser Schlucht, dem Inthalerkamin, geboten. Ein überhängender Block, ein 20 m hoher, mit tückischem Lehm belegter Doppelriß und schließlich eine Steilwand, die meist rechts von dem Kamin, den sie mit der gegenüberliegenden Wand bildet, erklimmen wird. Ich erstieg gelegentlich einer Durchkletterung der Schlucht den Kamin geradeaus und erreichte von seinem oberen Ende die Felsen oberhalb der rechts befindlichen Wand mit einem unheimlich weiten Sprunge, was übrigens

auch andere Langbeinige schon vor mir getan haben mögen. Auch die griffarmen Felsen neben diesen drei schlimmen Stellen wurden bereits von Dr. Wolf von Glanvell und Ingenieur Dolezal aus Graz bewältigt. Sellner war von dem roten Sattel sehr steil in die Höhe gestiegen, bis ihn ein charakteristisches breites und abschüssiges Band nach links hinauf zum Ausstiege des Inthalerkamins führte.

Jetzt galt es, unseren Plan zu verwirklichen und den neuen Weg, den Weg durch die ganze Breitseite der Wand und hinauf zur Spitze zu suchen. Ich stieg von dem Sattel weiter nach Westen und gelangte etwas aufkletternd unter einem Überhange bald an die Kante. Und siehe da! Sie gewährte uns einen ganz überraschenden Einblick in die äußerst anziehende Gipfelwand und damit auch einen deutlichen Überblick über den folgenden Teil unseres Weges. Wenige Meter unter uns durchzog ein breites, zur Hälfte mit Schnee bedecktes Schuttband, dem wir nun folgten, die große Gipfelbucht und mündete westlich an einer Kante aus, über die wir jetzt noch nicht blicken konnten. Aber auch oberhalb dieses Bandes stufte ein wagrecht verlaufendes Band die höhere, fast senkrechte Gipfelwand von der tieferen, gewölbten Mulde ab. Gerade hinauf war nichts zu holen, denn oben drohten die Übergänge. Also hinüber an die Kante!

15 m stiegen wir durch eine gute Rinne ab und spazierten dann über das breite Band aufwärts, bis wir an der Kante standen. Doch welch neue Überraschung! Wir stehen wieder in freier Wand und über uns läuft abermals ein schönes Band nach rechts bis an die nächste Kante. In nicht ganz leichter, aber sicherer Kletterei turnten wir von unserer Rippe über die prächtigen Felsen empor, bis wir den Beginn des oberen Bandes betreten konnten.

Frohgelaut folgten wir nach Errichtung eines Steinmännchens dem neuen Bande, bis auch dieses abbrach, so daß wir gezwungen wurden, wieder über einen kleinen Überhang zum Beginn des nächsthöheren Bandes hinaufzusteigen.

Von dieser Kante aus kann man auch, wie es folgende Partien unbeabsichtigt taten auf wagrechten Bändchen gegen die Peternscharte zu queren; eine „verhaute“ Partie mußte hier sogar zwei Nächte hintereinander in Nebel und Regen ausharren, bevor sie den Rückzug antreten und das Tal erreichen konnte. Einige Wiener Tagesblätter veröffentlichten damals gruselige Berichte und erzählten auch gelegentlich eines anderen Abenteurers, das sich zur gleichen Zeit auf demselben Berge, an der Südseite, abspielte, von einem „sogenannten Wandel“, in dem ein verunglückter Tourist gefunden wurde.

Auch dieses dritte Band, das aber bedeutend schmaler und ausgesetzt war, verfolgten wir etwas absteigend bis zu seinem Ende. Hierauf mußten wir durch einen Riß einige Meter in die Höhe klettern, um sodann nach rechts über eine geröllbedeckte Platte und durch einen Spalt die benachbarte aufsteigende Gratrippe zu erreichen. Mit weitem Grätschritt übersetzte ich die Scharte in dem Grat, und ohne Hindernis ging es nun lustig auf der luftigen Rippe empor; leichtere Stellen folgten, und kurz darauf standen wir oben, wenige Minuten vom Gipfel entfernt auf dem saftigen Grase der zur Peternscharte ziehenden Gipfelschneide. Wir waren durch!

Doch nur so lange hielten wir uns auf, als Zeit zur Erbauung eines Steinmannes nötig war, dann stiegen wir nochmals in die Wand ein, weil wir noch näher dem Gipfel herauskommen wollten. Aber bald ging's auf dem betretenen Band nicht weiter und wir mußten schwierig gerade hinauf. Eine Seillänge westlich vom Gipfelbuch tauchten wir schließlich auf und ließen uns auf der Spitze zu ausgiebiger Rast nieder. Anstatt von der Ausstiegstelle auf der Gipfelschneide nochmals in die Nordwand hineinzuzukriechen, durchkletterten jetzt die meisten Partien einen schwierigen, glatten, den Gratabbruch durchschneidenden Kamin, der zu Ehren des Wiener Bergsteigers Alfred v. Radio dessen Namen trägt; eine

Taufe, die in den Bergen von Freunden in Humor und Neckerei vollzogen, sich später, wie in anderen Fällen, würdevoll im alpinen Sprachgebrauch eingebürgert hat.

Lange lagen wir auf dem Gipfel, nur der reinen Freude über den erlebten Genuß und den errungenen Erfolg lebend; schöne weiße Wolken segelten hoch über uns an der blauen Himmelsdecke und wir folgten ihrem Zuge mit beglückten Augen.

Der Abstieg von der Planspitze führt über leichte Schrofen, über Schutt und durch Zerben zur Heßhütte oder über den Wasserfallweg zur Enns hinab.

Als wir dann in Gstatterboden wieder zu unserer Wand hinüberblickten, maßen wir frohen Sinnes und seligen Herzens das herrlich bleiche Gebilde, das uns mehr war als toter Kalk, bis uns der eiserne Muß entführte aus glücklichen Stunden in das ruhelose Getriebe der Welt, zu neuem Kampf und neuem Leid.

Der Münchner liebt unter anderem seinen Wilden Kaiser, die Nordtiroler, Salzburger, Kärntner und Oberösterreicher hängen an den Bergen ihrer engeren Heimat, dem Wiener aber ist neben seinen Hausbergen Rax und Schneeberg vor allem das Gesäuse ans Herz gewachsen. Und das ist begreiflich, und zwar nicht nur wegen der guten Bahnverbindung, die ihm die Ausführung auch von langen Bergfahrten über einen Sonntag gestattet. Wer an einem schönen Tage – und das Gesäuse ist reich daran – bloß die genußreiche Straßenwanderung durch das Gesäuse, am besten von Hieflau bis Gesäuse-Eingang, unternimmt oder auf einem ihm zusagenden Wege, auf leichten Pfaden, auf malerisch angelegtem Steige emporgestiegen ist oder in schwierigster Kletterarbeit sich zur Höhe gerungen hat und in wunschfreier Gipfelrast den Blick weit hinaus über den gischenden Fluß, über saftige Almen und dunkelgrüne Wälder wandern läßt, bis sein trunkenes Auge die weißen Firne des majestätischen Dachsteins grüßt, wer sich an herrlichen Tiefblicken, wie etwa vom Großen Ödstein auf die winzigen Häuschen des Johnsbachtales, satttrinken darf, der kehrt immer wieder gerne dorthin zur Quelle seines Glücks zurück. Das Gesäuse wird ihm zur lieben Bergheimat, deren Schönheit er immer gerne preist und kündigt.

(Aus: Festschrift des D.u.Ö.A.V. für die 53. Hauptversammlung in Wien 1927)

*Fritz Hinterberger steht mit seiner Bergsteigerei zwischen den großen alten Männern der alpinen Klassik und den frechen Kletter-Lausbuben des Kasperek-Typs. Wahrscheinlich hat man den Fritz Hinterberger deshalb so gründlich vergessen. Dabei ist er in dem, was er sagte und schrieb, geradezu verblüffend modern. Natürlich, er ringt noch mit dem Berg, er zieht noch aus zu Kampf und Sieg; wer von unseren Lesern noch das Hanfseil- und Eisenkarabiner-Zeitalter aus eigenem Erleben kennt, der sei aufgerufen als Zeuge gegenüber der Plastik- und Alu-Generation von heute: Es war schon eine verdammte Sache, so ein Rückzug im Schneesturm an den zur Drahtseil-Steife gefrorenen Hanfstricken. Und es brauchte schon allerhand Durchbeiß-Vermögen, so eine Biwaknacht ohne Daunenzug und Thermo-Unterwäsche. Und es war nicht so lustig, das Fliegen mit dem Wissen um die vielen Seilrisse und die aufgezogenen Schnappringe. Sollte ich mich je über irgendwelche Sicherheits-Experten unpassend geäußert haben, so mögen sie diese Zeilen als einen Nachweis dafür verstehen, daß selbst ich mich nicht in die Hinterberger-Zeit zurückwünsche.*

*Dennoch hat jede Zeit ihre Chancen und ihre Herausforderungen. Die Zeit der Zwanziger Jahre war im Gesäuse die Zeit der großen neuen Wandprobleme, die Zeit auch der – horribile dictu – ersten Mauerhaken und damit die Nach-Pichl-Zeit, von diesem daher mit vielen bösen Worten verketzert und verdammt; der Alpinismus, dieses zähe Gewächs, ist allerdings am Fritz Hinterberger und seinen Freunden auch nicht zugrunde gegangen, ganz im Gegenteil.*

*Fritz Hinterberger ist für dieses Jahrbuch aber auch noch aus einem anderen Grund unverzichtbar: Viele seiner schwierigen Fahrten im Haindlkar machte er mit Karl Sixt, dem bekannten Kaiser-Kletterer. Vielleicht ist die Roßkuppenkante allein deswegen schon 1925 bezwungen worden, weil keiner der beiden, weder der Wiener noch der Münchner, als der erste das Signal zum Umkehren geben mochte. Ein bißl was in dieser Richtung liest man zwischen den Zeilen der folgenden Geschichte.*

*Hinterbergers Buch „Verwegenes Spiel“ ist übrigens nur mehr in ganz wenigen Exemplaren vorhanden, und es wäre zu bedenken, ob man nicht auch diesen alpinen Klassiker revitalisieren könnte. Dann müßte ich mir dieses Buch nicht mehr bei der dafür herzlichst bedankten Frau Peterka aus der Bibliothek ihres verstorbenen Mannesorgen.*

## Die Roßkuppenkante

Von Fritz Hinterberger

Drei Regentage hielten uns im Felsennest der Haindlkarhütte fest, am vierten verließen wir sie, schwer gerüstet, bei Morgengrauen. Als an diesem Morgen die regenschweren Wolken, die tagelang den düsteren Felszirkus des Haindlkars erfüllt hatten, langsam zerflatterten und den Blick in die steilen Wände ringsum freigaben, mußten wir wieder einmal feststellen, daß „unsere“ Kante so ganz anders aussah, als sie unsere Anstiegsskizzen auf dem Marmortisch des Stammcafés dargestellt hatten. Freund Karl verglich seinen letzten Feldzugsplan noch einmal mit den „steinernen“ Tatsachen und überließ das Blatt dann verächtlich dem frischen Morgenwind.

Da hinauf?

In unseren bösesten Träumen war die Kante uns nicht steiler erschienen, und sie wurde abweisender, je mehr wir uns ihr näherten. Aber die Würfel waren gefallen: Sixt fühlte sich ganz als Vertreter der Münchener, ich als der der Wiener Bergsteigerschaft – wer hätte da zuerst von Rückzug reden können?

Indes war die Stelle erreicht, wo der Peternpfad bei einer praktikablen Felswanne das Bächlein überschreitet. Hier fußt der Vorbau der Kante so unvermittelt und unzweideutig im Kar, daß die übliche Frage nach dem Einstieg nicht aufkommen kann. Wir legten also die Kletterschuhe an, verbanden uns durchs Seil und begannen die Felsarbeit.

Bald war über wenig schweres Gestein der erste Gratabsatz erreicht und wir mußten uns nach dem Weiterweg umsehen. Die Erwartung des Kommenden ließ uns nicht lange rasten. Steile, glatte Felsen ringsum, ober uns ein brüchiger Überhang, nur in die rechte Flanke führte eine einladende Rampe. Wir folgten ihr in die Schlucht, sie wurde schmaler und steiler und an ihrem Ende fanden wir das ominöse Steinmandl, von unbekanntem Vorgängern erbaut, das „Bis hierher und nicht weiter!“ bedeutet.

Jetzt gilt's! Vorwärts! Nach einem ausgesetzten Quergang konnte ich verkünden: „Da geht's!“ Vierzig Meter über uns durchriß ein dunkler Felspalt die Wand und verieß ein Weiterkommen, ihn mußten wir irgendwie erreichen. Vorsichtig schob ich mich höher, aber das Seil ging einmal zu Ende, und ich hatte in ungemütlichster Lage zu waren, bis Karl es durch eine Reepschnur verlängert hatte. Als wir aber dann endlich vereint am Fuße des Schicksalsrisses standen, sah der so ungewöhnlich bössartig drein, daß wir ihm auskneifen wollten. Jeder nach seiner Art: Karl sah im Quergang nach links das Heil, ich sollte den rechts über uns drohenden Überhang erzwingen.

Erst ging er los. In der glatten Platte klebend, schob er sich unendlich vorsichtig handbreit um handbreit nach links und verschwand endlich um einen Wulst. Stück um Stück ruckte das Seil nach, war, seinen hundertfältigen Kommandos entsprechend, um Fingerbreiten auszugeben und wieder einzuholen. Als er endlich keuchend nach langen, bangen Minuten wieder am Wulst auftauchte, war dieser Ausweg begraben.

Nun übernahm Karl die Sicherung, und ich versuchte mein Glück am Überhang. Der drängte härter und härter nach außen, die verkrampten Finger drohten den Dienst zu versagen, noch einen Ruck – und ich mußte sehen, daß hinter dem Überhang eine glatte, grifflöse Platte den Weiterweg sperrte. Mit dem letzten Aufwand an Kräften, die die Angst vor dem Sturz in die zwischen meinen Beinen dräuende Tiefe aufrief, konnte ich absteigend noch den alten Stand erreichen...

Was nun?

Das einzig Richtige wäre nun gewesen, eine halbe Stunde zu rasten, uns zu stärken, und zu überlegen. Aber die aufdämmernde Erkenntnis, daß wir vor der Schlüsselpassage dieser Tour stünden, raubte uns die kühle Besinnung.

Weiter!

In keuchender Arbeit, zweimal hinaufklettern und zweimal wieder absteigend, treibe ich zwei Sicherungshaken in den Fels, dann tritt Karl in Aktion. Er erreicht meinen ersten, den zweiten Haken, schiebt sich höher und höher, da stockt sein Weiterkommen, schon zittern ihm die Knie, unheimlich ist es, von meinem Stand aus zuzuschauen, noch einige tastende Versuche, dann klirrt ein dritter Haken in den Fels. Aufatmend höre ich das beruhigende Einschnappen des Karabiners. „Nachkommen!“ Auf ungemütlichstem Platz treffen wir uns.

Ich klettere an Karl vorbei, nein – zwischen ihm und dem Fels hindurch, stehe endlich auf seinen Schultern. (Ich bin um rund dreißig Kilogramm schwerer als der kleine Münchner!) Keuchend ziehe ich mich die letzten drei Meter höher – nichts! – und muß zurück. Der Überhang rechts? Los! Und wieder zurück! Aber ich habe erspäht, daß der jenseitige Wulst, der Karl vorhin zurücktrieb, eine scharfe Kante hat! Wenn man die erreichen könnte!...

Ich kann nicht mehr zurück zum Stand! „Karl, du mußt da hinüberkommen – oder wir kehren um!“ – „Da?“ Aber er rüstet schon zum Seilquergang, einige Minuten Keuchen und Rutschen, er gleitet katzenleich um den Wandvorsprung. Langsam, aber stetig läuft das Seil, da – ein Ruf über mir, schon blickt Karl von oben in den Teufelsriß, in dem ich halb stecke, halb hänge, hinein. Durch ihn gesichert, erreiche ich Sixts Stand.

Er darf verschnafen, indes ich nach einem überhängenden Klemmblock den zweiten Riß angehe,

Schieben, Stemmen, Drehen, Spreizen – so geht es zwanzig Meter lang. Herrgott – wenn nur jetzt schon bald ein Standplatz käme! Seit Stunden bin ich nicht mehr sicher auf beiden Beinen gestanden, die ewige

„Bessere werden kommen.“  
Dachl-Nordwand von der Roßkuppenkante.

Foto:  
Rainer Köfferlein

Bereitschaft zert an den Nerven, die Muskeln flattern. Noch ein saltiger Überhang zum Abschluß! Und dann rufe ich jubelnd zum Freund hinunter:

„Eine Wiese!“

... und mache mir's auf dem prächtigen, fast lischgroßen und völlig ebenen Plätzchen bequem. Karl taucht grinsend aus dem Spalt und wirft sich neben mich. Wir rasten, plaudern, essen, die Spannung löst sich, verwegen schauen wir danach aus, was da noch kommen soll.

Es kam nimmer sehr arg. Viel prächtige, lustige Kletterei, manches Tasten und Suchen, Irren und Entdecken erwartete uns noch, etliche Rippen und Risse machten uns zu schaffen, aber als die Sonne sank, wußten wir, daß der Berg unser sei.

Die ersten Sterne flimmerten, als wir den Gipfel erreichten.

(Aus: *Verwegenes Spiel*, Tyrolia-Verlag, Innsbruck 1936)

*Die Dachl-Nordwand hatte für das Haindlkar eine ähnliche Bedeutung wie die Nordwand der Großen Zinne für die Entwicklung des Kletterns überhaupt. An ihr sind Fritz Hinterberger und Karl Sixt gescheitert, und die Geschichte dieser Niederlage ist ein Stück alpiner Literaturgeschichte geworden, was man von dem Bericht über den Erfolg im Jahre 1931 nicht sagen kann.*

„Bessere werden kommen...“

Von Fritz Hinterberger

Halte aus!

Nur Sekunden kann es noch dauern, hell und heller singt schon der Mauerhaken, gleich, gleich sitzt er fest; aushalten, nur Sekunden noch! Ich flüsterte es mir selbst mit trockenen Lippen zu. Jeder Schlag des Kletterhammers zerrte an meinen Nerven, zitterte durch alle Muskeln, denn Karl, mein Berggefährte, der den Hammer schwang, stand auf meinen Schultern. Mit weit ausgebreiteten Armen zog ich den keuchenden Brustkasten an die glatte Wand, zitternd bohrten die Zehen sich in schmale Tritte, als wollten sie mit dem Fels verwachsen – und doch drohte jeder Hammerschlag mich aus dem Gleichgewicht zu bringen. Wenn der Freund mir zu schwer wurde, wenn ich wankte, wenn ich den Stand auf der nicht viel mehr als sesselflächengroßen, stark geneigten Kanzel verlor, dann ginge es dahin mit uns bleiben. Zweihundert Meter erst, ohne einmal aufzuschlagen, und dann noch ein Poltern über weitere zweihundert Meter steiler Schrofen bis in die Schlucht. Aushalten, nur Sekunden noch...

Endlich der letzte, weit ausholende Schlag! Und dann überrieselte es mich wie ein Gefühl von Geborgenheit, als ich den Karabiner in den Ring des Hakens schnappen hörte; aufatmend löste ich die Finger vom Fels, sie strichen vorsichtig, das Gleichgewicht nicht zu stören, über die Wand und griffen dann ins Seil. Im gleichen Augenblick schickte der droben sich an, weiterzugehen, eine Sekunde lang lastete sein ganzes Gewicht auf meiner linken Achsel, dann zog er es an den Fels und ich war frei. Ich hob und senkte die steif gewordenen Schultern, tief atmend; Schweißtropfen sogen sich in den hochgestellten Kragen der Kletterjoppe.

Der oben? Handbreit um Handbreit schob Karl sich höher; als ich seine Sohlen eine Mannslänge über mir sah, schlug er den zweiten Haken, und war dann fertig, am Ende seiner Kraft. Er ließ sich am Seil herunter und landete keuchend neben mir auf der winzigen Kanzel, die wir, bescheiden, wie diese Wand uns gemacht hatte, als „herrlichen Standplatz“ bezeichneten.



„Wenn du den Quergang dermachst, sind wir aus dem Wasser, mein' ich“, sagte er. Vorsichtig, mit schleichenden, streichelnden Bewegungen erledigten wir das Seilmanöver: weil das Seil von mir aus zu ihm durch zwei Haken lief, wechselten wir einfach unsere Brustschlingen. „Einfach“. Ganz so einfach, wie es sich hier vielleicht liest, war die Sache freilich nicht.

„Los!“ sagte ich, und er: „Mach's gut!“ Ich wollte es vermeiden, Karl mit meinem Gewicht zu belasten; aber ich konnte den ersten Haken nicht erreichen, ohne einen Augenblick auf seine schmale Schulter zu treten. Er zuckte kaum merklich. Den zweiten Haken erlangte ich leichter, stand dort ganz gut und konnte einen Augenblick verschlaufen.

Ich schaute nach oben: mauerglatt, leicht überhängend bauchte sich der Fels. Rechts stand senkrecht, ungliedertes, aber rauhes Gestein. Wenn es mir gelang, mich zehn, zwölf Meter mit Hilfe des „schrägen Seilzuges“ leicht absteigend nach rechts hinüberzuarbeiten, dann mußte ich hinter der Kante gangbaren Fels finden. Mußte: sonst waren drei Jahre Werben um diese Wand umsonst gewesen, drei Bergsommer

vertan, die ausgefüllt waren mit Versuchen, endlich diese Nordwand zu bezwingen, ihre Erstbegeher zu werden.

„Seil, Seil, ja, ja, weiter, Seil, Seil!“ Monoton ging mein Kommando in ungleichen Zeitabständen weiter, jedesmal gab Karl zwei, drei Fingerbreiten Strick nach. Ich hing schief nach rechts in der Brustschlinge; je mehr ich mich vom Haken entfernte, desto waagrecht spannte sich das Seil und desto härter zog mein eigenes Gewicht mich nach unten. Die Finger bissen in die Rauigkeiten der Wand, an messerrückenbreiten Leistchen schwindelte ich mich weiter; die Nägel sogar mußten helfen, winzige Unebenheiten zu erfassen.

„Bravo! Ausgezeichnet! Höllteufel, gleich hast du's“, feuerte Karl mich an. Ich blickte zu ihm hinüber – und erschrak geradezu, wie weit er und der Haken über ihm schon von mir entfernt waren. Ein Blick nach rechts, nur drei Meter noch zur Kante! Drei Meter – zweieinhalb – zwei Meter. Unmöglich, gegen den immer härter werdenden Zug des Seiles auch nur eine Handbreit weiterzukommen! Aber der Freund darf nicht locker lassen, sonst verliere ich den seitlichen Zug und fliege.

Da ein Tritt, fast handbreit! „Seil frei!“ Sofort läßt der fürchterliche Zug um die Brust nach, ich klebe frei an der Wand. Links von mir, ober, unter mir schießt sie hallos in die Tiefe, aber rechts, nur zwei Meter rechts ist die Kante, und hinter der Kante muß eine Möglichkeit sein, weiterzukommen.

Frei kletternd, von meinem in fast waagrecht Linie gut zehn Meter entfernt, selbst höchst problematisch an der Wand klebenden Gefährten gesichert, schiebe ich mich nach rechts, krämpfe die Zehen in den dünnen Kletterschuhen in fast unmerkliche Rauigkeiten, kralle die Fingerspitzen, die Nägel ins Gestein.

Und erreiche die Kante, rufe: „Dort geht's weiter!“ Aber gleich darauf: „Achtung! Ich falle!“

Und falle doch nicht.

Arbeite mich mit letzter Kraft diesen Höllenweg zurück, Millimeter um Millimeter. Kommandiere nicht mehr, hätte auch gar nicht den Atem dazu, keuchend und rasselnd geht er. Mit gespanntester Aufmerksamkeit, unendlich sachte nimmt Karl den Strick ein.

Und noch einmal schrei ich: „Achtung, jetzt!“ Aber auch jetzt falle ich nicht. Nicht Kraft, nicht Mut, die nackte Angst hat mich vor dem Sturz bewahrt. Ich klettere nicht zum Haken, mit besser und besser werdenden Seilhilfe halte ich auf Karl zu, erreiche endlich seinen Platz.

Ich wische mir mit starren, zitternden, blutenden Fingern den Schaum vom Mund, ringe schnappend nach Atem. Karl klopf mir beruhigend auf den Rücken und steckt mir irgend etwas in den Mund. Die schlappernden Lippen lassen es fallen.

Nach langen Minuten, als mein Herz nicht mehr zum Zerspringen pochte und der fliegende Atem mir zum Reden Zeit ließ, sagte ich: „Das ist kein Weg für Menschen. Lassen wir's, Karl.“

Es war nicht daran zu denken, ein Weiter erzwingen zu wollen.

Zurück also, aufgeben!

Aufgeben? Das heißt hier nicht einfach verzagt die Hände in den Schoß legen und in Gottes Namen verzichten und sich geschlagen geben; es bedeutet nochmaligen zähneknirschenden, harten erbitterten Kampf ums Leben.

Zweihundert Meter Rückweg durch diese Wand. Sie werden das Letzte aus uns herausholen.

Zwei brennende Augenpaare nahmen Abschied vom harten, kalten Stein. Wir sahen uns schweigend in die Augen und ahnten, wußten, daß der Quergang das letzte Hindernis gewesen, daß wir an der Schlüsselstelle dieser unvergleichlichen Wand gescheitert seien.

Mit einem müden Achselzucken beendete Karl die stumme Zwiesprache. Ich nickte ihm zu und sagte mit heiserer Stimme: „Bessere werden kommen...“

Dann machten wir die Seile und Haken klar zum schweren Rückzug. Unsere Ahnung hat uns nicht getäuscht: Drei Jahre später, am 1. Juli 1931, wurde diese Wand, die Dachl-Nordwand des Gesäuses, von den „Reichensteinern“ Schintlmeister, Moldan und Resner nach viertägiger Felsarbeit bezwungen.

Bessere...

(Aus: *Verwegenes Spiel*, Tyrolia-Verlag, Innsbruck 1936)

*Die Zwischenkriegszeit im Haindlkar, das war die Zeit der „ausgesteuerten“ Arbeitslosen, die nicht nur keine Chance auf einen Arbeitsplatz mehr sahen, sondern auch keine Notstandsunterstützung mehr bezogen, die wochen- und monatelang durch das Land vagabundierten und überall „hängenblieben“, wo man überleben konnte. Und im Haindlkar konnte man als junger, unabhängiger Mensch überleben. Einmal pro Woche radelten ein paar Leute, die noch Anspruch auf die „Stütz'n“ hatten, die 200 Kilometer nach Wien, um ihr Geld zu holen und es mit dem Rest der Haindlkar-Bevölkerung zu teilen.*

*Aus dieser Zeit habe ich zwei zwar erst lange danach entstandene Texte, die aber die Spannweite damaliger Alpinauffassung sehr prägnant erkennen lassen, ausgesucht: Kurt Maix schreibt aus der Sicht des klassischen Wiener Alpinisten, den es ja noch immer und auch im Gesäuse gab. Der kurze Ausschnitt des Gedichtes von Sepp Brunhuber und Hans Schwanda markiert hingegen jene leichte, ein wenig raunzerische und nichts und niemanden ernst nehmende Form der Wiener Bergsteigerei, die später von Karl Lukan so meisterhaft dargestellt und fast zum Klischee geworden ist. Der „Sandhakenweg“ ist übrigens ein heute völlig zu Recht vergessener, von Karl Poppinger und Alfred Pfiel „entdeckter“ Verbindungsweg vom Haindlkar zur Planspitze, dessen zweite und letzte Begehung Schwanda und der wegen seiner Schweigsamkeit gelegentlich als Winnetou bezeichnete Brunhuber gemacht haben. Zunächst aber Maix:*

## Menschen im Haindlkar

Von Kurt Maix

1928 sah ich Heinrich Pfannl zum erstenmal bei der denkwürdigen 50-Jahr-Feier des Österreichischen Alpenklubs. Ich hörte seine Festrede, die niemand vergessen konnte. Ich sah den zarten schlanken Menschen, das Gesicht gefurcht, schon leidgezeichnet. Ich hörte die vornehm verhaltene Stimme, die vollendet gewählt, nein, gefundenen Worte. Ich ahnte zum erstenmal etwas von der Kraft der Stillen, von der Stärke des Geistes, der die Schwäche des Körpers überwindet, von der Reise der Seele, die aus ihrem Reichtum verströmend verschenken kann. Ich ahnte, ich verstand noch nicht. War selbst noch zu laut, zu körperlich, zu eitel. Ich verstand noch nicht klar, was Heinrich Pfannl meinte: „Letzten Endes finden wir immer nur uns selbst.“

Als ich ein Jahr später über Pfannls Weg auf das Hochtor stieg, war zunächst kein anderes Gefühl in mir als die Freude, über den herrlichen



„Als mir auf dem Gipfel einer die Hand schüttelte . . .“  
Gipfelkreuz auf dem Hochtor. Im Hintergrund  
der Admonter Reichenstein.

Foto: Willi End

Fels emporklettern zu dürfen. Ich freute mich auch schon auf das Fliegenband, auf die „Maischberger Fasseln“, die gebauchten Überhänge unter der Gipfelschlucht. Dann verhaute ich mich etwas und kletterte rechts der Fasseln durch einen wasserübertonnenen Riß empör, mußte oben nach links queren. Auf dieser Querung erblickte ich schräg links unter mir einen Mauerhaken. In diesem hing eine zerrissene, gebleichte Seilschlinge...

300 Meter tiefer, in dem einen Kamin der mittleren Plattenzone, hängt ein kleines Kreuz. Als Erinnerung an einen, dessen Reste man hier fand. Der oben in den Fasseln stürzte. Der den Weg nahm, den auch ich nehme, wenn ... wenn zum Beispiel Steinschlag kommt. Poltert's nicht oben in der Schlucht?

Pfeift, surrt es nicht herab?

Steinschlag? Nein, nur ein Stein. Aber ein Stein an dieser Stelle! Dort unten, wo das kleine Kreuz hängt...

Das Herz führt einen jähren Tanz auf. Für Sekunden nur. Für Sekunden bin ich klein, erbärmlich, feig. Der Verstand bleibt klar, die Hände halten fest. Aber das Herz hämmert, bangt um das Leben.

Da sehe ich plötzlich ruhige, klare Augen. Kühne Augen in einem zerfurchten, durch Krankheit müde scheinenden Gesicht. Ich höre die Worte: „Wir finden letzten Endes immer nur zu uns selbst.“ Ich verstehe diese Worte plötzlich. Jetzt, nach Sekunden der Todesangst. Allein, vor dir selbst, in Einsamkeit mußst du mutig sein. Mußt die Schwäche

überwinden, die aus dir kommt, nur aus dir. Und je mehr du empfindest, je mehr du in der Phantasie das Gute und Böse, den Aufstieg und das Ende vorerlebst, um so mehr mußt du überwinden.

Ich sehe die Augen Heinrich Pfannls. Ich verstehe seine Worte.

Es kam kein Stein mehr. In ruhiger, gleichmäßiger Schnelligkeit vollende ich den Quergang, bin wieder in leichtem Gelände. Als mir oben auf dem Gipfel einer die Hand zu dem gelungenen Alleingang schüttelt, schweige ich. Der andere hätte mich wohl auch für verrückt gehalten, wenn ich geantwortet hätte: „An einer Stelle hatte ich Angst. Aber Heinrich Pfannl war bei mir.“

Es ist nicht üblich, daß Bergsteiger Bergsteigern Lorbeeren streuen. Aber das Gedächtnis an Heinrich Pfannl soll man hoch halten. Von Generation zu Generation weitertragen. Ebenso wie die Hochtornordwand, seine Wand, immer die Hochtornordwand bleiben wird...

(Aus: Jahrbuch des Österreichischen Alpenvereines 1956)

## Der Sandhakenweg

Von Hans Schwanda und Sepp Brunhuber

Am Pumpern fast schickt Winnetou  
(er war vorausgegangen)  
ein Stoßgebet zu Manitou,  
er ächzt und stöhnt vor Bangen:  
„Sandhaken!“ ruft er wild zur Höh',  
„es rieselt mir den Griff von hinten!  
Auch fließt der Tritt, dort, wo ich steh'-  
verflucht sei dies Beginnen!“  
Die Götter schützten ihren Sohn.  
Der Hauch des Todes streift' ihn nur,  
auf sichrem Boden steht er schon-  
sein Leben hing an einer Schnur.

Hans Schwanda kommt nun an die Reih'.

Ein Klettergott ist's, alte Klasse!  
Ob denn die Sandbank schwierig sei?  
Und ob ein Haken passe?

Schon purrt hinein er in die Wand -  
ein Sandfluß ist des Leides Quelle.  
Frei schwebt er ohne Griff und Stand  
und kommt nicht von der Stelle.

„So jung“, flennt er, „beiß ich ins Gras,  
die Hoffnung meines Landes. -  
Das ‚Dachl‘ ist ein Lercherlschas  
gegen diesen Bau des Sandes!“

(Aus: Der Bergsteiger, 1965)

Nach dem Krieg wandelte sich das Gesäuse langsam, fast unmerklich von einer Domäne der Wiener Bergsteigerei zu einem Gebirge für Anrainer. Freilich sorgt die relative Nähe der großen Stadt noch immer dafür, daß die Wiener in den Wänden rund um das Haindlkar nicht vollends zu Exoten werden. Aber es ist eben heute so leicht, über das Wochenende auch anderswo hinzufahren. Und wenn man schon ins Gesäuse fährt, so ist es dort bestimmt nicht wichtig, über traditionsbetrachtete Felsen zu

*grübeln und neue Theorismen der Bergsteigerei zu ersinnen. Das Erleben steht im Vordergrund, wird aufgesaugt mit allen Sinnen und wiedergegeben, romantisch, ironisch, spöttisch, wie einem grad zumute ist. Alles ist erlaubt. Erst in allerletzter Zeit reflektiert man wieder, und das ausgerechnet am Sportklettern; aber das ist schon Gegenstand des nächsten Beitrages. Dieser Exkurs durch ein Jahrhundert Gesäuse-Literatur endet mit drei Geschichten, in denen die Berge rund um das Haindlkar Schaulplatz ausgesprochen sinnlicher Wahrnehmungen sind. Denn das ist Bergsteigen ja auch, wenn auch dieser Teil des Gesamterlebens so schwer darzustellen ist und daher so selten geschrieben wird.*

## Das Abenteuer einer Winterbergfahrt Planspitze NO-Verschneidung

Von Rudi Lindner

Der Nordabsturz der Planspitze erreicht im östlichen Teil mit 850 m die größte Höhe. Eine riesige, durch einen großen roten Felsausbruch noch besonders auffallende Verschneidung, bildet hier einen idealen Aufstiegsweg. 1940 erschlossen Gaisbauer und Fuchs mit dieser „Unmittelbaren NO-Verschneidung“ eine der schönsten Freiklettereien des V Schwierigkeitsgrades im Gesäuse.

Die rauschende Enns, die wildaufstrebende Riesenmauer der Gesäuseberge. Dies ist das vertraute Bild unserer Bergheimat. Jetzt im Winter ist hier alles sehr einsam und ruhig und darum noch einmal so schön.

Unsere Rucksäcke haben wir schon geschultert, doch wir sind uns noch nicht einig, ob wir nun mit oder ohne Schier gehen sollen. Es ist früher Morgen, der Schnee ist hart gefroren, vielleicht trägt er uns auch ohne die Bretter. Endlich entschließen wir uns doch, sie anzuschlappen, vielleicht gibt es weiter oben Pulverschnee. Bereits 100 m über dem Talboden beginnen wir im Schnee einzubrechen. Immer weicher wird die Oberfläche und bald versinken wir oft bis zu den Hüften. Hier heroben ist es um mindestens 10 Grad wärmer als im Talgrund und der Schnee ist bis zum Boden aufgeweicht. Wir versuchen es ohne Schi, doch so stecken wir noch hoffnungsloser fest. Erst tragen wir es mit Fassung, dann schimpfen und lästern wir, später sind wir auch dazu viel zu müde und abgestumpft. Nach 7 Stunden stehen wir abgekämpft und durchnäßt beim Wandfuß. Unsere Schi hängen wir mit „bewegten Abschiedswörtern“ auf eine Lärche. Leider hat sich der am Morgen blaue Himmel verwandelt. Es ist grau und diesig und es fallen einige Spritzer Regen. Wir ignorieren diese Tatsache und seilen uns an.

Ein steiler Schneehang bildet den Auftakt. Da wir darunter Platten vermuten betreten wir ihn mit gemischten Gefühlen. Vorsichtig wühlen wir uns hinauf, treten einige kleine Schneebretter ab und erreichen endlich Fels. Die Kletterei kann beginnen. Wir blicken nach oben, sehen aus unserer Froschperspektive kaum Schnee und geben uns kurz der trügerischen Hoffnung hin, keine kalten Finger zu bekommen. Nach der ersten Seillänge wissen wir daß wir auch weiterhin mit dem Schnee zu rufen haben. Wir brauchen nur zurück und hinunter schauen. Auf jedem Absatz liegt die „weiße Pracht“. Am späten Nachmittag erreichen wir den Wandabsatz vor dem riesigen, roten Felsausbruch. Hier haben wir einen bequemen und sicheren Platz zum biwakieren. Unten in Gstatteboden

leuchten die Lichter auf und erinnern uns an Menschen, Wärme und Geborgenheit. Doch dem allem haben wir ja bewußt den Rücken gekehrt.

Dunkel und feindlich ist heute die Nacht. Kein freundlicher Stern, Das Geräusch herabrieselnden Pulverschnees und das Fallen von Eis schreckt uns immer wieder auf. Unsere Stimmung ist wenig aufgeräumt, jeder hockt still da und hängt seinen Gedanken nach. Ob auch Walter heute keine rechte Freude empfindet? Im Stillen wünsche ich mir, daß es zu schneien beginnt und wir zurück müssen. Von hier wäre ein Rückzug noch kein besonderes Problem. Was aber würde ich dann wohl empfinden, wenn ich wieder da unten beim Wandfuß stünde? Kein Auftrieb mehr, fürchtest Du Dich? Intensiv beginne ich mich mit meinen Zehen zu beschäftigen, konzentriere ich mich darauf, sie zu bewegen. Das wärmt und verscheucht lästige Gedanken!

Der werdende Tag bietet uns ein Schauspiel, so eindrucksvoll, wie wir es noch nie gesehen haben. Es ist, als brenne alles. Der Himmel, die Wolken, die verschneiten Berge, alles ist tiefrot. Über unserer Wand hängt eine Schneefahne weit hinaus, ebenfalls rot und leuchtend, bewegt sich wie ein Schleier. Gegen alle Regeln der Vernunft gehen wir weiter, hoffen, daß der Wettersturz langsamer ist als wir.

Über einen steilen Schneehang queren wir schräg in Richtung des roten Felsausbruches. Walter macht heute wieder den Beginn. Der Übergang vom Schnee zum Fels gestaltet sich als sehr unangenehm. Die nur mehr dünne Schneedecke bricht schollenartig weg, Walter steht auf glatten vereisten Platten. Raschelnd sausen die Schneeschollen den Hang hinab, zerstäuben und verschwinden wie Schlangen in den Abbruch. Walter putzt im Schnee herum, dann einige beherzte schnelle Schritte, einige bessere Tritte, dann ein Köpfel. Ich kann nachkommen. Wieder täuscht uns der Blick von unten nach oben wenig Schnee vor. Doch wie wir beim Klettern merken, ist jeder größere Tritt und Griff „weiß verziert“. Ständig wechseln wir uns in der Führung ab, so glauben wir am schnellsten vorwärts zu kommen. Trotzdem gewinnen wir nur langsam an Höhe und die Zeit vergeht rasend schnell. Der plattige Fels erfordert bei dem vielen Schnee ganz besondere Vorsicht, schon weil sich auch Haken kaum anbringen lassen. Es ist ein Uhr Mittags, als wir den langen Quergang erreichen, der zu den großen Überhängen führt. Bis jetzt, ganz im Banne der Kletterei haben wir nicht bemerkt, wie sehr sich das Wetter verschlechterte. Was wir jetzt sehen, versetzt uns fast in Panikstimmung. Wir möchten uns ducken und verkriechen wie Tiere. Alles um uns ist düster – gelblich – grau. Der Himmel, die Wand, der Nebel, der an den umliegenden Gipfeln hängt und die Wolke die beim Gesäuseeingang hereindrängt. Der Originalweg mit seinem Plattenquergang, dem Überhang, dem Kamin und der darüber befindlichen Steilschlucht kommt für uns nicht mehr in Frage. Auch der Rückzug nicht, da die Wand weiter unten überhängend abbricht.

Aber irgendwo müssen wir doch hin!? Auch eine Katze rennt auf einem Baumstamm hin und her, der auf einen Wasserfall zutreibt! Mit der Kraft der Verzweiflung klettere ich wie verrückt einen überhängenden Riß empor. Irgendwo neben dem Lugauerweg. Vielleicht gewinnen wir doch noch den Wettlauf mit dem Unwetter und können die große Terrasse erreichen. Als Walter nachkommt, bricht das Inferno los. Die gelb-graue Wolke vom Gesäuseeingang fällt über uns her. Walter erreicht meinen dürrtigen Stand und sieht aus wie ein Eisbär. Vergeblich versucht er dann in dem glatten Riß weiterzukommen, es geht weder frei, noch mit Haken oder Holzkeil. Es geht einfach nicht. Wir seilen uns den schwierigen Riß wider ab, kommen zum Quergang. Er ist eine einzige weiße

Fläche. Wir müssen noch weiter hinunter, hier in den freien Platten ist es unmöglich abzuwarten. Umständlich und zeitraubend ist es, halbwegs sichere Abseilpunkte zu finden. Haken können wir nicht anbringen, an Zacken und abgerundeten Köpfeln finden wir die einzige Möglichkeit, Seillänge um Seillänge abzufahren. Ganze Wolken von Schnee stäuben die Wand herunter, drohen uns aus dem Stand zu werfen, machen uns blind. Wieder legen wir das Seil um einen Block, hinunter. An einer steilen Platte ist das Seil aus, kein Stand, ich pendle und schauke hin und her, es ist sehr schwer, sich an dem vereisten Seil lange zu halten. Endlich kann ich eine schräge Rinne erreichen und notdürftig stehen. Aus dem konturlosen Weiß und Grau schwebt nun auch Walter herunter, und ich kann ihn zu meinem kärglichen Platz ziehen. Da wir hier zu zweit zu wenig Bewegungsfreiheit haben, versucht Walter zuerst allein das Seil abzuziehen. Vergebens. Nun probieren wir es zu zweit. Unser Stand in der abschüssigen Rinne ist sehr schlecht, und wir können nur mit der größten Behutsamkeit zu Werke gehen. Bange Minuten vergehen, das Seil will und will einfach nicht herunter, langsam wird das Grau um uns immer düsterer, die Dämmerung. Es ist zum Verzweifeln. Walters Gesicht ist eisverkrustet, farblos; wie sehr man sich innerhalb so kurzer Zeit verändern kann!

Walter klettert über die rutschigen Platten nach links, hängt sich mit dem ganzen Gewicht ins Seil, ich schlenkere es im Takt, und endlich gibt es nach. Walter kommt wieder zurück, nun können wir es Gott sei Dank abziehen.

In etwa 30 m Entfernung glauben wir nun einen Absatz zu sehen. Nur noch dort hinüber, bevor es dunkel wird! Oben bei unserer letzten Abseilstelle liegen unsere Haken. Walter hat sie vergessen, unerreichbar. Nun haben wir nur mehr drei Bohrhaken, sie hüten wir wie einen Schatz. Walter verspreizt sich in der Rinne, sichert mich, ohne Haken. Ich klettere den Quergang, habe alles um mich vergessen. Den Sturm, die Kälte, die Angst. Dann sehe ich den Absatz, es ist eine geräumige Kanzel. Eine Kante und drei Meter Abstieg trennen mich noch von ihr. Fünfzehn Minuten hämmere ich an einem Bohrloch, dann laß ich mich mit einer Steigleiter hinunter. Die Kanzel erreiche ich mit dem Gefühl eines Ertrinkenden. Walter kommt nun die verschneite Platte herüber, auch er weiß nicht, wie es ihm gelungen ist. Endlich können wir uns im Biwaksack verkriechen und vor allem sichern. Wir fühlen uns wie auf einer Insel in einem tosenden Meer. Draußen tobt unvermindert der Sturm, uns scheint, noch stärker als vorher, doch vielleicht glauben wir das nur, weil wir nun im Geborgenen sitzen. Den Biwaksack müssen wir oft alle beide festhalten, so reißt und schlägt der Wind an der dünnen Hülle.

Wir überlegen und beratschlagen unsere Lage. Was werden wir morgen tun? In den Rucksäcken haben wir noch drei Haken gefunden, nun besitzen wir fünf Haken. Wie reich wir sind! Zum abseilen über die 400 m hohe Wand sind es aber trotzdem zu wenig. Oder vielleicht ist der einzige Ausweg, der zum Gipfel, fast 500 m hoch. Beides erscheint uns in dieser Nacht als hoffnungslos, doch keiner spricht es aus. Ich fühle den Blick Walters auf mir und seine fragenden Gedanken. Wir sprechen nur mehr über belanglose Dinge. Am meisten bedrückt uns die Untätigkeit, zu der wir verurteilt sind. Sie setzt uns den Gedanken aus, die uns immerfort umkreisen und denen wir nicht entgehen können. Wie es wohl sein wird? Oft schon habe ich versucht, mir vorzustellen, wie es ist, wenn man etwas langsam aber unaufhaltsam auf sich zukommen sieht und nichts dagegen tun kann. Nur warten....

Jetzt ist alles sehr unkompliziert und einfach, keine Wenn und Aber. Ich habe Angst, aber anders, als ich es bisher empfand. Begründete sie sich bisher doch immer auf eine Ungewißheit. Ich forsche in meinem Inneren, was ich denke, meine. Und es formt sich zu einem fast greifbaren Ergebnis.

Zwischen Gleichgültigkeit schwanke ich wieder in tiefe Traurigkeit. Ein zartes, blond umrahmtes Gesicht erfüllt mich mit Wehmut. Mein ganzes Denken kreist um dieses Bild, ich kann es doch nicht allein lassen. Morgen werden wir zum Gipfel klettern!

Im Morgengrauen hört es auf zu stürmen. Das Knattern des Zeltsackes, das Rieseln des Schnees verstummt. So wie es hell wird, steigert sich auch unsere Zuversicht. Da es nun windstill ist, können wir uns etwas kochen. Der heiße Sanddornsafte wärmt und stärkt uns wunderbar. Nun hat es sogar etwas aufgeklärt und man sieht einige Flecken blauen Himmel. Bevor wir uns auf den Weg machen, massieren wir unsere Zehen. Walter hat ernste Bedenken, seit der winterlichen Eigerwand ist er sehr empfindlich, da ihm die große Zehe amputiert wurde. Ich habe wiederum sehr schlechte Schuhe, sie sind bocksteif gefroren. Doch langsam bringen wir wieder Schmerz und damit Leben in unsere Füße. Auch sonst hat uns das Biwak etwas zugesetzt. Ein eigenartiger Schmerz, in den Zähnen beginnend erfüllt unseren Kopf. Beim Sprechen haben wir das Gefühl, in die Zunge zu beißen.

Walter macht heute wieder den Anfang. Ein langer schwieriger Quergang führt uns in einen etwas gegliederten Wandteil. Ganze Schneelawinen räumt mein Gefährte ab, und ich brauche die Tritte und Griffe nicht mehr so zu suchen. Mit unserem großartigen Hakenbestand von drei Stück bleibt uns nichts anderes übrig, als alles frei zu klettern. Nur an den Standplätzen schlagen wir Haken, wenn wir nicht einen Zacken oder ähnliches verwenden können. Mit einer großen Entschlossenheit klettern wir über verschneite Platten, schneegefüllte Risse und Kamine, tasten uns über Schneeschilder und balkonartige, weiße Gebilde. Nicht unüberlegt, unvorsichtig, wir nehmen es nur als Selbstverständlichkeit hin. Unser Ziel ist nur das Ende der Wand, Geborgenheit. Schon ist es wieder Mittag geworden. Der Himmel hat sich eingetrübt, ist wieder grau, farblos. Aber wir befinden uns nicht mehr weit unter der großen Wandterrasse, über der sich die Wand nur mehr 150 m aufbaut. Momentan bildet ein Schneeschild die einzige Möglichkeit, eine glatte Wandstelle zu überwinden. Mit sehr gemischtem Gefühl taste ich mich daran hoch, ein kleiner Zacken bietet sich zum Sichern an. Dann bricht die Scholle auch schon weg, zerstäubt und rauscht als kleine Lawine über die Platten. Vorbei an Walter, der erschrocken nachblickt. Ich schaue verlegen drein, mit dem Schneeschild ist für Walter die einzige Möglichkeit weg, es bleibt nur, sich am Seil hoch zu hangeln. Nur gut, daß ich schon heroben bin. Noch zwei Seillängen und wir sind auf der Terrasse.

Die beste Möglichkeit, die nun folgende Wand zu überwinden, wäre weit rechts drüben. Doch wir versinken bis zum Bauch im Pulver und außerdem befürchten wir, daß bei einer Querung der ganze Schneeabhang abbricht. Wir wühlen uns darum gerade empor, gelangen zu einem brüchigen, tiefen Kamin, kommen zu einer steilen Kante, die fast schneefrei ist. Nun kann uns nichts mehr aufhalten. Walter erreicht als erster den Ausstieg, hebt sich plötzlich gegen den Himmel ab. Wir sitzen im Schnee und können es fast nicht glauben, doch noch hier heroben zu sein.

Wir wühlen uns hinunter zum Wasserfallweg. Hier seilen wir uns wieder an. Der im Sommer harmlose, versicherte Klettersteig zwingt uns heute zum Sichern. Walter übernimmt die mühevollen Aufgabe, eine Spur zu treten und Lawinen abzulassen, ich sichere ihn über solide Fichtestämme und stapfe dann hinterdrein. Es beginnt wieder zu schneien. Endlich sind wir im Talgrund. Der Wasserfall ist zu einer 100 m hohen grünen Eissäule erstarrt. Es wird finster, wir stolpern durch dichten Wald, von den Bäumen stäubt der weiße Segen und deckt uns fast zu. Dann finden wir die Staumauer des Ennskraftwerkes, schlurfen über die

glatten Bohlen, unsere Beine bewegen sich längst nur mehr automatisch. Wir klopfen an die Tür des Wärterhauses. Wärme, grelles Licht fluten uns entgegen. Erschrockene, abwehrende Gesichter, wir schauen verzwickelt und sagen nichts. Dann erkennt man Walter, bereitet Tee. Fragen prasseln auf uns, wir müssen erzählen, erklären, reden, reden. Die Wärme, unsere Augenlider sind wie aus Blei.

Dann sitzen wir im Auto, fahren nach Eisenerz, wo Walter zu Hause ist. Es schneit die ganze Nacht und die nächsten Tage, ohne Unterbrechung.

(Aus: *Der Bergsteiger 1965/66*)

## Ein Holunderblatt im Fahrtenbuch

Von Helga Lindner

In mein Fahrtenbuch klebe ich heute ein Holunderblatt. Ich gehöre zwar nicht zu denen, die ihre Tourenbücher mit Hüttenstempeln, Fahrkarten, gepreßtem Hufblatt usw. schmücken, sondern ich beschränke mich ausschließlich auf kurze Daten und ausgeführte Touren. Ich mag auch nicht über jede Tour einen ganzen Roman schreiben – es genügt mir vollkommen, wenn mein Kamerad Rudi, der manchmal lyrische Anwendungen hat, ab und zu einen Spruch hineinschreibt oder mir ein Foto schenkt. Das Hollerblatt hab ich auch von meinem Freund bekommen. Mitten in Überhängen und Schwierigkeiten hat er daran gedacht! Überhaupt ist er für einen modernen Kletterer sehr romantisch: beim Zustieg zur Dru hat er für mich eine Heckenrose gefunden, am Walkerpeiler einen Bergkristall.

Unter das Hollerblatt schreibe ich: 6. Oktober, Dachl-Roßkuppen-Verschneidung, und in Gedanken erlebe ich noch einmal diese Fahrt: Es ist noch finster und neblig, als wir die Haindlkarhütte verlassen. Mit Stirnlampe leuchten wir über das schmale Steiglein, das zum Peterpfad hinaufführt. Der Nebel reflektiert das Licht. Wir können den Weg kaum erkennen und stolpern immer wieder über Latschenwurzeln. Plötzlich glitzern Sterne durch die Nebeldecke. Ihr schwacher Schein gibt Licht genug, so daß wir mit einer Lampe weiterkommen. Als die Sterne langsam verblassen, setzen wir uns hin und warten – der neue Tag ist nicht mehr fern.

Es ist schon hell, als wir die Dachlschlucht hinaufklettern. Um neun Uhr sind wir beim „richtigen“ Einstieg. Wenn wir am Anfang jeder Tour nur nicht so trödeln würden!

Der „Erdige Riß“, mehr unangenehm als schwierig, bildet den Auftakt. Doch ist er heute nicht naß und rutschig wie sonst – die Erde ist trocken und staubt.

Eine Seillänge geht es durch Felsen, die mit langhaarigen Graspolstern „verziert“ sind. Dann haben wir den „Dom“ erreicht, eine der bekanntesten und schwierigsten Stellen der Verschneidung. Rudi schlägt noch einen Standhaken – mit einem begnügt er sich selten; dann hängt er meinen Rucksack in einen Haken, stellt die Fotoapparate ein und drückt mir das Seil in die Hand. „Sicherst mich?“ – „Ja, ich hab dich schon!“ Der „Dom“ ist ein weit überhängender Kamin, an dessen Wänden man hinausklettert. Zuletzt müssen wohl einige Haken helfen. Rudi hat nun etwa zehn Meter Horizontaldifferenz von meinem Standplatz! Es sieht ganz unwahrscheinlich aus. In Steigleitern baumelnd, überwindet er die schwierigste Stelle: er klettert zum nächsten Stand hinaus.

Bald kann ich nachkommen. In der ersten Steigleiter schaukle ich etwas unkontrolliert hin und her. Zuerst weiß ich gar nicht, wohin ich klettern soll. Wenn das der Rudi wüßte! Seine Meinung über „weibliche Logik“ würde damit wieder bekräftigt. Endlich finde ich doch den richtigen Weg zum Abschlußüberhang und steige darüber hinweg.

Als nächstes folgt eine überhängende Wand mit drei oder vier Haken. Nun sehe ich nichts mehr – wahrscheinlich legt sich der Fels etwas zurück! Am Ablauf der Seile merke ich, daß Freikletterei gegeben ist. Noch eine Seillänge mit senkrechten Rissen und überhängenden, etwas brüchigen Blöcken – dann sitzen wir vereint auf einer geräumigen Kanzel. Neben uns – der „Hollerbusch“, bekannt aus Fahrtenberichten. Seine Blätter haben schon gelbe Flecken. Er tristet sein Dasein inmitten einer der wildesten Wandfluchten des Haindlkares. Wie lange schon?

Wir rasten ausgiebig auf diesem bequemen Plätzchen, blättern im Wandbuch, erleichtern den Rucksack um zwei riesige Äpfel und schauen in die Tiefe. Zum Einstiegsplatz hinab können wir nicht mehr sehen; zu groß sind die Überhänge. Doch unterhalb: die Dachlschlucht, hellgrüne Lärchen und dunkle Latschen, dazwischen wie Farbkleckse gelber Ahorn und rote Buchen. Im Dunst des Tales schlängelt sich die Enns. Ich muntere Rudi immer wieder auf, doch noch etwas von unserem Proviant zu essen. (Das würde meinen Rucksack erleichtern!) Schließlich müssen wir doch an den Weiterweg denken; um diese Jahreszeit wird es schon um halb sechs Uhr finster. Nun kommen wir zum „Holzpacklquergang“. Ein breiter, seichter Riß ist hier nur mit Hilfe von Holzklötzchen zu überwinden. Dazwischen noch eine abdrängende Freikletterstelle! Bei Quergängen verspüre ich meistens ein „komisches Gefühl“. Rudi versichert mir, daß sein Standhaken gut ist. Trotzdem möge ich lieber keine Dummheiten anstellen! Nach einem weiteren Quergang befinden wir uns in einer Nebenverschneidung.

Schon am Quergang ändert sich der bisherige Wandcharakter. Der Fels ist nun nicht mehr gelb, sondern grau und äußerst kompakt.

Am Anfang ist diese sogenannte „Graue Verschneidung“ überhängend. Es folgt ein kleiner Absatz, von dem man zur Roßkuppenkante „auskneifen“ könnte. Die weiter emporziehende Verschneidung ist senkrecht, vielleicht sogar etwas geneigt und frei zu klettern: sehr schön, aber auch sehr schwer!

In meiner Erinnerung ist die folgende Seillänge die anstrengendste und schwerste von allen. Vielleicht war nur die Hitze daran schuld?

Der Standwechsel in den Leitern ist umständlich und zeitraubend. Noch zwei Seillängen bis in den Trichter, eine unten enge und grasbewachsene Verschneidung, die oben wieder weit und überhängend wird. Trotzdem kommen wir hier etwas schneller voran. Der Fels ist ungemein rau und fest. Oft bieten sich herrliche Griffe, und oft können wir auf die Leitern verzichten. Neben der „Grauen Verschneidung“ sind diese Seillängen die schönsten!

Im Trichter finden wir Biwakspuren unserer Vorgänger: Schokoladepapier und Fruchtsaft Dosen. Gestern haben wir sie, im letzten Licht des Tages, zum Trichter klettern sehen. Wir beeilen uns, um nicht wie eine ungemütliche Nacht verbringen zu müssen. Die untergehende Sonne treibt uns zur Eile. Wir verlassen die Verschneidung nach links, um nach einer Querung die Roßkuppenkante zu erreichen. Schon längst ist die Sonne hinter dem Reichenstein versunken. Leider haben wir keine Zeit, um die herrliche Abendstimmung zu genießen!

Im letzten Tageslicht erklettern wir den oberen Teil der Roßkuppenkante und den Gipfel. Dort sehen wir plötzlich den Mond. Silbern steht er über dem Zinödl und ergießt sein bleiches Licht über die wilde Felslandschaft, die uns umgibt!

(Aus: *Felicitas von Reznicek, Von der Krinoline zum sechsten Grad, Verlag „Das Bergland-Buch“, Salzburg 1967*.)

## Mit Bauz im Haindlkar

Von Ewald Putz

Alpenschrute und Gletschergnome! Nordwandzombies aller Länder vereinigt euch! Das letzte Refugium will man uns nehmen! Waren wir Bergsteiger nicht bisher eine verschworene Gilde, verschont von jenem unseligen Zeitgeist, der da einen gepflegten, gestylten Mann verlangt, mit dem Aussehen eines griechischen Schönheitsgottes, mit pomadisiertem Haar und geziertem Benehmen, duftend nach Affendrüsensekreten und mit stetem Zahnpastalächeln? Hatten die Werbefritzen mit ihren kurzfristigen Modetrends unterworfenen bunten Kleiderfetzen, mit ihren alles vereinnahmenden tyrannischen Vorschriften des Lebensstils von der Wiege bis ins Grab nicht bis vor kurzem noch, angesichts ihrer Erfolglosigkeit, einen weiten Bogen um die Bergsteigerschaft gemacht? Konnte man nicht bis dato als Alpinist nach Schweiß stinken, gelbe Zähne haben und Mundgeruch und dennoch bei der elfenhaften Weiblichkeit, die auf den Hütten der Rückkehr der Helden harpte, Bewunderung, ja sogar Verehrung hervorrufen? Konnte man nicht nach Herzenslust schießen, Käsefüße haben oder eine Warze auf der Nase und trotzdem mit einem harten Prankenschlag auf den Hüttentisch und einem gemurmelt: „Sauschwer war es, sauschwer!“ die Aufmerksamkeit der hochalpinen Damenwelt auf sich ziehen und schmeichelnde, ja bisweilen eindeutige Blicke ernten, die auch in einer kleiderkastenbreiten Mannsbilderbrust zarte Hoffnungen schürten und das leistungsgewohnte Sportlerherz schneller schlagen ließen? War es bislang nicht eine Leichtes, trotz zerrissener Lodenknickerbocker, schweißfleckiger Flanellhemden, löchriger Pullover und unzeitgemäßer Pullmannkappen auf einer Hütte als Hahn im Korb einer erstmals in den Bergen weilenden Mädchengruppe den akkurat zentralsten Platz zwischen den Mädchen am Matratzenlager zu kriegen?

Und das alles soll jetzt ein Ende haben?

Nur weil in den Hochglanzvierfarbendruckbergmagazinen immer mehr diese Beaus die Titelseiten erobert haben, mit ihrem im Farbton auf die jeweilige Felsfarbe abgestimmten Lastexhosen und T-Shirts! (Übrigens, die Modevorschrift für den Klettersommer '88 lautet: Zum gelbroten Dolomitenfels trägt man das im komplementären Türkisgrün gehaltene Sweatshirt mit der hautengen hellblauen Glanzhose mit zarten, die Beinform betonenden, vajoletroten Längsstreifen, dazu ein dezentes graues Frotteestirnband mit schmalen Rändern im Hellblau der Hose sowie einen farbleichen chalk-bag. Zum grauen Granit der Urner Alpen dagegen nimmt man eine kognakgelbe Latzhose mit praktischen, aufgesetzten, moosgrünen Oberschenkeltaschen und eine rostrote bloussonartig geschnittene Kletterjacke, auf dem Kopf trägt man eine schicke moosgrüne Schirmkappe). Sehen sie nicht alle aus wie für die Aufnahmeprüfung als Fernsehmärchenprinzdarsteller geschminkte Kandidaten? Werden diese Typen nicht schon als Werbeträger für Duftwäscherchen, Antischuppenmittel, Unterhosen und Klosettpapier verwendet? Was können sie denn schon? Den achten Grad klettern und über Marcuse diskutieren. Wo hört man denn noch die stundenlangen, spannenden Hüttenabendstreitgespräche, geistreich wie ein Schlagertext, ob für die Tour nun zweihundertsechundneunzig oder zweihundertachtundneunzig Haken unumgänglich notwendig seien? Wird das Bild der Bergsteigerschaft, so frage ich, nicht bis zur Unkenntlichkeit verfremdet? Wo bleiben denn wir Häßlichen, mit unseren übergroßen Nasen, unseren abstoßenden Ohren und den roten Ziegenbärten?

Will man uns jetzt auch in den Bergen zum Mauerblümchendasein verdammen wie in anderen gesellschaftlichen Bereichen? Komme keiner

und sage, es sei nicht so, komme keiner! Denn, und somit komme ich zu meiner Geschichte, ich war ein solches Mauerblümchen.

Smoky und ich waren mit Bauz ins Gesäuse gekommen. Niemals werden wir erfahren, wie sich die Kunde verbreitet hatte. Im großen dunklen Erdteil Afrika, so sagt man, gäbe es ein Kommunikationssystem über unvorstellbar weite Entfernungen, für Europäer sei es vollkommen unerklärlich, wie so schnell eine Nachricht von einem Ort zum anderen kommen könne, nun gut aber – das Gesäuse liegt in der Steiermark, und die ist doch beileibe nicht in Afrika, und so bleibt als Rätsel: Wie konnten sie es wissen?

Als wir das letzte Stück des Weges hinauf ins Haindlkar, vorbei an der alten Haindlkarhütte, zwischen den hochstehenden Latschen gingen, bemerkten wir tumultöse Zustände auf der Terasse der Haindlkarhütte. Was war los da oben? Wurde gerade ein James Bond-Film gedreht oder hatte sich der Papst zu einer Kaffeegasse angesagt? Als wir näher kamen, bemerkte ich zahllose weibliche Wesen, die uns heftig zuwinkten und Kußhändchen warfen. Ich fühlte mich geschmeichelt. Also zog ich meine beiden Mundwinkel in Richtung meiner Ohren und bleckte meine Zähne zu einem schmelzenden Lächeln und winkte zurück. Da rief man mir zu: „So geh' doch zur Seite, du verstellst uns doch die Sicht!“ Mein Lächeln gefror zur Grimasse. Es traf mich wie ein Keulenschlag, natürlich, wie hatte ich Töpl nur so naiv sein können! Wie konnte ich es nur vergessen!

Das Winken, die Kußhändchen, die galten natürlich nicht mir, sie galten Bauz! Wir waren doch mit Bauz unterwegs.

Vielleicht kurz zur Erklärung, ohne den Herrn Robert Redford, Burd Reynolds oder Arnold Schwarzenegger nahe treten zu wollen – aber, also gegen Bauz schauen sie aus wie pickelige Gymnasiasten auf dem Höhepunkt der Pubertät. Käme Bauz – was wir bislang gottseidank verhindern konnten – nach Zermatt, würden alle Ansichtskarten vom Matterhorn eingestampft und Bilder von ihm aufgelegt.

Dabei ist dem Bauz der Rummel um ihn unangenehm, oft schon hat er, wenn gerade wieder einmal ein Mädchen bei seinem Anblick die Augen verdrehte, so daß nur noch das Weiße zu sehen war, und mit einem Seufzer in Ohnmacht fiel, ausgerufen: „Ach, wie gerne wäre ich doch auch so häßlich wie ihr!“ Smoky und ich sind dann immer stolz, denn wir wissen – so wie der Tag die Nacht braucht, um als Tag erkannt zu werden, so sind wir es, als das andere Ende der Skala menschlichen Aussehens, die als Kontrast Bauzens Wirkung verstärken.

Als sich auf der Haindlkarhütte die erste Aufregung gelegt hatte, das heißt, sämtliche weibliche Wesen hatten sich so um den Tisch, an den wir uns gesetzt hatten, plazierte, daß sie jederzeit freien Blick auf Bauz hatten, begannen wir zu jausnen. Smoky und mir gelang es, unseren Brotlaiben jeweils eine Schnitte abzuschneiden, was aussah, als wollten zwei Samurai im Duett Harakiri begehen; wir strichen uns ungelentk Schmalzfleisch aufs Brot und begannen lustlos zu kauen. Bauz hatte da andere Sorgen. Sollte er von der Pastete mit Enten-Oliven-Füllung und dem Pilzsalat mit Trüffeln von der Blondine zu seiner Rechten nehmen oder doch lieber das Wildkaninchen in Gelee, gewürzt mit provenzialischen Kräutern kosten, das ihm die rassige Rothaarige an seiner linken Seite anbot. Auch der Austernsalat, den sie dabei hatte, sah verlockend aus. Andere versuchten mit kaltem Schweinsbraten, geselchten Dauerwürsten, französischem Käse, russischen Eiern, Schnitzeln mit Gurkensalat und selbstgemachten Torten Bauz' Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Er aber hielt zu uns und aß auch einen der mit Schmalzfleisch beschmierten Brotkeile.

Beim Stiegenaufgang zu den Lagern, wo sich auch die Klosettanlagen befinden, hing ein Spiegel an der Wand. Davor drängte sich die Damenwelt, um sich zu bemalen und zu schminken, als gelte es, einen

Foto: Ewald Putz

indianischen Medizinmann beim Büffeltanz an Farbenpracht zu übertreffen. Restauriert und duftend wie eine Allee blühender Fliederbäume kamen sie dann in den Gastraum zurück und suchten einen Blick von Bauz zu erhaschen. Smoky und ich und all die anderen rauhen Bergsteiger waren weniger als Luft für die Weiblichkeit.

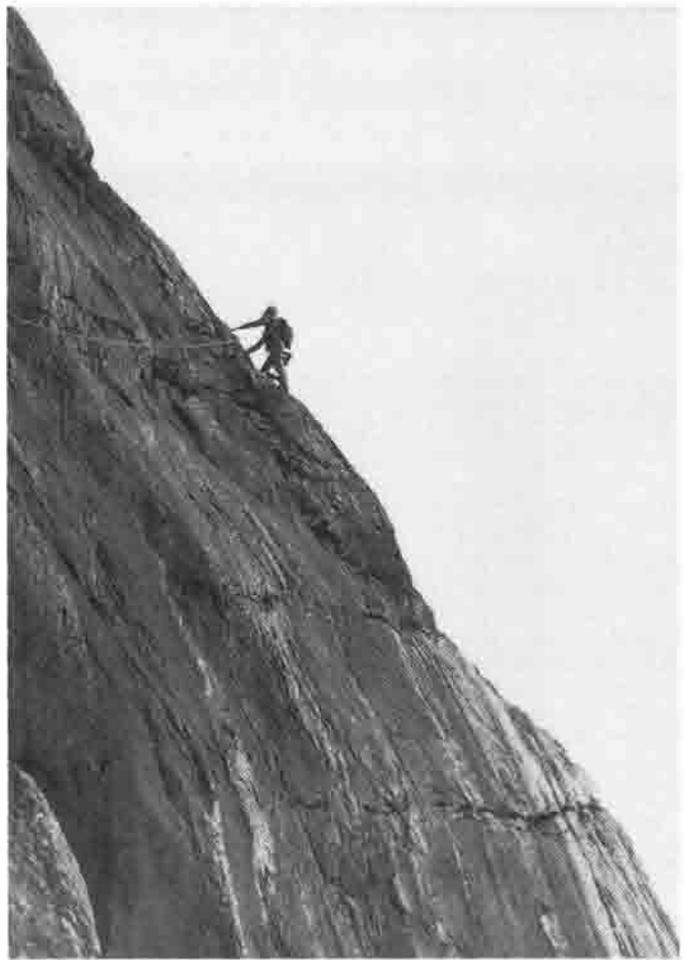
Als die Zeit zum Schlafengehen gekommen war, simulierte ich einen ugandischen Berggorilla, was mir wegen physiognomischer Ähnlichkeiten nie schwerfällt, sprang auf die Tische, trommelte mir auf die Brust und stieß unartikulierte Laute aus. Dadurch gelang es, für wenige Augenblicke, die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, Augenblicke, die Bauz und Smoky zur blitzartigen Flucht aufs Lager nutzten. Sie versperrten sofort die Türe, und erst nach Hüttenruhe wurde mir, nach Flüstern eines Losungswortes, ein Spalt breit geöffnet, damit auch ich noch wenige Stunden schlafen könne.

Am anderen Morgen schlichen wir vorsichtig, noch in der Dunkelheit, aus der Hütte. Im ersten Dämmerlicht des Tages spricht eine Vielfalt von Eindrücken die erwachenden Sinne an, da ist der unvergleichliche Geruch der Latschenfelder, den einem ein linder Windhauch zuträgt, da ist der einsetzende Gesang der Vögel, und da sind die letzten Sterne der Nacht, die sich im blasser werdenden Morgenhimmel verlieren. Schweigsam stiegen wir bergan. Unser Ziel war die Nordwand des Hochtores. Die Tour nennt sich Reibeisen, und es war uns steile Plattenklettern an wasserzerfressenem Fels versprochen. Vorerst aber ging es über Krummholzstufen und grasdurchsetzte Schrofen hinauf. Von einer geneigten, plattigen Verschneidung aus steigt man querend in die eigentliche Tour.

„Über eine etwas brüchige Rampe um eine Kante ....“ so steht es im Führer. Welch herrliche Untertreibung! Daß so etwas in den modernen Topoführern mit den kargen, nüchternen Tourenbeschreibungen auch heute noch möglich ist! Gegen dieses Einstiegs wandl erscheint eine Sanddüne in der Sahara als Symbol granitener Festigkeit. Schon ein unvorsichtiger Flügelschlag eines Mauerläufers genügt, um in diesem Teil der Wand einen verheerenden Felssturz auszulösen. Ein echtes alpines Problem!

Smoky begann als Seilerster. Er fühlt sich dem klassischen Bergsteigen verpflichtet (Die in Freundeskreisen immer wieder kolportierte Meinung, daß Smoky auf seinen Klettertouren eine zwei Meter lange Alpenstange mitführt, muß an dieser Stelle als haltloses Gerücht zurückgewiesen werden), und so waren wir einhellig der Meinung, daß dies seine Seillänge sei. Aber er begann nicht zu klettern sondern zu graben. Seinen ganzen Ehrgeiz setzte er ein, um einen festen Griff oder Tritt zu finden, doch an der Oberfläche war keiner, und so glich er in seiner Tätigkeit mehr einem Maulwurf denn einem Kletterer. Vorsichtig wie ein Hochseilartist auf einem viermal geknüpften Wäschestrick machte er seine Schritte. Nach wenigen Metern meinte Smoky: „Da gehört ein Haken her!“

Er ist ein Meister der – in der Zeit der mit Bohrmaschinen aus dem Abseilsitz angebrachten Bohrdübel immer mehr in Vergessenheit geratenen – Kunst des Hakenschlagens. Einen Haken zu setzen ist bei Smoky eine feierliche Zeremonie wie eine Papstkrönung. Keine noch so winzige, andeutungsweise vorhandene Ritze entgeht seinem tastenden Auge. Mit einer gravitätischen Bewegung wie eine indonesische Tempeltänzerin greift er nach dem Hakenbündel, ohne hinzuschauen streichelt er, zart wie ein Jüngling die Hände seiner Angebeteten, über die Stifte, löst mit einer geschickten Bewegung den jeweils in der Größe passenden Haken, steckt ihn in den Riß, heftet ihn mit ein, zwei kurzen Hammerschlägen an den Fels, um sodann, weitausholend und treffsicher, den Haken, singend wie ein Sängerknabenchor im letzten Konzert vor den Sommerferien, für ewige Zeiten ins Gemäuer zu schlagen.



Doch diesmal – Smoky hatte nach langem Suchen endlich einen Spalt gefunden, der sich nicht schon bei einem Atemhauch weitete – klang das Einschlagen des Hakens dumpf wie Buschtrommeln, die an den Ufern des Kongoflusses den Tod des großen Häuptlings verkünden. Smoky war in seiner Ehre gekränkt, hängte vorsichtig den Karabiner ein und kletterte zornig zum nächsten Standplatz. Dort übergab er die Führung an Bauz. Nach einigen Seillängen kamen wir zur Reibeisenplatte. Man klettert um eine Ecke und steht unvermittelt vor einer Verschneidung, die nach rechts über die Platte verlassen wird. Da war Bauz in seinem Element. Sein Kletterstil ist elegant und leichtfüßig und erinnert an einen schwerelosen Tanz; Rudolf Nurejew etwa, wenn er den Schwanensee tanzt, wirkt dagegen wie ein Holzknecht beim Schuhplatteln. Scheinbar mühelos gelangte Bauz zum Stand oberhalb der Platte. Smoky und ich folgten nach. Die Querung über die Platte klettert man an so winzigen Rauigkeiten, daß darauf sogar eine Blattlaus nur für ein Bein Platz hätte. Und auch meine Bewegungen beim Klettern dieser Seillänge erinnerten an meinen Tanzstil; nur, wer dies als Eigenlob auffaßt, hat mich noch nicht tanzen gesehen. Am Stand angekommen, wechselten wir abermals die Führung, damit auch meine Nase einmal die eines Leithammels sei.

Als ich den Gipfelgrat des Hochtores erreichte, saß da die Damenwelt des gestrigen Abends. Wie waren sie enttäuscht, als sie mich erkannten. Nur Pfiffe und Buhrufe hatten sie für mich über. Dann aber kam Bauz und ihre Begeisterung kannte keine Grenzen. Einige fielen in Ohnmacht. Am Gipfel gaben wir uns die Hände und Bauz nahm mit seinen magnesiaweißen Fingern das Gipfelbuch, um unsere heroische Tat zu verewigen. Kaum daß er es wieder in die Kassette gesteckt hatte, begann eine wahre Schlacht um das Buch. Es galt ein Souvenir zu erobern, und wenn es nur ein flüchtiger Fingerabdruck war, das Buch wurde in Stücke gerissen, und die Seite mit der Unterschrift Bauzens erreichte in Kürze einen astronomischen Wert. Er aber packte seinen Rucksack und lief uns auf und davon, nicht ohne uns zum Abschied zuzurufen: „Ihr habt es gut, ihr seid so schön häßlich!“

# Zeitgeist und Flammen der Jugend

## Sportklettern im und um das Gesäuse

Von Roman und Ernst Gruber

(RG:) Bevor wir reagieren können, ist er schon weg, sechzig Meter freier Fall, ohne ein einziges Mal den Fels zu berühren. Ein dumpfer Aufschlag, nach zwei weiteren Sätzen bleibt unser Rucksack verkeilt in der Dachschlucht liegen.

Hier, am Stand über dem berühmt-berüchtigten „Dom“ der Dachl-Roßkuppen-Verschneidung beginnt nun eine Debatte über die Entscheidung: Weiterklettern oder Abseilen. Immerhin befinden sich im Rucksack Biwaksack, Pullover, Verbandszeug, Haken und Schlingen, Fotoapparat und nicht zu verachten, etwas Proviant und Wasser.

Nun stehen wir in Hemd und Trainingshose da, alles, was uns im Falle eines Falles helfen würde, liegt da unten, wahrscheinlich ist sogar der Fotoapparat in Brüche gegangen.

Es war kein spontaner Einfall, der uns hierher führte. Nach einem Yosemite-Besuch im Vorjahr waren wir plötzlich von einer neuen Begeisterung erfaßt, die vielen, von uns bisher konventionell durchstiegenen Routen einen völlig neuen Reiz verlieh: Den Reiz einer „zweiten Erstbegehung“ von klassischen Hakentouren. Plötzlich gab es wieder ein „Unmöglich“, stellten sich wieder so elementare Fragen wie: „Ist die Route überhaupt möglich, und wenn, reicht dann unser Können aus, um sie auf Anhieb zu bewältigen“? Nachdem solche Routen jahrelang vergewaltigt worden waren, und sich die Zahl der Haken im Laufe der Zeit meistens vermehrt hatte, war es nun die logische Folge, mit der besseren Ausrüstung, mit vermehrtem Trainingsaufwand und mit völlig neuer Einstellung das „Unmögliche“ zu versuchen.

Die Regeln sind hart, weder Fortbewegung noch Ausrasten an den Haken ist erlaubt. Stürzen ist zwar nicht verboten, ist aber im Angesicht der maroden Haken tunlichst zu vermeiden.

Wir hatten in der Haindlkarhütte geschlafen und erzählten keiner Menschenseele etwas von unserem Vorhaben, aus Angst, schon am Einstieg zu scheitern. Am Dom stürzt mein Bruder in einen der schlechten Haken, der dieses Fliegengewicht aber aushält. Im dritten Anlauf gelingt dem Ersten der stark überhängende Teil. Mit dem Rucksack auf den Schultern mache ich einige erfolglose Versuche, dann wird es mir zu bunt, und ich hänge diesen an einen Haken. Und siehe da, es ist ja gar nicht so schwer. Vom Stand wieder hinunter, um den Sack zu holen. Das Mißgeschick ...

Wir entschließen uns, weiterzuklettern. Ohne den Ballast des Rucksacks klettern wir behender und schneller, die Verschnei-

dung bleibt schwer, sehr schwer und naß wird's im Trichterriß, doch alles geht frei und ohne Sturz.

Nicht ohne Stolz stehen wir einige Stunden später am Ausstieg, mit dem Gefühl, soeben eine Erstbegehung gemacht zu haben. Doch großen Respekt zollen wir den wahren Erstbegehern, denen vor langer Zeit, mit vergleichsweise schlechtester Ausrüstung, unser Hintertürl – im Notfall in die vorhandenen Haken greifen zu können – nicht offenstand ...

\*

Zwei Kletterer, die ausgezogen waren, etwas Verrücktes, Sinnloses zu machen, stolpern hinaus in die Dunkelheit ...

„Wenn es heute nicht klappt, dann können wir es für dieses Jahr abschreiben“, denkt mein Bruder laut, während wir den steilen Weg zum Wandfuß emporstolpern, und ich gebe ihm recht, denn hier, im schattigen Haindlkar, ist die Klettersaison bald vorbei, es ist wieder Herbst geworden.

Über uns eine wildschöne, gespenstische Szenerie – Sternenhimmel, der Mond streift mit seinem bleichen Licht Teile der gewaltigen Wandfluchten, läßt diese hervortreten, der Rest tief-schwarz; unnahbar wirkt jetzt diese Landschaft. Während im Osten die erste Andeutung des neuen Tages zu sehen ist, klettern wir den langen, brüchigen Vorbau und erreichen bald das schmale Band, an dem die Schwierigkeiten beginnen.

Noch nicht lange ist es her, als bei einem Geplauder im Klettergarten die Möglichkeit einer Dreierkombination an den Dachwänden in Betracht gezogen wurde – der Ehrgeiz, es zu versuchen, war geweckt. Doch zunächst bekamen die Zweifel die Oberhand, die Tage schienen uns für solch ein Unternehmen bereits zu kurz zu sein. Andererseits – wir waren gerade gut in Form, den ganzen Sommer waren wir in den Bergen unterwegs gewesen, und überhaupt, so etwas verrücktes wollten wir schon immer machen. Die Idee begann zum fixen Vorhaben zu werden, die uns mehr und mehr begeisterte – bis wir davon geradezu besessen waren.

Als das Wetter schön wurde, fuhren wir auf der Stelle ins Gesäuse .... Unser erstes Ziel, die Nordwestwand, weist in den ersten, querenden Seillängen etwas unsicheren Fels auf, hier klettern wir vorsichtig, aber was danach kommt, ist herrliche,

Foto: Ewald Putz

schwierige Kletterei, immer der naturgegebenen Linie folgend, nur manchmal von leichteren Passagen unterbrochen.

Die mehr als tausend gemeinsamen Unternehmungen und das in den Jahren gewonnene totale gegenseitige Vertrauen machen es uns leicht, auf Seilkommandos fast gänzlich verzichten zu können. Bisher ging es relativ flüssig, doch jetzt scheint die Schlüssellänge, ein abdrängender, nach außen offener Riß, da zu sein.

Mein Bruder spreizt und klemmt höher, spricht mehr zu sich selbst als zu mir, daß die Haken schlecht seien und daß er bald aus dem Riß herausfliegt, aber das getraut er sich nicht, und so schafft er mit einem etwas unästhetischen Kraftakt die Passage. Beim Nachstieg mit dem Rucksack werden meine Arme immer länger und gerade noch rechtzeitig erreiche ich den rettenden Griff. Die folgenden Längen bis zum Ringband halten nicht mehr auf. Nach einem zweiten Frühstück queren wir zum Ausstieg der klassischen Nordwandföhre, durch sie wollen wir abklettern den Plattenkegel erreichen, der das Ende des Vorbaus markiert und wo die meisten Dachlanstiege beginnen.

Doch der Wille allein genügt nicht, denn unter uns, im Fickertriß, befindet sich eine nicht zu überhörende Dreierseilschaft. Also warten. Immer wieder sehe ich auf die Uhr, wieso habe ich heute überhaupt eine Uhr mit, gehe ich doch schon jahrelang ohne? Ist es vielleicht der Ehrgeiz, nebenbei „Rekordzeiten“ aufstellen zu wollen? Die Kälte kriecht in meine Glieder, und mit der Kälte kommen die Zweifel. Was ist, wenn uns die Dunkelheit erwischt? Für morgen ist Wettersturz prophezeit, in dieser Jahreszeit gibt es sicher schon Schnee. Bei diesem Gedanken wird mir gleich noch kälter, Endlich, nach einer guten Stunde klettert der letzte der Seilschaft an uns vorbei. Auf ihre Frage, warum wir hier in der Kälte stünden, ruft unsere Antwort, wir möchten da hinabklettern, wo ihr gerade hergekommen seid, allgemeine Verständnislosigkeit hervor. Anscheinend paßt solch ein Vorhaben nicht ganz ins Bild eines „normalen“ Extremkletterers.

Ich teile dem Bruder noch schnell meine Bedenken mit, aber er will von aufgeben nichts wissen und macht sich gleich auf den Weg. Der überhängende Fickertriß, im Aufstieg immerhin VI, hat's meinem Gefährten angetan: „Das ist ja Spielerei, du brauchst den Riß nur hinunterzurutschen“, tönt es von unten. Ich kenne den Kletterstil meines Bruders und lasse mir daher nichts einreden. Doch es geht wirklich leichter als erwartet, und nach einigen Seillängen macht es uns großen Spaß, diese extreme Genußkletterei „verkehrt“ zu klettern; wir brauchen keinen einzigen Haken zur Fortbewegung. Früher als erwartet stehen wir am Einstieg, der heute für uns den Ausstieg darstellt.

Zu guter letzt wollen wir die Dachlkomplizierte anhängen. Lange Zeit ohne Wiederholung und gefürchtet, spricht auch heute, im Zeitalter von Superadhäsion und Magnesia, jeder mit Respekt von ihr. Für uns ist es bereits das dritte Mal, daß wir in diese außergewöhnliche Route einsteigen.

In Wandmitte kommt die Sonne ums Eck, und bald klettern wir im prallen Sonnenschein, erste Ermüdungserscheinungen machen sich durch die Wärme bemerkbar. Den Seilquergang möchte ich ohne Sicherung von oben versuchen, da ich mir dadurch das

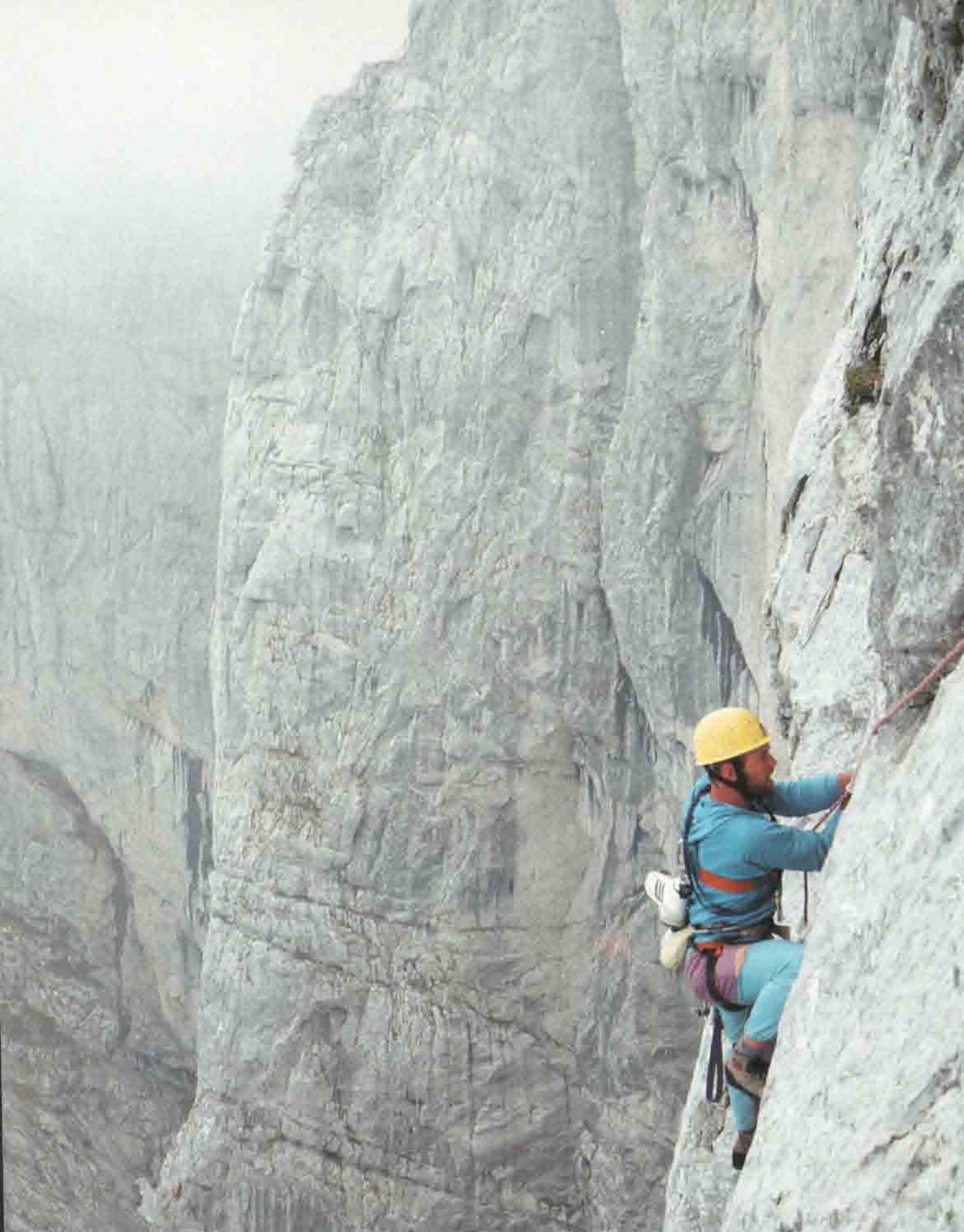
schwierige Anklettern des Abseilhakens erspare, außerdem müßte ich, da wir ja die Tour Rotpunkt machen wollen, auch wieder abklettern. Zögernd steige ich vom letzten eingehängten Haken weg, kleine, versteckte Griffchen in den scheinbar glatten Platten, der Haken schon weit weg, keine Möglichkeit für einen Klemmkeil, bei einem Fehler würde ich einen Riesensatz hinunter unter das Dach machen. Hier kommt es mir zugute, die Tour schon zu kennen, und es gelingt. Wenig später stehen wir zum zweitenmal an diesem Tag auf dem Ringband.

Für lange Freudenausbrüche fehlt die Zeit und Muße, denn die Sonne steht schon tief, und uns steht noch die endlose Abseilerei über die 600 Meter hohe Dachkante bevor, ein Abstieg, den wir dazu nicht einmal kennen. Just in der überhängenden Passage klemmen die Seile, und für Augenblicke sehen wir uns „ohne alles“ biwakieren. Im folgenden seilen wir uns synchron ab, um schneller zu sein, als die rasch sinkende Sonne.

Beim letzten Abendrot stehen wir wieder am Weg, sprachlos, verschwitzt, die Zehen schmerzen wild in den engen E B 's, total fertig.

Zwei Kletterer, die ausgezogen waren etwas Verrücktes, Sinnloses zu machen, deren Wünsche und Ansprüche reduziert sind auf ein kühles Bier und ein Bett, torkeln durch die Dunkelheit hinunter zur Haindlkarhütte. Und erst dort wird ihre Tour wirklich zu Ende sein ...

(EG:) Viel zu lange schon stehe ich auf der kleinen Felsleiste, behangen mit einer Menge Material, mit Keilen, Haken, Hammer, Karabinern, am liebsten würde ich das ganze Gerümpel die Wand hinunterwerfen. Meine Waden schmerzen, mir ist kalt, eigentlich habe ich gar keine Lust mehr hier hinaufzuklettern, viel lieber würde ich jetzt unten sitzen, im Gasthaus bei einem kühlen Bier, die Wände von unten anschauen. Oder ist es einfach die Angst, Angst vor dem Sturz. Vor mir eine senkrechte Wandstelle, nur wenige Meter hoch, für mich aber, der Angst hat, höher als hundert Meter. Zwei Fingerlöcher, die erst unter einem Moospolster zum Vorschein gekommen waren, und durch die jetzt immer wieder Feuchtigkeit sickert, sind der Grund, warum ich nicht schon längst abgeseilt habe. Dort, wo ein Tritt sein sollte in der fast senkrechten, glatten Platte, sind jetzt schwarze Streifen vom Gummibrieb, entstanden durch die vielen Versuche, den darüber ansetzenden Riß zu erreichen, und nicht nur einmal schrieb ich meine Unfähigkeit, diese Stelle zu meistern, dem schlechten Reibungswert meiner Kletterpatschen zu. Etwas unter mir zwei Haken, verbunden mit einer Schlinge, hätte ich sie nicht selbst hinter die hohlklingende Schuppe geschlagen, wahrscheinlich würde ich ihnen mehr Vertrauen schenken. Im Geist habe ich sie schon öfters herausgerissen, ich hatte den Riß schon erreicht, die Schlüsselstelle schon geschafft, als mir der Fuß wegrutschte und ich flog, die Haken hielten nicht, ich flog weiter, vorbei am Stand meines Bruders, mehrmals am Fels aufschlagend, bevor ich verletzt im Seil hängenblieb. An Phantasie fehlte es mir noch nie in schwierigen Situationen, aber ich glaube, daß sie sehr





„Flammen der Jugend“ (VIII)  
in der Planspitz-Nordwand

Foto: Archiv Gruber

frei zu versuchen. Sicher ist es heute in vielen Gebieten der Alpen schon schwer geworden, lohnende Routen in den oberen Schwierigkeitsbereichen ohne Bohrhaken zu eröffnen, auch wir, mein Bruder und ich, haben sehr lange gesucht, im Hochschwab, Gesäuse, immer das Ideal einer Route vor Augen, von logischer Linienführung, kontinuierlichen Schwierigkeiten, festem Fels. Wir wollten keine verkrampte Linie machen, eingezwängt zwischen bereits existierenden Routen, vielleicht, weil der Fels hier besonders gut ist, genausowenig wollten wir eine Kamikazetour durch irgend eine Bruchwand klettern, nur weil sie noch undurchstiegen war. Schwierig und schön sollte sie sein, aber auch anspruchsvoll, mit der Planspitze-Nordostwand im Gesäuse glaubten wir vorerst, die unserem Ideal am nächsten kommende Möglichkeit entdeckt zu haben, eine unterbrochene Reißreihe führte vom Wandfuß bis zu einem großen Band in etwa zwei Drittel Wandhöhe.

Nach einem schweißtreibenden anspruchsvollen Zustieg und nur wenigen Metern Kletterei fielen unsere Erwartungen wie ein Kartenhaus in sich zusammen, hämisch grinste uns ein Haken entgegen, und auch weiter oben glaubten wir Spuren von Begehern entdeckt zu haben. Ohne viel Zuversicht wendeten wir uns dem rechten, glatten Teil der Wand zu, nur wenige Reißspuren konnten wir in den senkrechten Platten entdecken. Ein breites Grasband führte uns unter einen schwach ausgeprägten, im oberen Teil gelben Pfeiler, aber rechts davon war der Fels grau und vielleicht frei kletterbar.

Über herrliche, wasserzerfressene Platten kamen wir zum ersten größeren Hindernis, ein bauchiger Überhang, den aber mein Bruder in bravouröser Manier meisterte.

Eine senkrechte Wandstelle in der nächsten Seillänge erforderte alles an Mut und Können, das ich besaß, oft mußte ich zurücksteigen bevor ich endlich den inneren Schweinehund überwinden konnte und den entscheidenden Griff erreichte. Die Zeit und die Haken wurden knapp, wir seilten ab.

Der nächste Versuch eine Woche später führte uns zu jener anfangs beschriebenen Stelle. Schließlich erreichte ich mit Hilfe eines Cliffs und mit viel Angst und Krampf doch noch den nächsten Stand. Obwohl ich einige Sicherungshaken aus der technischen Kletterstellung anbringen konnte, hatte ich Zweifel diese Seillänge jemals frei zu schaffen. Daß es doch geht, bewies mir mein Bruder eine Woche später. Nach einigen Versuchen kletterte er die ganze Seillänge in einem Zug, acht oder mehr war sein Kommentar, ich freute mich mit ihm. Nach wenigen, nicht mehr so schwierigen, aber schönen Längen legte sich die Wand zurück, leichtes Schrofengelände im oberen Teil und ein sicher sehr langer, mühsamer Abstieg machten uns die Entscheidung leicht, wir erklärten die Tour für beendet und seilten über die Route wieder ab.

Schnell waren wir wieder am Wandfluß, dann kam noch der unangenehme Abstieg bis zum eigentlichen Wasserfallweg, da war diese nasse, glitschige Wandstelle, bald darauf brüchige, abwärtsgeschichtete Platten, der reine Klettergarten-Sportkletterer hätte hier sicher keine Freude, sagte mein Bruder, aber die verirren sich ja sowieso nicht hier herauf, viel zu lang sind die

wichtig ist, in großen, gefährlichen Wänden, da wird jeder Standplatz dreimal überprüft, vielleicht noch ein Keil dazugelegt, ja ich glaube, Phantasie, sofern sie nicht mit einem durchgeht, gehört dazu, um zu überleben.

Wieder einmal trockne ich die Fingerspitzen, höre vom Stand aufmunternde Worte, aber auch der folgende, klägliche Versuch bringt mir außer einem kleinen Sturz nur die Gewißheit, diese Stelle heute in freier Kletterei wohl nicht mehr zu schaffen. Mit einem Bohrhaken als Sicherung vielleicht, der in mir die psychische Sperre aufheben könnte, ja, dann kann ich mir die einzelnen Züge, die ich im Geist schon hundertmal geklettert bin, vorstellen, aber hier bohren, nur wegen dieser einen Stelle, nein, lieber seile ich ab, überlasse das Problem anderen, besseren.

Ich bin kein absoluter Gegner des Bohrhakens im Gebirge, viele der schönsten und schwierigsten Routen wären ohne ihn nicht möglich gewesen, und auch die Zukunft liegt in den glatten, rißbarmen Wandfluchten. Ich bin aber gegen Bohrhaken, die nur gesetzt werden, um Stellen besser ausbouldern zu können, weil es ja im Klettergarten auch so ist, oder man vielleicht Angst hat, einige Meter über der letzten Sicherung zu klettern. Natürlich ist es viel einfacher und wahrscheinlich auch sicherer, gleich einen Bohrhaken zu schlagen, ohne erst lange nach Umgehungsvarianten zu suchen, aber der Reiz, im letzten Moment vielleicht doch noch eine Möglichkeit zu entdecken, ist dann natürlich weg. Für mich ist das etwa so, als würde ich in einer Sportkletterroute im Klettergarten einen Haken verwenden, ohne es überhaupt erst

Zustiege, zu unsicher der Fels, zu schlecht die Haken, das Gesäuse wird wohl immer den alpin eingestellten Kletterern vorbehalten bleiben.

Müde stolperten wir den steilen Weg hinunter ins Tal, zerbrachen uns die Köpfe über einen Namen für die Route; schließlich einigten wir uns auf „Flammen der Jugend“; ja, vielleicht waren es wirklich noch die Flammen unserer zur Neige gehenden Jugend; die uns zur Idee dieser Erstbegehung und schließlich auch zur Realisierung dieser Idee brachten.

\*

Wie immer klettert mein Bruder schnell und scheinbar ohne Kraftaufwand. Jetzt, fünfzehn Meter ober mir und sicher schon fünf Meter in der Horizontalen, meistert er auch die letzte Schlüsselstelle, an der er beim letzten Versuch gescheitert war. Danach werden die Griffe größer, ein Quergang und einige Meter gerade empor, allerdings noch immer im stark überhängenden Gelände, liegen vor ihm. Ich möchte ihm die Daumen halten, kann es aber nur gedanklich tun, weil ich sehr konzentriert sichern muß. Nur allzusehr fliegt man hier, und dann meist unangekündigt.

Nun nimmt er die Querung in Angriff, ich höre ihn keuchen, was bei ihm nur äußerst selten vorkommt, aber er rettet sich schließlich hinauf auf die winzige Plattform, auf der man schlecht stehen und abwechselnd die Hände ausschütteln kann. Langsam rutschen die Sohlen, nur nicht die Nerven verlieren, der letzte Sicherungspunkt ist einige Meter unterhalb und weit ab der Falllinie, hier zu stürzen bedeutet einen Riesensatz hinunter in die Luft zu machen, hier kämpfst Du ganz einsam den Kampf mit Deiner eigenen Psyche.

Mein Bruder ist schon wieder unterwegs, kann den letzten Haken einhängen. Ich rufe ihm zu, jetzt noch zu stürzen, bedeutet, die ganze Route noch einmal klettern zu müssen, doch das weiß er selbst in diesem Moment viel besser. Und er schafft es, Freudengeschrei von oben.

Soeben ist Ernst, nach fünf harten Klettertagen, die zweite Begehung der Route „Zeitgeist“ im Grazer Bergland gelungen. Nun bin ich an der Reihe: Seil am letzten Umkehrpunkt eingehängt, nach vier Versuchen kann ich den stolzen Höhengewinn von Null Metern verbuchen, der Klettertag ist für mich gelaufen. Obwohl ich den unteren Teil bereits wie meine Westentasche kenne, schüttelt mich diese verdammte letzte Schlüsselstelle wieder ab. Niedergeschlagenheit über meinen Mißerfolg und Mitfreude über den Erfolg des Bruders halten sich die Waage, als wir ins nahe Café gehen...

Unser Tun scheint mir ein Spiegelbild unserer modernen Leistungsgesellschaft zu sein. Gefangen im eigenen Leistungsdenken und unter Druck gesetzt von Erwartungen anderer, zählt nur der Erfolg. Als das Sportklettern populär wurde, hieß die Devise: Nicht das **Was**, sondern das **Wie** einer Begehung sei entscheidend. Doch beobachtet man die heutige „Szene“ etwas genauer, merkt man, daß sich dieser kühne Spruch nie richtig durchgesetzt

hat. Für viele Sportkletterer steht nach wie vor das **Was**, in diesem Fall eine Zahl im Bewertungssystem, im Vordergrund, danach kommt erst der Stil einer Begehung.

Noch immer ist Klettern eine Möglichkeit, sich selbst und andere ungestraft zu betrügen. Wenn im Klettergarten ein Sechser ausgebouldert wird, sind immer abfällige Bemerkungen die Folge, doch in höheren Schwierigkeitsgraden wird dies von allen geduldet, ich frage: wo ist hier der Unterschied?

Das moderne Sportklettern hat nur in den seltensten Fällen etwas mit der klassischen Ethik, nämlich „on sight oder gar nicht“ zu tun. Dem staunenden Leser von Alpinmagazinen werden tolle Aktionsaufnahmen, auf denen die Kletterstars in unmöglichen Wänden in unmöglichen Kletterpositionen zu sehen sind, vorgelegt, oft nichtsahnend, daß sich jene Kletterer oft wochenlang nur auf dieses eine Ziel konzentrieren, die Route praktisch „auswendiglernen“, da sie die Kletterzüge so im Griff haben müssen, wie ein Turner sein Gerät, um schließlich Erfolg zu haben.

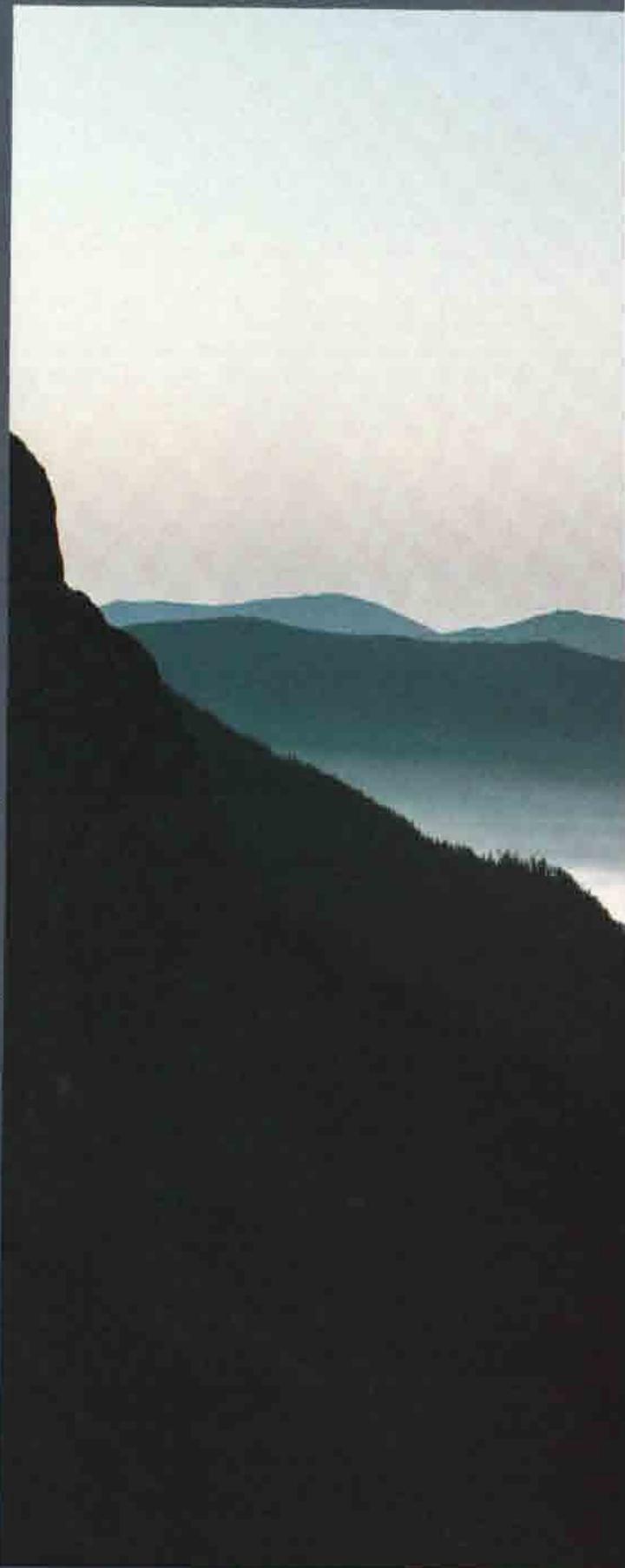
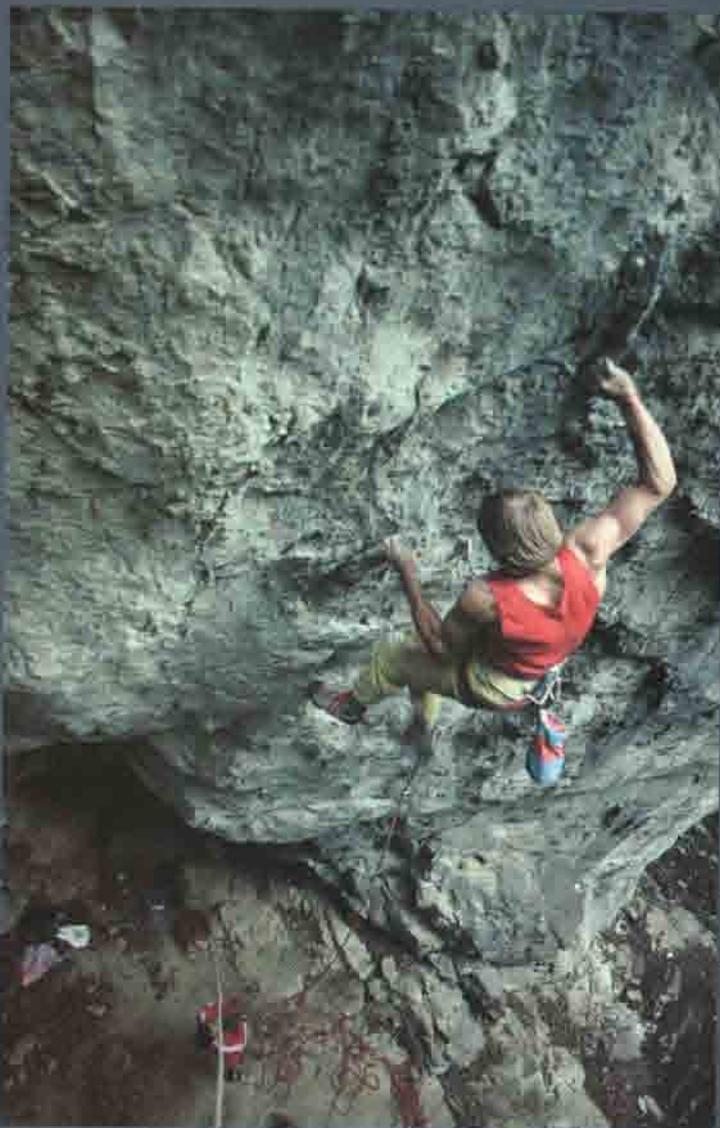
Ohne Zweifel sind das trotzdem absolute Spitzenleistungen, und jene Leute müssen in Topform sein wie Olympiateilnehmer vor dem Wettkampf, doch was ich damit zu erkennen glaube, ist, daß wir in unserem Streben nach immer höheren Schwierigkeiten, die wir letztlich nur zulasten eines fairen Stils erreichten, in eine Sackgasse geraten sind, in die Sackgasse des Selbstbetruges. Als ich schließlich doch noch, nach zwei weiteren Klettertagen, am Ausstieg der Route „Zeitgeist“ stand, freute ich mich mehr darüber, nie mehr zu diesem Überhangsungetüm kommen zu müssen, als über den Erfolg. Denn nach logischen Überlegungen erkannte ich, daß ich nicht einen Zehner geklettert war, sondern, daß ich die Route nur meinem persönlichen Kletterniveau angepaßt hatte: Schaffe ich, wenn ich gut in Form bin, Achter-Routen in der Regel im ersten Versuch, so verlangen schwierigere Anstiege meist mehrere Versuche, und zwar so viele, bis die einzelnen Züge „sitzen“ und ich diese fehlerfrei aneinanderreihen kann.

Nach zwanzig Versuchen an „Zeitgeist“ waren mir die Kletterzüge so geläufig, daß diese für mich nur mehr meinen persönlichen Achter darstellen konnten, denn niemand kann über seine Leistungsgrenze klettern. Soll dies das wahre Klettern sein? Jeder muß diese Frage für sich selbst beantworten, jeder wird anders darüber denken, und so lange gesagt wird, wie es gemacht wurde, in welchem Stil das Endziel erreicht wurde, ist daran auch nichts Schlechtes.

Doch wir Sportkletterer sollten mehr Mut zeigen und auch einmal sagen: nein, das ist mir zu schwer, in einem bestimmten Stil schaffe ich das nicht mehr, ich will nicht über meiner Leistungsgrenze klettern. Das aber hieße Verzicht, und verzichten haben wir in unserer Leistungsgesellschaft nie gelernt.

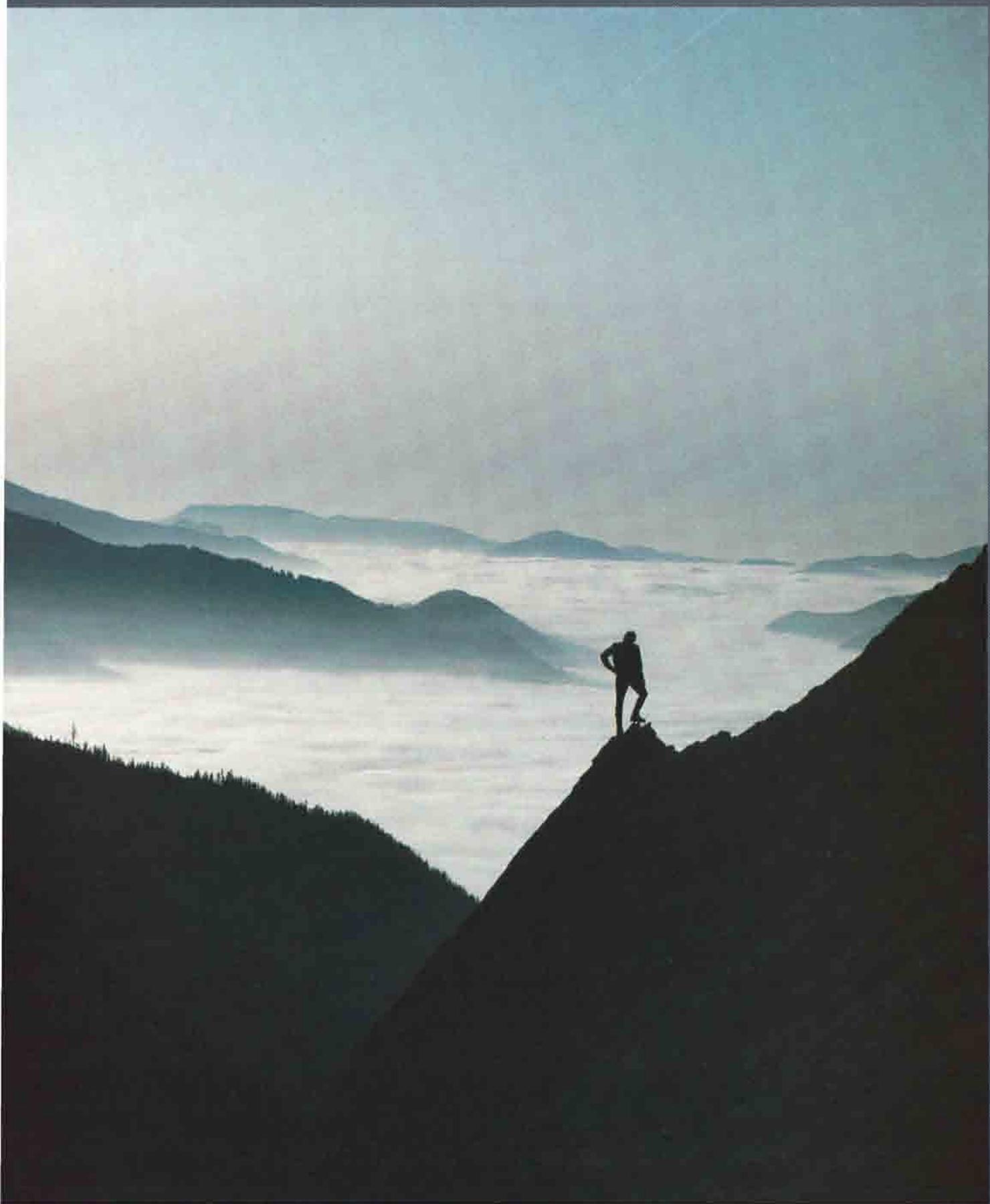
Nicht zuletzt durch diese allumfassende Denkweise des Nicht-Verzichten-Könnens sieht sich die Menschheit jetzt gewaltigen Problemen gegenübergestellt, gegen die die Probleme der Bergsteiger ein Witz sind, und ich frage mich, ob wir nicht besser unsere Kraft und unsere Emotionen in etwas anderes investieren sollen . . .

# Ein Begriff und viele Inhalte



... ob wir nicht besser  
unsere Kraft und unsere Emotionen  
in etwas anderes investieren sollen. Oben:  
In der Route „Zeitgeist“ (X-) im Grazer Bergland.  
Rechts: Über den Wolken des Ennstales.

Beide Fotos:  
Archiv Gruber





# Höhlen im Gesäuse

Von Theo Pfarr

Seite 46:  
In der Bockleitenhöhle  
bei der Stadelfeldalm

Foto: Theo Pfarr

Das Gesäuse ist zum überwiegenden Teil aus verkarstungsfähigen Gesteinen aufgebaut, Gesteinen also, die vom Wasser gelöst werden können, wodurch eine breite Palette von charakteristischen Groß- und Kleinformen ausgebildet wird: Karren, Dolinen usw. Die Wasserlöslichkeit bedingt auch, daß die Entwässerung in einem Karstgebiet großteils unterirdisch erfolgt – das Wiener Hochquellenwasser etwa entstammt unterirdischen Wasserwegen in Kalkstöcken. Das Niederschlagswasser dringt dabei unter Ausnützung von teils tektonisch vorgeprägten Angriffsflächen, also z.B. Klüften und den Fugen zwischen den Gesteinsschichten, ein und leistet unter Tage raumerweiternde Arbeit durch seine korrosiven (chemisch lösenden) und erosiven (mechanisch abtragenden) Kräfte. Es kommt zur Entwicklung von Höhlen, deren Systeme mitunter kilometerlang sind und, wie Forschungen der jüngsten Zeit erwiesen haben, von der Gipfflur bis unter den Karstwasserspiegel hinunterreichen können.

Vom Gestein her bieten sich im Gesäuse sehr gute Voraussetzungen für das Vorhandensein großer Höhlen. Als weniger günstig erweist sich hingegen die Morphologie des Gebiets. Der kammartige Charakter dominiert, was bedeutet, daß Niederschläge schneller abfließen und die unterirdische Entwässerung nicht die gleiche Rolle spielt wie in plateauartig ausgeformten Karstmassiven, etwa im Tennengebirge, im Dachstein oder im Toten Gebirge. Man wird daher in den Gesäusebergen Riesenhöhlensysteme ähnlich denen in den drei vorgenannten Gruppen vergeblich suchen. Immerhin sind aber Höhlen mit beachtlicher Längen- wie auch Tiefenentwicklung bereits bekannt.

Wenn man zum eigentlichen Gebiet des Gesäuses mit der Reichensteingruppe, dem Hochtör-Ödstein-Zug, Lugauer und Kaiserschild, den Haller Mauern, der Buchsteingruppe und dem Tamischbachturm noch südliche (Leobner und Zeiritzkampel), westliche (Dürrenschöberl) und nördliche Vorlagerungen (Maier-ock) hinzurechnet, so werden für diesen Bereich bis dato 143 Höhlen im Österreichischen Höhlenverzeichnis geführt. Bei einem Großteil derselben handelt es sich um Kleinhöhlen, deren Ganglänge 50 Meter nicht übersteigt. Weite Teile des Gebirges sind jedoch speläologisch noch überhaupt nicht erkundet. Von den im Österreichischen Höhlenverzeichnis erfaßten und mit einer Kennnummer (diese Kennnummer wird im folgenden bei den

Höhlen vermerkt werden) versehenen Höhlen sind die meisten unvermessen und somit höhlenkundlich unterdokumentiert. Pläne gibt es nur von einer Minderheit der bekannten Objekte. Es ist daher umso bedauerlicher, wenn bedeutende Tiefenvorstöße nur wenig aussagekräftige Faustskizzen als sichtbares Resultat zeitigen, wie dies bei den Systemen im Bereich der Stadlalm geschah – vom Standpunkt des Speläologen weitgehend verlorene Liebesmüh, dabei ist Höhlenvermessung kein Mirakel.

## Naturdenkmäler unter Tag

Drei Höhlen des Gebiets wurden wegen ihrer wissenschaftlichen Bedeutung zu Naturdenkmälern erklärt und unter besonderen gesetzlichen Schutz gestellt. Es sind dies die *Odlsteinhöhle* (*Höhlenverzeichnis Nummer 1722/1*), die *Jahrlingmauerhöhle* (*1713/7*) und die *Bärenhöhle im Hartelsgraben* (*1714/1*). Der Besuch dieser Höhlen erfordert eine Genehmigung.

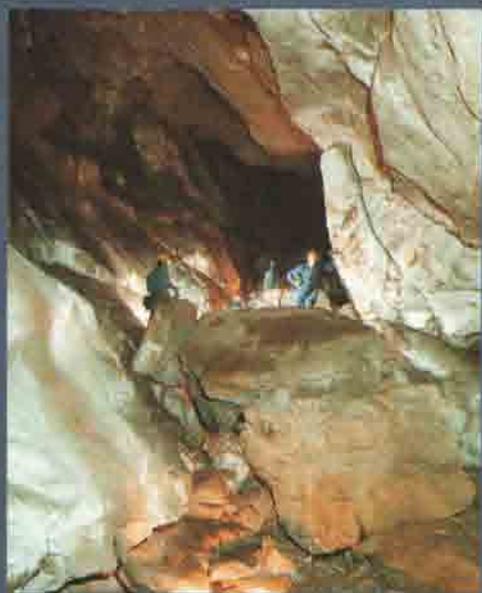
Die bekannteste und auch traditionsreichste Höhle der Gesäuseberge ist wahrscheinlich die *Odlsteinhöhle*. Ihr Eingang liegt im Hang des Grieskogels etwa einen Kilometer südlich vom Johnsbacher Kölblwirt. Sie ist Einheimischen schon lange bekannt, ihre wissenschaftliche Erforschung setzte 1909 ein, und bereits 1910 eröffnete man die Höhle für den Schaubetrieb. Dieser wurde später wieder eingestellt. Der geräumige Haupteingang der insgesamt 500 Meter langen Höhle zieht, von einigen kleineren Gängen unterlagert, geradlinig in nordwestliche Richtung und bildet in seinem Verlauf drei hohe Hallen aus. Ein Gang, der an der Decke des „Hohen Doms“ ansetzt, wurde von Ing. Bock 1909 mittels Steckleitern erreicht. Der ehemals reiche Tropfstein- und Mineralienschmuck der Höhle – es waren unter anderem Argonite und die äußerst seltene grüne Eisenblüte zu finden – ist nur mehr in kümmerlichsten Resten vorhanden. Obwohl der Eingang mit einem massiven Gittertor versperrt ist, kam es immer wieder zu Plünderungen durch gewissenlose Mineraliensammler und -händler. Inzwischen gibt es – leider – praktisch nichts mehr zu plündern.

Die weitaus kürzere *Kleine Odlsteinhöhle* (*1722/3*) liegt 70 Meter höher und etwas östlich.

Ein schräger Höhlenraum in einem Graben am Nordostabfall des Dürrenschöberl, von den Erforschern wegen seiner Durchfeuchtung „*Aquarium*“ (*1721/1*) benannt, wurde von Mineralien-



*Neuland für Forscher.  
Weite Teile der Gesäuseberge  
sind speläologisch überhaupt nicht erkundet.  
Oben: Tropfsteinsäule in der Jahrlingmauerhöhle.  
Rechts: Bärenhöhle im Hartlesgraben*



*Fotos: K. Mais, R. Pavuza*

sammeln arg „ausgeräumt“. Inzwischen jedoch kann das Aquarium als unter Totalschutz stehend betrachtet werden: eine Mure hat seinen Eingang verlegt.

Begeben wir uns in die eigentlichen Gesäuseberge, vorerst in die Gruppe des *Admonter Reichenstein*. Hier sind es nicht die bekannten Berge Reichenstein, Sparafeld und Kalbling, die am höhlenreichsten sind. Der Kreuzkogel (2011 Meter) und die ihm westlich vorgelagerte Kreuzmauer laufen den Großen speläologisch den Rang ab. In den Südstürzen und dem Nordostkamm der Kreuzmauer sind insgesamt 21 Höhlen aufgefunden worden, die zumeist aber nur kleinere Ausmaße haben. Am interessantesten wäre sicherlich die *Kreuzkogeleishöhle (1711/16)*, die von Mag. Straka im Jahr 1973 entdeckt und an die 100 Meter weit erkundet wurde. Wäre! Denn zur Zeit ist die „Eisseehalle“, die vom Eingang weg über einen abfallenden Gang und eine Engstelle erreicht wird, vom namengebenden Eissee bis fast an die Decke überschwemmt, sodaß der Zugang in die hinteren Teile nicht möglich ist. Weitere Kleinhöhlen wurden hier im Kematengraben sowie am Fuß des Turmsteins gefunden. Für den Höhlenforscher von großem Interesse wäre die bislang nur von Kletterern betretene (von Hubert Peterka so benannte) *Zsigmondyhöhle* in der Nordwand des Reichensteins. Zsigmondy und Gefährten suchten in ihr anlässlich der Erstbegehung der Wand Schutz vor einem Gewitter, verfolgten sie aber laut Bericht nur 50 Meter weit, um sich nicht zu ermüden.

Aus dem *Hochtor-Ödstein-Kamm* sind nur einige Kleinhöhlen am Schneelochweg, am Fuß der Tellersackwände und nordöstlich der Roßkuppe bekannt. Eine in einem Siphon endende Wasserhöhle in einer Schlucht unterhalb der Planspitze-Nordostwand, die *Schluchthöhle (1712/11)* wurde von Mag. Straka und Kameraden in einer nicht ungefährlichen Aktion erkundet.

## Höhlenreich: Zinödl und Stadelfeldschneid

Das östlich anschließende Gebiet von *Zinödl* und *Stadelfeldschneid* ist höhlenkundlich der ergiebigste Teil der Gesäuseberge. Dem aufmerksamen Wanderer entgeht beim Aufstieg von Johnsbach zur Heßhütte der unweit der Derlierstiege rechts des Weges gelegene Eingang zur 170 Meter langen *Wildschützenhöhle (1713/3)* sicher nicht. Sie ist großteils leicht zu begehen. Ein Gang bringt in einen hohen, von Versturzböcken bedeckten Dom, von dessen hinterem Abschnitt Strecken aufwärts führen, die auch einen Rundgang bilden. Von der altbekannten Höhle wurde 1961 vom Landesverein für Höhlenkunde in der Steiermark ein Plan aufgenommen. In ihrer Nachbarschaft befinden sich zwei Kleinhöhlen.

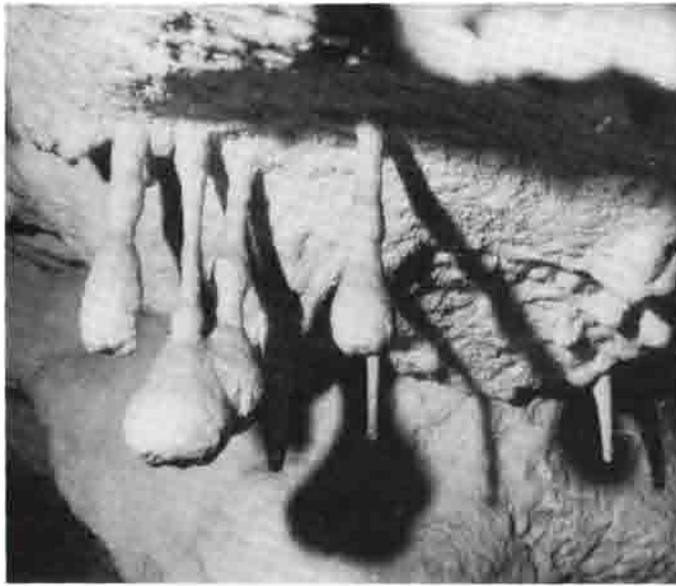
Verfolgt man den Hüttenanstieg etwas weiter, so ist vom Becken der Stadelalm aus in den Wandstufen östlich davon ein hohes, dunkles Tor zu sehen, der Eingang der *Bockleiten-Durchgangshöhle (1713/16)*. An einander kreuzenden Klüften angelegt, ist ihr in drei Etagen ausgebildetes System etwa 300 Meter lang. Sie verfügt über drei Eingänge, wobei die Strecke zwischen dem

Haupteingang (hinter dem eine Blockstufe zu überklettern ist) und dem zweiten Portal einfach gangbar ist und sehenswerte Deckenkarren zeigt. Eine dritte Tagöffnung findet sich in den Wänden oberhalb des Haupteingangs. In drei Forschungseinsätzen von Mag. Straka und seiner Mannschaft wurden die heute bekannten Räume dieser Höhle erkundet.

Dreißig Höhenmeter über der Durchgangshöhle wurde im unübersichtlichen Schrofengelände von Mag. Straka 1972 die *Bockleiten-Schachthöhle (1713/17)* entdeckt. Ihre Schachtstrecken sind ebenfalls an Klüfte gebunden. Die Forscher gelangten über einige Vertikalabsätze bis in etwa 40 Meter Tiefe, wo sie wegen Mangels an Material umkehrten.

Die dritte große Höhle in der Zone östlich der Stadelalm entdeckte Mag. Straka 1975. Die *Stadelalm-Eiskluft (1713/22)* weist eine bedeutende Tiefe auf, sie müßte in der Liste der tiefsten Höhlen Österreichs geführt werden, wäre sie vermessen – so aber zielt sie vorerst die Warteliste. Der vereiste Eingangsteil führt durch einen abfallenden Gang, der von senkrechten Stufen unterbrochen wird, zum Beginn eines Systems großer Schächte. Die ersten beiden Abstiege sind jeweils 50 Meter tief. Es wird ein geräumiger Gang erreicht, der gegen Norden 150 Meter weit erkundet wurde, südwärts fällt er in weiteren Schachtstufen etwa 170 Meter tief ab. Er endet nach einer mäandrierenden Canyonstrecke in einem verlehnten Labyrinth. Die Gesamtlänge der Höhle dürfte knapp einen Kilometer betragen, ihre Tiefe wird auf 390 Meter geschätzt. Bis zum Ansatz des Schacht systems gelangte der Entdecker mit seinen Begleitern 1978. Vier Jahre später stieß ein Viererteam von Bergsteigern bis zum tiefsten Punkt vor.

Noch tiefer und befahrungstechnisch um einiges extremer ist der *Stadelfeld-Riesenschacht (1713/31)*, von Einheimischen auch als Ochsenloch bezeichnet. Sein Einstieg öffnet sich in einer Doline auf der Hochfläche des Stadelfelds in etwa 1950 Meter Seehöhe. Die erste Stufe im völlig glatten Hauptschacht, der über einen Zubringer erreicht wird, ist bereits 110 Meter tief, der Durchmesser des gigantischen Schlundes erreicht stellenweise 40 Meter. In etwa 230 Meter Tiefe setzt dann ein großer, abwärts führender Gang an, der immer wieder von Vertikalstufen unterbrochen wird. Auf einen großen Dom in 400 Meter Tiefe folgt ein enger Spalt, der in einen stetig abfallenden, mäandrierenden Canyon mündet. Die Vorstoßgruppe unter Hermann Winter, die den Schacht im Spätherbst 1983 in drei Unternehmungen berannte, kam bis etwa 500 Meter unter die Oberfläche des Stadelfelds. Hier in der Tiefe setzen große Gänge an, die jedoch mangels Zeit und weiterer Seile nicht mehr betreten wurden. Ein Zusammenhang des Riesenschachts mit dem System der Stadelalm-Eiskluft ist nicht auszuschließen. Leider gilt das für letztere Gesagte auch für diesen riesigen Schacht: es liegen Befahrungsskizzen vor, jedoch keine exakten Pläne, weshalb der sicherlich prominente Platz in der Liste der tiefsten Höhlen Österreichs nicht besetzt werden kann. Die Unternehmungen können nur als Erkundungen gelten, nicht jedoch als Erforschung.



Bergmilch-Stalaktiten  
in der Jahrlingmauerhöhle

Foto: K. Mais

Seehöhe der große Eingang der *Bärenhöhle im Hartelsgraben (1714/1)*. Funde in der insgesamt 620 Meter langen Höhle weisen darauf hin, daß in ihr bereits Menschen der Altsteinzeit gewohnt haben könnten. Wegen ihrer Bedeutung für die Wissenschaft wurde die Bärenhöhle schon 1948 unter Denkmalschutz gestellt, sodaß ein unbefugtes Eindringen strafbar ist. Über zwei große Hallen mit mächtigen Versturzböcken steigt der Gang in Ostrichtung an und endet an einem Versturz. Eine untere Etage zweigt bei der Zweiten Halle ab, sie ist labyrinthartig entwickelt, feucht und endet östlich bei einem Lehmsee. Steirische Höhlenforscher nahmen 1946 eine Plan des Objekts auf.

Die etwa 20 Meter lange *Rotofenhöhle (1713/2)* liegt versteckt am Fuß der Westabstürze des Rotofen südlich vom Sulzkarstattel. Einige weitere Kleinhöhlen wurden auch am Fuß der Nordwände des Zinödl gefunden. Im nordöstlich des Zinödl gelegenen Scheichkogel (1813 Meter) fand Mag. Straka das große Portal der *Scheichkogelhöhle (1713/27)*, die 90 Meter lang ist. Wo der Handhabenriegel zum Hartelsgraben abfällt, befinden sich einige kürzere Wasserhöhlen, unter anderen die 45 Meter lange *Handhaben-Wasserhöhle (1713/15)*.

### Die längste: Jahrlingmauerhöhle

Die Jahrlingmauer (1810 Meter), die die Westbegrenzung des hinteren Hartelsgrabens bildet, birgt die längste Höhle des Gesäuses. Im Südabfall des Berges öffnen sich die drei schwer auffindbaren Eingänge zur *Jahrlingmauerhöhle (1713/7)*, deren zentraler in jüngster Zeit vom Jagdpächter zugeschüttet worden sein soll. Die Gänge des komplizierten Labyrinths, das nach den schachtartig ausgebildeten Eingangsteilen erreicht wird, sind zum großen Teil an Schichtfugen angelegt. Niedrige, flache Passagen wechseln mit geräumigen Hallen, im tiefsten Teil führt eine Folge von Schächten bis 100 Meter unter den oberen Eingang der Höhle. Bemerkenswert an der denkmalgeschützten Jahrlingmauerhöhle sind einerseits Tropfsteinbildungen – es finden sich Reste einer alten, durch tektonische Vorgänge zerstörten Sintergeneration mit umgestürzten Säulen, die bis zu einem Meter dick sind –, andererseits Bergmilchformen, etwa Tropfröhrchen mit paukenschlägelartigen Verdickungen am unteren Ende. Die Bergmilch, früher in der Volksmedizin als „Nix“ bekannt, dürfte in der Höhle auch abgebaut worden sein, darauf lassen Schabspuren an den Wänden schließen. Die Höhle, von den steirischen Forschern K. Füreder und H. Frühwald entdeckt, wurde 1970 und 1971 von Mitgliedern der Höhlenvereine Steiermark und Wien auf 1510 Meter Gesamtganglänge vermessen.

In der Stiegmauer, dem nordöstlichen Ausläufer der Jahrlingmauer, wurden weitere Höhlen erkundet, deren größte mit geschätzten 70 Metern Länge die *Stiegmauerhöhle (1713/23)* ist. Auch in ihr wurden Bergmilchbildungen beobachtet.

In der gegenüberliegenden Flanke des Hartelsgrabens, im Westabfall des Schalenkogels (1596 Meter) klawt in 1230 Meter

Der periodische Wasserfall einen Kilometer grabenauswärts hat seinen Ursprung in der *Goldeck-Wasserhöhle (1714/8)*, die von Mag. Straka bis zu einem Siphon verfolgt wurde. Sie ist etwa 20 Meter lang. Weiters finden sich im Gipfelbereich des Goldeck (1283 Meter) drei Höhlen, deren längste, die *Goldeckgipfelhöhle (1714/12)*, von steirischen Höhlenforschern auf 270 Meter Länge vermessen wurde. Ein Abstieg zwischen den Blöcken ihrer Eingangshalle vermittelt den Zustieg zu einer Gangfolge, die in einen 15 Meter hohen Dom führt, von welchem eine Gangeinmündung in 10 Meter Höhe schwierig zu erklettern ist. Die Höhle endet in oberflächennahen Schichtfugen.

Nördlich davon, im Ennseck, wurde 1980 von Mag. Straka und seiner Mannschaft in 950 Meter Seehöhe die *Ennseckhöhle (1714/10)* erkundet. Ihr 20 Meter hoher Eingang liegt in der Begrenzungswand einer steilen Schuttrinne, die zum Hartelsgraben abfällt. Von der Halle hinter dem Portal gelangt man über eine Engpassage zwischen labil erscheinenden Blöcken in den bis zu 10 Meter breiten „Hauptgang“, von dessen Ende in der „Niedrigen Halle“ Schlufstrecken zur verlehmt endenden „Endhalle“ ziehen. Die Länge der begangenen Höhlenteile wird auf 330 Meter geschätzt.

In der *Teufelsmühle (1714/5)*, auf 700 Meter Seehöhe im Waaggraben gelegen, wird ein starker unterirdischer Bachlauf, der schon von der Oberfläche her zu hören ist, über einen fünf Meter tiefen Schacht erreicht. An diese auffällige Karsterscheinung knüpft sich eine Sage, deren Inhalt schon im Höhlennamen zum Ausdruck kommt.

Schon in den dreißiger Jahren unternahmen Bergsteiger einen Tiefenvorstoß in den *Lugauer-Gipfelschacht (1714/3)*, der 100 Schritte westlich des Gipfels klawt. Die kühnen Alpinisten mußten in 80 Meter Tiefe umdrehen, ohne den Grund des Schachtes erreicht zu haben.

Das im obersten Radmertal gelegene *Mailoch (1722/5)* ist teilweise wasserführend. Die etwa 200 Meter lange Höhle gewinnt vom Eingang weg, der zugleich ihr tiefster Punkt ist, über glatte Platten und einen engen, sich korkenzieherartig aufwärts windenden Gang 50 Meter an Höhe. Das obere Stockwerk ist durch Verstürze abgeschlossen, es gibt allerdings Gerüchte über einen oberen Eingang.

Im Gebiet des *Kaiserschild* sind die größten Höhlen der *Wasserofen (1715/6)*, eine teilweise aktive Wasserhöhle im oberen

Verlauf des Wasserofengrabens nordöstlich von Radmer an der Stube, und das benachbarte *Hansloch* (1715/3) am Fuß der Westabstürze des Hochhorn (1518 Meter). Zwei Schächte am Kaiserschild werden im Höhlenverzeichnis geführt, gelten jedoch als unerforscht.

Wenden wir uns nun den Berggruppen nördlich der Enns zu, so finden wir am Nordostgrat des *Bosruck* (1992 Meter) die in den Karten vermerkte *Wildfrauenhöhle* (1641/1), eine Halbhöhle, die keine tiefer in den Bergkörper hineinreichenden Gänge aufweist. Im Gebiet des *Pyrgas* sind etliche Klein- und Halbhöhlen vermerkt. Die bekannteste darunter ist sicherlich die auch gelegentlich für Biwakzwecke benützte *Schutzhöhle* (1645/2) südwestlich des Pyrgasgipfels.

Zu der *Teutelskirche* (1647/1) südwestlich von St. Gallen im Bereich des Großen Maierock (1764 Meter) leitet ein markierter Steig. Es handelt sich um einen Höhlenraum von 12 mal 15 Meter Ausmaß mit mehreren Tagöffnungen.

Für die *Buchsteingruppe* werden im Österreichischen Höhlenverzeichnis gegenwärtig 18 Kleinhöhlen ausgewiesen, die zum überwiegenden Teil in Talnähe liegen und zumeist noch unvermessen sind. Anstiegsbeschreibungen und Berichte von Bergsteigern sprechen auch von Schächten in den Abstürzen und auf der Hochfläche des Großen Buchstein. Diese Schlünde sind teilweise wetterführend, d.h., daß Luftzug an ihren Mundöffnungen zu verspüren ist – im allgemeinen ein Zeichen für ausgedehnte Höhlensysteme mit mehreren Eingängen in verschiedenen Höhenlagen. Hier wären also eventuell größere Neuforschungen möglich, das Handicap besteht in langen und auch mit Kletterschwierigkeiten verbundenen Zustiegen.

An der Westseite des Tamischbachturms liegt in 1350 Meter Seehöhe der Schachtmund des *Kühlochs* (1644/1) versteckt in den Latschen. Es war Einheimischen lange bekannt und wurde 1913 von Mitgliedern des Grazer Höhlenvereins und der Vorderberger „Naturfreunde“ auf der Suche nach vermißten Touristen befahren. Über zwei Schachtstufen drang man bis in etwa 100 Meter Tiefe vor – eine beachtenswerte Leistung für diese Zeit. Leider kam es dabei zu einem Unfall, als der Forscher Josef Spannring durch den Riß einer Leiter 5 Meter tief abstürzte und mit Rückgratverletzungen geborgen werden mußte. Sieben Jahrzehnte vergingen, bis der Schacht 1985 wiederaufgefunden und von Hermann Winter und Gefährten befahren wurde. Am Grund fanden die Alpinisten, die an eine Neuentdeckung glaubten, die Zahl „1913“ mit roter Farbe an den Fels geschrieben. Eine Vermessung des Kühlochs ist vom Linzer Landesverein geplant. Der in Anstiegsbeschreibungen erwähnte *Schacht* (1644/2) an der Behounek-Führe durch die Nordwand des Berges ist noch unerforscht.

Im Plattental, wenig nordwestlich von Hieflau, liegt in 560 Meter Seehöhe der Eingang der *Ragauerhöhle* (1644/3). Die insgesamt 118 Meter lange Höhle, in der einige Engstellen zu überwinden sind, wird in ihrem Verlauf zunehmend feuchter und

endet nach einer Verzweigung westlich in einem Siphon (d.h. die Höhlendecke taucht unter den Wasserspiegel), östlich in einem See.

Das 77 Meter lange *Bäckerloch* (1644/5) findet sich im Südwestkamm des Ischbauernkopfs (1137 Meter) südwestlich von Kirchenlandl. Der 15 Meter tiefe Einstiegsschacht leitet in eine gestufte Kluft, in der neben zahlreichen Tierknochen auch solche von einem Menschen gefunden wurden. Sollte an der Höhlensage, die von einer eifersüchtigen Sennerin erzählt, die dem auf Schatzsuche im Loch befindlichen ungetreuen Bäckerburschen das Seil abschnitt, vielleicht ein Quentchen Wahrheit sein?

Soweit ein skizzenhafter Überblick über die wichtigsten derzeit bekannten Höhlen der Gesäuseberge. Wie schon erwähnt dürften hier noch etliche Möglichkeiten für zukünftige Forschungen bestehen, in große Höhlensysteme ist vielleicht noch nie das Licht der Lampe eines Forschers gedrungen. Sollten jedoch, motiviert durch diese Aussicht, Höhlenunerfahrene (auch wenn sie gute Alpinisten sind!) nunmehr auf Neulandsuche gehen wollen, so muß hier eine Warnung ausgesprochen werden: Höhlen bergen spezifische Gefahren, die denen am Berg nur teilweise ähnlich sind – vor allem das Risiko, im Falle eines Falles nicht gefunden zu werden, läßt auch geringfügige Zwischenfälle sehr bedrohlich werden. Andererseits werden durch das Eindringen Ungeschulter nicht selten wissenschaftliche Werte von hoher Aussagekraft zerstört oder arg in Mitleidenschaft gezogen. Sollten Sie also Lust auf unterweltliche Betätigung verspüren, so wenden Sie sich bitte an erfahrene Speleologen aus den im Verband Österreichischer Höhlenforscher (per Adresse 1020 Wien, Obere Donaustraße 97/1/61) zusammengefaßten Landesvereinen und Gruppen. Und sollten Sie selbst im Zuge einer alpinistischen Unternehmung im Gesäuse eine Höhle entdecken (was durchaus im Bereich des Möglichen liegt), so melden Sie das bitte an den Landesverein für Höhlenkunde in der Steiermark (8010 Graz, Brandhofg. 18 – zuständig für Höhlen südlich der Enns) bzw. den Landesverein für Höhlenkunde in Oberösterreich (4020 Linz, Ursulinenhof, Postfach – Höhlen nördlich der Enns) oder aber an das Institut für Höhlenforschung am Naturhistorischen Museum Wien (1070 Wien, Messeplatz 1/10).

Alpinistisch war und ist das Gesäuse ein Gradmesser der Entwicklung. Speleologisch hingegen ist es das nicht – es ist noch als relativ unterentwickelt (und vor allem unterdokumentiert) zu betrachten, und es liegt etwas abseits der teils leichter erreichbaren und besser erschlossenen Zentren höhlenforscherischer Aktivitäten. In jedem Falle aber ist und bleibt das Gesäuse ein strenges Bergland, dem zum Modegebiet einige Ingredienzen fehlen, das aber zu faszinieren versteht – ober- wie unterirdisch.



*Oben: Blick vom Zwölferkogel nach Süden  
auf das Becken von Admont und die Admonter Hütte.  
Seite 53: Anfang dieses Jahrhunderts schrieb man  
auf Ansichtskarten noch Latein.*

# Das Stift Admont und die Anfänge des Gesäusetourismus

Von Sepp Hasitschka

*Einzelne Berge im Gesäuse wurden schon früh durch Jäger, Bergleute, Hirten, Landesvermesser u.a. bestiegen. Die touristische Erschließung aber ließ auf sich warten, bis im Jahre 1872 die Eisenbahnstrecke eröffnet wurde. Die Eisenbahn als Bergerschließerin ist sicher ungewöhnlich, aber mit ihr kamen die Städter in das kaum besiedelte Gebiet des gewaltigen Ennsdurchbruches, in das Gesäuse.*

*(Hubert Walter: Gesäuse mit Admont, 5. Aufl. 1982)*

Dieser später Beginn der Tourismuswelle ist richtig angesetzt. Doch der Tourismus und die Erschließung des Gesäuses „im kleinen“ setzten bereits viel früher ein. Das Stift Admont war bereits Anfang des 19. Jahrhunderts ein Mittelpunkt des Tourismus und das kulturelle Zentrum des Ennstales.

Es war aber auch – und das ist bis jetzt kaum bekannt – ein Ausgangspunkt der frühen Gesäuse-Erschließung. – Sie haben richtig gelesen; Mönche als hochgelehrte Naturforscher und Bergsteiger, noch vor den Touristen aus Graz und Wien. Sie sind in der Geschichte des Gesäuse-Tourismus nahezu vergessen. Beim Durchforschen von Briefen, Tagebüchern und Artikeln über „Alpenreisen“ sind sie wieder lebendig geworden: der Pater mit der Botanisiertrommel als Erstbegeher, der Geistliche als Gipfelvermesser mit einem riesigen Barometer auf dem Rücken.

Ich möchte im ersten Abschnitt dieser Arbeit folgende Frage stellen: Warum kamen im vorigen Jahrhundert die Besucher nach Admont und in das Gesäuse? Die Antwort sollen die Touristen – durch Zitate aus ihren Reiseartikeln – selbst geben. Die Ansichten, was an Admont sehenswert ist, weichen voneinander beträchtlich ab.

Im zweiten Abschnitt sollen die Wissenschaftler im Priesterrock ihre Tourenerlebnisse schildern. Ich gebe gerne zu, daß ich das Menschliche und alpin Interessante dem Wissenschaftlichen vorgezogen habe.

Ich lade Sie nun zu einem Besuch in das sonst streng verschlossene Archiv des Stiftes Admont ein. Es soll unsere Zeitmaschine sein, denn in den vor uns liegenden Briefen in Kurrentschrift und den vergilbten, abgegriffenen Tagebüchern längst verstorbener Benediktiner wird uns das vorige Jahrhundert wieder gegenwärtig – als der Tourismus noch in den Kinderschuhen steckte.



## Wie der Hans-Jörgel die Bibliothek gesehen

Wir sind im Jahre 1872 gelandet (manchmal werden wir noch einige Jahrzehnte weiter reisen – das Archiv erlaubt solche Zeitsprünge). Die Rudolfsbahn durch das Gesäuse ist eröffnet, der Touristenstrom beginnt zu fluten. Die Besucherzahlen der Bibliothek schnellen hinauf. Wegen der weiblichen Besucher hat die Bibliothek anstatt des alten Zuganges durch die Klausur bereits einen eigenen neuen Stiegenaufgang erhalten.

Horchen wir uns ein wenig bei den ankommenden Bahnreisenden um, warum sie das Gesäuse und Admont besuchen und wie sie das Stift sehen:

*Peter Rosegger sucht Stoff für sein Werk „Wanderungen durch Steiermark und Kärnten“ in der Prachtreihe „Unser Vaterland“. Er hat bereits in der Bahn das Gesäuse mit der Schweiz verglichen und schreibt nun:*

*In Admont möchte ich Priester sein. Dieses große Benediktinerstift mit seiner herrlichen Kirche, seiner berühmten Bibliothek, seinen Kunstwerken verschiedenster Art ist eine ideale Stätte. Und eingefriedet von einer weiten Felsenkrone, umgeben von den ergreifendsten Naturschönheiten, und – was die Hauptsache – der heilige Benediktus ist kein strenger Mann. Ich denke ein wenig an das gesegnete Refektorium von Admont und an das Labyrinth seiner Keller, an seine stets belebten Kegelbahnen und*

an die lustigen Jagdzüge, die auf seinen ausgebreiteten Revieren stattfinden. Ganz, wie hier die Leute singen:

„Ein solch Ding, das thät mich noch freuen,  
Wann ich zu Admont kunt sein,  
Morgens, da spend' ich die Weißen,  
Mittags, da trink ich den Wein.  
Vormittags Kragerl umbinden,  
Nachmittags nahm ich die Flinten,  
Schießet das Gamsl daher,  
Als wie wann ich Jäger selbst wär.“

Zu dieser Zeit wird Rosegger als kritischer „Liberaler“ und „Antiklerikaler“ angefeindet. Umso bemerkenswerter sind seine folgenden Bemerkungen über die neue Kirche und über das Mönchstum:

*Die himmelanragenden Felskolosse sind Muster gestanden dem Baumeister, der dieses Gotteshaus errichtet, wie Steiermark kein zweites mehr hat. (...) Es ist böse von unserer Zeit, daß sie die Klöster verschimpft; ich kenne keine besseren Anstalten, um das Schöne dieses Lebens und die Hoffnungen des künftigen im Frieden zu genießen – als den Klosterhort.*

Und wie beurteilen Sie die Zukunft des Tourismus in dieser Region, Herr Rosegger?

*Heute ist Admont, dieses einzige Alpenthal, noch nicht so berühmt, als es zu sein verdient; aber jedes Jahr fahren auf der schönen Rudolfsbahn neue Bergwanderer herein, die den Ruhm allmählig schon verbreiten werden in der weiten Welt.*

Hat Peter Rosegger bereits das Gesäuse mit der Schweiz verglichen, so schlägt der nächste Tourist noch stärkere Töne an. Es ist Herr *Friedrich August Kienast*, vormals Lehrling in der Stiftsapotheke, nun Zeitungsredakteur und Verfasser des Touristenführers „*Admont und seine Umgebung*“. Darin schwärmt er: *(Admonts Berge sind kein) „Schweiz en miniature“, (denn die Anziehungskraft) ist mindestens ebensostark wie das Matterhorn. Die Gegend kann mit denen der Schweiz kühnlich in die Schranken treten.*

Ein wahrhaft kühner Vergleich, den erst die Nächtigungsziffern von E. Richter (in den Mittheilungen des DuÖAV 1894) wieder berichtigen. Demnach übernachteten in Admont im Jahre 1892 1.688 „Vergnügungsreisende und Sommergäste“, dagegen in Mürzzuschlag 1.895, Neuberg 2.247, Maria Zell 80.800; Cortina 5.408, Sexten 1.129, Lienz 1.946, Sölden 1.727.

Ist es also hauptsächlich die schöne Umgebung, die diesen Besucherstrom nach Admont lenkt? Die Antwort aus seiner Sicht gibt uns der Archivar und Bibliothekar des Stiftes, *P. Jakob Wichner*. Er arbeitet im Vorzimmer der Bibliothek an seiner vierbändigen „*Geschichte des Benediktiner-Stiftes Admont*“. Darin verneint er vehement die gestellte Frage:

*Es ist weniger die schöne Natur, die auch anderswo ihre Reize entfaltet, als vielmehr der gothische Dom, die prachtvolle Bibliothek mit ihrem reichen Inhalte, die Conversation mit hochgebildeten Männern im schlichten Kleide des hl. Benedict, welche jährlich Tausende von Touristen oft für längere Zeit herbeilocken.* Pater Jakob Wichner hat ein Anrecht auf eine derart selbstbewußte Antwort. Denn er – einer der angeführten „hochgebildeten

Männer“ – mußte im Jahre 1865 mitansehen, wie ein Großfeuer einen Teil des Marktes Admont und schließlich das Stift zerstörte. Es ist hier nicht der Platz, auf diese Katastrophe näher einzugehen, nur so viel: nahezu alle Stiftsgebäude wurden zerstört – bloß die Bibliothek in ihrer Pracht blieb unversehrt. Die Frommen schreiben dies der Vorsehung zu, die Techniker eher den starken Deckengewölben. Wichners Verdienst ist die Errichtung des Archivs und die Neuordnung der Bibliothek.

Doch schließen wir uns einem Ortsfremden an, der noch am Abend seiner Ankunft unbedingt die Bibliothek sehen will. Es ist ein Wiener Beamter der k.k. Hofkriegsbuchhaltung. Er schreibt sich mit seinem bürgerlichen Namen *Johann Baptist Weis* in das Gästebuch der Bibliothek ein. Weitauß bekannter aber ist dieser Herr Rechnungsrat unter dem Namen „Hans-Jörgl“. Seine Fahrten bringt er dem p.t. Publikum zu Papier unter

„*Reiseabentheuer des Hans-Jörgels von Gumpoldskirchen (...) in Briefen an seinen Schwager Maxel in Feselau. Ein Handbuch für Reisende, welche zu Hause bleiben wollen*“ (1841).

Darin schreibt er:

*Dös is eine Bibliothek Herr Schwager, dö jeder Residenz eine Ehr machet. Schon der Fußboden, von weißen, rothen und schwarzen Marmorplatten is eine Merkwürdigkeit, der Saal selber mit seinen Statuen und Gemälden, mit der Menge von Büchern, dö i leider wie eine Kuh ein neues Thor anschau, weil i von den alten Sachen nix versteh, versetzen ein, wann man so etliche Wochen in lauter Bergn, Thälern, Wäldern und auf miserablen Brucken umakuglt, in eine ganz andre Welt.*

Doch genug der geistigen Genüsse. Der „Hans-Jörgl“ ist beim „Bräuer“, dem späteren Hotel Sulzer, abgestiegen und bewundert seine dicke Reisebegleiterin, die soeben die fünfte Tasse Kaffee trinkt:

*I kunnt wirkli den Kaffeeschwestern in Wien nix besseres rekommandirn, als daß's nach Admont reisen sollen, bei so einer Schalln Kaffee müßt's Tratschen und's Leutausrichten gehn, daß dem alten Buchstein, ein'm hohen Berg bei Admont, sein grauer Kopf ganz damisch werd'n müßt (...)*

„Hans-Jörgl“ kam auf dem üblichen Weg über die Buchau nach Admont. Das Gesäuse selbst war bis 1847 nur über einen wilden Triftweg und Saumpfad begehbar. Der Abenteuerlust der Biedermeierzeit entsprechend wanderten hin und wieder Touristen durch diese zwanzig Kilometer lange Schlucht, zum Beispiel 1808 der Reiseschriftsteller Sartori. 1831 am 25. Juli durchqueren Grillparzer, Karajan und Bauernfeld das Gesäuse. Ihre Tourenplanung war nicht gerade vorbildlich, denn sie brachen von Hiefalau erst nach Tisch auf und kamen erst um halb zehn Uhr nachts nach Admont.

Mehrmals stapfte auch *Erzherzog Johann* durch das Gesäuse. 1841 schreibt er an den Abt Benno Kreil:

*Die Besichtigung des Gesäuses hat mir die Möglichkeit gezeigt, mit meinen Wagen da durchzukommen; dieß hat die Folge nach sich gezogen, daß (...) meine Frau den Entschluß gefaßt hat, auch den Weg zu versuchen. Unsere Absicht ist, künftigen Dienstag (30. Juni) um 11 Uhr Vordernberg zu verlassen und bis Admont zu kommen.*

Hatte diese Reise des Erzherzogs rein privaten – touristischen – Charakter, so kam er im Laufe der Jahre aus ganz verschiedenen Gründen nach Admont: 1804 als Erkunder für Festungsbauten, 1810 als Mineraliensammler, als Freund des Abtes Gotthard und als landwirtschaftlicher Reformator, 1814 als Begleiter seines Bruders Kaiser Franz, 1821 als Bergsteiger im Johnsbachgebiet, 1838 als Visitator von Landwirtschaftsorganisationen, 1841 wieder im Hofdienst, diesmal mit seinem kaiserlichen Neffen Ferdinand, 1846 als Familienwanderer mit Frau und Bub...

So manchen Grund haben die Touristen des 19. Jahrhunderts bisher für einen Besuch von Admont angegeben. Ein letzter allerdings muß der Vollständigkeit halber angeführt werden. Ein Dr. Julius Mayr aus Brannenburg schreibt:

*Gotteshaus und Büchersaal stehen stolz in der vornehmsten Flucht ihres Stiftes. Aber seitwärts, in der Ecke des Hofes, da ist ein bescheidenes Gebäude, über dessen Eingang das melodische Wort geschrieben steht: Stiftskeller. Es ist der dritte Factor im Leben, und wäre er nicht, die schöne Devise „Bete und arbeite“ wäre nie gesprochen worden.*

Recht feucht-fröhlich rinnen der berühmte „Luttenberger“ und „Radkersburger“ spaltenlang zwischen den Zeilen jenes Artikels. Zur Ehre des Herrn Mayr muß gesagt werden: noch im Stiftskeller läßt er sich zu einer Tour auf den Natterriegel am nächsten Tag überreden – und schafft sie auch.

Wenn Sie, lieber Leser, sich langsam fragen, was die letzten Zeilen in einer Alpinzeitschrift verloren haben, dann kann ich Ihnen antworten: Es sind die bisher einzigen, die ich einer alpinen Schrift entnommen habe. Herr Mayr hat seinen weinseligen Artikel nämlich 1901 in den „Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins“ abgedruckt!

## Gelehrte in Mönchskutte und Nagelschuh

Geistliche in den Bergen – wem fallen da nicht die hilfreichen Mönche am St. Bernhard ein? Oder Peter Thurwieser, Franz Senn, oder heute Bischof Stecher?

Auch in Admont stiegen Geistliche auf die Berge. Hin und wieder war es sogar ihre seelsorgliche Aufgabe. So schreibt ein Admonter Benediktiner im Jahre 1843 über einen seiner Versehänge in sein Tagebuch:

*1. Oct. reiste ich nach Gams ab, um tags darauf die Schwaigerin meines Pfarrers zu versehen. (Aufstieg) unter gewaltigem Regen u. bei sehr schlechtem Wege. Abends traf ich wieder in Landl ein.*

Doch bereits lange vor der Tourismuswelle stiegen Admonter Mönche auch in ihrer Freizeit auf die Gesäuseberge. Der Reise- schriftsteller Franz Sartori berichtet nämlich von einer „Expedition auf den Natterriegel“ im Jahre 1811 (der Gipfelsturm mißlang damals wegen Nebels):

*Prächtig muß sich die Wirkung einer türkischen Musik angenommen haben, welche die geistlichen Herren des Stiftes Admont bey einer Excursion auf den Natterriegel hier machten. (türkische Musik = ein Vorläufer der heutigen Blechmusik.)*

Von solchen „Excursionen“ und „Bergparthien“ ist – etwa ab 1800 – in Tagebüchern und Briefen der Stiftsherren öfters die Rede. Die damals üblichen Gipfel Natterriegel, Kalbling und

Sparafeld wurden von Geistlichen öfters besucht, seltener der Tamischbachturm und der Scheiblingstein. Nur mehr die beson- deren Vorkommnisse vermerkte der halbblinde Bibliothekar P. Urban Ecker in seinem Tagebuch:

*1810, 25. July: Natterriegelreise mehrerer Geistlichen, wobey das Pferd d. Hofrichter Reiner umkam.*

*1834, 21. Juni: P. Moritzens unglücklicher Fall und Fußbruch, als er den Kalbling, um zu botanisieren, bestieg.*

Der Fall des P. Moritz von Angelis, eines bedeutenden Botani- kers, dürfte einer der ersten touristischen Alpinunfälle im Gesäuse gewesen sein. Der Alleingeher hätte elendiglich umkommen müssen, wenn nicht zufällig Leute von der Wagen- bänkalpe ihn bemerkt und gerettet hätten. Dies steht in einem Nachruf des Jahres 1894. P. Moritz überlebte nämlich den Unfall – wenn auch mit einem steifen Bein – um 60 Jahre!

Ich möchte Ihnen nun drei herausragende Geistliche aus dem 19. Jahrhundert vorstellen, die weit mehr als bloß „Bergparthien“ unternommen haben. Der eine war Vermesser von Gipfeln, der andere Erstbegeher und Alpinschriftsteller, der dritte Herausgeber des ersten Touristenführers.

## Pater Albert Muchar, der Physiker und Landvermesser

Albert Muchar (1786 bis 1849) gilt als einer der bedeutendsten Gelehrten des Stiftes. Begründer der steirischen Geschichts- schreibung, Professor in Graz, Bibliothekar, Vertrauter Erzherzog Johanns ... – und (dies war bis jetzt unbekannt) er bestieg im Dienste der Physik einige Berggipfel. Am 2. August 1814 schleppte er zu Vermessungszwecken allerlei unhandliches Meßgerät auf dem Kalbling, am 9. August auf den Buchstein. Er dürfte damit erstmals brauchbare Höhenangaben für die Gesäu- seberge geliefert haben. Dies entspricht dem Forscherdrang am Beginn der Biedermeierzeit, als Gelehrte die Berge mit naturwis- senschaftlichen Mitteln entdeckten.

Werfen wir einen Blick in seine Privatbriefe, gerichtet an seinen Freund P. Benno Kreil (den späteren Abt des Stiftes):

*My Dearest! (...) Am ersten August machte sich also eine alpenlustige Gesellschaft zusammen, und flog abends nach der Kaiserau auf, weil doch überall das Quecksilber und dünne Säulen den heitersten Himml prophezeiten; ja nicht einmal der Hygrometer zeigte sich durstig. Man kann gewiß nicht sagen, daß wir bis 12 Uhr Nachts traurig gewesen.*

Die Schilderung des „Hüttenabends“ auf Schloss Kaiserau war P. Albert eine volle Briefseite wert. – Die Wetterprognosen scheinen aber auch vor 170 Jahren wenig zuverlässig gewesen zu sein, denn:

*Als ich aber Morgens um 2 Uhr erwachte, siehe da, Donner und Blitz – und ein schwerer Regen. Was nun thun? Ich ließ alle anderen träumen von der Kalblingshöhe – und stürzte mich selbst wieder ins Bett. Aber um 1/2 5 Uhr erhob man sich doch wieder. Der Himml war zwar wohl wolkicht – und der Berg frei. Weils dann so war, so ward beschlossen so weit zu gehen als es uns leiden würde. Zwar mir gelüstete nicht mehr viel nach so*



*Pater Albert Muchar:  
im Dienste der Physik  
auf die Berge.*

*Bild:  
Archiv Stift Admont*

*einer Himmelsannäherung; jedoch aus leidigem Regard gegen die handgreifliche Wissenschaft der Physik, die ich mit allen Maschienerien auf meinem Rücken trug. Denn um die Höhe des Berges zu vermessen, verabredeten wir uns, ich und Gotthard, daß er unten, u. ich auf der Spitze oben die Beobachtungen machen wollte, zu welchen Zwecken er meinen Rücken, mit Barometern u. Thermometern zu einem mulo Gravato (= Päcksel) umwandelte, wobei auch das Tintinabulum (Schreibkästchen) nicht fehlte.*

Auch eine Flasche des besten Radkersburgers durfte nicht fehlen. – Nach einem Abenteuer mit einer Kuhherde und dem bewachenden Stier erreichte die Gesellschaft die Felsen.

*Wir kamen der Spitze immer näher – schauderten vor den Abgründen, welche uns anzugähnen anfangen, und mußten sehr oft über den blinden Urban lachen, welcher alle 10 Schritte aus Hochachtung vor der grauen Spitze einen Fußfall machte, seine Brotscheiben verlor, und dabei, wie Elias vor dem feurigen Wagen, Gesichter schnitt.*

Starker Wind und Nebel auf dem Gipfel des Kalblings behinderten die Messungen, diese konnten aber abgeschlossen werden. Eine Woche später, am 9. August, stand Muchar um 1/2 9 Uhr auf dem Gipfel des Buchsteins. Pater Albert zählte sich zwar „zu den abgehärteteren Bergsteigern“, aber:

*das ist ein Weg! Gar gefährlich könnt ich nicht sagen; aber weit – weit – und beschwerlich. Deshalb sieht mich der alte Philister Buchstein nie mehr über seine Perüque kriechen.*

P. Muchar listete seinem Freund auch gleich die Vermessungsdaten auf:

Höhe des Buchsteins von der Basis bis zur Spitze	820,005	Wiener Klafter
bis zur Spitze des Großkalblings	783,954	dto.
	Diff.	36,051
		dto.
Höhe des Buchsteins über die Meeresfläche	1171,684	dto.
über die des Großkalblings	1137,122	dto.
	Diff.	34,562
		dto.

(Während der Buchstein für die damaligen Verhältnisse erstaunlich genau vermessen wurde, stimmen die Daten des Kalblings um etwa 40 m mit den heutigen Messungen nicht überein – das schlechte Wetter am Gipfel dürfte die komplizierten Meßprozeduren beeinträchtigt haben.)

Albert Muchar übersiedelte 1823 nach Graz. Dort vertauschte er die Kalkberge mit dem politischen und gesellschaftlichen Parkett sowie mit den Marmorböden der Universität. Aber die Sehnsucht nach Ruhe und Größe der Admonter Berge klingt in den Briefen an seinen Freund und Stiftsvorsteher Pater Benno immer wieder an.

Einer solchen Notiz aus einem Brief Muchars verdanken wir eine wesentliche alpinhistorische Aussage, nämlich den Hinweis auf die *erste verbürgte Besteigung des Hochtores!* Diesmal zählt der Stiftsobere P. Benno Kreil selbst zu den Gipfelbesteigern. Muchar antwortete ihm am 16. September 1836 auf einen Brief vom 12. September und bemerkte:

*Ich beneide Sie, wahrlich, um den Stand auf dem Hochthor. Im Oberlande ist auf solchen Höhen alles grösser und ergreifender. Am letzten August war ich auf dem Speikkogel, fand mich aber keineswegs so befriediget, wie auf einem obersteirischen Felsenhaupte.*

Die Besteigung des Hochtores durch Kreil kann als gesichert gelten. Denn sowohl Muchar als auch Kreil liebten korrekte Angaben mehr, als den ihnen Untergebenen lieb war. Und auch der Gesäusechronist Heß vermutete, daß bereits vor der bisher ersten verbürgten Besteigung durch die Grazer Frischauf und Juraschek im Jahre 1871 die Johnsbacher Jäger Fehring, Kölbl und Wolfbauer den Gipfel erreicht haben. Dies paßt in das Bild, das wir uns von der damaligen Besteigung machen können:

Der Administrator des Stiftes P. Benno Kreil leitete wie alljährlich die Gamsjagd in den stiftischen Revieren in Johnsbach. Zu diesem Zweck fuhr er mit seinem Pater Hofmeister am Morgen des 2. August 1836 in einer Kalesche nach Johnsbach. Wie immer übernachtete er in dem für ihn reservierten Zimmer beim Wolfbauer. Vermutlich mit den beiden Stiftsjägern im Johnsbacher Revier, nämlich mit Gabriel Hinterleitner und Silvester Füringer, vielleicht auch noch mit dem Freund Wolfbauer, stieg er am 3. oder 4. August über den Rinnerstein und durch das Schneeloch auf den Gipfel des Hochtores.

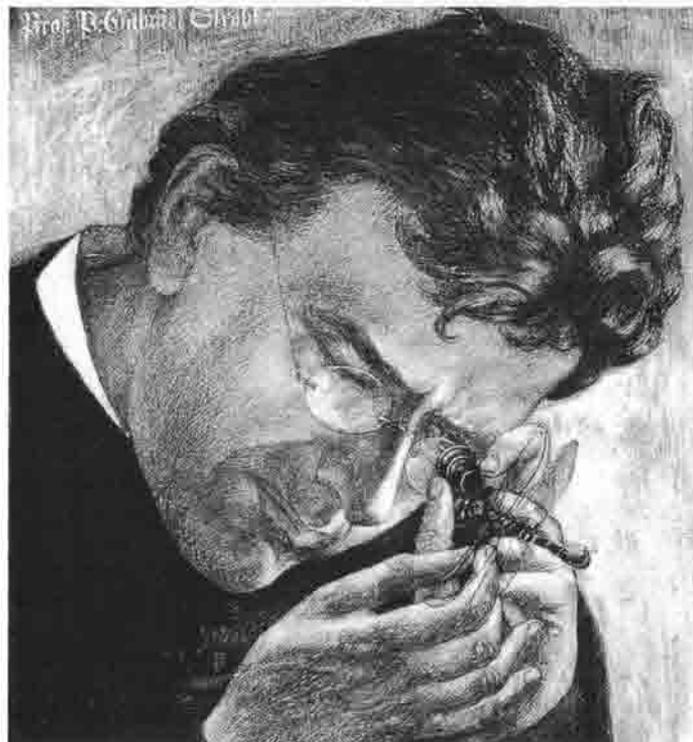
Muchars Bemerkung besichert nun den Alpin-Statistikern wieder Arbeit: Sie müssen den Admonter Geistlichen Pater Benno Kreil als den ersten bekannten Besteiger des Hochtores eintragen und müssen ihre Zähluhren um 35 Jahre bis weit in die Biedermeierzeit zurückkurbeln: auf den Anfang August des Jahres 1836.

## **Pater Gabriel Strobl, der Erstbegeher mit der Botanisiertrommel**

Wenn Sie, lieber Leser, nach der Bibliothek auch noch das naturhistorische Museum des Stiftes besuchen, dann sind Sie im Reiche des P. Gabriel Strobl. Wenn Sie aber die Bärenkarmauer (Hexenturm) in den Hallermauern überschreiten, stehen Sie in der „Stroblscharte“ – ebenfalls im Reiche dieses vielseitigen Wissenschaftlers und Bergsteigers.

Strobl (1846 bis 1925) gilt als einer der bedeutendsten, sorgfältigsten und fleißigsten Pflanzen- und Insektenforscher seiner Zeit, er begründete das naturhistorische Museum des Stiftes, war

Bild:  
Archiv Stift Admont



Direktor des Stiftsgymnasiums. Er stieg in die Gesäuseberge – und er schrieb mit viel Fachkenntnis und Begeisterung seine Erlebnisse nieder. 18 Artikel, einige davon im „Jahrbuch“ und in den „Mitteilungen“ des Alpenvereines abgedruckt, machten die obersteirischen Berge und besonders das Gesäuse den Städtern bekannt. Die knapp darauf einsetzende Touristenwelle ging hauptsächlich auf die fertiggestellte Rudolfsbahn zurück. Zu einem kleinen Teil aber ist sie auch das Verdienst der Veröffentlichungen P. Gabriel Strobels.

Für P. Strobl war das Bergsteigen anfangs nur ein Mittel, um zu seiner geliebten Bergflora zu gelangen. Er verglich deren Vielfalt mit der Unendlichkeit Gottes:

*Die Natur ist eben unendlich verschieden, und wie in anderen Dingen, so hat der allgütige Schöpfer auch in der Flora einen reichen Wechsel geschaffen, damit auch in der Blüthendecke seine Unendlichkeit sich spiegle und die Herzen der Menschen zu sich emporziehe.*

Strobl wurde nicht müde, seine Pflanzen liebevoll zu beschreiben. Bei der Beschreibung der Latschen allerdings fand er andere, herbere Worte, wenn er vor der Begehung eines „Lekkenwaldes“ warnte:

*Die elastischen Stämme geben jedem Drucke nach, um gleich darauf wieder emporzuschwellen, und stand man im ersten Augenblicke hoch oben, so liegt man im nächsten in der Tiefe, hat jede Orientierung verloren, vielleicht gar sich jämmerlich zerschunden.*

Wer jemals unvorsichtigerweise den Kampf mit einem hohen Latschenfeld aufnahm, der kann diese anschauliche Schilderung im wahrsten Sinne des Wortes „nachfühlen“!

Die Botanisierleidenschaft Strobels auf Bergtouren beschrieb A.F.Schmid (Alpenverein Sektion Graz) 1871 in einem Aufsatz über den Natterriegel: *Mein Begleiter (Strobl) botanisierte, so weit es anging. Ein fröhliches „heureka“ welches er von Zeit zu Zeit erschallen ließ, sollte mich von einem kostbaren Pflanzenfunde in Kenntnis setzen, der mich als „Schaufexen“ allerdings nicht absonderlich rührte. Er versicherte mir, daß die „Pflanzenfexen“ unter dem Bergvolke immerhin einige Beachtung fänden, während die „Schaufexen“ rein unbegreifliche Undinge seien.*

Diese Sammlerleidenschaft hätte P. Gabriel im brüchigen Schrofengürtel unterhalb des Kalblings einmal beinahe das Leben gekostet. Er verstieg sich und sah sich beim Versuch, höherzuklettern, plötzlich in einer ausweglosen Situation:

*Da wichen auch die Steine, die den rechten Fuß gestützt hatten, und stürzten als Lawine in die Tiefe; nun hatten meine Füße den Standpunkt verloren, und nur die Hände bewahrten mich noch vor dem tödtlichen Sturze. (...) Ein einziger Stein schützte mich noch vor dem Falle, wich auch dieser, so war ich verloren. Ich blickte unter mich: da starrten zwei schrofte Felszacken in das Blaue, und schienen hohnlachend die Arme auszustrecken nach ihrer Beute. Schon währte ich mich verloren: nahm im Geiste Abschied von meinem Leben. – Doch da faßte mich der Muth der Verzweiflung und gab mir zehnfache Kraft.*

Zwei gewagte Klimmzüge und ein Latschenast beendeten die mißliche Situation.

Es würde an dieser Stelle zu weit führen, alle Touren oder auch nur die Bergaufsätze Strobels anzuführen. Wegen der anschaulichen Schreibweise empfehle ich hier besonders:

- \* „Wanderungen ins Gesäuß und auf die Johnsbacher Alpen“
- \* „Das Sparafeld bei Admont“ (beide in : Der Tourist 1871)
- \* „Auf die Griesweber-Alm bei Admont“ (in: Jahrbuch des Alpenvereins 1873)

Strobels Name scheint auch auf den neuen Alpenvereinskarten des Gesäuses auf. Dies hängt mit der ersten touristischen Besteigung der Bärenkarmauer (Hexenturm) zusammen:

Die Grazer Martinez und Rumpl und weitere vier Admonter, darunter P. Gabriel Strobl, erstiegen am 6. September 1877 die Bärenkarmauer (auf der bereits eine Vermessungsstange stand). Martinez taufte die Spitze (durch eine Namensverwechslung auf der militärgeographischen Generalstabskarte mit dem „Hochturm“) auf den „Hexenturm“ um. Strobl scheint der treibende Motor des Unternehmens gewesen zu sein. Doch beim Versuch, den Westgipfel erstmals zu besteigen, scheiterte die Gruppe in der Gipfelscharte. Martinez nannte diesen Einschnitt „Strobelscharte“.

Während die Gesellschaft wieder über den Ostgipfel abstieg (und Martinez/Rumpl seitdem als erste touristische Ersteiger des Hexenturmes in der alpinen Literatur aufscheinen), gelang Pater Strobl mit dem Admonter Friedl eine Erstbegehung: die beiden kletterten von der Strobelscharte nach Süden in die Mühlau ab.

P. Strobl liebte aber das Bergsteigen in Gesellschaft nicht sonderlich. Er streifte gerne allein in den Bergen umher. Besonders liebte er einsame Gipfelrasten – heute im Gesäuse ein eher seltenes Erlebnis:

*Tiefe Stille herrschte um mich, nur das Rauschen eines Waldbaches tönte zu mir herauf, und der Jodler einer Schwoagerin schlug einmal an mein Ohr. Manchmal sumste auch eine Fliege um mich und grasten etwaige Gemsen; die einzigen lebenden Wesen in diesen Höhen (Sparafeld).*

Heute an einem Sonntag auf dem Sparafeld rauscht nicht der Wildbach, sondern der Verkehrslärm von der Bundesstraße

herauf, und statt einer Schwägerin versuchen sich Autobustouristen am Parkplatz vor der Klinkehütte in der Kunst des Jodelns...

Übrigens stieg Pater Strobl nie an einem Wochenende in die Berge. Bei einem Loblied auf die Gastlichkeit beim Wolfbauer in Johnsbach vermerkte er:

*Wer an einem Samstag käme, den freilich ein christlicher Tourist nicht leicht in der Absicht, den nächsten Morgen für den Aufstieg zu benützen, hier zubringen dürfte, der könnte auch ein gar seltsames Gericht, die „rogernen Krapfen“ versuchen. – Ich begnügte mich mit Schottsuppe und Schmarren, die ich vortrefflich fand.*

Schottsuppe und Heuboden – Pater Strobl fühlte sich auf seinen Touren nie als „geistlicher Herr“. Er half zum Beispiel auf der Gollingalm einer verzweifelten Sennerin eine gestürzte Kuh zu bergen und meinte dann,

*dass das Alpenwesen keineswegs, wie die Stadtkinder und Dichter fabulieren, aus lauter Lust und Freude bestehe, sondern dass auch die Schattenseiten gar mächtig aufgetragen sind und um so mächtiger, je gewaltiger hier oben die Kräfte der Natur und je hilfloser die Menschen sind.*

Überhaupt konnte der Stiftsherr P. Gabriel sozialkritische Töne anschlagen, die sogar gegen eigene Stiftsinteressen gerichtet waren – gemeint sind die Jagdsperrren. So fand er für die geplante Besteigung des Hochtores und des Festkogels im Jahre 1869 auch keinen Führer. Strobl gelang dennoch im Alleingang am 6. September die erste touristische Ersteigung des Festkogels – nicht wie im alpinen Schrifttum angegeben, Emil Zsigmondy 1884! (Beleg: „Der Tourist“ 1871, S. 386 ff.). Doch nun zu den Jagdsperrren:

*Wir sind also im Herbst. Um diese Jahreszeit aber liegt ein schwerer Alp auf dem Gebirge, denn der Jäger hat den gemessensten Auftrag: kein Menschenwesen hinauf zu lassen, damit nicht etwa eine der schnellfüßigen Antilopen erschreckt, und in ein fremdes Revier vertrieben werde. Ob diese Maßregel sich mit den Ansprüchen eines Touristen, der eigens zur Ersteigung dieser Gebirge hieher gereist, vertrage, (...) muß ich unerörtert lassen. (...) Es wurde mir die größte Vorsicht angerathen, um nicht dem Jäger in die Hände zu fallen.*

Die Kernzone des Gesäuses ging durch einen Vergleich im Jahre 1872 an die Innerberger Hauptgewerkschaft und später an die steirischen Landesforste über, sodaß zwischen stiftischer Jagd und Tourismus nur mehr wenig Reibungsflächen blieben. Ein Gebiet allerdings sperrten die stiftischen Jäger nach wie vor sehr sorgsam ab: den Kessel südlich der Haller Mauern. So schrieb Heinrich Heß noch 1910 in seinem „Gesäuse-Führer“:

*Zur Beachtung! Für alle Bergfahrten außer dem Großen Pyrgas von der Hofalm und dem Natterriegel, sowie der Bärenkarmauer (Hexenturm) vom Admonter Haus her ist vor Antritt der Tur die Bewilligung des Stift Admontischen Forstamtes einzuholen, da die Haller Mauern abgesperrtes Jagdgebiet sind!*

Erst in den Zwanzigerjahren fiel die ganzjährige Sperre. Das

ganze Jahr über frei zugänglich wurden die Haller Mauern in den Siebzigerjahren durch das Forstgesetz (Wegfreiheit im Bergland).

P. Strobl sprach sich in seinen Artikeln mehrmals für die Schaffung von Tourismus-Einrichtungen aus. Ein origineller Vorschlag des Paters könnte sogar heute noch zielführend sein. Er betrifft Hall bei Admont, das früher wegen der reichen stiftischen Salzquellen berühmt war. Der Salzabbau mußte aber wegen des staatlichen Monopols aufgelassen werden. Heute sind die Salzquellen verschlagen: *Sollte hier einst einem unternehmenden Kopfe die Gründung eines Bades gelingen, so könnte es wegen der Großartigkeit seiner Umgebung wohl mit jedem Vergnügungsorte des Salzkammergutes erfolgreich konkurrieren.* Auf den „unternehmenden Kopf“ wird auch heute noch gewartet ...

Auf Strobls Vielseitigkeit als Priester, Pädagoge, Naturforscher und Schöpfer eines Museums kann hier nicht eingegangen werden. Ich wollte bloß den Bergsteiger und Miterschleifer des Gesäuses etwas würdigen. Ein Strobl-Zitat soll diese abrunden: *Und nun noch ein Abschiedwort an meinen Leser: Möge er aus diesen Zeilen die Ueberzeugung schöpfen, dass der allgütige Gott nicht bloss die fernen Hochalpen Tirols und der Schweiz mit Reizen überschüttet, unser engeres Vaterland aber leer gelassen, dass er vielmehr auch unser gedacht und seine Liebesgaben auch der grünen Steiermark mit vollen Händen gespendet hat.*

## P. Thassilo Weymayr, der Tourist und Topograph

Zwei Schriften Pater Thassilos (1825 bis 1874) handeln vom Bergsteigen oder Wandern. Die eine ist ein sehr persönliches, unveröffentlichtes Gedicht, die andere gilt als erstes Touristenhandbuch über Admont und Umgebung. Zunächst der Tourenbericht im Hexametern:

*Freund! ach wirst du mich hören? Verzeihung erleh' ich und Gnade*

So beginnt der Admonter Professor ein Entschuldigungsgedicht an einen Freund in Wien. In 129 Versen erklärt er, warum er seinem Botanikerfreund die versprochene Sendung an Alpenblumen nicht schicken könne. Mit festem Vorsatz und geräumiger Botanisierbüchse sei er zu seiner Bergwanderung aufgebrochen, – *jedoch sangkundige, frohe Gesellen*

*Rosige Mädchen auch, vereint zur lustigen Gruppe  
Schloßen dem Forscher sich an und es folgten beladene Knechte  
Mit Vorrath, als wollt' im Gebirg die ganze Gesellschaft  
Hausen ein halbes Jahr; fort gieng's mit lärmendem Jubel*

Eines der Mädchen „mit schelmischem Blick“ schien plötzlich nicht mehr trittsicher zu sein, und so mußte der geistliche Herr den Kavalier spielen:

*Aber ich reicht ihr die schützende Hand auf schwankendem Stege  
Über den brausenden Bach, ihr Muth zu sprechen auf schmalen*

*Bergpartie im Biedermeier:  
„Gebirgs-Gegend von Eisenerz  
von dem hohen Reichenstein.“*

Bild:  
Archiv Stift Admont



*Felsigen Pfaden und hab', durchzuckt von wonnigem Schauer  
Über ein Schneefeld sie mit kräftigen Armen getragen -  
Freund, mit der lieblichsten Blume beschäftigt, vergaß ich der  
andern,*

*Die mit den rundlichen Köpfchen aus Felsenspalten mir winkten,  
Freudengeschrei der Vorausgeeilten verkündet' uns endlich,  
Daß sie den Gipfel erreicht, nacheilten die übrigen alle,  
Und bald stand vor Erstaunen verstummt die Gruppe bei-  
sammen.*

Ausführlich und in majestätisch fließenden Hexametern wird die Aussicht beschrieben. Die Gipfelrast bot auch fürstliche Gaumenfreuden:

*Aber indeß auskrantem die Träger den stattlichen Vorrath  
Mannigfaltig und reich – für Hungernde treffliche Waare,  
Hoben dabei großbauchige Flaschen mit köstlichem Inhalt.  
Also ward ein lustiges Mahl auf dem Gipfel gehalten  
Und es machten die Becher die Rund, inzwischen ertönten  
Fröhliche Lieder, man scherzt' und lacht' und neckte die Mäd-  
chen.*

*Als entlossen die Stunden, noch einmal schauten bewundernd  
Wir in die Ebne hinab und hinüber zu blinkenden Gletschern,  
Eilten hinunter sodann; Nacht lag schon über dem Thale  
Beim Abstieg und zuletzt im Dorf plagte den verhinderten Samm-  
ler das schlechte Gewissen. Heimlich schlich er „in schützender  
Nacht“ zurück ins Stift. Sein Vorsatz war jedoch gefaßt:  
Aber ich halte mein Wort noch – Freund, nur muß ich allein dann  
Streifen in Wäldern umher und felsige Gipfel besteigen;  
Feindlich der Wissenschaft Linn's sind lustige Brüder  
Aber die Mädchen zumeist, die, selber die lieblichsten Blumen,  
Gar zu dreist bezaubern das Herz dem ernstesten Forscher,  
Daß er nicht denkt an die Blümchen der Wiesen, der Wälder und  
Berghöh'n.*

Dieses rührende Gedicht zeigt die bisher wenig bekannte menschliche und dichterisch-subjektive Seite des Geistlichen auf. Bekannt und berühmt wurde P. Weymayr aber durch ein sachlich-grundlegendes Werk, das noch 50 Jahre später allen Ansprüchen standhielt (Anton Mayr wollte es sogar neu auflegen.)

P. Thassilo verfaßte bereits 1859 eine „Topographie des Admontthales“ – naturwissenschaftlich fundiert, aber versteckt im Buch „Kurzgefaßte Geschichte des Benedictiner-Stiftes Admont“ von seinem Mitbruder P. Gregor Fuchs. P. Thassilo erkennt im Jahre der Eröffnung der Rudolfsbahn, daß der Besucher hauptsächlich Informationen über die Landschaft benötigt. Nun wird seine „Topographie“ Schwerpunkt des Buches, und P. Gregor Fuchs liefert dazu einen kurzen Abriss der Stiftsgeschichte.

„Der Tourist in Admont“ steht an erster Stelle einer Reihe von touristischen Handbüchern:

\* Friedrich August Kienast: Admont. 1883.

\* Heinrich Heß: Spezialführer durch das Gesäuse. 1893.

\* Anton Mayr: Der Sommergast in Admont. 1922.

\* Hubert Walter: Berg- und Wanderführer Admont-Gesäuse. 1964.

Im „Tourist“, wie ihn Anton Mayr liebevoll nannte und würdigte,

fällt das Kapitel „Gebirgspartien“ mit vier Seiten naturgemäß noch dürftig aus. Beschrieben sind nur vier Gipfel:  
Natterriegel (zwei Stellen erheischen Vorsicht und Freiheit von Schwindel)

Scheibelstein

Kalbling und Sparafeld (Ein Raum von drei Quadratfuss ist auf dem Sparafelde die einzige Stelle, auf der man ruhen und die Herrlichkeiten eines endlosen Gesichtskreises bewundern kann.)

Doch die Erschließung der Gesäuseberge beginnt erst: 1873 Reichenstein, 1877 Peternpfad, Kleiner Buchstein, Ödstein ... Auch eine Bergführer-Vermittlerstelle wird bereits genannt:

Führer können erfragt werden bei Joh. Georg Reich, Kastenknecht des Stiftes, bekannter unter dem Namen „Hansjörg“.

Blättern wir dagegen im 20 Jahre später erschienenen „Kienast“, so zeigt sich Admont bereits als modernes Touristenzentrum: 18 „Bergparthien“ sind beschrieben. Eine Seite lang werden Führertarife aufgelistet (niedrigster Tarif: Schloß Röthelstein 0,50 Gulden, höchster: Reichenstein mit 8 Gulden). Das k.k. Bergführergesetz ist abgedruckt, daneben lesen wir von Fahrgelegenheiten, Dienstmännertaxe, Sommerwohnungen (1 Seite lang).

Viele renommierte Firmen und Geschäfte empfehlen sich durch Inserate:

Friedl: Lederhosen, Rucksäcke, Leder-Bettwäsche und Leder-Unterhosen...

Stiftsapotheke mit ihren weltberühmten Admonter Liqueuren  
Hotel Post: mit eigenen Equipagen und Stallungen, „Omnibus“ am Bahnhofe

Fankhauser: Portrait- und Landschafts-Photograph, auf Wunsch auch außerhalb des Ateliers

Die Section Admont – Ennsthal des D.u.Oe.A.V. hat bereits das Admonterhaus gebaut. Von Wien aus fahren eigene „Vergnügungszüge“ nach Admont.

Doch dieser etwas hektische Aufschwung des Tourismus ab 1880 ist nicht mehr Gegenstand meines Artikels. Er ist überdies in den oben angeführten Admonter Touristenbüchern ausführlich beschrieben und gewürdigt worden.

Die Patres haben uns erzählt, warum sie auf die Berge des Gesäuses gestiegen sind: wegen der Blumen, wegen der Messungen oder einfach aus Freude an der Natur. Sie konnten – dem Charakter der Benediktiner entsprechend – ruhig und gelassen bergsteigen – als schöne Nebensache. Sie schrieben für den Tourismus, aber sie verschrieben sich ihm nicht. Ist es ein Zufall, daß in der einsetzenden Erschließungswelle ab 1880 kein Admonter Geistlicher mehr „Tourismusgeschichte“ schrieb?

Ruhig und gelassen bergsteigen – als schöne Nebensache. Es ist eine Art Bergsteigerphilosophie. Vor 120 Jahren – und heute.



Lustvolles  
Krabbeln  
Oben: Scheck-Kofel  
bei München.  
Links: In der  
Waldviertler  
Blockheide

Fotos:  
Sport Scheck  
Archiv

# Der Alpinismus und die Pathologie des Zeitgeistes

Festrede anlässlich der Feier 125 Jahre Österreichischer Alpenverein

Von Viktor E. Frankl

Meine Damen und Herren, so mancher unter Ihnen mag sich gefragt haben, wie es dem Alpenverein nur einfallen konnte, sich ausgerechnet einen Neurologen und Psychiater auszusuchen, um ihn diesen Vortrag halten zu lassen. Nun, Sie brauchen sich nicht zu fürchten. Ich bin zwar Neurologe und habe als solcher gemeinsam mit dem Hirnpathologen Professor Pözl einmal unsere wissenschaftlichen Forschungsergebnisse betreffend das Absturzerlebnis und den sogenannten Lebensfilm veröffentlicht, der sich da abspielt; aber Sie werden doch von mir nicht erwarten, daß ich da in Details eingehe. Und ich bin auch Psychiater; aber haben Sie keine Angst, ich denke nicht daran, jemanden auf die psychoanalytische Couch zu legen; denn ich gehöre nicht zu denen – und halte auch nichts von denen –, die auf die Frage, was Herrn Reinhold Messner auf den Mount Everest treibt, eine Antwort geben wie die folgende (ich zitiere wörtlich „Profil“ vom 12. November 1984): „Die Mutter muß versuchen, die erwachenden Triebwünsche abzuleiten, zu unterdrücken. Irgendwann wird dann dem Baby das lustvolle Krabbeln auf dem Mutterleib verboten. Von da an beginnt vielleicht seine Karriere als Bergsteiger. Was am Mutterleib weich und lustvoll war, ist am Berg hart, schmerzhaft. Die Erlösung ist nur mehr im selbstzerstörerischen Exzess des Masochismus möglich.“ (Sie haben richtig gehört.)

Aber ich kann Ihnen auch nicht mit alpinistischen Großtaten dienen, die mich zu diesem Vortrag legitimieren würden. Die Dachstein-Südwand mit Rudolf Reif, das Totenkirchl mit Peter Aschenbrenner, die Große Zinne mit Manfred Innerkofler oder der Luis Trenker-Kamin am 2. Sella-Turm – ich höre Sie sagen: Auch schon was.

Und was nicht den Alpinismus im allgemeinen, sondern den Alpenverein im besonderen anlangt, bin ich ebenso wenig legitimiert. Bin ich ihm doch erst 1954 beigetreten, also erst 33 Jahre lang Mitglied. Dem Klettern war ich aber bereits 1924 verfallen und habe dann erst nach 60 Jahren – und da war ich immerhin an die 80 – mit dem 3. Schwierigkeitsgrad aufgehört. Und zwar war ich zuerst zu den Naturfreunden gestoßen, bis die 1934 verboten wurden, woraufhin ich dem Alpenverein Donauland beitrug, jener Sektion des Alpenvereins, die unter Karl Hanns Richter es abgelehnt hatte, den Arierparagraphen in ihre Statuten aufzunehmen, und daraufhin aus dem Alpenverein ausgeschlossen worden war. 1938 wurde auch Donauland aufgelöst;

aber inzwischen hatte ich es bereits zum Führer gebracht und war darauf so stolz, daß ich das Führerabzeichen noch in die Konzentrationslager mitnahm. Erst in Auschwitz mußte ich mich davon trennen.

Vielleicht werden Sie nun verstehen, wie sehr es mir, der ich ein Opfer kollektiver Verfolgung war, fernliegen muß, jemanden kollektiv schuldig zu sprechen. Es gibt keine Kollektivschuld, und am allerwenigsten eine sozusagen retrograde Kollektivschuld. Niemand kann dafür verantwortlich gemacht werden, was seine Eltern oder gar seine Großeltern getan beziehungsweise zu tun unterlassen haben, und so kann denn auch nicht der Alpenverein heute dafür zur Verantwortung gezogen werden, daß von seinen Funktionären vor 2 Generationen der Arierparagraph eingeführt wurde. Die Worte des Bedauerns, ja einer „wachzuhaltenden Trauer“, mit denen Professor Oberwalder im letzten Heft der „Mitteilungen“ die besagte Vereinsvergangenheit kommentiert, tun ein übriges, um meine Mitgliedschaft zu rechtfertigen.

Vorhin war vom Klettern die Rede. Was mag mich dazu bewogen haben? Offen gesagt, die Angst davor; aber wie oft frage ich meine Patienten, wenn sie sich mit ihren Angstneurosen an mich wenden: Muß man sich denn auch alles von sich gefallen lassen? Kann man nicht stärker sein als die Angst? Hat nicht schon Nestoy in seinem Theaterstück „Judith und Holofernes“ die Frage gestellt: Jetzt bin ich neugierig, wer stärker ist, ich oder ich? Und so habe ich denn auch mich, als ich mich vor dem Klettern fürchtete, gefragt: Wer ist stärker, ich oder der Schweinehund in mir? Ich kann ihm ja auch trotzen. Gibt es doch etwas im Menschen, das ich einmal bezeichnet habe als „die Trotz-macht des Geistes“ gegenüber Ängsten und Schwächen der Seele. Der Kampfsport kennt Konkurrenten und Rivalen; aber der Alpinist konkurriert und rivalisiert nur mit einem, und das ist er selbst. Er verlangt etwas von sich, er fordert etwas von sich, eine Leistung – womöglich –, aber auch eine Verzicht-Leistung – wenn nötig.

Und damit halten wir genau dort, wo sich der Alpinismus dem Zeitgeist stellt, besser gesagt, wo er den Zeitgeist zur Rede stellt. Wer verlangt denn schon heute etwas von sich, gar eine Leistung? Und fühlt sich heute nicht jeder überfordert? Jammert heute nicht jeder über den Streß? Dabei vergißt er, daß Hans Selye, immerhin der Begründer der Lehre vom Streß, ausdrücklich unterscheidet zwischen „distress“ und „eustress“, das heißt,

Foto: Jürgen Winkler

einem krankmachenden und einem gesunderhaltenden Streß, und er steht nicht an, den letzteren geradezu als „the salt of life“, das Salz des Lebens, und ein andermal als „the spice of life“, die Würze des Lebens, zu bezeichnen. Jeder weiß, daß ein Organ, das nicht beansprucht wird, mit der Zeit einer Atrophie anheimfällt, und die Medizin von heute weiß, daß sich nicht nur die Überlastung pathogen auswirkt, eine Krankheit hervorruft, sondern die Entlastung kann das genauso gut. Doch die Erziehung von heute läßt es sich nicht nehmen, einseitig davor zu warnen, daß man es wagt, den jungen Menschen mit Forderungen zu konfrontieren, daß man ihm etwas zumutet, daß man ihn am Ende gar in Spannung versetzt; aber eine solche Pädagogik beweist nur, daß sie auf eine längst überholte Motivationstheorie eingeschworen ist, die da meint, der Mensch wolle zutiefst und zuletzt nichts als „tension reduction“, das heißt, Spannungsvermeidung und -verminderung durch Bedürfnisbefriedigung. Der Mensch braucht aber Spannung, und am meisten braucht er, am zuträglichsten ist ihm jene Spannung, die sich etabliert im polaren Kraftfeld zwischen einem Menschen auf der einen Seite und, auf der anderen Seite, einem Ziel, das er sich setzt, einer Aufgabe, die er sich wählt, oder – um mit Karl Jaspers zu sprechen – einer „Sache, die er zur seinen macht“. Und glauben Sie mir, einem altgewordenen Neurologen, wenn es etwas gibt, das dem Menschen über Schwierigkeiten hinwegzuhelfen vermöchte, dann ist es das Wissen um so etwas wie einen Sinn, der sozusagen darauf wartet, daß man ihn auch erfüllt. Zufällig kenne ich sehr genau die internationale Literatur betreffend die Psychologie der Kriegsgefangenenlager, und ich kann Ihnen verraten, das wissenschaftliche Forschungsergebnis lautet übereinstimmend: Letzten Endes war die Überlebenschance davon abhängig, ob da einer auf die Zukunft hin orientiert war, auf eine Aufgabe hin, die er in der Zukunft, in der Freiheit, zu erfüllen gedachte.

Und wie schaut es heute aus? Weltweit leiden die Menschen, insbesondere junge Menschen, unter einem Sinnlosigkeitsgefühl. Sie besitzen die Lebens-Mittel, die Mittel zum Leben; aber sie entbehren einen Lebens-Zweck, auf den hin zu leben, weiterzuleben, es sich auch dafürstünde. John Glenn, der amerikanische Astronaut der ersten Stunde, hat einmal gesagt: „Ideals are the very stuff of survival.“ Ohne die Ausrichtung auf Ideale kann der Mensch, kann die Menschheit, nicht überleben; aber das schafft eben Spannung, man muß kämpfen können, man muß warten können, mit einem Wort, es bedarf der sogenannten Frustrationstoleranz, und die muß man trainiert haben; aber die vorwiegend um eine Minimierung von Spannung besorgte Erziehung von heute erzieht einen nachgerade zur Frustrations-Intoleranz, einer Art psychischer Immunschwäche, wenn ich so sagen darf. Das Resultat sind junge Menschen, die unfähig sind, Frustrationen „wegzustecken“; sie sind unfähig, auf die Erfüllung ihrer Wünsche zu warten; sie sind unfähig, auf etwas, das sie noch nicht haben, zu verzichten oder gar etwas, das sie bereits besitzen, zu opfern. In ihrer Frustrations-Intoleranz sind diese jungen Menschen nicht mehr fähig, abwendbares Leid abzuwenden und unabwendbares Leid auszuhalten,

geschweige denn, daß sie Mitleid aufbrächten für jemand anderen – Mitleid kennen sie nur mit sich selbst.

Doch der Mensch weiß sich zu helfen – er hat es immer schon gewußt. Und es war der Dichter Hölderlin, der diesen Sachverhalt einmal in die schönen Worte gekleidet hat: „Wo die Gefahr, dort wächst auch das Rettende.“ Und wie stellt es der Mensch an, die Gefahr einer tendenziellen Verwöhnung und Verweichlichung zu bannen, die heraufbeschworen wird von einer technologisch perfektionierten Industriegesellschaft und einer auf totale Bedürfnisbefriedigung abgestellten Konsumgesellschaft?

Werfen wir doch einen Blick auf den Alltag: Der Mensch von heute muß ja eigentlich gar nicht mehr gehen: er setzt sich einfach in seinen Wagen und – fährt. Geschweige denn, daß er laufen müßte. Doch was geschieht? Er erfindet das Jogging. Oder: der Mensch von heute braucht nicht zu steigen, nicht einmal Stiegen zu steigen. Und was geschieht? Er setzt sich in den Kopf, auf Berge zu steigen, auf Felswände zu klettern. Mit einem Wort, er – „der nackte Affe“, als den ihn der Titel eines Bestsellers apostrophiert, – macht es seinen Urahnen nach, die auf Bäume klettern mußten, um sich Nahrung zu beschaffen oder vor Feinden zu flüchten – alles Dinge, die für die Affen notwendig sind, aber längst nicht mehr für ihn. Aber das ist es ja: der biologisch unterforderte Mensch arrangiert freiwillig, künstlich und absichtlich Notwendigkeiten höherer Art, indem er aus freien Stücken von sich etwas fordert, sich etwas versagt, auf etwas verzichtet. Inmitten des Wohlstands sorgt er für Situationen des Notstands; mitten in einer Überflußgesellschaft beginnt er, sozusagen Inseln der Askese aufzuschütten – und genau darin sehe ich die Funktion, um nicht zu sagen die Mission, des Sports im allgemeinen und des Alpinismus im besonderen: sie sind die moderne, die säkulare Form der Askese.

Nun aber zurück zum Klettern; im Gegensatz zum, biologisch gesehen, im Schongang lebenden Menschen wählt der Kletterer im Gebirge nicht „den Weg des geringsten Widerstands“, sondern zieht es vor, auf einer Klettertour sich die schwierigste Route auszusuchen, der er gerade noch gewachsen ist. Das führt natürlich dazu, daß er nicht nur, wie ich vorhin meinte, es den Affen nachmacht, sondern auch sie übertrifft; denn ich kann mir nicht vorstellen, daß die Affen jemals über den 3. Schwierigkeitsgrad hinausgekommen sind – das bin sogar ich selbst nur ausnahmsweise; aber erinnern wir uns doch daran, wie der 6. Schwierigkeitsgrad (zumindest noch vor Jahrzehnten) definiert wurde, nämlich als „hart an der Grenze des Menschenmöglichen“! Mit anderen Worten, es geht dem Kletterbegeisterten nicht nur um die künstlich kreierten Notwendigkeiten, sondern auch um Möglichkeiten, nämlich insofern, als er herausbekommen möchte, wo die besagte Grenze des Menschenmöglichen eben liegt – er möchte diese Grenze auskundschaften. Und siehe da: es ergeht ihm dabei so wie mit dem Horizont; denn mit jedem Schritt, den er auf ihn zugeht, weicht der Horizont vor ihm zurück; in dem Maße, in dem er sich ihm nähert, schiebt er ihn auch schon vor sich her; er schiebt ihn immer mehr hinaus – ganz genau so, wie er, etwa in der Geschichte des „extremen“ und „freien“ Kletterns, die Grenze des Menschenmöglichen



hinausgeschoben hat. Indem er diese Grenze aber immer weiter hinausschiebt – wächst er auch über sich selbst hinaus...

Meine Damen und Herren, wenn ich es schon gewagt habe, Ihre Einladung zu akzeptieren und sozusagen als Veteran hart an der Grenze (nicht des Menschenmöglichen, sondern) des Lächerlichen vom Alpinismus daherzureden, dann ist dies vielleicht noch am ehesten entschuldbar, wenn ich mit ein paar Worten schließe, die den Älteren unter Ihnen helfen mögen, mit dem altersbedingten Nachlassen ihrer physischen Kondition im Sinne einer psychischen Hygiene fertig zu werden, mit anderen Worten, die Vergänglichkeit (nicht Vergangenheit) zu bewältigen, die nun einmal die Signatur der menschlichen Existenz ausmacht. Wenn wir, die Alten unter uns, die wir die Schwelle zum neunten Jahrzehnt überschritten haben, auf die Erlebnisse zurückblicken, die wir all den Bergen und Wänden und Graten verdanken, dann mag uns wehmütig ums Herz sein; aber es gibt ein tröstliches Dichterwort, das da lautet: „Was du erlebt, kann keine Macht der Welt dir rauben.“ Ich selbst würde sagen, wir haben es hineingerettet ins Vergangen-sein, und das Vergangen-sein ist auch noch eine Weise des Seins, vielleicht sogar die sicherste; denn nichts

und niemand kann es rückgängig machen, kann es ungeschehen machen, kann es aus der Welt schaffen – in seinem Vergangen-sein ist es geborgen, ist es aufbewahrt und vor der Vergänglichkeit – bewahrt.

Zugegeben: für gewöhnlich sehen wir nur, wenn ich so sagen darf, die Stoppelfelder der Vergänglichkeit; in einem damit übersehen wir aber nur allzuoft die vollen Scheunen des Vergangen-seins, in die wir längst schon unsere Lebensernte eingebracht haben: die Werke, die wir geschaffen, die Taten, die wir gesetzt, die Lieben, die wir geliebt, und die Leiden, die wir mit Würde und Tapferkeit gelitten haben.

Meine Damen und Herren, in St. Ulrich im Grödnertal habe ich einmal einen Wandspruch erstanden, dessen Text Ihnen in viel schöneren Worten als mein hilfloses Gestammel sagen mag, was ich den Älteren unter Ihnen gerne mit auf den Weg gegeben hätte – ich lese sie Ihnen vor:

*„Leuchtende Tage – nicht weinen, daß sie vergangen, sondern lächeln, daß sie gewesen.“*

„Bergsteiger müßten eigentlich Geschichte mögen“, meint Louis Oberwalder in dem Heft der ÖAV-Mitteilungen, mit dem im Jahr 1987 der Verein sich selbst und der Wiener Sektion Austria – der ältesten Alpinisten-Vereinigung nicht nur im deutschen Sprachraum sondern auf dem Kontinent – zum 125jährigen Jubiläum gratulierte.

Sie müßten Geschichte deshalb mögen, sagt Oberwalder, weil ein wesentlicher Teil ihres Bergerlebens ja auch in der Schau auf den zurückgelegten Weg bestünde, im Erinnern an einen langen und mühevollen Aufstieg, an einen schwierigen Durchstieg mit seinen Leistungs-, Ermüdungs-, Angst- und Jubelphasen.

Wir sind nun auch der Meinung, daß dieser im Jahre 1987 erreichte Punkt der Vereinsgeschichte ein Anlaß zur Rückschau ist, aus der sich etwas klarere Vorstellungen über den Weiterweg ergeben könnten.

Die Frage, wie man eine solche Übersicht über den „Lauf der Zeit“ in der Geschichte der Alpenvereine gestalten soll, hat Adolf Mokrejs gelöst. Zum ersten Mal kommen in einem Jahrbuch-Artikel auch die „Angst- und Ermüdungsphasen“ der AV-Geschichte nicht bloß in Nebensätzen vor, und dennoch vermeidet es der Autor, aus der heutigen Sicht den Menschen von damals gute Ratschläge zu geben, wie sie sich hätten verhalten sollen.

Geschichtsschreibung hat einem weit verbreiteten Vorurteil zufolge „objektiv“ zu sein. Auf diesen blödsinnigen weil unerfüllbaren Anspruch hat Egon Fridell in seiner „Kulturgeschichte der Neuzeit“ die richtige Antwort gegeben. Seit Heisenberg und Popper wissen wir zudem, daß nicht einmal die sogenannten Naturwissenschaften wirklich objektiv sein können, obwohl man in der Physik und der Chemie ein Experiment solange wiederholen könnte, bis man auf die Fehler der Methodik draufkommt. Doch wäre auch dieses noch lange nicht Objektivität und die Geschichte ist – zum Glück – ohnehin unwiederholbar.

Das bedeutet nun aber keineswegs, daß aus den historischen Bildern, die im folgenden vier Autoren auf ganz unterschiedliche Weise und von ganz verschiedenen Ansätzen her darbieten, nicht doch sehr viel an Einsichten und Denkanregungen zu gewinnen ist.

Während Mokrejs an seine Aufgabe mit dem Gespür des Journalisten für interessante Fakten herangeht, zugleich aber so sehr am Thema engagiert ist, um nicht der Verlockung zum Aneinanderreihen von Sensationen zu erliegen, hat Liselotte Buchenauer eine ungemein persönliche Art der Darstellung gewählt, die Sicht alpiner Zeitgeschichte

ganz bewußt allein durch zwei Augen und vom Standpunkt eines einzigen Menschen. Zwei gänzlich gegensätzliche Porträts zweier gänzlich gegensätzlicher Typen der Bergsteigerei runden das Bild. Michael Vogeley hat im Familien-Archiv der Wielands nach den Facetten des Menschen, Bergsteigers, Skifahrers, Wissenschafters und Kosmopoliten Wilhelm Paulcke gegraben. Walter Graf nimmt sich dessen an, was an Franz Senn bisher immer zu kurz gekommen ist, der Bergsteigerei des Gletscherpfarrers also. Auch im Expeditionsteil des Jahrbuches gehen wir noch einmal auf die Vereinsgeschichte ein und präsentieren drei Beiträge zur neuen AV-Karte der Königskordillere, die dieser Ausgabe als zweites Kartenblatt beiliegt. In älteren Alpenvereins-Jahrbüchern war es durchaus üblich, auch mehrere Kartenblätter beizugeben und dabei auch exotische Gegenden dieser Welt mit zu berücksichtigen. In unserer mehr auf das unmittelbar Nützliche gerichteten Zeit hat der Plan, zwei Karten aufzunehmen, lange Diskussionen verursacht, die schließlich in die gemeinsame Auffassung mündeten: Wann denn, wenn nicht in diesem geschichtsträchtigen Band sollte man der Alpenvereins-Kartographie Gelegenheit geben, sich etwas umfanglicher als sonst zu präsentieren.

Weiter hinten im Buch, dort, wo sich üblicherweise Kunst und Kultur sammeln, wird's dann noch einmal historisch, allerdings eher urgeschichtlich, was erfahrungsgemäß seltener zu Kritik Anlaß gibt und wahrscheinlich deshalb bei Büchermachern so beliebt ist. Eilige Kritiker, die allein nach der Lektüre der zeitgeschichtlichen Beiträge bereits die Feder spitzen, möchten wir dennoch ersuchen, auch die Beiträge von Herbert Guggenbichler und Karl Lukan in ihre Überlegungen mit einzubeziehen. Die Alpenvereine sind nach heutigem Medienverständnis in erster Linie Sportvereine, eine Meinung, die wir zwar nicht teilen aber auch nicht ändern können. Wir werden aber hartnäckig und uneinsichtig in alle Gesetze der public relation immer wieder nach Autoren fahnden und Beiträge veröffentlichen, die auch die Unsumme an kulturgeschichtlichen Bezügen darstellen, welche in der Bergsteigerei beschlossen sind. Wir glauben nämlich, daß man manche Orientierungslosigkeit und manchen „Verhauer“ in der Vereinsgeschichte von heute und gestern etwas milder beurteilen wird, wenn man sich immer wieder klar macht, was an wertvollen Schätzen der Menschheitsgeschichte ohne die Alpinistik nie oder doch nicht in diesem Umfang zu Tage gefördert worden wäre.

Peter Baumgartner

# Im Lauf der Zeit

## Ein Versuch über Alpinismus, Alpenvereine und Zeitgeschehen

Von Adolf Mokrejs

*„Schrecklich ist der Weg, über welchen da der Reiter hinan muß. Niemand würde es glauben, der es nicht mit eigenen Augen sieht, wie man da über beinahe blanken Fels, und noch dazu bergan und bergab auf diesen traulichen Thieren dahin wallt; obschon hier selbst für Fußgeher, wenn sie nicht geübte Bergsteiger sind, fast gewisse Todesgefahr ist; der äußerst schmalen Steige, die das Aug, wenn man gerade vor sich blickt, oft nicht einmal zu unterscheiden vermag, und der gewöhnlich nur mit einigen schwankenden Bäumchen belegten Hohlwege gar nicht zu gedenken.“*

„Tagebuch einer Reise auf den bis dahin unerstiegenen Berg Groß-Glockner“, des Freiherrn von Moll, 1799.

*„Die ernste Stirn, die mancher Gefahr begegnet ist, das strenge Kinn, das harten Willen bekundet, der Mund, der schweigen gelernt hat, das Antlitz, das Sturm und Wetter gebräunt haben, die Sinne, denen eine Witterung für alles, was Gefahr bedeutet, eigen ist. So steht der Bergsteiger, so der Soldat vor uns. Beide verkörpern den Deutschen schlechtweg, der Bergsteiger gewissermaßen als der Soldat des Friedens; denn, was der Frieden nicht bieten kann, bieten die Berge: Gefahr, Kampf, Sieg.“*  
Karl Springenschmid, „Bergsteiger und Soldat“, 1942  
Z.d.DÖAV

*„Das geballte Bündel Energie und Konzentration am Fuß des Kletterturms setzt sich in Bewegung: Stefan Bichlbauer, Sportkletterer aus Tirol, läuft auf der Super-Salewa seinem Sieg entgegen. In kraftvoller Dynamik durchpowert er die VI+-Route am Schuh-Ski-Kletterturm an der Neuen Donau. Nach 30 Sekunden ist er bereits beim senkrechten Ausstiegsriß.“*

Aussendung eines Sporthauses nach einem Kletterwettbewerb, 1986.

Wie jede andere Gesellschaftsströmung begegnet uns auch der Alpinismus jeweils im Zeitkostüm, vom fürstlichen Abenteurer-Wissenschaftler über den teutschen Turner bis zum Berg-Konsumenten unserer Tage. Bei aller Verschiedenartigkeit ist es immer das typische Kind der Zeit, welches uns entgegentritt, und als solches muß es auch gesehen werden, um nicht aus der überheblichen Sicht des Schon-Wissenden beurteilt zu werden. Welzenbachs langsames Sterben am Naga Parbat etwa wird

heute unter süffisanten Gänsefüßchen als „heroisch“ abgetan. Wie wohl wird man in zwei, drei Jahrzehnten den stillen Irrsinn eines Craig Martinson bewerten, der dreizehnmal die Nordwestwand des Half Dome im Yosemite auf- und niederturnte, ehe sie ihm endlich ohne Hakenanfassen gelang?

Aber greifen wir nicht vor!

Steigen wir erst hinunter in die dämmerigen, unendlichen Fluchten des Jahrtausendarchivs.

Hier reiht sich Schächtel- an Schächtelchen, versehen mit Etikett und Jahreszahl: teils verstaubt, spinnüberwebt und kaum jemals berührt, manches hingegen offensichtlich immer wieder befragt, wie etwa dieses hier: „Alpinismus: Beginn 1786 anlässlich Erstersteigung Montblanc“.

Weshalb gerade mit diesem Datum der Alpinismus angeknipst wurde, und ob denn vorher niemand in den Alpen auf Berge gestiegen wäre, das wurde schon von klugen Köpfen untermauert und von ebensolchen auch widerlegt. Vermutlich aber beläßt man es dabei, weil eben kein Schächtelchen unbeschriftet bleiben darf, und weil Jahreszahlen eine bequeme Gehhilfe in der bisweilen recht steinigigen Zeitwüste darstellen. – Alles muß seine Ordnung haben ...

## Nadelstiche

Die ersten Alpenexkursionen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert waren kostspielige, umfangreich vorbereitete Einzelleistungen meist vermöglicher, hochgestellter Persönlichkeiten oder von ihnen geförderter Wissenschaftler: etwa der Versuch des Erzherzog Johann, den Großvenediger zu ersteigen, die Expedition des Fürstbischof Salm zum Großglockner, die Alpenreisen von Scheuchzer, Studer, Weilenmann, von Simony und Ruthner. Viele Alpentäler waren nur unter ähnlichen Mühen erreichbar wie heute ein exotisches Gebirge, der Wissensstand über die Alpen im allgemeinen höchst bescheiden, die Kartenwerke vielfach unzulänglich.

Die Briten hatten – wie auf so vielen Gebieten – hier ebenfalls die Nase vorn. Der Alpinismus als erkennbare, breitere Bewegung nahm unstreitig von Großbritannien seinen Ausgang. Selbstbewußt durch Jahrzehnte demokratischer Übung, meist einem recht wohlhabenden Mittelstand angehörend, der den menschlichen Bewegungsdrang nicht mehr ausschließlich in Arbeitsfron



Wo es nur für Adler schicklich ist.  
Ersteigung des Großvenedigers im Jahre 1841.

Aus: Der Groß-Venediger, Innsbruck 1843

erschöpfen mußte, sondern bereits in Form diverser „Sports“ kanalisieren konnte, unternehmungslustig mit einem Schuß Kolonialgeist und nicht zuletzt wetterhart geprägt von ihrer Regeninsel, reisten sie ins fremde Europa, um sich hier an den „High Alps“ zu versuchen. Da kamen denn – die Betonung lag ja auf den „high“ – vornehmlich die Westalpen in Betracht. Die Höhe vor allem zählte, und so galt etwa auch die Überschreitung hochgelegener Pässe und Scharten als ein Ziel von sportlichem Gewicht. Von der Erstbesteigung an bis 1850 wurde der Montblanc im Durchschnitt nur jedes zweite Jahr bestiegen, genau gezählt 33mal. Und von diesen 33 Partien bestanden 17 aus Engländern. Von den 64 Besteigungen zwischen 1852 und 1857 aber gingen nicht weniger als 60 auf das Konto der Briten! Folgerichtig konnte auch der Welt erste Vereinigung von Bergsteigern nur in London gegründet werden, der Alpine Club (1857). Ein Club typisch englischen Zuschnittes: elitär (das Wort hatte noch keinen beinahe schimpflichen Charakter) sowie – bei allen Gemeinsamkeiten – auch ein wenig distanziert. „Dine together – once a year“ – ein gemeinsames Abendessen jährlich reichte an engem Kontakt. Große Vereinsfahrten, Umtrünke und Geselligkeitsabende waren unter diesen echten Individualisten nicht angesagt. Wichtig war diesen Professoren, Offizieren, Landadeligen, Geistlichen und Besitzbürgern vor allem die Nachrichtenbörse betreffs Reise- und Unterkunftsmöglichkeit, Führertarife und -qualitäten, hohe, möglichst noch unerstiegene Gipfel – und dies alles selbstverständlich unter Gleichgesinnten. Jedes Clubmitglied mußte, oder sollte zumindest, eine Höhe von 13.000 Fuß (gut 4.000 Meter) erreicht haben. Selbst in einem Land, welches bis heute wie kein anderes ein Herz für Sonder-

linge und Exzentriker hat, gab es Kopfschütteln über Leute, die sich mit Vorliebe dort aufhalten, „wo es nur für Adler schicklich ist“.

## Auf dem Kontinent

gingen die Uhren noch nach. „Was für eine Zeit!“ stöhnten die Menschen, nicht wissend, daß sie sich gerade inmitten der „guten, alten“ befanden. 1848 erst hatte es in den meisten europäischen Hauptstädten Revolution gegen die feudalen, absolutistischen Regierungen gegeben (natürlich von Paris aus gesteuert, mit den Studenten – man kennt das schließlich – als nützlichen Idioten der Jakobiner ...). – Immerhin wurde trotz vieler Rückschläge ein Beginn bürgerlicher Freiheiten errungen, so etwa überhaupt erst das Recht, Versammlungen abzuhalten und Vereine zu gründen. „Wie weit ist die Welt!“ staunte der vor Metternichs Polizei- und Spitzelstaat ins Private, ins Innerliche geflüchtete Herr Biedermeier und machte sich auf den Weg, diese zu erforschen – wissend, daß sie schon jenseits des Wiener Glacis begann. Fußreisen führten ihn bis zum Schneeberg oder womöglich bis ins Land Steiermark oder ins Salzkammergut, und von dort brachte er vermutlich reifere Eindrücke zurück als manch heutiger Necker-Mann, dem nur noch Tibet, die Antarktis oder der Archipel Gulag fehlen. Kolonien und unbekannt Inseln waren keine mehr feil, dafür gab es – ganz nahe! – unbetretene Regionen zu entdecken: jenseits der Vegetationsgrenze, im Reich der Felsen und des ewigen Schnees, da lag die terra incognita Mitteleuropas! Ein Beschäftigungsfeld vorderhand für die Wissenschaftler, und vor allem für jene mit einem Schuß Abenteuerblut, die nicht nur in paracelsischen Studierstuben oder antiquierten Hörsälen, sondern in frischer Luft werken mochten. Zurück zur Natur! Vorerst einmal als Kartograf, Botaniker oder Geologe, denn allein über diesen Kanal flossen Mittel für die noch immer umständlichen und kostspieligen Alpenreisen. Bis in unsere Tage schließlich gibt es Subventionen, wenn bei einer Himalaya-Expedition ein Arzt dabei ist, der mit seinen Apparaturen rote und weiße Blutkörperchen zu zählen vermag; schade nur um die damals vertane Chance, auch das Verhalten blauen Blutes in größeren Höhen zu erkunden!

Das Abenteuer Forschung und Entdeckung trat in ein tatsächlich goldenes Zeitalter ein, schneller als je zuvor begannen seine Ergebnisse die Alltagswelt zu verändern, in dieser zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts: Die Elektrizität begann sich neben der vergleichsweise schon plumpen Dampfkraft zu etablieren, Spektralanalyse, Mikroskopie, Fotografie, medizinische Erkenntnisse, Darwins Abstammungslehre und ähnliche Ergebnisse führten zu einer neuen Sicht der Natur. In der Kunst fand sie ihren Niederschlag in Form des Impressionismus – all dies zusammen bildete die Nährlösung, in welcher der Keim „Alpinismus“ entscheidend zu reifen begann. Einer der bestimmendsten Faktoren aber war der Ausbau des Eisenbahnnetzes, welches nun eine Bereisung der Alpen ganz wesentlich erleichterte.

## Wien als Gründungsort

des ersten kontinentalen Alpenvereines ist ebensowenig Zufall wie London für den Alpine Club: Wien war die alpennahe Metropole schlechthin, ein politisches, wirtschaftliches und intellektuelles Gravitationszentrum.

Drei Wiener Studenten waren es denn auch, die den Plan zur Gründung eines Alpenvereines zur Ausführung brachten. *Paul Grohmann*, *Edmund v. Mojsisovics* und *Guido v. Sommaruga* studierten Rechtswissenschaft, Mojsisovics daneben auch Geologie. Nach Rücksprache mit dem berühmten Geologen *Eduard v. Sueß* und dem Notar *Anton v. Ruthner* (dem Initiator der ersten Venedigerbesteigung 1841) hatten sie die Statuten ausgearbeitet, deren wesentlichste Punkte bis heute bestimmend sind, mögen sie auch den wenigsten Vereinsmitgliedern geläufig sein:

§ 1. Zweck des Vereines ist: die Kenntnis von den Alpen mit besonderer Berücksichtigung der österreichischen zu verbreiten und zu erweitern, die Liebe zu ihnen zu fördern und ihre Bereisung zu erleichtern.

§ 2. Mittel zur Erreichung dieses Zweckes sind: Gesellige Zusammenkünfte, Vorträge, Herausgabe von literarischen und künstlerischen Arbeiten nach Maßgabe der vorhandenen Mittel, thunlichste Einflußnahme auf die Organisation des Führerwesens, der Transport- und Unterkunftsmittel und Förderung aller übrigen dem Vereinszweck dienenden Unternehmungen.

§ 3. Der Verein besteht nur aus ordentlichen Mitgliedern. Mitglied kann Jeder, der sich für die Gebirgswelt interessiert, über Anmeldung bei der Vereinsleitung werden.

Weitere Punkte regelten Rechte und Pflichten der Mitglieder. Die „constituierende Versammlung“ fand am 19. November 1862 im Grünen Saal der Akademie der Wissenschaften statt. Zum Sitz des Vereines wurde Wien bestimmt.

Ein Großteil der Gründungsmitglieder ist, zumindest dem Namen nach, jedem aufmerksamen Bergsteiger geläufig – sie sind in zahlreichen Hütten-, Joch- und Gipfelnamen verewigt: *Simony*, *Ruthner*, *Keil*, *Stüdl*, *Hofmann*, *Senn*, *Adamek*, *Gussenbauer*, *Grohmann* ... Und was taten diese Namen außer Bergsteigen noch alles? Das Mitgliederverzeichnis der Wiener Sektion vom Jahr 1869 verrät folgende Berufsbezeichnungen: Hofschauspieler, Gerichtsadvokat, Baron, Hof- und Universitätsbuchhändler, Freiherr, Professor, Rechnungsoffizial, Kaufmann, Privatier, Pharmaceut, Versicherungsbeamter, Chefgeologe. Unter 139 Namen 6 Damen (in den übrigen Sektionen meist keine einzige!) – ein Querschnitt durch das gehobene Bürgertum. Erklärlich: bei einem elfstündigen Arbeitstag, sechsmal die Woche, mangelte der breiten Masse die rechte Lust an sportlicher Betätigung! Aber selbst einer, der als „Fabrikant“ firmierte, wie der Gesäusereschleifer *Heinrich Heß* (er war Hauptteilhaber eines Metallwarenbetriebes) konnte erst am späten Samstagnachmittag dichtmachen und auf Sonntagstour gehen. Mittels zweier Nachfahrten schaffte der flotte Geher auf diese Weise Touren wie die Hallermauernüberschreitung, Dachstein, Ackerlspitze oder gar den Hochtenn (von Zell am See aus!).



... thunlichste Einflußnahme auf die Organisation des Führerwesens. Kaiser Bergführer im Jahre 1870.

Foto: DAV-Archiv

Die Leistungen dieser Epoche müssen im Licht der herrschenden Verhältnisse gesehen werden, um sie richtig einschätzen zu können. Die Wege: über die Pässe alte Heer- und Handelsstraßen, abseits davon immer dünner werdende Saumpfade. In den abgeschiedenen Tälern entzog sich die Zeit weitgehend allen Einflüssen von draußen: im Ötztal anno 1845 zählte man in Gurgl neunzehn, in Vent acht Touristen! Als hochgelegene Unterkünfte konnten höchstens winzige, rußige Sennhütten dienen, deren Bewohner den Bergsteigern allenfalls eine Pampe aus „Gaismilch, Schmalz und Mehl“ anbieten konnten, mit Fliegen garniert, in Geschirren, die auch den noch nicht übermäßig hygiene-geschädigten Städtern einen leisen Schauer abnötigten.

An Ausrüstung gab es so gut wie nichts, was über das Rüstzeug der Jäger und Hirten – Bergstock und Fußeisen – hinausging, alles weitere (besonders für die Gletscherregion) war mühsames Tasten und Experimentieren mit oftmals grotesk anmutenden Mitteln. Mit Literatur und Karten stand es ähnlich. Wurde doch vielfach derselbe Berg von jedem Tal aus anders benannt, waren Wegverbindungen und Gipfel unrichtig oder gar nicht eingetragen. So waren die „Auswärtigen“ fast durchwegs auf ortskundige Führer angewiesen, deren Spektrum vom markigen, tatsächlich bergerfahrenen und -gewandten Krafftackel bis zum schrägen Vogel reichte, der sich bar jeder Voraussetzung den Berghungrigen andienerte, um diese neuartige Geldquelle anzuzapfen (alle diese Erscheinungen und Entwicklungen lassen sich übrigens, zeitreisend, derzeit an den Abhängen des Himalaya oder der Andenkette nacherleben).

Eine städtische Erfindung ist das Bergsteigen allemal. In dieser Gründungsphase wohnte nur ein kleiner Prozentsatz der europäischen Bevölkerung in Städten, die überwiegende Mehrzahl lebte auf dem Land – eine eindeutige, säuberliche Scheidung in zwei Welten. Entsprechend hatte diese Landbevölkerung eine andere Natursicht als die Städter – nämlich gar keine in unserem

heutigen, romantisch-sportlichen Sinn. Sie konnten die Natur noch nicht erblicken, weil sie selbst dazugehörten, sich von ihr bedroht fühlten, vor allem im harterkämpften Lebensraum Gebirge. Ohne Not stieg niemand auf einen Gipfel.

Berge! Sie erschienen vor allem als unbebaubares Land, Lebenserschweris, Sonnenuhr, Wetterwinkel und allenfalls Wilderer-Revier. Berge! – Von ihnen kamen Lawinen, Sturzbäche und Muren, und Schatten, mächtige Schatten warfen sie auf die ewig zu kleinen Felder. Manchmal waren sie abends rot angestrahlt – das verhieß günstiges Wetter für die Arbeit anderntags, und im Winter waren sie weiß. Viel zu lange weiß. Namen trugen sie nur selten. Die Menschen sahen sie täglich und nie.

Bis in unsere Tage trägt der Städter ein andersartiges Bild vom Berg im Hinterkopf als der „Einheimische“, der in der Landschaft vorrangig das Praktische, Handgreiflich-Nützliche sieht. Dies erklärt das verschiedenartige Verhältnis zu Natur- und Umweltschutz, zu Straßenbau, Forstindustrie, Staumauern und Seilbahnen, zu den diversen Bio- und Grün-Strömungen. Diese früh geprägten Gegensätze waren auch bestimmend für die Gründung des Deutschen Alpenvereins: Hier der in der Metropole Wien gegründete, im Stil der Monarchie zentralistisch verwaltete, auf Wissenschaft und Publizistik ausgerichtete ÖAV – und dagegen die Idee vor allem des Venter Pfarrers, Bergfreundes, Entwicklungshelfers und Volkspolitikers Franz Senn, dem ein dezentralisiertes, von Sektionen in den einzelnen Städten bestimmtes Instrument zur Förderung eines alpinen Fremdenverkehrs vor allem mit Schwerpunkt auf Hütten- und Wegebau vorschwebte. 1869 wurde in München auf Betreiben Senns mit Unterstützung auch mancher Mitglieder des Österreichischen Alpenvereins der Deutsche Alpenverein ins Leben gerufen. Vier Jahre wirkte man parallel, bis man sich 1873 zum naheliegenden, sinnvollen Schritt der Verschmelzung in den „Deutschen und Österreichischen Alpenverein“ entschloß, die nunmehr beiden Richtungen Raum gab und eine jahrzehntelange fruchtbare Phase einleitete. Der Vorsitz wechselte zwischen beiden Zweigen. Politische Motive für den Zusammenschluß lagen nicht an, wenn auch die Vereinigung des Nord- und des Süddeutschen Bundes der Vision von einem deutschsprachigen Großreich Auftrieb gab. Der Alpenverein – de facto zwar eine Art „großdeutsches“ Gebilde – hatte sich indessen politische Enthaltensamkeit verordnet.

Das Arbeitsgebiet umfaßte nunmehr fast den gesamten Ostalpenraum (ausgenommen waren nur deren Schweizer Anteil sowie die südlichen Dolomitengruppen); das Hütten- und Wegenetz (fast Äquatorlänge) begann zu entstehen, das Bergführerwesen wurde vereinheitlicht, entwickelte sich zu einer der Hauptagenden des Vereines und sollte es bis zu den Dreißigerjahren bleiben.

## Von Bergführern bestimmt

war der im Grunde größte Teil dieser frühen Alpingeschichte. Von jenen Bauern, Kleinhäuslern und Holzarbeitern verfaßt, würde sie sich heute anders lesen, wenn – ja, wenn ihnen das

Schreiben mit ihren klobigen Händen ebenso leicht gefallen wäre wie das Hantieren mit Pickel, Strick und so manchem „Herren“. Und man würde von einer Tribusser-, Weichsleederer- oder Danglirinne sprechen statt einer Pallavicini-, Gussenbauer- oder Harpprechtrinne, von einem Burgener- statt einem Mummeryriß, von einem Almer- statt einem Whympercouloir. – Besonders in der Gletscherregion war der Bergführer für die meisten Städter fast unverzichtbar. Anders in weiten Gebieten der Kalkalpen, die weniger hoch und deswegen auch touristisch weniger wert waren, vor allem in jenen abseits der Bahnverbindungen und Sommerfrischen. Hier waren die Bergsteiger – so sie nicht auswärtige Führer engagierten – allein auf dürftige Angaben und auf sich selbst angewiesen: das war einer der Antriebe für den Beginn des führerlosen Bergsteigens. Ein zweiter war eine sportlich-ethische Auffassung, die das selbständige Austüfteln, Auffinden und Bewältigen eines Aufstieges erst als das wahre, ehrliche, mündige Bergsteigen betrachtete (ein Qualitätssprung ähnlich der Freikletterbewegung oder dem Alpenstil im Himalaya); ein dritter Antrieb war schlicht materieller Natur: „Für das Geld, das Sie eine Kampagne kostet“, sagte der Salzburger Turnlehrer Purtscheller, Abgott der Führerlosen, zu dem grundsätzlich mit Führern gehenden Triestiner Großkaufmann Kugy, „unternehme ich deren dreißig!“

## Ein sportliches Element

begann nach der im wesentlichen wissenschaftlich motivierten, in großen Zügen jedoch abgeschlossenen Phase der Erstbesteigung aller großen Gipfel den Alpinismus zu durchsetzen. Ein Importartikel vorerst (wieder) aus England, jenem Vorreiter sozialer Umschichtungen, der schon ein breites Spektrum diverser Sports aufweisen konnte. In deutschen Landen bildeten bislang die zahllosen Turnvereine die einzige Sportmöglichkeit. Vom Turnvater Jahn seinerzeit im napoleonisch besetzten Deutschland zur Ertüchtigung der Jugend für den Freiheitskampf ins Leben gerufen, wurden mit ihren Mitgliedern neben einer Anhebung des Kletterniveaus und einem gewissen Kameradschaftsgeist auch die Komponenten „national“ und „Wehrfähigkeit“ ziemlich dauerhaft in die Alpenvereine eingebracht. – Bergsteigen! Das war nun eine der wenigen Möglichkeiten, im Obrigkeitsstaat – sei es nun der preußische, bayerische oder die k.u.k. Monarchie – zu einem unmittelbaren individuellen Erfolgserlebnis, zu einem gehobenen Selbstwertgefühl zu gelangen! Und zwar allmählich quer durch alle Bevölkerungsschichten, wengleich zu unterschiedlichen Zeitpunkten. Als die „bürgerlichen“ Alpenvereine schon in einer Hochblüte standen, wurde das „proletarische“ Pendant, die „Naturfreunde“, erst zu einem Zeitpunkt gegründet (1895), als sich die „arbeitenden Massen“ eben ein erstes Stück an materieller und sozialer Grundlage errungen hatten. Der Neuling wurde von den Etablierten ein wenig von oben herab behandelt: „Was haben Sie schon zu bieten“, wurde einer der Naturfreunde-Gründer, der spätere österreichische Bundespräsident Karl Renner, in dieser Zeit gefragt, „was die Arbeiter dazu bringen könnte, das Wirtshaus zu

verlassen?" – „Die Natur!“ 1905 zählten sie immerhin schon 9000 Mitglieder – der Alpenverein hingegen 67.000!

Und alle, alle suchten sie das große Erleben! Die Jungen, die keine unbetretenen Gipfel mehr voranden, suchten dabei neue Wege und reizten die Alten zur Weißglut durch „... die sinnlose Kletterei auf untergeordnete, ganz bedeutungslose Felszacken" und „die Sucht, neuen, unmöglich scheinenden Problemen nachzujagen", und die respektlosesten unter ihnen „entwerteten" oder „vergewaltigten" gar den Berg durch das Eintreiben von Mauerhaken!

## Die Eiserne Zeit

Die „Hakentechnik" zu Beginn des Jahrhunderts war eine Farce, furchterregend nach heutigen Erkenntnissen: das Seil wurde entweder durch einen Ringhaken gefädelt (wobei man sich zuvor logischerweise losbinden mußte) oder einfach über einen massiven Bilderhaken gelegt. Zum Einschlagen derselben hatte ein Stein zu dienen, der – laut Kletterlehrbuch – am Berg ohnehin überall zu finden sei ... Da verzichteten die Besten der Zunft meist gerne auf diese zweifelhafte Sicherheit – zumal auch eine Standplatzsicherung weitgehend unbekannt war.

Erst die Überlegung des Münchener *Otto Herzog*, daß man die bei der Feuerwehr in Gebrauch stehenden Karabiner ganz gut beim Klettern verwenden könne (um 1909) sowie *Hans Dülfers* „Erfindung" des Seilquerganges öffneten das Tor zu einer ungeahnten Steigerung der Klettermöglichkeiten bei einigermaßen vertretbarer Sicherheit vor Absturzfolgen. Der Fünfte und teilweise auch schon Sechste Grad der heutigen Bewertung wurden erreicht. Die alpinen Gralshüter, die soeben erst das führerlose Bergsteigen unbedingt ad acta legen mußten, wetterten nunmehr gegen die „Nagler", gegen Schändung und Entweihung der Berge. Zum Teil freilich war das Hakenschlagen – wie 80 Jahre später stäubende Magnesiawolken – ganz einfach eine Modeerscheinung, die dokumentieren sollte, daß man zu den „Zünftigen" gehöre. Dabei waren die wirklichen Spitzenkönner von jeher eher knauserig im Gebrauch des Hakens: Der berühmte Bergführer *Angelo Dibona*, der sich im gesamten Alpenbogen von der Meije-Südwand über die Lailiderer-Nordwand und die Ödsteinkante bis zur Spik-Nordwand durch die Lösung der jeweils letzten Probleme verewigt hat, schlug in seinem langen Bergsteigerleben gezählte sechzehn Haken! Der Apostel der Freikletterer, *Paul Preuß*, angeblich überhaupt nur einen einzigen, und noch 1929 schämte sich der Dolomitenführer *Micheluzzi*, bei der Erstbegehung des Marmoladapfeilers gleich sechs Haken verwendet zu haben ... Aber der Reihe nach – zuvor sollte noch viel, viel mehr Eisen in die „hehre Alpenwelt" gelangen, als es die abstrusesten Träume ahnen mochten: Auf der Weltbühne wurden „Die letzten Tage der Menschheit" in Szene gesetzt, und die südlichen Ostalpen wurden Boden und Kulisse dieses irrwitzigen Totentanzes, genannt Weltkrieg I.

„Kurz zuvor nach das unendliche Schweigen der Hochgebirgsnacht, jetzt ein Donnern und Toben, als ob die ganze Welt im Einstürzen und Zerbrecen begriffen sei. Rechts und links von



„... sinnlose Kletterei auf untergeordnete, ganz bedeutungslose Felszacken." Das Testamentwandl, die Schlüsselstelle des Kanzelgrates (II) auf der Hohen Wand in Niederösterreich. Das Bild stammt aus dem Jahre 1908.

Foto: Archiv Lukan

uns ratterte ununterbrochen je ein Maschinengewehr. Etwas entfernter, aber mit dröhnenden Donnerschlägen ertönten die beherrschenden Stimmen der Geschütze. Und doch wurde all dieser betäubende Lärm noch bei weitem übertönt, als in nächster Nähe ein Minenwerfer zu arbeiten begann. Das war kein Klang mehr, genau wahrnehmbar für menschliche Ohren, das war nur noch ein gewaltiges Schüttern, das die Luft in allen Atomen erfüllte, während zu gleicher Zeit eine Feuergarbe lohend zum Himmel stieg, die nahen Felssteiler mit roter Glut durchleuchtend bis in die verborgensten Kerben...“<sup>1</sup>

Schuld waren die anderen, selbstverständlich. Nahezu als schicksalhaft und unabwendbar wurde der Krieg schon länger erwartet, die Verantwortlichen waren „hineingeschlittert“, und einen überzogenen politischen und wirtschaftlichen Imperialismus, ein maßloses Wettrüsten, einen übersteigerten Nationalismus, in dessen dissonanten Chor immer kleinere Völkerschaften einstimmten – den praktizierten in erster Linie jeweils „die anderen“. Die Schüsse von Sarajevo lösten schließlich eine ganze Kettenreaktion von Kriegserklärungen der europäischen Militärpakte aus.

Herzog, Düfler, Fiechtl & Co. erhielten andere Karabiner als ihre harmlosen Schnappringe in die Hand gedrückt und wurden gegen die „Franzmänner“ geschickt, die Kaiserjäger verbluteten in den Sümpfen Galiziens, die Bevölkerung, anfangs noch besoffen vor Patriotismus und fast einhellig erfüllt vom Glauben an diesen „gerechten“ Krieg, zeichnete Kriegsanzüge und spendete „Gold für Eisen“. – Im Mai 1915 erklärte auch Italien seinem bisherigen Verbündeten Österreich-Ungarn den Krieg und erweiterte damit dessen Spektrum um die bislang unbekannte Spielart des Hochgebirgskrieges. Für viele der Soldaten war es die erste Begegnung mit der harten Gebirgsnatur – die mit den Bergen vertrauten Kaiserjäger steckten ja weit im Osten. Doch nicht einmal bei diesen hatte es eine systematische Alpinbildung gegeben, und die rund 1400 Bergführer – ein potentiell Kaderpersonal hierfür – waren auf die verschiedensten Truppenteile verstreut, versumpften als einfache Frontsoldaten oder dienten allenfalls als persönliche Begleitung von Stabsoffizieren. Die Ausfälle waren erschreckend – auf beiden Seiten kamen zeitweilig durch Lawinen und andere Bergunfälle mehr Menschen zu Tode als durch die Kampfhandlungen. Erst 1916 wurden die „Bergführerkompanien“ zusammengestellt, wurden bergsteigerisch Interessierte in achtwöchigen Lehrgängen von erfahrenen Alpinisten, den „Alpinreferenten“, ausgebildet. Zu ihnen zählten etwa Gustav Jahn, Hanns Barth, Julius Kugy, Günter Oskar Dyrenfurth, Eduard Pichl, Richard Gerin, Walter Schmidkunz und Mathias Zdarsky. Aber auch diese mußten noch Lehrgeld zahlen: so wurde Zdarsky während der Suche nach Lawinenofern von einer Nachlawine erfaßt, über einen Felsabbruch geschleudert und mit mehreren Dutzend Knochenbrüchen dauerhaft geschädigt, Guido Mayer (der „Dibona“-Mayer) wurde als Alpinreferent in den Julischen Alpen von einem herabstürzenden Eisblock schwer verletzt...

Die Leistungen und Belastungen vor allem aber auch der Nichtberühmten waren enorm, besonders während der langen Winter-

monate. In aus dem Fels geschlagenen und gesprengten Kavernen, in teilweise wie Nistkästen an Steilwände geklebten Beobachtungshütchen, in umfangreichen Unterkunftssystemen im Inneren des Marmoladagletschers, oder ganz einfach hinter Stein- und Schneewällen wurden faktisch mehrwöchige Dauerbiwakts erduldet. Begeisterte Klettersteigfreunde könnten durch die täglich mehrmalige Bewältigung von verschneiten, vereisten Eisenwegen diese Strapazen ansatzweise nachvollziehen – wobei als Punkteabzug der Umstand gilt, daß auf sie nicht geschossen wird...

„Ich möchte die Ausübung der Alpinistik, die der Krieg gebracht hat, eine gedankenlose, mechanische nennen“ notierte der Kärntner-Schweizer Gustav Renker an der Julierfront. Zuvor war sein alpines Selbstbewußtsein kräftig erschüttert worden, als zwei Gebirgssoldaten eine Steilrinne, die er mit Steigeisen und Pickel sorgsam abgestiegen war, einfach auf dem Hosenboden herabflitzten!

Von einem unparteiischen, übermächtigen Gegner gleichermaßen noch zusätzlich bedroht, (allein im Winter 1916/17 schätzte man 10.000 Lawinentote!) konnten sich die beiden Kontrahenten zuweilen sogar noch so etwas wie eine gewisse Ritterlichkeit erlauben. Damit war es allerdings vorbei, als sie daran gingen, sich im industriellen Stil gegenseitig im wahrsten Sinn zu unterminieren und in die Luft zu jagen. Mit 5000 kg Sprengstoff pulverisierten die Italiener 1916 den Gipfel des Col di Lana (mit Besatzung, selbstverständlich), Zug um Zug steigerte man sich in eine förmliche Superlativ-Jagd, zehn-, zwanzig-, dreißigtausend Kilo, die schließlich wohl die Österreicher mit der Sprengung der Pasubio-Platte im März 1918 mit 50.000 kg Sprengstoff für sich entschieden! Und wenn sie nicht gestorben wären, sprengten sie noch heute...

Rund 50 Jahre später trafen einander ehemalige Kaiserjäger und Alpini an den Stätten des Dolomitenkrieges. Ob die grauhaarigen, teilweise schon etwas tatterigen alten Herren noch wußten, weswegen sie einander damals mit Kugeln, Bajonett, Handgranaten und Schrapnells zerfetzten, zerhacken, durchlöchern oder sonstwie aus dem Leben räumen wollten? Für Gottkaiservaterland? La patria? Immerhin – sie hatten noch diese Gelegenheit, sich ins Auge zu blicken, die Hände zu reichen und mit einem Glas Roten anzustoßen, während für den künftigen Knopfdruckkrieger („Zwanzig Megatonnen auf Detroit“ – „Dreißig Megatonnen auf Swerdlowsk!“) der Feind nur als abstrakter Bildschirmplot existiert.

Es wird aber vermutlich auch keine Gelegenheit für Veteranentreffen mehr geben.

## Stille über den Bergen

Stacheldraht, durchlöcherter Gipfel, Granathülsen, Blindgänger, Schrott jede Menge. Wie man wohl das Geschütz vom Ortlergipfel herunterbrachte? Ein Dorado für Alteisenhändler ... Einzelne machten auch fette Gewinne. Den meisten Mitteleuropäern aber ging es dreckig in dieser Nachkriegszeit I. So hatten sie sich das Ende des „gewaltigen Völkerringens“, „Stahlbad der Völker“ und

was dergleichen Euphemismen dafür geprägt wurden, denn doch nicht vorgestellt! Die Zerschlagung alter – wenn auch vielfach ungeliebter – Ordnungen mit ihren sozialen, politischen, kulturellen und vor allem wirtschaftlichen Folgen waren für jedermann unmittelbar zu spüren.

Die Bilanz des Alpenvereins sah nicht gut aus: Die Bautätigkeit ruhte völlig. Die Hütten an der Alpenfront waren für Kriegsdauer als Unterkünfte requiriert. 13 davon wurden bei Kampfhandlungen zerstört, 93 in Südtirol und Slowenien wurden ganz kalt enteignet und dem Club Alpino Italiano bzw. dem Slowenischen Gebirgsverein zugesprochen, 24 Alpenvereinssektionen wurden aufgelöst. 3 % seiner Mitglieder waren gefallen, eine große Anzahl verkrüppelt. Von allen neuen politischen Grenzziehungen aber war die Brennergrenze das Schmerzlichste – mehr als nur der Verlust eines Arbeitsgebietes und einer zauberhaften Alpenregion! Die Friedensverträge, die auf die nationale Demütigung und wirtschaftliche Knebelung Deutschlands (132 Milliarden Goldmark Reparationszahlungen) sowie die Zerstückelung Österreich-Ungarns hinausliefen, trugen bereits den Keim zum nächsten Weltkrieg in sich. Aber diese Kausalität offenbarte sich erst viele Jahrzehnte später...

Unmittelbar nach Kriegsende, das von den Militärs noch hinausgezögert, von weiten Bevölkerungsschichten als unzumutbar lange hinausgeschoben empfunden wurde, herrschte einmal echte allgemeine materielle Not, nackter Hunger. Selbst das Alpenvereinsjahrbuch litt an Auszehrung: der stattliche Band mit einem Umfang von durchschnittlich mehr als 300 Seiten (1914: 352 Seiten) – schrumpfte Jahr für Jahr, wurde des traditionellen grünen Einbandes entkleidet und erreichte 1922 als freudlos dunkelgrau kartonierte Broschüre von 102 Seiten einen Tiefpunkt, der die allgemeine Entwicklung deutlich widerspiegelt. Winter ohne ausreichendes Heizmaterial; Hungerration 1919: eineinhalb Kilo Mehl und Brot, ein Achtel Kilogramm Fleisch – für eine Woche! Politischer Radikalismus konnte in diesem Umfeld nicht ausbleiben. Da waren einmal die Neger dieser zusammengebrochenen feudal-bürgerlichen Gesellschaft, je nach Standort als „Proletariat“ oder „Arbeiterschaft“ bezeichnet, die ihre Stellung nicht einzig als Maschinen- und Kanonenfutter sehen, eine Chance für Freiheitgleichheitbrüderlichkeit wahrnehmen wollten. Da waren die ehemaligen Frontsoldaten; Was sie durchgemacht hatten in den Schützengräben der Westfront, im Dreck der galizischen Sümpfe, als lebende Ziele, halberfroren, auf den Höhen des Ortler, der Karnier, der Dolomiten – all das sollte völlig sinnlos gewesen sein?! Und schließlich waren da quer durch alle Bevölkerungsschichten weite Kreise, die sich von den Militärs betrogen, von den Politikern verschachert sahen. Vaterland? Welches?! Als probates Mittel in wirtschaftlich klammen und gesellschaftlich gärenden Zeiten ist es der Kitt des „Nationalen“, der das Ganze zusammenhalten soll. Wenn man schon keinem echten oder vorgeblichen äußeren Feind den Krieg erklären durfte, mußte zumindest ein Feindbild im Lande geschaffen werden. Die ohnmächtige Erbitterung auf elende Lebensumstände, auf Schieber und Kriegsgewinnler wurde mit

„Dolchstoß-Legende“, „Jüdisch-Bolschewistischer Weltverschwörung“ bereits in Richtung auf eine antidemokratische und antisemitische Entwicklung gedrängt.

## Der Arierparagraf

Zwei Gefahren drohten – so fand der AV-Vorsitzende v. Pfister bereits 1911 – dem Alpenverein: „Die eine kommt von nationalistisch-politischer Seite, die bemüht sei, den Verein in ihre Bahnen zu lenken und seine Mittel für ihre Zwecke dienstbar zu machen. Der Alpenverein dürfe sich nicht der Gefahr aussetzen, als politischer Verein angesehen und als solcher behandelt zu werden. Es werde allzuoft übersehen, daß das bloße Dasein des Alpenvereins mit seinem moralischen und finanziellen Gewicht mit Naturnotwendigkeit dem Deutschtum in den Alpen zugute komme, ohne daß er diese – automatische – Wirkung in äußere Erscheinung treten lasse. Die zweite Gefahr sei eine gewisse Verflachung ins Fremdenindustrielle ...“<sup>12</sup> „National“ und „Großdeutsch“ waren in diesen Jahren durchaus keine ausschließlich der rechtesten Ecke zugeordneten Begriffe – sie schwangen in fast allen gesellschaftlichen Gruppierungen mit. Auch der Sozialdemokrat Fenner suchte unmittelbar nach dem Zusammenbruch der Monarchie für Restösterreich den Anschluß an Deutschland, weil sich kaum jemand die Lebensfähigkeit dieses amputierten Staatsgebildes vorstellen konnte (die Siegermächte lehnten diesen Zusammenschluß freilich kategorisch ab).

Einmal mehr war Wien federführend – diesmal bei einem geflissentlich verdrängten Kapitel AV-Geschichte: dem Arierparagrafen. Das Wien der Operettenkönige, des Jugendstils und der Psychoanalyse war auch das Wien, in dem an die 100.000 Juden lebten, der betont antisemitische Bürgermeister Karl Lueger und auch der Ritter Georg v. Schönerer (1842-1921), dessen alledeutches und antisemitisches Gedankengut vor allem in Bürger- und Hochschülerkreisen großen Zuspruch fand. Und der Ex-Zisterzienser Adolf Lanz (von Liebenfels, wie er sich später nannte; 1874-1954) verlegte sein obskures Rassen-Blatt „Ostara“, in dem er eifrig seine Theorien von den höherstämmigen „Asingen“ und den niederen „Äfflingen“ verbreitete. Ein junger Mann, der sich um Aufnahme in die Kunstakademie bemühte, war ein begeisterter Leser. Sein Name war Adolf Hitler...

Schon 1905 hatte sich von der Sektion „Austria“ eine „Sektion Wien“ abgespalten, nach deren Statut Juden keine Mitgliedschaft gewährt wurde. Der Schönerer-Anhänger Eduard Pichl, Hofrat im Münzamt, ließ sich wenige Jahre nach Kriegsende frühzeitig pensionieren, um dann als Vorstand der „Austria“ die Verankerung dieses Punktes auch hier quasi als Lebensaufgabe zu betreiben. Derselbe Pichl, dessen bergsteigerisches Wirken (vom Akademikersteig auf der Rax über die Dachstein-Südwand bis zur Langkofel-Nordkante) sowie seine Verdienste für die Bergbevölkerung über den Weg des alpinen Fremdenverkehrs unbestritten sind – derselbe Pichl hatte im Kriegsgefangenenlager Krasnojarsk keine anderen Sorgen als die Gründung eines „Deutschen Sport- und Turnvereines Theodor Körner“, dem

keine Juden angehören durften. In späteren Jahren war er Leiter eines paramilitärischen „Alpinen Wehrtornvereines Edelweiß“, in den ebenfalls nur Arier aufgenommen wurden. 1921 hatte sich Pichl durchgesetzt. Mit 2420 gegen nur 46 Stimmen wurde folgender Satzungspunkt beschlossen: „*Mitglieder der Sektion Austria können nur Deutsche, somit Arier werden*“. Pichl und seine Anhänger hatten damit ein Teilziel erreicht. In der Folge bildete sich die vorwiegend aus jüdischen Mitgliedern bestehende Sektion „Donauland“ (der sich aber auch etwa der als Sozialdemokrat aus dem AV-Vorstand geekelte Guido Lammer anschloß). Auf den Ausschluß dieser Sektion aus dem Alpenverein überhaupt verwandte Pichl nun drei Jahre alle Energie. Dem Vorstand der Sektion Hannover, der sich gegen politische und im besonderen antisemitische Betätigung in den Hauptversammlungen verwahrte, antwortete er in einem Flugblatt: „... *nie wird er die Tatsache wiederlegen können, daß der Jude vermöge seiner Herkunft, seiner körperlichen und geistigen Anlagen nicht in das hoheitsvolle Bild unserer Berge paßt* ...“<sup>3</sup>

Wie mußte ihn da der Widerspruch in Gestalt seines Gegenspielers, des „Donauland“-Vorsitzenden *Dr. Guido Mayer* treffen: blendender Alpinist, der vor allem mit seinem Führer Angelo Dibona quer durch die Alpen eine beachtliche Liste an gelösten „letzten Problemen“ aufweisen konnte, im Krieg Offizier war und Alpinreferent – wie auch Pichl – und obendrein mit der Goldenen Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet ... Oder das 1913 abgestürzte Klettergenie *Paul Preuß*, der als Halbjude ebenfalls nicht ganz in dieses Untermenschen-Schema passen konnte ...

Mit gewaltigem „völkischen“ Getöse, als gelte es, zumindest den Untergang des Abendlandes abzuwenden, führte *Pichl* mit einem relativ kleinen Kader seinen Kampf, um die Sektion „Donauland“ aus dem Alpenverein zu eliminieren. – „*Es gehörte sehr viel Geduld dazu, die vom österreichischen Standpunkt aus oft unbegreiflichen Äußerungen reichsdeutscher Redner über die Judenfrage in Ruhe anzuhören, aber wir mußten vorsichtig sein, um nicht das Selbstbewußtsein und die Empfindlichkeit sonst lieber Freunde zu kränken*“, schreibt er in seinem Elaborat „*Der Kampf gegen das Judentum im D.u.Ö.A.V.*“<sup>4</sup> – *Raimund v. Klebelsberg* berichtet in seinen Erinnerungen, daß der Fall „Donauland“ ein Paradebeispiel dafür sei, wie eine *lautstarke und entschlossene Minderheit* einer eher *passiven Majorität* ihren Willen aufzwingen kann. – Anlässlich der Hauptversammlung 1924 in München war es dann erreicht: für den Ausschluß der Sektion „Donauland“ wurden 1663 Stimmen gezählt, bei nur 190 Gegenstimmen. In diesem Jahr verfaßte Hitler in der Festung Landsberg „*Mein Kampf*“ ...

## Die Ära Trenker

Zumindest eine positive Auswirkung kann man dem I. Weltkrieg zuschreiben: der alpine Wissensstand hatte sich durch die unfreiwilligen Breitenversuche enorm erhöht, der Alpinismus ganz allgemein eine beträchtliche Popularisierung erfahren. Allein in der Schnee- und Lawinenkunde war man innerhalb weniger Winter klüger geworden als durch hundert Jahre zuvor,

nach den Ausbildungskursen von *Zdarsky, Bilgeri, Steinitzer* und *Paulcke* hat sich die Zahl der Skifreunde vervielfacht – der Skilauf begann, ein echter, von unten gewachsener Wintersport zu werden. – Auch das Felsklettern erhielt neue Impulse. Während der Kriegsjahre wurden in den Berggebieten der Alpenfront zahlreiche Erstbegehungen unternommen. Unbegangene Wände, Kanten und Pfeiler wochenlang vor Augen, konnten die Alpinreferenten, Bergführer und ihre Schützlinge gar nicht anders, als ihre dienstfreie Zeit – für Außenstehende wohl völlig verrückt – mit Klettern zu verbringen!

Und das Schwierigkeitsniveau war schon bis zum „Sechser“ angestiegen: 1925 durchkletterten im Kaiser *Wiessner* und *Rossi* die Fleischbank-Südostwand, in den Dolomiten *Solleder* und *Lettenbauer* die Civetta-Nordwestwand, im Gesäuse – eine Preislage tiefer – *Sixt* und *Hinterberger* die Roßkuppenkante. Apropos Preise: Das Währungssystem in Deutschland und Österreich war total aus den Fugen, die Inflation erkletterte noch schwindelndere Höhen als die Bergsteiger: im November 1923 notierte der Dollar 4,2 Billionen Mark – eine Zahl mit elf Nullen! Die Zeit spiegelt sich in der Kunst in einer immer hektischeren Abfolge von -ismen, denenegegenüber sich ein Stilwandel bislang in beinahe geologischen Zeiträumen vollzogen hatte: Expressio-, Fauve-, Surreal-, Dada- und Kubismus überkugelten sich förmlich innerhalb eines Jahrzehntes, der Jazz wurde in Europa populär, und die „ersten“ Komponisten experimentierten mit atonalen, freien und Zwölftonfolgen. Und der Film, bisher eher ein flimmerndes Zerhacken zappeliger Bewegungen, hatte ein zufriedenstellendes technisches Niveau erklommen und sich als konkurrenzfähiges Massenmedium etabliert. In Verbindung mit einer immer breiter anschwellenden Sport- und Körperkultur vollzog sich der erstaunliche Werdegang eines jungen, feschen Grödeners Bergführers, Skilehrers, Filmkomparsen, -darstellers und -regisseurs, der seinerseits die Bergsteigerei in ungeahntem Ausmaße beeinflussen sollte. Er hieß *Luis Trenker*.

Bergprofi heute – das ist wohl ein hartes, zuweilen auch frustrierendes Brot: wo *Trenker* bloß einmal den Hut in den Nacken zu schieben und markig „*Sakrasakra*“ zu sagen brauchte, um sein Publikum hinzureißen, muß sich nun so ein Athlet in Kraftkammern abhampeln, durch sonnig-telegene Felswände und durch Talkshows schwitzen, um allenfalls den Posten eines Dritt- oder Viertgrößten reklamieren zu können ...

*Trenker* aber war unangefochten und konkurrenzlos der Größte, ungeachtet dessen, was in der Entwicklung des „wirklichen“ Alpinismus geschah. Unbeeinflusst von Ereignissen wie Welzenbach-Routen, Eiger-Nordwand, Nanga Parbat und zuletzt noch Zinnen-Direttissima, hat es jahrzehntelang kein anderer Bergsteiger zu einem derartigen Bekanntheitsgrad gebracht. Und keiner – das muß festgehalten werden – hat so viele Menschen für den Bergsport begeistert. Realität und schönere Wirklichkeit des Films (nur in Zusammenhang mit ihm ist das Phänomen *Trenker* erklärbar) sind mit dem Bedürfnis der Masse nach Idolen eine einzigartige Synthese eingegangen. Lange ehe der Begriff „Marketing“ zum Kleinen Einmaleins jedes Handelsschülers gehörte, bediente sich *Trenker* dieses Instruments mit natural-

entierter Virtuosität und beschränkte sich auf ein einziges Produkt: auf Luis Trenker, den Bergfex schlechthin, genauer gesagt auf das Abbild des Bergfexen – in Film, Literatur und in persona. Erstmals ein Lehrstück in Sachen „Wechselbeziehung zwischen Massenmedium und Vorbildwirkung“: Hatte Arnold Fanck's legendär gewordener Streifen „Das Wunder des Schneeschuhs“ mit Hannes Schneider von 1920 deutliche Auswirkungen auf die Verbreitung des Skisportes, so waren es in vermehrtem Ausmaß die Filme von und mit Luis Trenker in Bezug auf das Bergsteigen (u.a. „Der heilige Berg“ 1926, „Kampf ums Matterhorn“ 1928, „Sohn der weißen Berge“ 1930 oder „Berge in Flammen“ 1931). Ganz selbstverständlich verkleidete und fühlte sich der alpine Novice von der Mitte der Zwanziger- bis gegen Ende der Sechzigerjahre im deutschen Sprachraum erst einmal als Luis Trenker, mit Wellblechhose und Filzhut – das gab vorerst schon eine Portion innerer Sicherheit, es in irgendeiner Weise recht zu machen, dem großen Vorbild ähnlich zu sein. Ein allfälliges überlegenes Lächeln darf schnell abgeschminkt werden; Der Nachahmungseffekt ist auch bei den (leicht verwechselbaren) Trenker-Nachfolge-Anwärtern der gleiche geblieben; wie sonst wäre es zu erklären, daß trotz Tonnen von Lehrbuchweisheit die alpinen Trendlemminge dünnbehost und kurzärmelig in septembekühlten Wänden schlottern, ihr kostbares Haupt gegen Steinerschlag oder sonstiges Eindepschen mit malerischem Tuch oder Stirnband schützen und ihr Zeug statt in einem altmodischen Rucksack viel bequemer um den Bauch gezwirnt und – inklusive der Zweitschuhe – anhängen haben?

## Harte Zeiten

Die Maduschka-Legende: 1932 war der 24jährige Bergsteigerliterat *Leo Maduschka* bei einem Wettersturz in der Civetta-Nordwestwand an Erschöpfung und Unterkühlung gestorben. Die letzte Strophe des Bergsteigerliedes „... wir waren die Fürsten dieser Welt, und wir wollen's auch droben noch sein!“ soll er zuletzt noch gesungen haben – was wohl eher der Phantasie des Zeitgeistes als einer praxisnahen Überlegung entspricht.

Rückblickend will es scheinen, daß die Epoche zwischen den beiden Weltbränden einen besonders großen Bedarf an Heldenkultur hatte. Da war vor allem der Krieg, der als zentrales, einschneidendes Erlebnis in die Biographien und die Vorstellungswelt dieser Generation eingegriffen hatte. So mancher hatte wohl echtes Heldentum, wahre, opferbereite Kameradschaft erlebt. Nur ist mit diesen Begriffen gerade in der Alpinliteratur großer Mißbrauch getrieben worden. Der richtige Held am Berg ist ja letztlich doch derjenige, der im vollen Bewußtsein des Risikos den Mitmenschen (den er meist gar nicht kennt und der sich häufig als verantwortungsloser Narr erweist) zu retten versucht. Doch das militärische Vokabular wurde scheinbar unausrottbar ins alpine Schrifttum verwoben, man denke nur an die Expeditionsliteratur mit ihren Worthülsen wie „Belagerung“, „Schlacht um den Berg“, „Kampf und Sieg“, „Sturmangriff auf den Gipfel“, der von diesem „zurückgeschlagen“ wird – bis zu den „Gefallenen“ der Berge.

Heroisch mutet aus unserem Blickwinkel das Bergsteigen der Zwanziger- und Dreißigerjahre – ohne jede Glosse – aus zweierlei Gründen an: einerseits als Sinngebung inmitten vielfach trister Lebensumstände, andererseits aufgrund der höchst schlichten Ausrüstung, die sich – mit Ausnahme des Karabiners und des eben erfundenen Eishakens – nicht wesentlich von der des vorigen Jahrhunderts unterschied. Riesenrucksack, massives Hanfseil, schwere Eisenkarabiner, schlackernde Knickerbockerhosen, in denen sich mit Vorliebe die Spitzen der Zehnzackereisen zu verhängen pflegten, dazu als große Errungenschaften Fahrrad und Zelt – das war das Instrumentarium, mit dem die größten Wände der Alpen durchstiegen wurden. Nicht nur der Alpen: Einprägsam zeigt ein Foto der britischen Everest-Expedition im Jahr 1924 Mallory und Irvine im schweren Tweedsakko, mit Lodenhosen, Wollmütze, Schal und Filzgamaschen – das damals Beste am Markt! 8500 m hatte man in diesem Kostüm erreicht, mit dem sich ein Komfort-Trekker heute kaum an einen 5000 m hohen Paß wagen würde. Fehlende Bequemlichkeit und mangelnde Effizienz mußten durch verstärkte persönliche Leistung und Hingabe ausgeglichen werden – das darf getrost als „heroisch“ bezeichnet werden. Und zum anderen erforderte schon das gewöhnliche, kleine Alltagsleben eine gehörige Portion an Heroismus. Der New Yorker Börsenkrach von 1929 hatte eine Weltwirtschaftskrise noch nie dagewesenen Ausmaßes hervorgerufen, die eine gigantische Arbeitslosigkeit zur Folge hatte. 1932 zählte man in Deutschland 5,3 Millionen, 1933 im kleinen Österreich 600.000 Arbeitslose. Und das soziale Netz war dünn geknüpft: verdiente ein gutbezahlter Facharbeiter rund 40 Schilling wöchentlich, so betrug die Arbeitslosenunterstützung der höchsten Lohnklasse 12,70 „Alpendollar“, und wer ausgesteuert war, erhielt ein Notstandsgeld von ganzen sieben Schilling! Zahlreiche Bankzusammenbrüche hatten – wieder einmal – die kleinen Sparer in erster Linie betroffen und ein Gemenge aus Wut und Verzweiflung begann sich zu politischem Sprengstoff gefährlicher Brisanz zu kristallisieren. Jene Polarisierung, die förmliche Rassenschranken zwischen Linke und Rechte setzte, mündete in der Aufstellung von Privatarmeen, die in permanenter Bürgerkriegsstimmung ihre Aufmärsche veranstalteten.

1931 schlossen sich – teils politisch motiviert, teils dem sachten Wink mit dem Hütten-Gegenrecht folgend, die bislang selbständigen alpinen Vereinigungen „Österreichischer Touristenklub“ und „Österreichischer Gebirgsverein“ mit 27.000 bzw. 23.000 Mitgliedern dem Alpenverein an – sozusagen eine alpine Einheitsfront gegen Links. – Viele der noch schwachbrüstigen Demokratien des ersten Nachkriegs Europa waren durch faschistische Regimes verdrängt oder nahe daran – es herrschte Konjunktur für „starke Männer“, und die Anhängerschaft der Nationalsozialisten war kontinuierlich im Anwachsen.

Es ist nicht weiter verwunderlich, wenn in solchen Zeiten das Bergsteigen als Flucht in eine Gegenwelt einen Stellenwert und einen innerlichen Gehalt aufweist, der mit der saloppen Bezeichnung „Bergsteigerideologie“ nur unzureichend katalogisiert ist.



Und die Musi spielt dazu.  
Gepäcktransport in der  
Bergvagabundenzeit.

Aus: Hans Ertl,  
Bergvagabunden,  
Erfurt 1937

Partei im Reichstag, 1933 gelangte Hitler an die Macht, in Österreich schaltete Dollfuß die Demokratie aus und errichtete – gestützt auf die Heimwehren und seinen italienischen Protektor Mussolini – ein klerikal-autoritäres Regime. Die Radikalisierung entlud sich im Februar 1934 in Bürgerkriegskämpfen zwischen sozialistischem „Schutzbund“ und faschistischer „Heimwehr“, im Juli wurde Dollfuß bei einem NS-Putschversuch ermordet.

## Berge, Blut & Boden

„Ein anderes von den ganz großen Erlebnissen einer Bergfahrt ist das kriegerische. Es ist der Kampf in einer reinen und starken Form, der sich offenbart: der Kampf ohne Haß, der Kampf aus Mut ... Jede echte Bergfahrt gleicht einem Feldzug. Der Marsch, die Strapazen, die männliche, harte Entbehrung, das Nebeneinander von Größe und Mühe, die zusammengebissenen Zähne in der drohenden, die blitzschnelle, geschmeidige Bewegung in der springenden Gefahr ... Der Überlegene, das Raubtier bewegt sich freier so in ihr ... Es ist da das so typisch kriegerische Symptom der Rüstung; jener Rüstung, welche dem Männlichen so zugeordnet ist wie dem Weiblichen der Schmuck, jener Rüstung, welche sich der Bürger vergebens bemüht, als „Ausrüstung“ abzutun ...“ „Berg-Vagabundage“ von Edgar Traugott, einem der zahlreichen Wiener „Illegalen“ 1935 verfaßt, erschien im diesbezüglich sehr aufschlußreichen Alpenvereinsjahrbuch 1939.

Aus der Vogelschau der Jahrzehnte betrachtet heben sich die vorerst unterirdisch verlaufenden Stränge dieses Geflechtes klar erkennbar ab, läßt sich weiters die schleichende Verwandlung von Idealisten und Suchenden zu Mißbrauchten, Mitläufern und auch Tätern als ein sich fast zwangsläufig vollziehender Prozeß verfolgen. – Nahezu deckungsgleich erscheinen mit einem Male weite Felder der Bergsteiger- und der NS-Ideologie. Letztere war ja schließlich nicht auf einem fremden Planeten entstanden; die holzschnittartige Symbolik von Heimat & Scholle, Herren- und Übermenschentum, Kampf, Kameradschaft und Heidenkult hatte denselben geistigen Nährboden, auf dem die aus verschiedenen Richtungen zusammenstrebenden Wurzeln zuletzt als jenes ominöse Tausendjährige Gewächs zutage traten. Das „Schulteranschulter“ nationaler Erweckungsveranstaltungen, mythologisierende Germanenspiele, Arierparagrafen, Todesromantik und Nietzsches „blonde Bestie“ im moralfreien Raum – nun setzen sich all diese Teile zu einem schaurigen Puzzle zusammen. Nur das „Berg Heil!“ – das ist, trotz aller Ähnlichkeit, eine unverfängliche, altösterreichische Schöpfung: Im Sommer 1881 überlegten August v. Böhm, Ludwig Purtscheller und die Brüder Zsigmondy nach einer Olpererbesteigung, ob man nicht einen eigenen Bergsteigergruß schaffen sollte – daher also das „Heil!“, das sich unversehens nahtlos in die neuen Gebräuche eingefügt sah. Naht- und geräuschlos und offensichtlich von langer Hand vorbereitet verlief auch eine andere Umstellung; Am 13. März 1938 wurde mit Hitlers Einmarsch der Anschluß Österreichs an das Großdeutsche Reich vollzogen. Am 14. März erklärte sich der D.u.Ö.A.V. zum „Deutschen Alpenverein“. Dessen Altreichsdeutscher Zweig – wie es im nunmehrigen Sprachgebrauch hieß

Ein Schlüsselbuch dieser Jahre ist Hans Ertl's „Bergvagabunden“, ein Denkmal seelischen Überlebenswillens und als Zeitdokument eines der wichtigsten Bergbücher überhaupt. Wie Ertl und seine Gefährten vertauschten tausende junger Männer die lähmende Aussichtslosigkeit, das Elend in verwanzten Zinskassernen und die zunehmenden politischen Feindseligkeiten mit einem zwar überaus kargen, aber zumindest sinngerichteten und positive Momente spendenden Bergzigeunerdasein – mochte auf dem Speisezettel auch wochenlang nicht viel anderes als Polenta stehen, jener magenfüllende Maispapp, der schließlich als „Gelbe Gefahr“ bespöttelt wurde.

Die oft strenge Diätkost war jedoch offensichtlich dem Kletterkönnen förderlich: die obere Grenze des sechsten und – zumindest für die Erstbegeher – der untere Rand des siebenten Grades wurden stellenweise schon erreicht. In alpinen Wänden, wohl gemerkt – in Klettergärten sowieso, was nach damaliger Ansicht nicht unbedingt konvertierbar war, solange als oberstes Gebot „Du sollst nicht fliegen!“ galt. Und noch heute kann mancher, der Siebenerstellen bewältigen mag, an so einem klassischen „Arbeitslosenfünger“ in arge Zahlungsschwierigkeiten geraten – nicht nur aus ethischem Prinzip, aus simplem Mangel war man mit Haken geizig! – Auch in der Eistechnik wurden während der Dreißigerjahre Maßstäbe gesetzt, die vier Jahrzehnte lang Gültigkeit behalten sollten, voran natürlich die kühnen Anstiege *Welzenbachs* mit wechselnden Gefährten: die Nordwände von Wiesbachhorn (in der erstmals der Eishaken eingesetzt wurde), Großglockner, Eiskögele, Dent d'Hérens, Fiescherhorn, Gletscherhorn, Gspaltenhorn und Lauterbrunner Breithorn wurden die Vorstufen für den Eintritt in den Bereich der Weltberge. Trotz gespannter Wirtschaftslage gelang es immer wieder, Expeditionen zu finanzieren: 1928 Anden-Expedition und Pamir-Expedition, 1929 und 1931 *Paul Bauers* bewundernswerte Kangchendzönga-Unternehmungen, wo Höhen bis zu 7900 m erreicht wurden, 1932 und 1934 am Nanga Parbat bis 7600 m; wobei es zur Tragödie kommt, bei der Welzenbach, Merkl, Wieland und sechs Sherpa erfrieren. – Die Deutschen werden – nach den Briten – führend im Höhenbergsteigen. Verständlicherweise wurden diese Erfolge ins Bruttonationalprestige eingebracht.

Durch Bergsteigen allein aber ließen sich andere Realitäten nicht aussparen. 1932 wurde in Deutschland die NSDAP stärkste

– war schon 1933 dem „Deutschen Reichsbund für Leibesübungen“ eingegliedert worden. Die unter Dollfuß aufgelösten „Naturfreunde“, deren Eigentum einer Neugründung „Bergfreunde“ übergeben wurde, waren nun vollends verboten. Das Bergsteigen war somit – zumindest optisch und de facto in den Führungsgremien – politisch gleichgestaltet, *die durch politische Verhältnisse bedingte Rücksicht auf Satzungen, Parlamentarismus u.a.m., die viele Nationalsozialisten als Schönheitsfehler des D.u.Ö.A.V. angesehen hatten, war nicht mehr notwendig.*<sup>5</sup> Und: *„Es ist die tiefste Bestätigung der ganzen Geschichte des Alpenvereines und seiner politischen Haltung in den letzten schwierigen Jahren, daß sich sein Hineinschreiten nicht nur in neue Formen, sondern vor allem in eine neue Pflicht und Verantwortung, die Annahme einer völlig neuen Zielsetzung als stetiger Weiterweg und nicht als Umbruch, nicht einmal als „Übergang“ vollziehen konnte... An Stelle der auch politischen, im übrigen weit verzweigten Aufgaben trat die zentrale politische Zielsetzung des planmäßigen und verantwortlichen Einsatzes des Bergsteigens als eines hervorragenden Mittels der weltanschaulich-politischen Erziehung, nach der alle anderen Aufgaben auszurichten sind“.*<sup>6</sup>

Klar, daß in diesem Geist auch bergsteigerische Leistungen propagandistisch ausgeschlachtet wurden, von der Eiger-Nordwand bis zu Expeditionserfolgen. Nur: gezwungen wurde niemand zum Mittanzeln in diesem Reigen der Hundert- und Hundertfünfzigprozentigen! – Die Münchener *Paidar*, *Grob* und *Schmaderer* stehen als erste Menschen auf dem Gipfel des 7363 Meter hohen Tent Peak im Sikkim-Himal, Pfingstmontag, 29. Mai 1939, über einem Nebelmeer, aus dem wie Inseln die Gipfel der Sieben- und Achttausender herausragen: *„Mir war schon längst, als müßte sich der Himmel öffnen und mit den allerschönsten Glocken uns Drel Pfingsten einläuten, und ein Chor müßte singen: ‚Ein feste Burg ist unser Gott!‘. Ich mußte mich einen Augenblick setzen – es war alles so groß“*<sup>7</sup> (Z.D.A.V.1940). Keine Silbe jenes liebedienenden Reichs- und Führer-Gequatsches, und ohne die Pflichtübung des Hakenkreuzwimpels auf dem Gipfelfoto könnte kein Mensch feststellen, in welche Maschinerie bereits große Teile des Bergsteigens integriert waren.

## Götterdämmerung

Am 3. September 1939 wurde die Lunte jenes weltweiten Flächenbrandes gezündet, dessen Ausmaß die Brandstifter so gewiß unter Kontrolle zu haben glaubten..

Weltkrieg II. – Im Gegensatz zu seinem Vorgänger spielte der Gebirgskrieg nur eine marginale Rolle. Die tapferen und verlustreichen Einsätze der Gebirgsjäger in Norwegen, auf dem Balkan oder im Kaukasus vollzogen sich abseits der kriegsentscheidenden Fronten. Und als Hitler die Nachricht überbracht wurde, daß am 21.8.1942 deutsche Gebirgsjäger die Hakenkreuzfahne auf dem Gipfel des Elbrus gehißt hätten, bekam der größte Feldherr aller Zeiten einen Wutanfall wegen der „verrückten Bergsteiger, die vor ein Kriegsgericht gehörten“, die, statt

alle Kräfte auf Suchumi zu konzentrieren, diesen „idiotischen Gipfel“ erstiegen hatten. – Es gab in diesem Krieg keine „Alpenfront“, und die vielzitierte und von den Alliierten gefürchtete „Alpenfestung“ – ein Gegenpol zu den in Aussicht gestellten immer neuen Wunderwaffen – war so etwas Ähnliches wie „Star Wars“ nach Blut & Boden-Art.

In den Alpen selbst wurde es – abgesehen vom zunehmenden Bombergebrumm – immer stiller. Die Bergsteiger kamen fast nur mehr als Fronturlauber, um – vielleicht ein letztes Mal – Schönheit und Freude zu tanken. Daneben mußten die eifrigen Trommler vernehmen: *„Bergsteiger und Soldaten sind deutsche Gestalten! – Bergsteigen ist dem Deutschen nicht ein Luxus, der schließlich doch nur in einer Reihe von artistischen Übungen endet, nein, der Deutsche, der ohne viele Worte und Aufwand in die Berge steigt, handelt, weil er so muß, weil ihm das uralte Gesetz des Kampfes, das seinem Volke eigen ist, im Blute liegt“* undsoweiter.<sup>8</sup> 1942 ging die beinahe achzigjährige Reihe der AV-Jahrbücher zu Ende. Zuvor konnten noch die Tiroler aufatmen: *„Die Verrundung der bajuwarischen Tiroler Schädel von rund 75 v.H. auf 85 v.H., also zehn Einheiten, ist nach vielen Untersuchungen unbestreitbar. Diese Verrundung des Schädels in fast eineinhalb Jahrtausenden ist jedoch ... fast ausschließlich als Umweltwirkung zu betrachten, dies für die Tiroler umso mehr, als das Gehirngewicht nach den Schädel- und Kopfmaßen sogar das germanische Mittel von 1410 g übersteigt“* („Die Alpenbewohner im Wandel der Rassensystematik“).

Holz-, Quer- und Starrköpfe aller Alpenregionen waren noch einmal davongekommen: kein rassisch minderwertiges Gesocks, sondern ein „modifizierter, in vielen Generationen etwas eingedunkelter Gautypus der germanischen Rasse“<sup>9</sup>

1943 ging die Alpenvereinsbücherei in München – mit 30.000 Bänden die umfassendste im deutschen Sprachraum – bei einem Bombenangriff in Flammen auf.

1944 spiegeln die „Mitteilungen“ drastisch die Situation wider: *„Die Versorgung der Alpenvereinsschutzhütten ist auch für die Bewirtschaftungszeit 1944/45 sichergestellt. Für die Abgabe des markenfreien Bergsteigeressens erhalten die Hüttenbewirtschaftler die gleichen Lebensmittel wie im Vorjahr (Suppen und Pürrees, Hülsenfrüchte, Teigwaren, Kondensmilch, Gemüsekonserven, Marmelade, Fruchtsäfte und Trockenei). Die Auslieferung der Lebensmittel beginnt Ende Mai 1944, sodab die Hütten für die Sommermonate ausreichend versorgt sind“.*

*„Zu tauschen gesucht: Neuwertiges dunkelblaues Kostüm oder Mantel gegen Damen-Skistiefel, Gr. 39/40, möglichst mit Doppelschnürung“.*

Außerdem erschien die 32. Liste der Auszeichnungen für Tapferkeit vor dem Feinde. Und die Listen der Gefallenen...

„... bis alles in Scherben fällt“ – April 1945...

## Wir Nachgeborenen

müssen uns vor rigorosen Moralstandpunkten in acht nehmen – niemand vermag zu sagen, wie er sich unter ähnlichen Konstellationen verhalten würde. Und wer weiß, wie künftige Generatio-

nen über uns urteilen werden, wenn einmal die Teilnahme an jenem III. Weltkrieg zur Verhandlung steht, den wir eben führen: gegen die Natur und die menschlichen Lebensgrundlagen.

Neben den meisten bestehenden Ordnungen – oder was sich dafür ausgab – wurde auch der Deutsche Alpenverein, dessen Sitz sich von 1938-1945 in Innsbruck befand, aufgelöst. Am 20. September 1945 wurde dortselbst die Neugründung als „Alpenverein“ vereinsbehördlich genehmigt. Nicht aber in Wien, das von Westösterreich durch einen Vorgänger des Eisernen Vorhanges, die Demarkationslinie an der niederösterreichisch- oberösterreichischen Grenze, und durch das fast völlige Darniederliegen von Bahn-, Post- und Telefonnetz förmlich abgeschnitten war. Es war auch noch gar nicht sicher, daß der westliche mit dem östlichen Teil auch wieder ein Ganzes, wie vor 1938, werden sollte. In Wien sprach das kommissarische Staatsamt (das spätere Innenministerium) unter dem Kommunisten Honner (mit der Roten Armee als Rückenstärkung) ein Verbot und die Auflösung des Vereines aus. Schließlich war das Verbot der „Naturfreunde“ und die Einziehung ihres Vermögens noch unvergessen.

So gründete sich in Wien, – während der Innsbrucker Alpenverein noch um seine (ungewisse) Legalisierung beim Verfassungsgerichtshof und um den Weiterbestand seines Hüttenbesitzes kämpfte – am 14. November davon unabhängig aus unbelasteten AV-Mitgliedern ein weiterer „Alpenverein“, der hier die Arbeit weiterführen konnte. Die wohl wichtigste Aufgabe war es sicher, das Odium des „Nazivereines“ abzustreifen. Natürlich war es nicht zu bestreiten, daß Bonzen wie Göring Alpenvereinsmitglieder gewesen waren, daß auch in Jahrbüchern und Mitteilungen allerhand nachzulesen bleibt – aber es hatte, wie schon die Mizzi-Tante zu differenzieren wußte, „solche – und solche“ gegeben. Eine ganze Generation, die zum Teil erst lernen mußte „Grüß Gott!“ statt „Heil Hitler!“ zu grüßen, hatte ihren jugendlichen Idealismus an eine Ersatzreligion verströmt und fühlte nun förmlich ein seelisches Vakuum in sich. Und dieses mit einer verstärkten Hinwendung zum Bergsteigen auszufüllen, war wohl nicht der schlechteste Weg! Auch für diese Jahrgänge wurde das Bergsteigen mehr als eine mittlerweile mit dem dümmlichen Vokabel „Freizeitspaß“ belegte Betätigung. Vorerst war es einmal ein Feld für Improvisationskünstler. Anders als sein älterer Bruder hat der Zweite Weltkrieg dem Alpinismus keine neuen Impulse vermittelt, er bewirkte im Gegenteil eine Phase der Stagnation. In dieser ersten Trümmerperiode wurden die spärlichen Verkehrsverbindungen, die freie Zeit und der Rucksack vor allem in Ostösterreich erstrangig zum „Hamstern“, sprich Lebensmittelversorgung aus dem Umland, verwendet. Neue Ausrüstung war kaum erhältlich und erschwinglich, von Weiterentwicklung ganz zu schweigen.

Bei soviel Schatten schimmern aber naturgemäß die Lichtpunkte umso heller: Zusammenrücken, gemeinschaftliches Anpacken von Problemen (sei es das Organisieren eines Verkehrsmittels oder der Verpflegung für ein paar Bergtage), Kameradschaft ohne den dröhnenden Beiklang des Marschschritts – all die ideellen Aufgaben eines Vereines waren gefragt und wurden,

obzwar unter Schwierigkeiten, allmählich auch wieder in die Tat umgesetzt. – Es waren die großen Jahre nicht der subtilen Felsartisten, sondern in erster Linie der Verwaltungsrechtler, voran der Treuhänder des deutschen Hüttenbesitzes Hofrat *Martin Busch*, die das nunmehr gar nicht so Selbstverständliche zuwegebrachten: das Hütteneigentum zu sichern, zwei neue, selbständige Alpenvereine wie in den allerersten Gründungsjahren aufzubauen, die Aktivitäten auf alpinistischem, publizistischem und wissenschaftlichem Gebiet wieder aufzunehmen. – Im April 46 erschienen erstmals wieder „Mitteilungen“ – ganze acht Seiten auf dünnem, billigem Papier! 1947 hob der Verfassungsgerichtshof den Verbotsbescheid gegen die Innsbrucker Neugründung auf, im Juli fand wieder eine AV-Tagung in Ischl statt, und 1949 erschien nach sechsjähriger Pause wieder das Jahrbuch, immerhin 143 Seiten stark. „Das Öztal, Natur und Bild“, „Der Südgrat der Aiguille Noire de Peteret“, „Die Vögel des Hochgebirges“, „Ein Tiroler Bergbauernjahr“ – ein paar herausgegriffene Themen dieses Buches, der vom Inhalt her genauso gut 1929, 1909 oder 1899 hätte erscheinen können, sorgfältig gereinigt und neutralisiert, anknüpfend dort, wo man '38 geendet hatte.

## Die falschen Fuffziger

Vielfach versuchte man einfach zu verfahren, als wäre das Dritte Reich nur ein Betriebsunfall gewesen, man müsse bloß zu warten, bis sich der Staub verzogen habe, ein wenig den Schutt wegzuräumen, und alles wäre wieder im Lot... Der Wiederaufbau verlangte auch nach einer inneren Restaurierung, und es war sicher leichter, ein zerbombtes Wohnviertel weiträumiger und lichter aufzubauen, als entsprechende seelische Veränderungen zu bewirken. Gerne wurde der naheliegenden Verlockung nachgegeben, alte Inhalte auf neue Flaschen zu füllen. Wiewohl diese lässige Art der neuen Zivilisationsbringer aus dem Westen, kaugummikauend, mit Lucky Strike im Mundwinkel, Dollars im Sack und Füßen auf dem Tisch insgeheim bewundert wurde, machte Strammstehen noch immer einen guten Eindruck – von der Volksschule bis zur Pensionierungsfeier; die Ton-Angeber der U-Musik schnulzten nach wie vor im Marsch- und Tango-rhythmus, aber bereits auf der Fernwehelle: Capri-fischer, bella Italia im allgemeinen und alle mindestens drei- bis fünfsilbigen exotischen Örtlichkeiten wurden mit Schmeiz und Schmalz besungen. „Wie weit ist die Welt!“ staunte nunmehr der Bürger der Nierentisch- und Kabinenrollerära, dessen Reisen zuvor hauptsächlich von der Agentur „Deutsche Wehrmacht“ – meist nicht sonderlich bequem – organisiert worden waren, und machte sich auf, diese Welt motorisiert zu entdecken. Von 1950 bis 54 stieg die deutsche Autoproduktion um unglaubliche 800 Prozent, 1955 wurde der millionste VW-Käfer produziert, das Wirtschaftswunder strahlte in vollem Glanz.

Die Bergsteigerei in deutschen Landen befand sich währenddessen in nahezu jeder Hinsicht auf dem Stand der Dreißigerjahre. Die Kleidung war nach wie vor dem Chic der Wehrmachtuniform und dem Farbspektrum von Grau über Graubeige bis

Graugrün verhaftet, der technische Ausrüstungsstand entsprach ebenfalls weitgehend dem Vorkriegsniveau – bis auf die epochale Erfindung des Dolomitenkletterers *Vitale Bramani*, dessen Profilgummisohle (Vi-Bram) das bisherige Zwei-Schuh-Dilemma fürs erste beenden sollte. Das (Frei-)Kletterkönnen der Vorkriegs-Spitzenleute war kaum zu überbieten, eine Steigerung schien angesichts des Vorrates an unbegangenen Wänden auch gar nicht so dringlich, und jenseits des Sechsplus, so wurde gemunkelt, stehe der geheimnisvolle Bohrhaken, der eine Art Wirtschaftswunder des Kletterns einleiten könne.

Die alpine Literatur bezog Autoren, Stilbildner und Inhalte gleichfalls hauptsächlich aus der Vorkriegszeit. Springenschmids „Stabeler Much“ und seine krachledernen Verwandten besorgten in zahllosen Auflagen die bodenständige Note, jenes vorgeblich „typisch Äplerische“, das jedoch in dieser Form mit der Wirklichkeit des Bergbauern- und Bergführerlebens soviel gemein hatte wie ein Karl-May-Indianer mit einem echten Cheyenne. Und aus dem Blickwinkel des Städters schrieb gekonnt der zweite Routinier, *Kurt Maix*, seine (und anderer!) Bergbücher, was diesem noch recht schmalen Sektor eine gewisse Einheitlichkeit verlieh, zumal man sich auch in der zweiten Reihe bemühte, den Stil der Dominatoren nachzuahmen. – Die „Jahrbücher“ hielten kräftig an der 1915 eingeführten deutschen Frakturschrift fest, von der schon Pichl gefunden hatte, daß sie besser in Wald und Gebirge passe als die „steife Lateinschrift“. Um deren Wiedereinführung sollte noch jahrelang erbittert gerungen werden.

Und der alpine Sprachgebrauch zeigte ebenfalls Kontinuität: Noch 1953 zeigt Ertl's filmisch ausgezeichnete Nanga-Parbat-Film die Mannschaft bei einer Art Fahneneid und Flaggenparade, und in einem Hochlager läßt der Drehbuchautor einen Teilnehmer mit Grabesstimme verkünden: „Der Everest ist gefallen!“ – und meint damit nicht den längst verstorbenen Sir George, den ehemaligen Chef der indischen Landesvermessung, sondern den Gipfel. Dieser kann sich indessen – mit Ausnahme der Müllkrätze an seinem Fuß und seiner Südschulter – für die nächsten paar hunderttausend Jahre eines ziemlich Wohlbefindens, sogar eines jährlichen Wachstums von einigen Millimetern sicher sein!

Allerdings gerieten die Achttausender-Erstbesteigungen fast generell zu ziemlich martialischen Veranstaltungen, denen zusätzlich das Label „nationales Anliegen“ aufgeklebt wurde – schon um die Förderungsmittel zu rechtfertigen und vor allem erst einmal loszuweisen. Die Annapurna also wurde laut nachträglicher Aufbereitung zur Gloire der Grande Nation erstiegen, am Everest ließ Oberst Hunt generalstabsmäßig noch einmal die britische Armee siegen, für Mamma Italia kletterte die Spitze einer Riesenexpedition zum Gipfel des K2 – und so weiter bis zu den Chinesen am Shisha Pangma, die selbstverständlich zum Ruhm des großen Vorsitzenden Mao gipfelwärts keuchten. Einzig die Amis am Hidden Peak mußten bar jedes nationalen Poms klettern – im Land des Base- und Football zählte Bergsteigen noch zu den Außenseitersports. Im Bewerb um diese vierzehn begehrten Zapfen machte das kleine Österreich recht gute Figur: drei von ihnen wurden durch österreichische Expedi-



*Die Kleidung war nach wie vor dem Chic der Wehrmachtsuniform verhaftet.  
Hochtor-Nordwand: Jahnweg.*

Foto: Willi End

tionen, zwei weitere unter Teilnahme österreichischer Alpinisten erstiegen (der Cho Oyu mit Tichy/Jöchler/Heuberger und Pasang Dawa Lama als erste Leichtgewicht-Expedition, Gasherbrum II und Broad Peak sowie Nanga Parbat und Dhaulagiri). Unter allen diesen internationalen Eroberern des Unnützens wurde einer weit über den deutschen Sprachraum hinaus zur Kultfigur:

## Buhl oder Der schwächliche Titan

Er war ein phänomenaler Kletterer, gleichermaßen gewandt in Fels wie Eis, dazu begabt mit jener fast beiläufigen, instinkthafte Sicherheit im sommerlichen wie winterlichen Gelände mittlerer Schwierigkeit, welche den Trumpf beim Expeditionsbergsteigen darstellt. Seine Tourenliste weist mit weit über hundert „Sechsern“ mehr dieser alpinen Trophäen auf als die seiner meisten Zeitgenossen, darunter die bedeutendsten Routen seiner Epoche, große Winterbegehungen und erste Alleingänge. – Buhl war eher Interpret als Komponist: weniger seine Neutouren (z.B. Mauk-Westwand) wurden zu Marksteinen als der leichtgewichtige, schnelle Stil seiner Bergfahrten. Domenico Rudatis, der italienische Philosoph des Sechsten Grades, hat in einem feinsinnigen Essay das Bergsteigen mit einer Art Liebesbeziehung verglichen, die sich nur in einer – symbolischen – Nacktheit, in einer Entäußerung aller Überflüssigkeiten in voller Intensität erleben lasse – ein Bild, das zu jeder Zeit Gültigkeit hat. Und mit einem feinen Sensor fürs Wahrhafte begabt, hat das alpinistische wie auch das allgemeine Publikum (das ja von Fachleuten immer für dümm gehalten und verkauft wird) für jene Unternehmungen Buhls die größte Bewunderung empfunden, die er in diesem Sinn quasi mit bloßen Händen vollbracht hat – allein, an der damaligen Grenze des Menschenmöglichen: Als erster solo durch die noch berühmte Badile-Nordostwand, allein durch die höchste Wand der Ostalpen – im Winter, in der Nacht auf dem Salzburgerweg durch die Watzmann-Ostwand. Und schließlich allein vom letzten, höchsten, kleinen Zelt zum Gipfel des Nanga Parbat – der Triumph des Willens über den Körper. Das Bild des Neunundzwanzigjährigen nach der Gipfelbesteigung, von Sonnenbrand, Frost, Erschöpfung – und Glück – gezeichnet und doppelt so alt aussehend, ist längst zur alpinen Ikone geworden.

Eine bezeichnende Episode, 1952, ein Jahr vor dem Nanga Parbat, beleuchtet den damals trotz allem sehr geringen Show- und Marktwert des Alpinismus: Zum Badile fährt Buhl mit dem Radl am Samstag nach Arbeitsschluß los, macht am Sonntag in viereinhalb Stunden Alpingeschichte, muß aber auf dem Gipfel eine Einladung begeisterter italienischer Kletterer ausschlagen, um noch ins Tal zu gelangen, schwingt sich aufs Rad und strampelt über die Pässe die Nacht hindurch Richtung Innsbruck, um nur ja am Montag pünktlich am Arbeitsplatz zu sein, was schließlich nicht nur in den Augen von Chefs mehr zählte als alpine Sensationen!

Er kämpft heroisch gegen Müdigkeit und Schlaf, der dann letztlich doch Oberhand gewinnt und ihn mitsamt Fahrrad in den Inn stürzen läßt – ein nasser Morgengruß!

Erst nach dem Nanga Parbat wurde er über die noch relativ enge Sekte der Bergsteiger hinaus bekannt, schließlich sogar zu einer Art Nationalhelden, symbolhaft für das kleine, zähe Österreich... Die Nachricht von seinem Tod, von jenen Schritt zu weit auf den Wächtersaum der Chogolisa in Sturm und Nebel, sieggewohnt, sicher und souverän nach der Erstbesteigung seines zweiten Achtausenders, des Broad Peak, löste eine Erschütterung und Betroffenheit aus wie sonst nur jene Katastrophen, die das Zerbrechliche menschlichen Tuns besonders drastisch vor Augen führen...

In Hermann Buhl hatte das Bergsteigen der Dreißigerjahre seine vollendete Verkörperung gefunden. Mit seinen letzten Unternehmungen – einer Achtausenderbesteigung zu viert und dem fast geglückten Versuch, einen hohen Siebtausender zu zweit im Westalpenstil zu ersteigen, stieß er bereits eine Tür zu neuen Dimensionen auf.

## Traditionstraditiontra--

die Gebetsmühlen stockten allenthalben und ließen sich kaum mehr in Gang setzen, in diesen Sechzigerjahren. Erstaunt, bestürzt und endlich zornig wurde vermerkt, daß sich eine Jugend radikaler als bisher von „den Alten“ abzulösen begann, weltweit. In deutschen Landen erlebte sie zusätzlich eine Identitätskrise. Mit Deuschtümelei, mit Begriffen wie „Volkstum“, „Heimat“, aus dem NS-Sprachgebrauch her noch negativ besetzt, wollte sie nichts am Hut haben. Genausowenig aber mit jener Welt aus Schnulze und Vorstellung, wie sie sich im Gegensatz dazu etwa in jenem unsäglichen „Heimatfilm“-Genre, jener Mischung aus wirklichkeitsfremden Klischees, falschem Gefühlskleister und verklemmter Schlüsselloch-Erotik so unschwer als Manifestation der Verlogenheit entlarven ließ. – Vorerst verstoßen, dann immer nachdrücklicher wurde überlegt, was man mit alten Zöpfen anfangen solle... Wo die Trennlinie zwischen konservativ und reaktionär liege... Der Provinzialismus als tragende Säule des Weltverständnisses hatte knisternde Risse bekommen. Die 68er-Unruhen zeichneten sich schon in fernen Konturen ab.

In der alpinen Szene Europas (so etwas begann allmählich ein Begriff zu werden nach den jahrzehntelangen Freund-Feind-Kategorien) wurden die deutschsprachigen Bergsteiger als Impulsgeber allmählich von den Franzosen und Italienern abgelöst. „Direttissima“ – der Aufstieg nach dem Lot, galt in Übereinstimmung mit einem vorderhand ungetrübten Glauben an die allseligmachende Technik als Ideal der Kletterkunst. Fasziniert von den de Francesch's, Franceschis, Franceschinis, Michiellis und sonstigen Scoiattoli, die bei Foto-Ghedina in Cortinas Dolomitenhimmel baumelten, wurden im gesamten Alpenbereich tausende von Haken in möglichst abweisende Felsschilder und -bäuche gehämmert und gebohrt. Direttissima – Zauberwort und Heilslehre, die Länge der Trittleiter als alpinistisches Potenzsymbol; direkter – noch direkter – bis sich die Lösung des jeweils allerletzten Problems als Gleichung „Wandhöhe:Hakenzahl=Ur-laubsaufwand“ zu erschöpfen schien. Auch dieser Weg mußte

zu Ende gegangen werden, um sich als Sackgasse herauszustellen. Gerechterweise sei angemerkt, daß die Bewunderung der Fachwelt nicht einem dieser Akkordnagler galt, sondern dem zeitlos großartigen Allroundalpinisten *Walter Bonatti*, der – neben einer als selbstverständlich erachteten bergsteigerischen Virtuosität – vor allem durch die Verwirklichung kühner, großzügiger Anstiegslinien zur Ausnahmeform dieses Jahrzehnts wurde. Einen entscheidenderen Umbruch im gesamten Umfeld des Alpinismus als alles Hakenschlagen und Bohren aber bewirkte die Motorisierung: Entfernungen schrumpften, Entlegenes rückte näher, und Gemeinschafts-Strukturen wie etwa jene gewisser Touristenzüge begannen in einzelne Automobil-Zellen zu zerfallen. – Als weiterer neuer Faktor brachte Hand in Hand mit der neuen Mobilität der mechanisierte Skilauf einen gewaltigen Besucherzuwachs in die winterlichen Berge, der sich späterhin auch auf den Sommertourismus auswirkte: der Strom verbreiterte sich und wurde mehr als bisher zum Wirtschaftsfaktor, Sichtbares Zeichen dafür war der Ausrüstungssektor, dessen Palette sich erweiterte und als avantgardistisches Attribut den roten Bergstrumpf im Wappen führte.

In die deutschsprachige Alpinliteratur wehte eine erfrischende Brise: *Walter Pause* lieferte mit seiner Hunderter-Serie ein später vielkopiertes Erfolgsrezept, das in seiner raffinierten Balance von realistischem Bild, Fakten und streckenweise fast schwärmerisch-poetischen Anklängen zur Stammform des neuzeitlichen Text-Bildbandes emporwuchs. *Karl Lukan* gelang es in seinen Erlebnisbüchern, den Bierernst des teutonischen Alpinismus mit dem Wiener Schmäh zu neutralisieren, ohne dabei auf Tiefgang und Dramatik zu verzichten. Und *Toni Hiebeler* legte mit der Gründung der Zeitschrift „Alpinismus“ die Latte für gestalterische und journalistische Qualität auf eine Höhe, nach der noch immer gemessen wird.

Drei Themen von bis heute ungebrochener gesellschaftspolitischer Bedeutung begannen in den Sechzigern erstmals verstärkt auch in den zeitweilig abgehobenen und weltentrückten Kreisen der Bergsteiger und ihrer Vereine Raum zu greifen: Frauen, Jugend und Umwelt.

## Umwelt

– dieses bis zum Erbrechen abgelutschte Vokabel, das mittlerweile für alle Lebensbereiche Bedeutungen ausgebildet hat, wurzelt zu einem nicht geringen Teil im Sachbereich „Alpiner Naturschutz“. Schließlich ist das in extremer Höhenlage besonders anfällige ökologische Gleichgewicht ein überaus empfindlicher Indikator für dessen Störungen, die hier schon frühzeitig auch von aufmerksamen und verantwortungsbewußten Laien wahrgenommen werden konnten. Freilich wurde, wer (damals) zehn vor Zwölf in der Wüste technokratischer Selbstgefälligkeit und Überheblichkeit zu rufen begann, mit leichter Geste zum Spinner, Panikmacher und Bajazzo degradiert – nicht selten von denselben „Fachleuten“ und Politikern, denen es heute (vieler-

orts fünf nach Zwölf) nicht Grün genug aus dem Mundwerk schäumen kann, selbst wenn sie vor zwei Jahren „Biotop“ noch für ein Waschmittel gehalten haben. Obgleich naheliegt, daß eine halbwegs intakte Naturlandschaft zu den vitalen Grundlagen für alpine Vereine zählen müßte, begann dieses Gedanken- gut nur langsam, sehr langsam über eine Art Räteleckendasein hinauszudringen. Wohnen doch zwei Seelen, ach! – auch in der Brust des Vereinsmenschen, der gleichzeitig Straßenbau- oder Kraftwerksingenieur, Seilbahnmanager oder Fremdenverkehrspromotor respektive von einem solchen abhängig ist. Mag er selbst sehen, wer in solchem Gewissenskonflikt stärker ist: er – oder er! Er – der Gewinner – befindet sich dann in guter Gesellschaft eines erklecklichen Teiles der „Basis“, die zwar ebenfalls aus vollem Herzen für den Umweltschutz ist, aber doch auch für eine organisierte Busreise zum neuesten Sommerskizirkus, mit Ermäßigung am Lift, bitteschön!

Außerdem ist es ein zäher Weg vom Erkennen einer falschen Richtung bis zum Hinfingern an die Hebel der Macht zur Weichenstellung, noch dazu für eine Gruppierung ohne wesentlichen politischen Einflußbereich. Mußte sich doch vielmehr der Alpenverein – als legitimer Vater des alpinen Fremdenverkehrs – von einem Tiroler Landeshauptmann einen „Verein zur Verhinderung des Fortschritts in Tirol“ scheitern lassen! Bis eine neue Generation (vielleicht) von dieser Problematik ernsthaft durchdrungen ist, müssen sich Wald und Gebirg' eben gedulden!

## Die Frauen

haben es schon früher geschafft. Der Alpinismus und noch mehr die alpinen Vereine spiegeln durch den überwiegenden Teil ihrer Geschichte eine ausgesprochene Männerwelt wider. Am Auffälligsten wohl in Form des Schweizer Alpenclubs oder mancher kleiner Elitezirkel, die erst gar keine Frauen aufnahmen. Im Alpenverein hatte sich die magere Zwei-Prozent-Marke der Patriarchenzeit nach hundert Jahren auf rund dreißig Prozent erhöht, wenngleich diese Zahl in den Führungsgremien keinen entsprechenden Niederschlag findet. Vielleicht legen die Frauen auch gar keinen gesteigerten Wert darauf? Die wenigen herausragenden Vorzeigedamen der Generationen von *Eleonore Noll-Hasenclever* bis zu *Helma Schimke* hatten es noch schwerer, gegenüber Macho-, Helden- und Kriegerposen ihrer männlichen Zeitgenossen zu bestehen (von den „wirklich Guten“ waren sie ohnehin seit jeher akzeptiert). Mit der Abkehr von einer starren Rollenfixierung ist mittlerweile ganz selbstverständlich eine beachtliche Anzahl leistungsfähiger, selbstbewußter und als gleichwertig anerkannter Bergsteigerinnen nachgewachsen, welche die Diskussionen um eine allfällige „Berechtigung“ und „Befähigung“ der Frau zum Alpinismus höchstens vom Hörensagen kennen.

„Der Verein“ schlechthin aber, der wird vermutlich als archetypischer Nachhall einer längst versunkenen Jägersgesellschaft ein männerbündlerischer, abgehobener Gegenpol zur Alltagswelt bleiben müssen: wo sonst sollten die Strategien erläutert, die Alpin-, Vereins- und Weltprobleme gelöst (oder zumindest an-

diskutiert) werden?! – Der profane Kleinkram mit ewig knappem Haushaltsgeld, Kindergeplärr, Koch- und Pinkeltöpfen und, nicht zu vergessen: verschwitzten Bergsteigerhemden und -socken, der wurde und wird dagegen weiterhin gern den zum Dank dafür stilistisch hochgehobenen „Hausfrauen & Müttern“ überlassen!

## Die Jugend

schließlich, mit mehr Gewicht als je zuvor, ist jederzeit der frischeste und entscheidendste Zweig am Baum des Alpinismus, wo das Ältere allmählich zum Jahresring wird. Zum einen hat sie ohnehin fast immer recht – und zum anderen schafft sie die Fakten in diesem einzigartigen System automatischer Gerechtigkeit, wo die Leistung von heute und nicht die jahrzehntelange Zugehörigkeit zählt. Im Grunde ist der ewige Generationenclinch erfrischend: in immer kürzeren Intervallen werden die jungen, soeben das Klettern erfunden habenden Supersportler, die den „Alten“ jedwede Kompetenz in Sachen neuzeitlicher Alpinismus absprechen – unversehens selber zu Gnadenbrot fressenden „Alten“ von Dreißig oder Vierzig, deren verstaubte Geschichten vom ersten Siebener und vom letzten Achttausender gerade noch beim Trinkabend toleriert werden. Der rote Faden der Alpingeschichte...

Der Überflieger nähert sich zusehends dem Boden der Gegenwart. Rasch verliert sich mit der Höhe die adlerhaft-scharfe, oberlehrermäßig-analytische Sicht. Schneller überschlagen sich neue Entwicklungen; '68 vorbei, Siebzig verweht, Schlagzeilen im Comic-Strip-Zeitalter: allgemeine Fortschrittsskepsis, Bohrhaken verpönt, Renaissance des Freikletterns. – *Messner* wird als Synthese von *Trenker*, *Buhl* und *Bonatti* alpine Leitfigur (wütendes Protestgeschrei aus den Kulissen: „Und ich?“ – „Und erst ich?!“) Alpinismus auf dem Weg zum Massensport – die Halbmillion AV-Mitglieder ist erreicht. Der siebente Grad, grad offiziell geworden, ist schon überboten. Bohrhaken, von hintenrum, wieder gefragt. Die drei großen Nordwände – innerhalb eines Bergsteigerlebens, eines Jahres, eines Winters (natürlich solo) – innerhalb eines Tages! Ende der Fahnenstange? Ganz nahe ist der Überflieger schon herunteren, das Gerade-erst-Gewesene, noch farbfrisch, huscht verschwimmend vorüber -- und er landet mit Gerumpel im unübersichtlichen JETZT, im unaufgeräumten Teil des sich ausdehnenden Zeitarchivs, am Fuß hochaufgetürmter Fragen! – Themen für Symposien jahrelang (mit guten und mäßigen Buffets), für Dissertationen: „Die Freizeitgesellschaft“. „Die Hütten – Kapital oder Klotz am Bein?“. „Die Wegwerflandschaft“. „Sportklettern – Kulturrevolution oder Entwicklungssprung?“ „Der Alpenverein als Kulturträger und Servicedienst“. „Messner als solcher“. „Alles erlaubt?“ Beim Aufrappeln fallen dem Überflieger lose Blätter in die Hände:

*„Der sportlichen Zeit ist eben als die letzte Aufgabe geblieben, alle Möglichkeiten zu erschöpfen. – Der Alpenverein ist stets dem Zug der Zeit gefolgt und dank dieser Klugheit seiner Leitung ist er von dem Geschick verschont geblieben, das manche andere Vereine ereilte: an dem Widerspruch von Zeitgeist und*

*Dogmatismus zu scheitern. Es ist begreiflich, daß das Hervortreten einer neuen Richtung die Anhänger der alten unliebsam berührt. Das Ungewöhnliche und Außerordentliche von damals, über das man erschrak, ist weit überholt und fast allgemein geworden. Nicht minder menschlich und daher begreiflich ist es, daß jene, die Besonderes geleistet hatten, oft leicht geneigt waren, vor Nachahmung zu warnen, was natürlich genau das Gegenteil erzielte und als Aufmunterung wirkte. Entscheidend bleibt immer das „Können“, und daß dieses in früher ungeahntem Maße gestiegen ist, wird niemand leugnen, wenn auch mancher mit Wehmut oder Mißbehagen sieht, daß das seine nun weit übertroffen ist.*

*„...Der Wille vermag alles, selbst überlaufene Berge ins Einsame zu versetzen. Auch das wird ja als Auswuchs beklagt, daß die heilige Ruhe von einstmals aus den Alpen verschwunden sei. Mit ihr verging aber noch manches andere, was auch nicht angenehm gewesen ist, das sollte man nicht vergessen. Wenn der Alpinismus, der einst „aristokratisch“ war, wenigen Auserwählten vorbehalten, heute „demokratisiert“ ist und Gemeingut der großen Menge geworden, so müßte man eigentlich seine Propheten als dessen Urheber verdammen.*

*Über die Zukunft des Alpinismus einen Orakelspruch abzugeben, wäre unweise und überflüssig. Die Keime der weiteren Entwicklung birgt die Gegenwart und wer sie mit klarem Blick erschaut, kann ahnen, was aus ihnen entstehen dürfte. Ein großes Gesetz läßt sich überall erkennen: jede Entwicklung vollzieht sich in einer Art Kreislauf, nicht in einem geschlossenen Ring, sondern in einer Schraubenwindung zu einer höheren, die anfänglich erste überragende, mit dieser aber wesensverwandte Stufe empor.*

*Beziehungen der Menschen zu den Bergen werden immer bestehen, ihre Art wird sich bestimmen nach der Artung der kommenden Geschlechter, die für ihren Alpinismus ebenso die besondere Form finden werden, wie das unsere sie fand“.*<sup>10</sup>

Wie bitte? ---- 1909 geschrieben?

Eine saubere Ordnung herrscht in diesem Zeitarchiv!

Dennoch sollte man sich diese grundgescheiten, reifen und gültigen Sätze noch einmal durchlesen, die in ihrer Taufische das Wort vom „Alles-schon-dagewesen“ bestätigen. – Sollte es stimmen, daß der Mensch aus der Geschichte zu lernen vermag, wäre ein verhaltener Optimismus angebracht...

## Quellennachweis:

- 1 ZDÖAV 1917, Adolf Deye: „Kriegsbilder aus den Hochalpen“
- 2 ZDÖAV 1919, S.10 Dr. Robert Grienberger: „Allgemeine Vereinsgeschichte“
- 3, 4 „Festschrift des Zweiges Austria 1862–1932“
- 5, 6 ZDÖAV 1939, S.7 Meinhart Sild: „Der neue Weg“
- 7 ZDÖAV 1940, S.43 Ernst Grob: „Deutsche im Sikkim-Himalaya 1939“
- 8 ZDÖAV 1942, Karl Springenschmid: „Bergsteiger und Soldat“
- 9 ZDÖAV 1942, S.31 J.Kaup: „Die Alpenbewohner im Wandel der Rassensystematik“
- 10 ZDÖAV 1909, S.321, Johannes Emmer: „Geschichte des D.u.Ö. Alpenvereines 1895–1900“

# Berge – Bücher – Begegnungen

45 Jahre Alpinismus 1943 bis 1987 – erlebt, mitgestaltet und beschrieben

Von Liselotte Buchenauer

*Von Geburt an lebte ich in einem männerlosen Haushalt; zuerst mit Großmutter, Mutter und Schwester – ein Schicksal, das mehreren Frauengenerationen meiner Familie beschieden war. Mein Vater ist jung verstorben. Seit dem 2. Weltkrieg gehöre ich zu jenen Jahrgängen kriegsgeschädigter Frauen, deren Freunde, Verlobte, Ehemänner im Krieg geblieben sind. Die Konsequenzen eines männerlosen Haushalts? Etwa: alle Arbeiten, auch schwere, selbst machen zu müssen; immer selbständig zu sein. Einer der Vorteile: man wird recht „praktisch“ dabei, muß man sich doch – auch beim Bergsteigen – meist selbst helfen.*

## Berge

Die Freude am Wandern weckte Mutter in mir. An Sonntagen; samstags mußte Mutter, die vier Menschen zu erhalten hatte (da Großmutter nach dem Großvater, der Bäckermeister gewesen war, keine Rente bekam) bis abends im Büro sein. Theoretische Beschäftigung mit den Bergen gab es nicht zu Hause. Bis ich mit zehn Jahren aus dem Nachlaß von Onkel Dori eine Karte des Dachsteingebirges fand. Theodor Kabrhel, mein Onkel Dori, war Bergsteiger und Höhlenforscher (u.a. Dachstein-Höhlen) und ist 36jährig an einem Lungenleiden, das er sich bei seinen Nachtmärschen geholt hatte, verstorben. Mir hat er außer der Kurzsichtigkeit den Forscherdrang vererbt. Die besagte Karte erweckte – anfangs durch deftige Namen, die wir Kinder nicht aussprechen durften – mein großes Interesse für Berg- und Flurnamen.

Aus der Mittelschulzeit erinnere ich mich an einige Schulausflüge und Skitouren mit mehrstündigen Aufstiegen und Abfahrten. Mit Kollegin Grete Satori gab es einmal ein Gespräch, in dem wir uns grundsätzlich einig waren: „Wir werden später einmal klettern!“ Das Arbeitsdienstlager Kirchbach im Gailtal brachte mir die erste Begegnung mit hohen Felsbergen und – bedingt durch die Unfreiheit im Lager – ein wildes Aufflammen meiner schlummernden Berg-Leidenschaft. Der Reißkofel, 2375 m, den ich an einem der spärlichen freien Sonntage bestieg, war mein erster „selbständiger“ Gipfel. „Aufgeheizt“ wurde meine Neigung für die Berge von Büchern (sie waren fast das Einzige, was man damals frei kaufen konnte) wie dem „Maduschka“, einer wahren Bibel junger Menschen. Mit Schulkollegin Susi, die auch im selben Betrieb dienstverpflichtet war, unternahm ich sonntags

Wanderungen. Gefördert hat uns damals niemand! 1943 durchquerte ich mit Susi – die „zwei Mäderln allein“ wurden bestaunt und gewahrt – in drei Tagen die Schladminger Tauern. Wir hatten – als noch Jugendliche! – in diesem Jahr nur eine Woche Urlaub. Und die war gefährdet: wir mußten im Büro eine Urlaubsadresse angeben, dorthin wurde uns prompt ein Telegramm „Zurückkommen!“ nachgesandt. Da wir aber vom Dachstein in die Tauern gewechselt waren, erreichte uns die Botschaft nicht... Einmal wurde ich dienstlich nach Liezen versetzt. Schon als 18jährige mußte ich eingerückte Männer, Abteilungsleiter, ersetzen. Eines Abends fuhr ich mit dem Zug vorbei an den Weißenbacher Wänden, die mich sehr fesselten. Plötzlich sagte ein Soldat neben mir: „Also das ist jetzt der Ersatz dafür!“ Ich verstand ihn, habe aber trotzdem weiter auf den Fels geschaut. Ein anderer Landser lud mich, mit Speck und Zimmerbesuch lockend, zu einer Bergtour ein. Ich lehnte ab. „Also – kein Zimmer, kein Speck, und keine Bergtour!“ Am nächsten Sonntag stand ich, ein trockenes Brot im Rucksack, allein, überglücklich, auf dem ausersehenen Gipfel.

Die Weißenbacher Wände wurden eine Wendemarke. Ich stürzte dort, allein kletternd, neben einem Wasserfall etwa acht Meter ab. Ich sah ein, daß ich Ausbildung und ständige Gefährten benötigte. Ich versuchte es beim Steirischen Gebirgsverein/Alpenverein in Graz. Da saßen abends gestrenge Herren! „Ich möchte Klettern lernen!“ „Klä-ä-tt-ä-r-n?“ Strafende Blicke. „Ja, wooh denn?“ Ich flüsterte, etwas von einer Jungmannschaft gehört zu haben. „Ja die! – da darf nur die Braut vom Jungmannschaftsführer, verstehns?“

Ich hatte verstanden. Zufällig fand sich eine andere Büro- und Schulkollegin (Susi hatte das Bergsteigen aufgegeben), Hermine mit Bruder Emil, genannt „Laliderer“, als Gefährten. Emil arbeitete in einem Rüstungswerk und hatte Kletterer als Kollegen! Mit Erich Wagner – einem der größten Klettertalente – konnte ich wenig später am Ratengrat, einem prächtigen Übungsgebiet im Murtal, klettern.

## Die neue Zeitrechnung

Über den 3.10.1943 schrieb ich in mein Tagebuch: An diesem Tag begann die neue Zeitrechnung!

Weiter kletterte ich, wann immer es anging, mit dem Geschwisterpaar, meist abwechselnd führend mit „Laliderer“. Nur – die



Leichtathletik wurde mir vom Arzt verboten (vom Klettern hatte ich nichts erzählt...). Ich wog, bei 1.70 m Größe, 51 kg und hatte ein Hungerödem. Unsere Ausrüstung war das größte Problem. Ich tauschte ein Paar Reitstiefel (Sehnsucht meiner Jungmädchenzeit!) bedenkenlos gegen ein schweres Hanfseil; und ein warmes Kleid gegen alte Männerhosen und -hemden für den Berg, als die alte lange Skihose und die einzige Skibluse zerfranst waren. Karabiner und Haken? Ich kletterte mit einem Feuerwehr-Karabiner, dem Honorar für eine Deutscharbeit, die ich einer Maturantin verfaßt hatte. Hie und da schenkte uns ein Kamerad einen selbstgeschmiedeten Haken (mit Monogramm, aus Liebe!), oder wir fanden gar so ein Eisenzeug – das waren Festtage. Kletterschuhe kannten wir nur vom Hörensagen. Wir nähten mit Ahle und Schusterzwirn aus Filzunterlagen (von Schreibmaschinen...) oder abgetretenen Bettvorlegern Klettersohlen und montierten sie auf alte Turnschuhe.

Ältere Kletterer zeigten uns den Manchon, ein (annähernd) rutschfestes Material aus der Papierindustrie, das damals noch zu bekommen war.

Die Jungmannschaft lernten wir eines Tages bei einem Einstieg kennen, auch die (übrigens sehr nette) „Braut, die durfte.“

Niemand und nichts konnte mich vom Fels abhalten. Viel später, als ich den Gründen meines Bergsteigertums nachging, stellte ich fest, daß ich hier etwas für mich allein hatte, mich verwirklichen konnte. Daheim war ich „die Kleine“.

Großmutter, Mutter und Schwester waren die stärkeren Persönlichkeiten. Nun war ich – im Fels in grenzenloser Selbstvergessenheit – dennoch endlich: ich selbst. Ich träumte jede Nacht von Bergen, kämpfte um Überhänge, ging unendliche Wegkehren bergauf, fuhr mit steigender Geschwindigkeit durch steile Hohlwege und drehte in Schwerarbeit Seilschlingen um mich. Wachte ich auf, saß ich – total ausgekühlt! – im Bett, das Leintuch verwegen um mich geschlungen.

Unsere Touren vollführten wir in einer Zeitnot, von der sich heutige junge Menschen keinen Begriff machen können. Fast jeden Sonntag (samstags wurde noch gearbeitet!) waren wir zu irgendeinem, meist sinnlosen, „Dienst“ eingeteilt. Wer beim

„Nachtdienst“ nicht rechtzeitig eintraf, dem drohte die Verschickung in ein Arbeitslager! Erich hat einmal, weil er einen Anschlußzug erreichen mußte, einem fremden Burschen auf offener Straße das Fahrrad weggenommen: „Ich stell Dir's zum Bahnhof, sei nicht böse!“ Beim Heimrennen vom Berg hätten wir sicher nicht die letzten Plätze in einem Marathonlauf von heute eingebracht!

Im „totalen Krieg“ waren sprachkundige Maturantinnen in Ausländerlager kriegs verpflichtet worden. Ich kam ins Lager Prenning, mitten in die Berge. Sogar in dieser Zeit erlebte ich, oft den ganzen Tag auf der Flucht vor Tieffliegern im Wald, eindrucksvolle und idyllische Naturbilder, wie ich sie später in meinem Buch „Sanfte Kuppen“ beschrieben habe. Ich hatte gelernt, auch die größte Strapaze – ich fuhr jeden Tag, auch bei Eis und Schnee, 50 km mit dem Fahrrad zum und vom Dienst – sportlich aufzufassen. Einmal kroch ich auf dem Boden durch einen brennenden Wald; als ich draußen war, schlug eine Bombe im Haus daneben ein – ich lag im Straßengraben, im toten Winkel. Sonntags gelangen – mit Hermine, die Burschen waren eingerückt – Stunden des Trainings im Klettergarten, oder hie und da eine Skitour. Ich hatte ein Paar alte Wehrmachts-Skier, 2,20 lang und total verzogen – jeder lief in eine andere Richtung. Unsere guten Bretteln hatten wir bei einer Sammlung für die Soldaten in Rußland abgegeben! Meist stiegen wir viele Kilometer lang bergauf, die Bretteln tragend, – die „Abfahrt“ im eisigen Gelände war ähnlich.

Im Mai 1945 war der Krieg zu Ende – aber die Kirchenglocken läuteten nicht, wie wir es uns oft vorgestellt hatten. Ein neuer Kampf begann, ums Überleben. Ein kleiner Schrebergarten hat uns vor dem ärgsten Hunger bewahrt. Ich zog auch Zuckerrüben und Tabakpflanzen. Mit dem Sirup erfreute ich den Gefährten meiner ersten Gesäuse-Tour (Festkogel-Nordwand), und um den Tabak war „ein G'riß“ – als Gegengabe für Felshaken. Ein Jahr lang konnte ich keine Arbeit bekommen – aber da gabs kein Arbeitslosengeld! Ich brachte mich mit Nachhilfestunden durch, sammelte Papier und Kastanien (mit zerschnittenen, ausgekochten Roßkastanien wuschen wir, mangels Seife, unsere Wäsche!). Mit Schwester Gerti und einem schweren Handkarren

Foto: ÖAV-Archiv

zog ich einmal aus, um in einem verlassenen Bunker, 20 km von Graz entfernt, Holz zu holen. Als wir die Bohlen herauszogen, brach das Bauwerk über uns zusammen – aber wir entkamen. Schwieriger war es, die Last so viele Kilometer lang heim zu bringen. Auch mit einer Freundin und einem jungen Mann sammelte ich Holz. Durch die Stadt mußten wir Mädchen die Fuhr ziehen, der Bursche sagte kühl: „Das tu ich nicht, ich bin ein Mann!“

„Laliderer“ war aus dem Krieg heimgekommen, von der Ostsee her zu Fuß, zum Skelett abgemagert und vom Typhus gequält. Doch schon im August 1945 kletterten wir wieder, mit einer Kanne gekochter Bohnen oder einigen Kartoffeln als Proviant. Mit Grete Satori, die noch früher als ich zu klettern begonnen hatte, war ich im Winter 1945 am Johnsbacher Friedhof, wo ihr Bräutigam Hans Senekowitsch (älterer Bruder des Fußballtrainers Helmut S.) bestattet ist. Hans, einer der besten steirischen Kletterer, stürzte im Sommer 1945 in der Dachl-Nordwand tödlich ab. Er war – 25jährig – gerade erst aus dem Krieg heimgekommen.

Ihrer unzeitigen Bergsehnsucht erlagen damals etliche Heimkehrer. Bei dem überragenden Kletterer Senekowitsch aber kam als auslösendes Sturzmoment dazu, daß die Seilschaft vor ihm alle Haken herausgeschlagen und den Rest unbrauchbar gemacht hatte. Hans und sein überlebender Gefährte Lawugger (der vom Bergrettungsdienst Admont in 36stündiger Arbeit geborgen werden konnte) standen dadurch, nicht darauf eingerichtet, praktisch einer Neutour gegenüber.

Nach dem Besuch in Johnsbach wateten Grete und ich von der Mödlinger Hütte auf den Kaibling – dabei sah ich die Freundin zum ersten Mal wieder lachen. Und am nächsten Tag kletterten wir – es lag etwa 1/2 Meter Schnee – über den Totenkopfl-Ostgrat. Absteigend, schon in leichtem Gelände, überraschte uns die Nacht, und wir verstiegen uns. Grete war etwa 15 Meter über mir im Fels. Ich hatte plötzlich das unbedingte Gefühl, daß Hans bei uns, um uns, war. Da kam Grete schon herunter zu mir und sagte: „Du – der Hansl war da, er hat geholfen!“ Wir hatten es beide gefühlt.

Schon 1945 war „jene Jungmannschaft“ geschlossen zum TVN beigetreten, da der Alpenverein noch nicht wieder konstituiert war. Grete und ich – Hermine hatte „abgeheiratet“ – waren gern gesehene Mitglieder der Jungbergsteiger. Ich traf dort den erst 16jährigen, dennoch schon führenden steirischen Kletterer Bertl Hausegger. Mit ihm durchstieg ich 1946 in sieben Stunden den Gesamten Windlegergrat. Nun drohte niemand mehr, mir mein Seil wegzunehmen! Aber anerkannt waren wir Mädchen nur bei Jüngeren und Junggebliebenen. Denn als ich es wagte, mit drei anderen Damen um die Aufnahme in die (renommierte) hochalpine Gruppe „Alpinistengilde“ anzusuchen, erwies sich ein alter Wiener, der nur „Zweier“ ging, als besonderer Damengegner. Unser verehrter, stets humorvoller Kletterlehrer Ing. Karli Mesnarisch brachte mir von ihm ein Pamphlet von vielen Seiten, in denen er den Damen die Fähigkeit zu großen Touren absprach. Unter anderem, weil diese „sich bei mehrtägigen Überschreitungen nicht richtig waschen können!“ Und: „Die Bäuerin will nicht



„Was bleibt uns Männern . . .“  
Henriette Eberwein am Broad Peak.

Foto:  
Archiv Eberwein

mähen wie der Bauer, nur Garben binden! Frauen missen die Gefahr und Angst“. Unter seine Schlußworte: „Ich will eine Fahne sein und ein Fanal!“ vermerkte ich roh: „Die Fahne hat der Herr selbst gehabt, zu unserer Reinigung brauchen wir kein Mannsbild, und – da ich im Krieg Männerarbeit, auch beim Mähen, geleistet habe, werde ich auch klettern!“ In meinem ersten Buch „Hochschwab“ schrieb ich über diese „Hinderer“: „An ihnen vorbei, die greinend am Wege saßen, stiegen sie empor, die Frauen und Mädchen einer neuen Zeit.“ So war es auch in der Alpinistengilde, die uns vier dann doch – als erste Frauen in der Vereinsgeschichte – in ihre Reihen aufnahm. Bis auf den heutigen Tag aber ist anzumerken, daß manche Männer die gesellschaftliche Umschichtung nach zwei Weltkriegen total verschlafen haben und noch ähnlich reagieren, wie der bekannte Bergsteiger Dr. Julius Meurer in der „Österreichischen Alpenzeitung“ 1879, als hervorragende Leistungen der großen Bergsteigerin Hermine Tausche-Geduly rühbar geworden waren:

„Was aber, so fragen wir Männer uns, bleibt denn uns noch, wenn die Leistungen der Damen in solcher Weise sich mehren und wir doch etwas voraus behalten wollen?“  
Als Frau Tauscher-Geduly wenig später einen Bergvortrag hielt,

war auch der arme Meurer wieder dabei, und wieder im pluralis majestatis:

„Wir sind Gegner der Frauen am Katheder, weil die Gefahr zu nahe liegt, daß eine Frau auf der Tribüne in den docirenden Ton verfällt, wodurch der entzückende Reiz der Weiblichkeit .. grausam beeinträchtigt werden müßte. Eine Frau, welche erzählt, wie sie sich mühsam am Selle emporgeschwungen und die steilen Felswände emporgearbeitet hat! Alles das mag die Frau so gut wie der Mann durchleben, aber von ihr verkündet, klingt es unserem Ohr nicht sympathisch!“

Mehr als hundert Jahre später hat ein Ausschußmitglied desselben exklusiven Bergsteigerklubs, dem auch schon Meurer angehörte und bei dem ich Mitglied war, in meinem Falle Ähnliches verzapft. Ich hatte den Präsidenten dieses Klubs über meine Leistungen und meine Bedeutung als Bergschriftstellerin aufklären müssen. Da hieß es dann: „Nicht, daß sie die bedeutendste Bergschriftstellerin ist, ist schlecht, sondern daß sie es gesagt hat!“

Meurer vermerkte schließlich von dem Vortrag der Frau Tauscher-Geduly, daß diese „nur das unumgänglich Nothwendige en passant“ erzählte:

„Sie hat es mit feinem Tacte zu vermeiden gewußt, ihre Zuhörer mit profanen Dingen zu unterhalten. Andernfalls .. hätten wir unserer Meinung keinen Zwang angetan!“

Wie schade, daß Meurer nicht mehr lebt – was hätte er inzwischen alles an Profanem, von Frauen verursacht, erleben müssen! Wie sehr entschwindet doch „der entzückende Reiz der Weiblichkeit“, wenn sie „profane“ Haus-Schwerarbeit verrichtet, im Dufte gerösteter Zwiebel am Herde steht, oder als „Trümmerfrau“ Kriegsrüinen beseitigt!

1883 wurde in der Österreichischen Alpenzeitung die großartige englische Winterbergsteigerin Mrs.E.Burnaby verteufelt, die auch unter dem Namen Hawkins-Whitshed, Maine und Aubrey le Blond bekannt ist (sie war dreimal verheiratet). Sie, die das erste Bergbuch einer Frau verfaßte, hatte sich erlaubt, erstmals über Winteralpinistik zu schreiben. Sie, die als erste Bergsteigerin auf Grandes Jorasses und Bishorn stand, hatte gewagt, was Tauscher-Geduly vermieden hatte: sie hatte sachlich berichtet! In den „streng männlichen“ englischen Alpine Club wurde sie nicht aufgenommen (und gründete einen Ladies' Alpine Club).

Auch in Bayern gibt es bis heute noch gewisse Frauenfeindlichkeiten, z. B. bei der Aufnahme in Bergsteiger-Vereine. Und als ich mit anderen Fachleuten gegen Einzelheiten der neuen AV-Einteilung der Ostalpen protestierte, schrieb mir ein Münchner Mitarbeiter Dr. Graßlers, Frauen wären keine Systematiker. In diesem Fall: Männer auch nicht.

Ich habe in einem mehrfach veröffentlichten Essay „Solvejg war keine Sestogradistin“ ein wenig über die Stellung der Frau von heute in der Gesellschaft (und somit auch in den Bergen) referiert. Erzogen noch als Gretchen oder gar als die Idealfigur Käthchen von Heilbronn, oder die (tatsächlich wunderschöne, rührende) Gestalt der Solvejg bewundernd, kann sie nicht zu Hause sitzen und auf den Erlöser warten (der auch keiner mehr ist)! Solvejg mußte ja zu Hause bleiben und warten, – was hätte

sie sonst tun sollen? – Solvejg war keine Sestogradistin! Solche Damen (und auch Damen geringerer Qualifikation) bereisen jetzt selbst die Welt wie der angebetete Peer Gynt, und leben ihr Leben auch ohne Peer...

In Bergsteigerkreisen heißt es: Wenn Du jemanden (einen zukünftigen Partner etwa..) wirklich kennenlernen willst, geh mit ihm auf den Berg. Dort zeigt sich schnell, ob sie (er) für Dich in Frage kommt. Ich möchte diese gut brauchbare Lebens-Anleitung noch ergänzen: und schau, wie er/sie sich in Vereinen benimmt! Ich habe in 45 Jahren Vereine, Verbände und Klubs aller Arten (nicht nur alpinistische) kennengelernt. Ein Verein ist ein merkwürdiges Gebilde aus (gottlob) noch immer unglaublich idealistischen Menschen, klugen Führungspersönlichkeiten und weniger klugen Grobrednern, und leider auch einigen Frustrierten (die nicht gerne zu Hause sind) sowie (noch schlimmer) aus solchen, die einen Verein als Melkkuh betrachten. Und – selbstverständlich! – ein Verein hat auch sein Fußvolk, die (zahlenden!) Mitglieder.

## Die Schokoladezeit beginnt

1946 begann die „Schokoladezeit“. Wir verwendeten das seltsame Wort, wenn wir halb verhungert durch endlose Gräben liefen, und statt fehlenden Brotes Fichtenzweiglein mit Schnee kauten. Da sagten wir wohl bedeutsam: „Warte nur ab, wenn die Schokoladezeit beginnt!“ Das Genußmittel, das uns Jugendlichen am meisten fehlte, war für uns ein Symbol des kommenden, großen Zeitalters! Ein, zwei Jahre nach dem Krieg konnte man schon gelegentlich etwas „mit Geld“ kaufen. So erinnere ich mich, daß 1 kg Zucker 120 Schilling kostete, mehr als die Hälfte meines Gehaltes. Nach dem Windlegergrat vermerkte ich in meinem Tourenbuch: „Mit Bertl viermal Mittag gegessen!“ Als „Honorar“ für eine Dachstein-Führung bekam ich einmal 40 Schilling und einen Sack Birnen. Eisenbahnfahren war billig, aber die Züge waren überfüllt. So bin ich einmal mit dem Gefährten und den Rucksäcken von Graz bis Villach gefahren, auf den Puffern eines Waggons stehend (es gab gute Griffe zum Anhalten). Auf der Adlersruhe wurde mir nach einer grauen Suppe mit „Kohlrübenstöpfeln“, die wir mit Heißhunger verschlungen hatten, schlecht. Aber auf den Großglockner bin ich dennoch gestiegen.

Nach diesem großen Bergjahr traf meine Mutter und mich der ärgste Schicksalsschlag: der Tod meiner heißgeliebten, schönen und höchstbegabten 27jährigen Schwester. Auch sie ein Opfer der Nachkriegszeit. Mit Penicillin – das wenige Wochen später erst zu uns kam, hätte man sie retten können! Mir war, als hätte man mir das Rückgrat herausgerissen. Erst die Sorge um meine depressive Mutter brachte mich wieder ins Leben zurück. Sie nahm mir das Versprechen ab, nicht mehr „so wild“ in die Berge zu gehen, damit sie nicht auch noch mich verlieren müßte. Anstatt extreme Touren zu suchen, begann ich nun in den Bergen zu forschen, und die Bergschriftstellerei bahnte sich an. Bücher und Begegnungen

Ich habe mein Schreibtalent vom Vater geerbt. Doch er war Lyriker und hatte wenig Wirklichkeitssinn. Den, und meine

Arbeitskraft brachte die Reihe lebensvoller Frauen meiner Ahnenreihe ein. Auch meine Schwester schrieb – wunderbare Geschichten und Gedichte von Amerika und vom Kaukasus! Da kam ich mir recht minder vor. Doch nach dem Erlebnis erster Klettereien war das „Muß“ des Schreibens wie ein unaufhaltsamer Strom. Ich schrieb, wo und wann immer ich konnte. Mit Bleistiftstummeln auf Packpapierfetzen und Zeitungsrändern oder alten Kuverts (die wir im Büro, wegen Papiermangel, sogar umdrehen und neu beschreiben mußten).

Ab Sommer 1946 erschienen erste Beiträge von mir in einschlägigen Zeitschriften, etwa „Ein Mädchen erlebt den Windlegrat“, die großen Anklang fanden. Ich lernte die beiden Redakteure von „Berge und Heimat“ (heute „Der Bergsteiger“) kennen, Walther Flaig und J.J.Schätz und die Schriftleiter der OeAV-Mitteilungen, so etwa Dr. Emil Hensler, einen wahren Ausbund an Wissen und Können, nicht nur in seinem Fachgebiet Geographie, die charmante Dr. Lia v. Hörmann, die eine der ersten Damen in der Dachl-Nordwand gewesen ist, und andere. Da gab es aber auch einen „Kollegen“, der absatzweise wörtlich abschrieb, und, zur Rede gestellt, meinte: „Aber ich muß ja abschreiben, ich hab so wenig Zeit!“

1947 war mein „Tauern-Sommer“. Ich hatte Susi dazu gewinnen können, mich – mit meinem Gehalt – einen Monat lang im Büro zu vertreten. Ich durchwanderte und durchstieg derweil mit den beiden jungen Juristen Dr. Hans Meixner und Dr. Heinz Sperka die Hohen Tauern von der Murquelle bis nach Lienz. Dabei erbeuteten wir 25 Dreitausender und manchen anderen Gipfel, sowie grundlegende Tauern-Kenntnisse, die ich, durch viele Erfahrungen bereichert, Jahre später in dem zweibändigen Werk „Hohe Tauern“ an meine Leser bringen konnte. 1947 waren wir noch unterernährt, und der lange Sperka verließ uns in Gastein, „Hungers wegen“. Im Bemühen, die Burschen satt zu kriegen, hatte ich einmal im Hannoverhaus eine Waschschüssel (stundenlang gereinigt) voll mit Müsli aus Haferflocken, getrockneten Kirschen (statt Rosinen), Wasser und ein bißchen Kondensmilch zubereitet! „Hänschen“ Meixner, ein wunderbarer Kamerad, hielt eisern durch, und miteinander entdeckten wir die Schobergruppe für das neuzeitliche Bergsteigen.

Dieses düstere Felsgebirge sprach mich merkwürdig an, und ich besuchte es später jeden Sommer. Nur hatte ich nie wieder vier Wochen Urlaub hintereinander! Heute ist das, was wir jungen Bergsteiger so dringend benötigt hätten, der Grundurlaub von fünf Wochen, verwirklicht. Damals bekam man zwei Wochen pro Jahr, und, nach fünf Jahren bei der gleichen Firma, drei Wochen. Wer Posten wechseln mußte, wurde auf die Ausgangsbasis zurückgeworfen; vor einem halben oder dreiviertel Jahr Arbeitszeit war an Urlaub überhaupt nicht zu denken. Dabei mußte ich dankbar sein, bei der einen oder anderen Firma schon den freien Samstag genießen zu können. Ich machte aus der Urlaubsnot eine Tugend, überschritt in rasanten Wochenendtouren ganze Bergkämme und erlangte dabei große Gebietskenntnisse. 1950 (im Alleingang), 1952/53 und 1955/56 gelangen mir einige frühe Begehungen und Neutouren in der Schobergruppe. In einem Jahr, als ich 14 Tage für das Gebirge „zusammengekratzt“ hatte,

waren 13 davon verregnet. Am 14. Tag aber glückte uns eine frühe Begehung des Prijakt-Westgrates, 3065 m, IV, der „Badilekante der Hohen Tauern.“ 1950 kletterte ich auch in den Julischen Alpen, und mein großer Sommer 1951 endete in einer Spalte am Schlatenkees des Venedigers, wo ich 25 Meter tief hinunterfiel.

1957 „bescherte“ mir ein Knochenleiden monatelange Lähmungen. Um mich von den rasenden Schmerzen abzulenken, schrieb ich mein erstes Buchmanuskript „Hochschwab“. Hatte ich im Krieg, mit Hermine und „Laliderer“, von fremden Ländern geschwärmt (ausgerechnet von Patagonien und Abessinien!), so begann ich mich bald, zwangsläufig auf das Inland beschränkt, nur mehr für die Heimatberge zu interessieren. Schon vor der „Expedition in die Heimat“, unserer Tauerntour, war mir aufgefallen, daß es in vielen Gebirgen noch Unerforschtes, neu zu Entdeckendes gab. Und auf Neues hab' ich immer Wert gelegt in den Bergen. Bald kam ich drauf: es gab ja noch kein Hochschwabbuch! In meinem Manuskript legte ich die Erfahrungen von 13 Jahren intensiven Hochschwab-Bergsteigens und Skifahrens in dem uns Grazern nächsten Hochgebirge nieder.

Mein Buch erschien – allerdings erst nach langer Wartezeit – 1960 beim Grazer Leykam-Verlag, mit dem mich heute ein halbes Dutzend Bücher und sehr gute menschliche Beziehungen verbinden. Binnen sechs Wochen waren 2/3 der Hochschwab-Auflage verkauft, und heute noch ist das neu aufgelegte Buch ein „Dauerbrenner“. Was mir aber am meisten Vergnügen machte, war, daß ich damit eine „Hochschwab-Weile“ in den alpinistischen Gazetten verursacht hatte.

„Nebenbei“ schrieb ich, immer gerne, für das Alpenvereinsjahrbuch, so ab 1956 über meine Schobergruppe, die Niederen und Hohen Tauern usw. Vielbeachtet wurde mein Beitrag „Drei große Bergsteigerinnen“ über M.M.Debelakova, Grete Rieder und Maria Kampitsch, (1964). In diesem Jahr erschien auch mein zweites Buch „Auf einsamen Bergen“ in Salzburg. Ich beschrieb darin nicht nur (damals) einsame Bergegebiete, die ich ja immer bevorzugt(e), sondern auch meine „unzeitigen“ Touren. Ich hatte die meisten davon, mangels Freizeit, bei sogenanntem Schlechtwetter machen müssen, und viele auch nicht zur „passenden“ Jahreszeit. Aus dieser Zeit stammt der Spruch meiner Gefährten: „Wenn die Lisl mit ist, regnets!“ Ich bin auch kein Sonnenkind – geboren am letzten Herbsttag, habe ich in diesem Buch wahre Hymnen an Nebel und Regen gesungen.

„Zwischendurch“ baute ich mit Mutter ein kleines Haus im Tobelbader Wald. Die Erlebnisse dabei und drumherum habe ich später in meinem Buch „Sanfte Kuppen – schroffe Berge“ (1977) festhalten können. Dieses Werk, u.a. dem Grazer Bergland gewidmet, enthält auch schon erste Memoiren, und Kurzgeschichten.

1967 konnte ich am Buch „Von der Krinoline zum sechsten Grad“ der Felicitas von Reznicek lektorisch und inhaltlich maßgeblich mitwirken. „Fee“, wie ihre Freunde sie nennen, war schon vor 1945 eine anerkannte Schriftstellerin („Ein Zug fährt ab“ wurde sogar verfilmt). Die Tochter des berühmten Komponisten Emil N. v. Reznicek wählte nach dem Krieg Engelberg in der

Schweiz als Domizil, wo die temperamentvolle Dame der Gesellschaft (heuer 83) noch heute lebt. Eine echte emanzipierte Frau im besten Sinne, die keine „Sechsergeherin“ gewesen ist, aber in Gesellschaft von Weltbergsteigern (etwa Noll-Hasenclever) besonders die Zermatter Berge kennt. 1968 gründete die „Große alte Dame des Frauenalpinismus“, wie man sie heute nennt, das Rendez-vous Hautes Montagnes (RHM). Aus der großen Reihe von Weltbergsteigerinnen, die in der „Krinoline“ erschienen kamen später viele, auch mit Ehemännern, zu den stets gut besuchten ein- bis zweijährlichen Treffen. Heute ist schon junger Nachwuchs (Sportkletterinnen!) dabei.

Als wir die Kapitel betitelt, blieb ein Eindruck in mir haften: „Die Damen sind eher schweigsam“. Gemeint waren speziell die deutschen, das Wort paßt aber auch auf andere Nationalitäten. Die wenigsten Bergsteigerinnen wollen (in Artikel- oder Buchform) schreiben, auch wenn sie viel zu sagen hätten und eine gute Feder führen. Durch Bekanntschaften mit großen Alpinistinnen kam ich zu der Erkenntnis: sie haben zu wenig Zeit zum Schreiben! Ehemänner, Haushalt, (oft mehrere) Kinder, auch ein eigener Beruf, zeitaufwendige Touren – da kann man in der spärlichen Freizeit (falls überhaupt vorhanden!) nicht auch noch schriftstellern. In keinem Fall bedaure ich das so wie für Frau Prof. Heide Sattke aus Klagenfurt. Es gibt Frauen, die schwierigere Touren gemacht haben, aber sicher ist keine unter ihnen, die mehr als eine Generation lang die Erste am Seil gewesen ist. Was könnte so eine „Famillenseilschaft“ (mit Ehemann, Sohn, Tochter) für Aspekte bieten!

Hatte ich einen großen Teil meiner Bücher nach der Berufsarbeit schreiben müssen („In Trance“, wie meine liebe Mutter, die stets größten Anteil an meiner Schreiberei nahm, oft sagte), so konnte ich mich 1973 als Schriftstellerin selbständig machen. Im Büro hörte ich hinterrücks: „Die wird bald auf der Straße stehen!“ Nun, ich stand nicht dort, sondern weiter auf vielen Gipfeln, und schließlich, 1983, vor dem österreichischen Bundespräsidenten, der mir den Titel „Professor“ verlieh.

„Arbeit und Berge“; das Motto Dr. Kugys, könnte auch über meinem Leben stehen. (sogar – wie bei ihm – mit Musik verbunden). Von 1973 bis 1987 schrieb ich noch so manches Bergbuch, korrespondierte mit der halben Welt, und begeisterte mich auch für „auswärtige“ Gebirge, wie die Ortleralpen, die mir besonders liegen, und das Engadin.

45 Jahre Alpinismus – wie sieht und erlebt man das, wenn man bergsteigend und zuschauend, nachdenkend, auswertend, beschreibend und mitmischend dabei gewesen ist? In ein paar Jahren hat sich mehr verändert als früher in Jahrhunderten! Auf einer Alm in der Granatspitzgruppe, in meinen „Einsamen Bergen“, wurden wir 1951 mit Drohgebärden verscheucht, als wir um Nächtigung fragten. Heute wirbt man dort mit Speck, Schnaps, Kaffee und Kuchen um die Autogäste der nahen Felbertauernstraße! – Die Bergausrüstung hat einen unüberbietbaren Stand an Quantität und Qualität erreicht. Bergsteigenden Frauen ist heutzutage praktisch alles möglich. (Wanda Rutkiewicz, zwei Achttausender in einem Jahr...).



*Auswüchse des Pseudobergsteigens.*

*Foto:  
Adolf Mokrejs*

Was ich für den Alpinismus von heute noch wünsche? Rückkehr zur Vernunft, Normalisierung, Umdenken ins Menschliche. Sich gegen manche Auswüchse des heutigen Alpinismus (mit allem – auch den Umwelt-Belangen-) auszusprechen; das Rad langsamer – und auf die Seite der Vernunft – drehen zu helfen; Menschen zu warnen, sie vielleicht zu retten – darin sehe ich eine ebenso große Aufgabe, wie den Bergen ein Loblied zu singen.

Meinen Freunden Hans und Cilli Barobek, Wien, danke ich für die Überlassung des (geschützten!) Titels dieser Arbeit.

# Er war der Begründer der alpinen Sicherheit

Professor Dr. Wilhelm Paulcke: Bergsteiger, Skipionier, Wissenschaftler und Künstler

Von Michael Vogeley

*Unüberlegtes Draufgängertum ist dumm! Deshalb ist es gut, die Erfahrungen der Vorgänger zu kennen und zu verwerten und Kühnheit mit Überlegung, Klugheit und Können zu paaren. Wirklichen Mut zeigt nur der, der sich auch stets der Folgen seiner Handlungen bewußt ist.*  
Wilhelm Paulcke

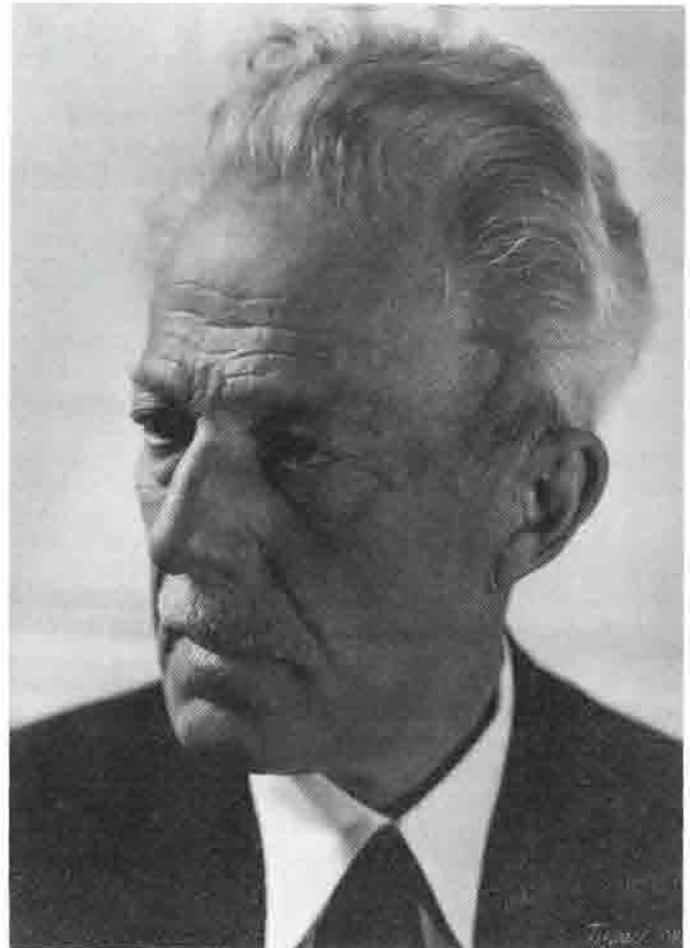
## Bei Kaffee und Kuchen: Einblick in eine Persönlichkeit

Heidi ist über achtzig, aber die Augen blitzen jugendlich. Sie nippt an der Kaffeetasse, die Torte bleibt unbeachtet, die Zigarette geht kaum aus. Sängerin war sie, die künstlerische Veranlagung kommt vom Vater. „Eine Zeitung nannte ihn einmal den ‚Paule aus Leipzig‘,“ erzählt sie zornig, „obwohl er sich nie als Sachse empfunden hat. Meine Mutter war Schweizerin.“ Die leibhaftige Tochter Wilhelm Paulckes, verwitwete Wieland, strahlt Temperament aus. Wieland? Ja, da gibt es auch Verwandtschaft zum Wieland vom Nanga Parbat. Lebhaft erinnert sich Heidi an den Vater: „Er war fasziniert von allem, was mit Bergsteigen und Skilauf zusammenhing.“ Nordenskjölds Bericht eines Skirennens 1884 in Nordschweden über 220 Kilometer war Auslöser, der 37jährige Lappe Tuorda schaffte die Strecke in knapp 22 Stunden! Nansens „Auf Schneeschuhen durch Grönland“ wird Nachkastllektüre.

## Das Kind: privilegiert?

Der höchste Berg seiner Vaterstadt Leipzig führt den bezeichnenden Namen „Promenadenwarze“. Im Winter zerschleift sich Wilhelm die Hosen auf dem, was man in Sachsen eine „Käsehitze“ nennt: dem Schlitten. Ebenfalls auf zwei Kufen schlittert der am 3. April 1873 geborene, inzwischen Sechsjährige, 1879 mit dem Vater durch Graubünden, um die kurende Mutter in Davos zu besuchen. Die Familie bleibt dort hängen. Der Vater, ein begüterter Apotheker, beschließt den Ruhestand, um sich in Davos in seinem Hobby, der Malerei, zu verwirklichen.

Der erste Gipfel des schwächlichen Buben wird das weg- und harmlose Schiahorn, der zweite das Flüela-Schwarzhorn mit Vater und Großmutter. Drei bergbegeisterte Generationen unterwegs. Davos – damals – war anders: die Hotels ließen sich an den Fingern abzählen, der letzte Bär wurde erlegt und im



Professor Dr. Wilhelm Paulcke

Foto:  
Archiv Michael C. Wieland

Festzug zum Rathaus getragen, der Wintersport unbekannt ... Wilhelm besucht dort das Gymnasium, ist mäßig begabt, mäßig fleißig, mäßig ehrgeizig, aber im Spielen außergewöhnlich fantasievoll. Wegen „guter“ Zeugnisse verläßt er die Schule, erhält Privatunterricht. Mit einer geklauten Wäscheleine spielt er „Bergführer“, ertobt sich eine gute Gesundheit. Es muß eine köstliche Kindheit gewesen sein, obwohl die Mutter 1882 (?) stirbt.

Man zieht nach München um, der Vater will sich noch mehr der Malerei widmen. Noch ist W. P., wie er später fast nur noch genannt wird, ein Kind. Mit den Kameraden vom Max-Gymnasium geht es in die Kiesgruben, schlägt er in Schutt und Lehm Stufen wie in eine Eiswand. Am Litzner in der Silvretta, dem letzten Berg des Vater, vollzieht sich der Generationswechsel. Der Bub will allein auf den Gipfel, es wird sein erster selbständig errungener Erfolg in den Alpen. Befreit jauchzt er einer Führerpartie zu. Doch noch ehrgeiziger sind seine Ziele, die Westseite ist erst einmal von Klucker und Norman-Neruda durchstiegen. Wilhelm turnt den schwierigen Anstieg wieder hinunter, steigt ein. Und erneut jubelt er...

Zwei Jahre später ist der Vater tot, Wilhelm allein. Aber da sind der gütige Onkel Max und die Tante Clara, die in Baden-Baden wohnen, der hübschen Stadt, die auch im Alpinismus eine Bedeutung haben wird. Das Zauberwort heißt Battert.

## Der Alpinist: Berge als Schicksal

Wieder leuchten Heidis Augen auf: „Kennen Sie den Battert?“ Sie will keine Antwort: „Ich war das erste Mal im Fels, der Vater hat mich mitgenommen. Da war ein Überhang“, kommt sie ins Schwärmen, „und die Mutter schaute zu...“ Wilhelm ist noch pubertierender Jugendlicher, da begeht er den Einsiedlerpfad, reißt die Augen auf: da sind Felsen, wahrhaftige anständige Felsen, ein kleines Bergell, eine Mini-Silvretta, mit prallen Wänden und kühnen Graten.

Ein Eishaken singt in den festen Fels. Der junge Paulcke erschließt den bedeutendsten Klettergarten Süddeutschlands, wählt dolomitische Namen für seine Erstbesteigungen auf erstbegangenen Wegen: Saß Maor, Villnösser, Fermedatürme. Mit einer 18 x 24-Plattenkamera hält er die Erinnerungen fest, schöne Landschaften – und hübsche Mädchen. In der Freiburger Gegend – im Höllental, im Oberrieder Tal und am Kandel – werden die Klettermöglichkeiten untersucht. Herrliche Wände und steile Türme, das werden schönste Erstbesteigungen. Eine doppelgezackte Nadel wird von den Freiburgern „Paulcketurm“ getauft.

Er liest viel. Beeinflußt von Emil Solleder hat er bald nur ein Ziel: Bergsteigen, aber nur führerlos. Das war damals noch nicht selbstverständlich. „Wer außergewöhnlich schwere Berge ersteigen oder besonders gefährliche und schwierige Touren unternehmen will, soll dies nur ohne Führer tun!“ Wilhelm Paulcke will sich nicht der vernichtenden Kritik aussetzen, die damals den unselbständigen Führertouristen auf Korn nimmt, will kein „Lämpel“ sein. Er ist beeinflusst durch die treffsichere Polemik, die sich Norman-Neruda in seinem Aufsatz „Die Fünffingerspitze als Modeberg“ von der Seele geschrieben hat.

Der Sommer 1898 ist schön. Die Pickelschläge hallen laut in die Nacht, als Paulcke und sein Gefährte Scholl in den Hörnligrat einsteigen. Die damals „Matterhornhütte“ genannte Solveyhütte ist bald erreicht. Scholl leidet an einer Magenverstimmung. Schnell einigt man sich und W. P. turnt allein von der Schulter zum Gipfel, jodelt seine Freude hinüber zu den Walliser Viertausendern, steht schon bald wieder beim Freund. Solo aufs Matterhorn, so selbstverständlich war das 33 Jahre nach der Erstbesteigung noch nicht.

An der Meije gelingt die dritte führerlose Überschreitung ohne Biwak. Die Spuren Emil Zsigmondys werden ehrfürchtig verfolgt, das Vorbild fand hier durch Seilriß den Tod. In La Bérard werden Alpenblumen auf das Grab gelegt und weiter geht es zur Barre des Ecrins. Dem Führer einer anderen Partie fällt fast die Pfeife aus dem Mund. Beim steilen Eisabstieg zum Glacier Blanc schlägt die Partie Paulcke keine einzige Stufe, auf wohlgeschärften Steigeisen wird die Flanke schnell bewältigt. In der Dauphine kennt man diese „crampons“ noch nicht.

Zeitgemäß sind Paulckes frühe Gedanken: *„Die Frage der Anwendung extremer Hilfsmittel im Alpinismus ist stark umstritten. (...) Ginge man in diesem Bestreben rücksichtslos weiter, so könnte schließlich jede Wand mit Methoden moderner Ingenieurskunst ... gangbar gemacht werden. Die Durchführung solchen Beginnens wäre nur eine Frage des Einsatzes von Zeit und Arbeitstechnik. (...) Die Sucht, auf solche Weise den Anstieg über sonst ungangbare Wände zu erzwingen ... stellt eine Verfallserscheinung des Alpinismus dar!“*

„Die Berge waren sein Schicksal“, erzählt Heidi, „durch das Bergsteigen wurde er Geologe, und von der Geologie kam er zur Schneeforschung.“ Der Paulcketurm in der Silvretta wird von ihm erstbestiegen, 1910 gelingt dem 18jährigen Klettergenie Dülfer die zweite Besteigung. W.P.'s alpinistische Karriere endet später mit seinen schweren Kriegsbeschädigungen, was ihn nicht abhält, weiterhin im Gebirge unterwegs zu sein: als Wissenschaftler.

## Die Begleiter: alpine Prominenz

Die Nacht ist sternenklar. Christian Kluckers schwere Nagelstiefel knirschen auf dem Pflaster der Dorfstraße. Neben ihm ein Bürschchen, eifrig, noch ein wenig müde vom frühen Aufstehen, neun Jahre alt. Klucker ist ein junger hübscher Kerl, von Beruf Wagner, Gemsjäger aus Passion und Bergführer aus Leidenschaft. Staunende Kinderaugen im Eisbruch. Stunden später der Grat, der junge Wilhelm ist das erste Mal am Seil. Über den Gipfelfirn stapfen sie zum großen Gipfelsteinmann des Piz della Margna. Staunen über die mächtigen Bergeller Berge ringsum, glühend die Wangen des Jungen, als Klucker sagt: „Du bist gut gegangen.“ Einer der größten Bergführer seiner Zeit hat ihn gelobt, „Kluckerspielen“ wird seine Lieblingsbeschäftigung. Auch viel später ist Klucker oft mit W. P. unterwegs. Die Rolle Führer-Geführter ist dank der Leistungsfähigkeit Paulckes nicht sehr ausgeprägt.

Dann kommt die nächste große Tour. Mit dem Vater und

Die erste Bindung,  
die zur Abfahrt taugte.

Foto:  
Archiv Michael C. Wieland



### Der Skipionier: „Oha! Da komme d' Brettlehupfer!“

Nansen war an allem schuld. Auch der junge W. P. saugt dessen Schneeschuhberichte in sich auf. 1883 legt das Christkind dem Jungen die ersten Telemarkski unter den Weihnachtsbaum. Schon früh erfindet Wilhelms kindliches Gemüt eine fantasiereiche Skibindung, die der Schlittschuhbefestigung nachempfunden ist. Mit Schrauben und Zehenriemen wird für ihn und seine Mitschüler am Fridericianum in Davos die wohl erste zum Abfahren taugliche Bindung hergestellt. Das ist kein anstrengendes Schneewaten mehr, kein Stapfen, kein Einsinken. Paulcke erlebt das erste mal seeliges Gleiten über glitzernde Flächen, das berauschte Gefühl der Abfahrt. Noch ahnen er und seine Freunde nicht, welche Bedeutung der Skilauf in der Schweiz, in den Alpen, in Europa, in der Welt erhalten wird. Im Winter nach dem Umzug in die bayerische Metropole wird der Englische Garten durchquert. Auf dem Monopteros, 20 Meter hoch, scharren das erste mal Ski, Münchens erster Slalom wird durch W. P. gefahren.

Anfang der achtziger Jahre besteigt Paulcke mit seinen Brettern die Badener Höhe im Schwarzwald, wenig später steckt eine Einladung ins norwegische Christiania im Briefkasten. Die Holmenkollenschanze wird besucht, und bei Fritz Huitfeldt, dem Bindungspionier, werden Eschenholzski und Elchschuhe erworben. Mit diesen trainiert der frischgebackene Abiturient im heimatischen Schwarzwald, die erste Überschreitung des Feldberges gelingt. Die *Freiburger Zeitung* schreibt: „Vier Männer voller Mut und Kraft wagten es, mitten im Winter, bei tiefstem Schnee auf norwegischen Schneeschuhen ... zum Feldberg zu gehen.“ Die Schwarzwälder staunen die Skiläufer an wie Wundertiere. Heidi Wieland nimmt wieder einen Schluck aus der Kaffeetasse: „Mein Vater erkannte die Vorteile des nordischen Gerätes und beschloß: Das muß Allgemeingut werden! Wissenschaftlich und systematisch widmete er sich dieser Aufgabe ein Leben lang.“ Paulcke verbreitete das Lob des Skilaufes in Wort, Lied und Schrift. Unwahr ist, daß danach sogleich alle Bauernburschen Mistgabel und Melkeimer fallen ließen, um fortan eine Karriere als Skilehrer einzuschlagen. „Oha! Da komme d' Brettlehupfer!“

Christian Almer geht es über den Tschingelengletscher nach Kandersteg. Almer ist einer der großen Pioniere. Die starke Sonne und der Neuschnee bescheren dem Jungen einen ausgewachsenen Sonnenbrand und der Bergführer belehrt mit dem sinnigen Vers: „Der Äpler wäscht sich morgens früh, der Alpinist tut sowas nie!“

Christian Jaun, der Erstbesteiger des Litzners, führt den Vater in der Silvretta. Wilhelm darf noch nicht mit. Nach der Besteigung des kühnen und steilen Berges ist der Kommentar des Vater: „Junge, das hättest du auch geschafft.“ Der Ehrgeiz ist geweckt. 1897 ist ein besonderer Bergsteigersommer. Am Battert hat sich der junge Student erprobt, die Schwierigkeiten im Riß-, Wand- und Kaminklettern gesteigert und beschließt nun – systematisch und vorsichtig – dieses Können unter Anleitung eines erfahrenen Führers ins Gebirge zu übertragen. Mit Sepp Innerkofler gelingt die Dreischusterspitze. Zwei Tage später pfeifen Steine vom Zwölferkofel, verletzen den 25jährigen. Doch diese Tour bringt Paulcke die Anerkennung Innerkoflers ein, er darf im Gewitter einer anderen Seilschaft beim Abstieg helfen. Der berühmte Dolomitenführer wird im 1. Weltkrieg beim Sturm auf den Paternkofel von einem italienischen Soldaten in den Tod gesteinigt.

R. von Sydow lenkte damals den D.u.Oe.A.V. in vorbildlicher Weise. Paulcke verehrt und bewundert den „weitblickenden und energischen“ Leiter, hat das Glück, in dessen Amtszeit Hauptauschußmitglied zu sein, und setzt sich vehement für die Förderung von Auslandsbergfahrten der Jungen ein. Die jetzige Bergsteigerjugend dürfte von diesem Gedankengut noch profitieren!

Peng! „275!“ Peng! „276!“ Wieder schnippt das 25 Zentimeter lange Gummiband und ein kapitaler Bock läßt sein Leben. Nur alpin Erlauchte dürfen in den „Akademischen Fliegenclub“ eintreten, der vor allem im Grödner Tal sein Unwesen treibt. Da sind Eduard und Gustl Wagner, Hans Lorenz, Wessely, von Arvay, Norman-Neruda, Christomannos und Oskar Schuster, die mit Paulcke ihre Leidenschaft teilen. Zwischen Klettern und Diskutieren werden Abschußlisten über die erlegten Fliegen geführt. Namen, die in den alpinen Analen stehen, bewahrten sich eine gehörige Kindsköpfigkeit nach dem Motto: „In jedem echten Mann steckt ein Kind“.

„Welzenbach war die ausgesprochenste und stärkste Persönlichkeit, die mein Vater unter den jungen Bergsteigern kennenlernte!“ gerät Heidi Wieland ins Schwärmen. Wir wissen es, sein alpines Wirken charakterisierte eine ganze Epoche des modernen Alpinismus. Welzenbach stellte sich die schwersten Aufgaben in Fels und Eis und löste sie aufgrund sorgfältiger Beobachtung und reifster Überlegung mit vollendetem Können. Das muß einem bergsteigendem Wissenschaftler wie W. P. gefallen haben. „Welzenbach war eine stille Natur, ein Mann weniger Worte. Es war etwas unerhört Verhaltenes in ihm“, schwärmt Paulcke; „Man konnte vorzüglich mit ihm schweigen, oder in klarer bündiger Rede wissenschaftliche und alpine Fragen mit ihm behandeln. Sein sicheres Urteil begründete sich auf guter Beobachtung in der Natur.“

war anfangs der spottende Ruf der Schwarzwälder. Aber es dauerte nicht lange und „Brettlehupfer“ wurde Ehrentitel. Paulcke und seine Kameraden zeigen den Bauern und Waldarbeitern den Nutzen der langen Latten für den Weg zur Arbeit, für den Verkehr von Ort zu Ort. Bald standen vor diesem, jenem Bauernhof ein Paar Ski.

Die Revolution bleibt nicht ohne Widersacher. So ereifert sich die Presse „... gegen das Herausziehen in Gottes freie Natur an Sonn- und Feiertagen ...“. Doch W. P. verfolgt sein Ziel. „Zäh wie Leder und nur net luck lasse“, ist sein Wahlspruch. Da ist auch die inzwischen Geschichte gewordene Kontroverse zwischen ihm und Mathias Zdarsky: Hie Norweger, da Lilienfelder. Die Schlacht, ob Ein- oder Zweistocktechnik das allein seeligmachende ist, wird oft unter der Gürtellinie geführt. Eine Kindheitsfeindschaft, geboren aus einer Schneeballschlacht, entwickelt sich zur Weltanschauung. Paulcke, der „zweistöckige“, siegt. Der heutige Skifahrer ist „Norweger“.

„Ski“ kommt von „Scheit“. Von den Anfängen des Skispringens erzählte ihr der Vater: „Wer am weitesten gestürzt war, wurde Sieger.“ Und Heidi schmunzelt: „Köstlich war die Beschreibung der ‚Konferenzen‘, die er als Botschafter weiblichen Skilaufs, in Schneider- und sonstigen Toilettefragen als Berater besorgter Skihaserlmütter hatte.“

1895 wird auf Betreiben Paulckes der erste Skiverein in Deutschland, der „Skiclub Schwarzwald“ SCS, gegründet. 1900 beantragt er als Premiere einen Sprung- und Laufwettbewerb. Sieger wird der Norweger Nielsen, der zugleich den verblüfften Zuschauern zeigt, was Skilauf wirklich ist: Langlauf, Abfahrt, Sprungtechnik, Schwingen. 1901 wird der Alpinpoet Henry Hoek deutscher Langlaufmeister, 1903 erspringt sich Karl Gruber den Sieg der ersten deutschen Meisterschaft. Als Sendbote der weißen Faszination wirkt der sächsische Kletterer Oskar Schuster in Norddeutschland, der in Kiel studiert und in den Ostseedünen (!) Ski läuft.

Die Alpinisten haben es nicht eilig. Erst 1901 wird der Akademische Skiklub München, „Asem“, ins Leben gerufen. Die einzige bergnahe Brettgruppe, der „Schneeschuhverein München“, dämmert vor sich hin. Der Asem geht daran, die vor den Toren Münchens liegenden Skigebiete zu erschließen, der erste Skiführer wird verlegt. 1902 hält der Asem den ersten Skiwettkampf in Garmisch-Partenkirchen ab, die Urzelle der Olympischen Winterspiele. 1903 hält Paulcke die Zeit für gekommen, die Skivereinigungen Deutschlands und Mitteleuropas zusammenzufassen. Der Gedanke einer „Europäischen Seilschaft“ auf Ski wird von ihm kreiert. Aus diesem Gedankengut wird 1908 der Deutsche Skiverband mit zehntausend Mitgliedern gegründet, Jahre später hatte sich die Zahl verzehnfacht.

„Empor, Excelsior, vorwärts, höher!“ Die Zeit der Schneereifen war vorbei. 1890 wird steifbeinig der Heimgarten bei Murau als erster Alpengipfel mit Ski erreicht. Von Arlt besteigt im Sonnblickgebiet 1895 den ersten Dreitausender mit Skihilfe fast bis zum Gipfel. Paulcke weiß nichts davon, will diesen Markstein selbst mit Victor de Beauclair und Freunden setzen. Von Amsteg am Gotthard gleitet die Gruppe auf ihren langen Hölzern hinauf zum

Hinterbalm, einer Ansammlung vom Almhütten. Kurz nach Mitternacht schnallen sie sich die Latten wieder unter die Norwegerfellschuhe. Noch wird mit doppelter Redundanz gearbeitet: Münchner Schneereifen und kanadische Schneeschuhe sind als Reserve im Rucksack. Stunden später der Triumph auf dem 3330 Meter hohen Oberalpstock, der erste „wirkliche“ Skidreitausender der Alpen ist erobert.

Die Tage vom 17. bis 23. Januar 1897 werden zur Skigeschichte. W. P. ist Ideator, mit dabei sind de Beauclair, Ehlert, Mönlich und Lohmüller. Das Berner Oberland soll durchquert werden, Gipfelbesteigungen sind eingeplant. Nach hartem Spuren wird die verschneite Oberaarhütte erreicht. Am nächsten Morgen wird die „Expedition“ fortgesetzt, saugend die Abfahrt von der Grünhornlücke zum Concordiaplatz, die 40pfündigen Rucksäcke drücken. Die Concordiahütte ist ein Eispalast mit mäusezernagten Decken. Das Wetter wird schlecht, es ist zu warm. Die geplante Jungfraubesteigung wird zugunsten des niedrigeren Rottalorns ausgesetzt: Lawinengefahr. De Beauclairs Ski spießt in eine Schneewehe, kracks. Paulcke – der Wissenschaftler – erweist sich als tüchtiger Handwerker ... Der nächste Tag sieht die Skiläufer im schärfsten Bruch des Aletschgletschers. Seilfahren auf Ski, daran ging schon manche Freundschaft kaputt. Dann die Hütten von Oberaletsch und nach einem übermenschlich harten Tag steht die Gruppe vor dem verschlossenen Hotel Belalp. Der Eispickel wird zum Hüttenschlüssel und ein Faß Essig mit Saccharin in „Wein“ umgewandelt. Ein neuer Weg im Alpinismus wurde gewiesen, das winterliche Hochgebirge hatte seinen Schrecken verloren.

## Die magische Grenze: 4000 Meter

Am 4. Jänner 1898 weigern sich die Träger, die Lasten weiter bis zur Betempshütte am Monte Rosa zu schleppen. Ab Roter Boden sind Paulcke und Helbing allein. Das Ziel: als erster Viertausender soll der Monte Rosa Skiberg werden. Bis 4200 Meter werden an der Dufourspitze die Latten benützt, d. h. bis zum Ansatz des Felsgrates, der keine Skibegehung mehr zuläßt. Helbing, der spätere Besteiger des Aconcagua, wird höhenkrank, so daß auf den Gipfel verzichtet wird. Aber das Ziel ist erreicht, die magische Viertausendmetergrenze wurde mit Ski überschritten.

1901 gelingt Paulcke die zweite Durchquerung des Berner Oberlandes. Von Arlt, Schar und von Saar machen mit Skiunternehmen in der Glocknergruppe von sich reden. 1902 halten de Beauclair und Weber den ersten Führerskikurs in Zermatt ab, Paulcke unterrichtet gleichzeitig am Arlberg, in Rauris lehrt von Arlt. Begleitet werden solche Kurse mit Anweisungen für die Herstellung von Skiern.

Dem Alpenverein, der sowohl dem Ski als auch der Hüttenbenutzung im Winter skeptisch gegenüber steht, droht W.P.: „...werde ich in der nächsten Auflage meines Buches ‚Der Skilauf‘ ein Kapitel über Einbruchstechniken beifügen!“ Ein Rückschlag, als seine Gefährten Ehlert und Mönlich am Sustenpaß in einer Lawine ersticken. 1901 gewinnt Paulcke den Alpenverein für die Idee, Bergführer zu Skilehrern zu machen, und leitet selbst ein

Rechts:  
Der erste deutsche  
Bergführer-Skikurs  
im Winter 1902  
auf der Valuga, Arlberg.  
Wilhelm Paulcke war  
der Leiter des Kurses  
und der Fotograf  
dieses Bildes.  
Unten: Paulcke-Effendi  
(ganz rechts im Bild)  
auf dem Teiran Dagh  
in Armenien.



Aus:  
Schi-Sport, 1943

Jahr darauf den ersten Kurs. Während man vorher den Skistil mit „abgebrochener Saustellung“ titulierte, kommt nun Methodik in das Lehrwesen. W. P. erlebt es nicht mehr, daß mit moderner Skitechnik Wände befahren werden, die normalerweise das Revier erfahrener Pickelschwinger sind: Königsspitze-Nordwand, Blancograt, Roseg-Nordwand, Ortler-Nordwand ...

### Der Soldat: „Paulcke-Effendi!“

Im Herbst 1893 steht ein junger Freiwilliger im Geschäftszimmer des Rheinischen Jägerbataillons Nr. 8 stramm. „Einjähriger, ich habe Ihren Lebenslauf gelesen, Sie können Skilaufen?“ „Jawohl, Herr Leutnant!“ Paulcke wird in die Vogesen als Skiinstruktor abkommandiert und ist froh, daß er nicht „blau angestrichen“ wird, d.h. der Infanterie entkommen ist. Zur Gruppenmotivation erfindet er den Patrouillenlauf. Einzelleistungen im Skilauf sind nicht gefragt, die wohl wichtigste militärische Skidisziplin wird daraus entwickelt.

1914 fallen dann die Schüsse von Sarajevo. Die Hoffnung auf ein rasches Kriegsende schwindet bald, die Fronten rennen sich fest. Paulcke schafft die gigantische organisatorische Aufgabe, innerhalb von sechs Wochen ein Schneeschuhbattalion – ein-einhalbtausend Mann – im Skilaufen auszubilden.

Die Devise ist: „Berge sind Festungen, wir sollten sie halten, Deutschland schützen!“ An der festgefahrenen Dolomitenfront kommen W. P. seine alpinen Kenntnisse zugute. Der Leutnant Paulcke bleut seinen Soldaten ein, Karten auswendig zu lernen jederzeit biwakbereit zu sein, klettern zu können. Seine Taktik zeigt bald Erfolg: „So schoß z.B. ... Toni Grimm, nachdem er unbemerkt die Punta dei Bois mit einem Jäger erklommen hatte, allein von dort aus 102 Italiener ... ab ...“ Heutzutage wäre das ein zweifelhafter Erfolg alpiner Ausbildung, damals eine zweckbestimmte Anwendung des Bergsteigerwissens. Der Alpenverein tut das seine dazu. Genaue Kenntnisse der Gebirgsgruppen, in denen gekämpft wird, sind erworben, hervorragendes Kartenmaterial vorhanden, das Wissen um die erforschte Hochgebirgsnatur und die Gefahren der Alpen ist in zahlreichen Veröffentlichungen niedergelegt.

An der Alpenfront sterben im 1. Weltkrieg 60 000 Soldaten den Lawinentod. Am Passubio allein werden in einem Winter 8 000 Mann erstickt, zerquetscht, vom rasenden Schnee in die Tiefe



gefegt. Der Geologe im Paulcke wird nachdenklich und zieht den Schluß: Schneeablagerungen sind im Grunde nichts anderes als eine Art Gestein, das allerdings starken Veränderungen unterworfen ist. Diese Erkenntnis wird die Triebfeder für den späteren „Schneeprofessor“.

Dann kommt der Auftrag, ein Schneeschuhbattalion in der Türkei aufzubauen. Der Bundesgenosse im Osten hat starke Verluste im Winterkrieg registrieren müssen. Wiederum bewältigt Paulcke die immense Aufgabe, eine türkische Skitruppe mit 1700 Mann, 1200 Paar Skiern und 600 Schneereifen auszurüsten. „Paulcke-Effendi“ wird er bald ehrfürchtig von seinen Soldaten, die unter der Flagge des Halbmondes kämpfen, genannt.

50 Kamele, 60 Ochsenwagen und 50 Packesel befördern das ungewöhnliche Gepäck: Ski, mit allem was dazugehört. Nigde ist eine malerische anatolische Bergstadt mit schönen Bauten aus der Seltchukenzeit. Über Kayserie reitet man nach Siwas, nimmt gelassen nach dem Rütteln der Reittiere das Schaukeln eines Erdbebens in Kauf. Am Köse Dagh wanken bleiche Gestalten entgegen, verwundete und kranke Soldaten von der Front. Die meisten haben Erfrierungen, von einem Winterbiwak im Schnee hat niemand eine Ahnung. 60000 Mann hat die türkische Armee durch Frostschäden an der Kaukasusfront verloren. Paulcke versucht das zu ändern, vermischt Biwakbau

mit Übungen im Begehen steiler Firnhänge, Seiltechnik, Klettern, zu einem systematischen Ausbildungsprogramm in der Nähe von Ercinsan.

Als die „... widersprüchliche Befehlsart der türkischen Militärs ...“ ihm ein Arbeiten unmöglich machen, zieht er es vor, an die deutsche Front zurückzukehren. Seine Devise ist nicht: „Im Kriege ist's wie im Kino: Vorne flimmerts und hinten sind die besten Plätze.“ Die Anleitungen zur Skifabrikation und seine alpinen Grundsätze legt er schriftlich nieder.

Paulcke wird weiter in den Karpaten und am Isonzo als gebirgs-technischer Berater eingesetzt, erkrankt. Die weitverbreitete Kriegsnephritis, durch anstrengende Biwaks und Erkältungen hervorgerufen, füllt die Lazarette. Nach einem halben Jahr im Bett ist – Ende 1918 – für den Major der Krieg aus.

### Der Wissenschaftler: ein Besessener

„Er wollte eigentlich Zoologe werden“, erzählte Heidi Wieland nachdenklich und zündet wieder eine Zigarette an, „dann schlug ihn die Geologie in Bann.“ Der Student beschließt, sich der Alpengeologie zu verschreiben. Das erste Arbeitsgebiet wird das Unterengadiner Schiefergebiet, das Samnau. Da gab es noch Nüsse zu knacken. Jahre werden dort die Sommerferien bei harter Arbeit verbracht. Beobachten, hämmern, notieren, einwickeln, einpacken, Rucksack auf, ab, vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Starke geistige Anspannung mit starker physischer Anstrengung. Oft wird im Zelt oder auf Hütten übernachtet. Auf der Heidelberger Hütte ist er oft allein, nur betreut vom Hüttenwart Toni, dessen Leben einsam und einförmig ist, und der deshalb „Monotoni“ getauft wird.

1905 wird Paulcke an die Technische Hochschule in Karlsruhe berufen. Widersacher machen gewichtige Gründe dagegen geltend: „Er ist zu jung, er ist ein Sportsmann, er hat ein sportliches Buch – ‚Die Gefahren der Alpen‘ – veröffentlicht.“ Die Bedenken werden zerstreut, der frisch gebackene Professor hat 30 Jahre wissenschaftlicher Arbeit an der TH vor sich.

Mit seinen Schülern reist er vom Schwarzwald bis zum Mont Blanc, von den Dolomiten bis zum Vesuv. Der Geologenkongreß 1913 in Toronto bringt ihm nicht nur neue geologische Erkenntnisse, sondern auch die Häuptlingswürde der indianischen Iroqua ein: „Arrow point, Pfeilspitze“. Zwischendurch macht er listige, geologische Exkursionen in den Battert, motiviert seine Studenten zum Klettern.

Als Geologe prägte er als erster den Begriff des „Graubündener Fensters“, einem lochartigen Auswittern alten Gesteins, so daß das darunter liegende junge wie durch ein Fenster sichtbar wird. Ein Kollege, der ausgerechnet Salomon heißt, spricht unberechtigterweise von einem „Schwarzwaldfenster“ ... Mit dem ihm eigenen Humor hält Paulcke bei einer Tagung eine launige Festrede, erklärt, daß „Fensterlin“ im Schwarzwald nicht heimisch sei, sondern eine ausgesprochen alpine Angelegenheit: „Und wenn wir fensterl, so schauen wir auf etwas Junges, Kollege Salomon aber auf etwas Altes.“ – Das „Graubündener Fenster“ ist seitdem anerkannt.

Seine geologischen Kenntnisse setzt er in die wichtigen Rat-

schläge für den Anmarschweg von Tourengehern um, spricht von U- und V-Tälern. Die Formen erscheinen ihm ausschlaggebend für die Gefährlichkeit der Routenwahl, vor allem bei Lawinenwetter.

„Ich war seine jüngste Tochter“, Heidi ist stolz darauf, mit ihm einige Forschungsjahre auf dem Jungfraujoch verbracht zu haben. Die älteste Schwester, Randi Hafner, lebt in Pforzheim. Die Entwicklung des alpinen Skilaufs, der Winterkrieg im Hochgebirge, die Verluste durch den Schneetod, in Paulckes wissenschaftlich geschultem Verstand entsteht eine Vision. „Der Paulcke hat den Schneefimmel!“ flüstert man.

### Der Lawinenforscher: Doktorvater Welzenbachs

Wenn Ostern die Wiesen anfangen, sich mit Krokussen zu bedecken und droben im Hochgebirge die Lawinen zu Tal donnern, sieht man oft einen Mann: Wilhelm Paulcke. Die Welt hat ihm die Erforschung des Schnees als Wissenschaft zu verdanken. Den Gesetzen der „Geisel der Alpen“ auf die Spur zu kommen war nicht nur eine für den Skibergsteiger lebenswichtige Aufgabe, sie war auch von volkswirtschaftlicher Bedeutung. Menschenleben, Dörfer, Straßen und Brücken wurden jährlich von den herabrasenden Schneemassen vernichtet.

Ab 1920 beginnt Paulcke, die Schnee- und Lawinenforschung systematisch zu betreiben. In „Naturlaboratorien“ macht er Experimente. Zuerst auf dem Hornisgrund im Schwarzwald, ab 1926 im Gebiet der Spitzmeilenhütte, bis er das ideale Arbeitsgebiet zugewiesen bekommt, das Jungfraujoch im Berner Oberland. Der „Schnee-professor“ geht auf Entdeckungsfahrt: Erforschung des Zusammenhaltes, der Dichte, der Festigkeit, Profilaufnahmen ... Die Analogie zur Geologie ist der Schlüssel. Wie das Schuttmaterial eines Geröllfeldes bewegt sich auch der Schnee dauernd am Hang, wie ein Bergsturz donnern die Schneemassen als Lawinen zu Tal. Dies galt es zu ergründen und im Experiment zu erhärten. Heidi: „Schwimmschnee ist seine ‚Erfindung‘. Ebenso die Schneesonde, eine Röhre mit einem Schlitz, ähnlich einer Eisschraube, mit der man einen Schneepropf zog und durch den Schlitz das Profil beobachten konnte...“

1925 flattert dem Akademischen Alpenverein München (AAVM) eine Anfrage auf den Tisch, ob nicht drei jüngere Mitglieder Lust hätten, einem „alten Herrn“ bei seiner Schnee- und Lawinenforschung zu helfen. Willo Welzenbach, Karl Wien und W. Hofmeier erklären sich dazu bereit. Welzenbach fragt sofort zurück, ob dabei nicht eine Doktorarbeit herauspringt. Das Thema ist fast vollkommenes Neuland. Heidi erinnert sich: „Ich sicherte die Männer am Seil, wenn ‚fahrplanmäßig‘ Lawinen ausgelöst wurden, schaufelte Schnee, schrieb Maschine, suchte Eiskristalle, nähte Knöpfe an oder war ‚Filmstar‘. Welzenbach wurde der erste ‚Schnee- und Lawinendoktor‘, seine Arbeit ragte nach Aussage meines Vaters weit über eine normale Dissertation hinaus!“ Aber auch Welzenbachs bergsteigerische Großtaten sind Legionen. Er stirbt 1934 am Nanga Parbat an Erschöpfung,

1936 führt W. P. in Edinburgh einen 1600 Meter langen Film vor, der während zehn Jahren entstand. Dies ist der wahrscheinlich erste Lehrfilm für Bergsteiger und Skiläufer, der die verschiedensten Methoden der Schnee- und Lawinenforschung zeigt. Vorangegangen waren z.B. der experimentelle Nachweis der Schmelzwasserbewegung im Schnee durch Färbeversuche, die im Zeitraffer festgehalten wurden.

Leuchtend rot zieht sich ein breiter Streifen über den Schnee, Paulcke und Welzenbach haben der Jungfrau an einer Wächte „Rouge aufgelegt“. Zwei Besucher, gerade der Bahn entstiegen und der Mundart nach zweifelsohne Sachsen, blicken erstaunt auf die Farbenpracht. Kommentar des einen: „Nu guggemal. Das is awer doch sehr zuvörgommend von der Befelgerung, daß se die Schdeilabschdirze rod margiern!“ Zum Studium der Wächtenbildung und Schneeanhäufungen auf Lee werden künstliche Grate gebaut und mit Konfetti die Ab- und Umlagerungen des Schnees studiert. Künstliche Lawinenauslösung durch das Abschneiden von Wächten mit Drahtkabeln, bei denen Puppen als „Lawinenopfer“ verwendet werden, folgen. Das „Dummy“, auch „Lawinenbazi“ genannt, wird gefilmt und so werden Aufnahmen von der Bewegung eines Körpers in einer stürzenden Lawine gemacht. Systematisch wird auch die Methodik des Suchens und Findens von Lawinenverschütteten weiter entwickelt.

„90 % der Lawinenunfälle sind vorhersehbar“, prophezeit W. P. Mit dieser Erkenntnis, weiterentwickeltem Wissen und einer darauf gegründeten Ausbildung machen heute – hoffentlich – alle Skibergsteiger Touren. „Von jedem Autofahrer wird ein Führerschein verlangt, aus Gründen der Verantwortung für das Leben der Mitmenschen“, wettet er. Die Tourenführer, die Skilehrer lachen nur. Seine Behauptung, daß der Skiläufer selbst der Auslöser von Lawinen sein kann, stößt auf heftigen Widerstand. 1926 veröffentlicht er in seinem Buch „*Lawinengefahr*“ eine Liste von 36 Fragen für den Bergsteiger und erstellt Regeln für das Verhalten in einer Lawine: Ski von den Füßen, raus aus den Stockschlaufen, Schwimmbewegungen, Kauerstellung, prägt die Begriffe *Fluchtweg*, *Erfassungspunkt*, *Verschwindepunkt*, *Schneebrettlawine*, *Lockerschneelawine*...

1930 ist Paulcke der Ideator für die Gründung eines Schnee- und Lawinenforschungslaboratoriums, welches – allerdings ohne Verbindung zu ihm – tatsächlich 1931 auf dem Weißfluhjoch gegründet wird und heute noch besteht. 1933 entsteht die „International Commission of Snow“, in der eine große Anzahl von Nationen vertreten ist. Die Schneeforschung beginnt zu marschieren. Doch noch fast 40 Jahre braucht es, bis „Rutschkeiltest“, „Schneeprofil“ und „Norwegermethode“ bergsteigerisches Allgemeingut werden.

### Der Schriftsteller: Zsigmondy wird verwissenschaftlicht

Vor Heidi liegt ein Kleinod, Paulckes Buch „*Berge als Schicksal*“, letztmals von ihm selbst redigiert. Offensichtlich war er mit seinem Werk zufrieden, es gibt kaum Korrekturen. „Mit diesem,

seinem Buch, hat er sich seine Lebenseinstellung von der Seele geschrieben“, erzählt Heidi.

Wie ein Meteor leuchtet das Gestirn *Emil Zsigmondys* auf. Mit 14 Jahren beginnt, mit 24 Jahren endet seine einzigartige Laufbahn. Sein Buch, die „*Gefahren der Alpen*“, wird die Bibel des jungen Paulcke. Erfahrung ist beim Bergsteigen alles, Zsigmondy legt daher in seinem Buch den Schwerpunkt auf zahlreiche Beispiele und Erlebnisse. 1885 stürzt das Vorbild an der Meije ab. Ludwig Purtscheller gibt die 2. und 3. Auflage nahezu unverändert heraus, stirbt 1900 an den Folgen eines Sturzes. Otto Zsigmondy, der Bruder Emils, bittet den inzwischen als Alpinisten, Schriftsteller, Intellektuellen und Vordenker bekannten Paulcke, das Buch neu zu bearbeiten. Mit Begeisterung und Eifer gestaltet dieser das Buch vollkommen neu, systematisiert, nimmt z.B. ein Kapitel über Winteralpinismus auf. Bekannte Maler wie E. Platz helfen mit sachlich-realistischen Zeichnungen. Das Buch ist bis heute ein Klassiker. Wissenschaftlich und gründlich schafft Paulcke ein weitgehend neues Buch, Zsigmondys „*Lesebuch*“ wird verwissenschaftlicht. Nach Paulckes Tod 1949 setzt Helmut Dumler diese Arbeit fort. Heute hat das Buch durch die zahlreiche Spezialliteratur nur noch historischen Wert.

In den Bücherregalen der Bergsteiger häuft sich der Name Paulcke. Vom Sportsmann und Skipionier erscheint „*Das Gefahrenbuch für Bergsteiger und Skiläufer*“, und vom „Schneeprofessor“ die „*Praktische Schnee- und Lawinenkunde*“, „*Nie habe ich etwas für mich allein getan*“, schreibt er, „*selbst Skilaufen und Bergsteigen war für mich nicht nur Vergnügen ... sondern zugleich Auswertung meiner Erfahrungen zum Nutzen aller.*“ Paulckes Verdienst ist es, die damals üblichen Fortbewegungsarten auf Ski, wie Gehen in der Ebene, Wenden, Abfahrt und Aufstieg, erstmals in einem Werk verständlich zusammenzufassen. 1898 erscheint das erste brauchbare Lehrbuch „*Der Skilauf*“. Legion sind seine Veröffentlichungen, der Anhang dieses Beitrags ist nur ein Indiz.

### Der Maler: kein Compton, aber auch kein Dilettant

Schon wenn man das Haus der Wielands betritt, ist man von der Atmosphäre gefangen, der Geist des Großvaters wurde hierher übertragen: antike Schränke, ausdrucksstarke Gemälde, moderne Plastiken ... Auf dem Tisch steht eine komplette Wohnungseinrichtung en miniature: Schrank, Klavier, Tisch, Stühle, Sofa, Betten. „Er hat sie aus Zigarrenkisten für uns Kinder gebaut“, berichtet Heidi. Schon diese Puppenstube visualisiert den künstlerischen Sensus. „Er war ein Allrounder und ein phantastischer Vater!“ Sie steht auf und holt aus einem anderen Zimmer ein kleines Ölgemälde: „*Mein Lieblingsbild.*“ Motiv: Bodensee mit Säntis.

Schon mit elf Jahren erhält W. P. vom Vater die Grundzüge einer künstlerischen Ausbildung, bei Trübner in Karlsruhe eignet er sich das notwendige Handwerkszeug an. Paulcke malt, bevorzugt auf Leinwand, Berge und Skizzen aus der Natur. Das Bergell ist ein vollkommenes Gebirge, eine Symphonie aus

jungem Granit, flankiert von Gletschern und beängstigenden Eiscouloirs, verspielte und wilde Formen zugleich. Diese Atmosphäre fängt der junge Paulcke in einem frühen Gemälde ein, malt die mit grünlichem Eis verglaste Badile mit ihrer scharfen Schaufelkante des Gipfelgrates, daneben die kühne Nadel der Ago di Sciora. Sein Vorbild ist Segantinis „Tryptichon“.

„Nur nicht verlacht werden!“ Unter den ersten Bildern steht das Pseudonym Jürg Muntalt. Der Erfolg war das Ende des Doppel-Lebens: Werke von J. Muntalt-Paulcke oder W. Paulcke sind bald auf Ausstellungen in Karlsruhe, Freiburg, Mannheim, Wien und auf der Internationalen Alpinen Kunstausstellung in Budapest zu bewundern. W. P.'s Stil – realistisch mit sorgfältig beobachteter Natur – ist allerdings nicht mit dem eines E. T. Compton zu vergleichen, der mit einem fotografischen Sensus gesegnet ist. Paulckes Bilder sind nur einfach schön.

## Der Kosmopolit: hochgeehrt

Hochgeehrt sitzt Paulcke 1936 in Garmisch im Olympischen Komitee. Das Karlsruher Hochschulstadion, dessen Ideator er ist, trägt seinen Namen, in München gibt es eine Paulckestraße, in Karlsruhe einen Paulckeplatz, und eine Kaserne ist nach ihm benannt. Zu seinem 70. Geburtstag bekommt er vom „Führer“ die Goethemedaille verliehen.

„Er war großzügig und gab gern Geld aus“, charakterisiert Heidi ihren Vater. „Er war kein Privilegierter, war nicht frei von finanziellen Sorgen. In Notzeiten verkaufte er seine Bilder.“ Außerdem war er ein Rechter, ein Deutsch-Nationaler, ein Kind seiner Zeit. Und erzkonservativ. Sein Traum, den er nie verwirklichte, war der Himalaya. Die klassischen Hindernisse waren der Krieg und die Familie.

Etwas gegen 1940 wettert W. P. gegen die Geister, die er gerufen hatte: „*Rauf – runter! Rauf – runter! Der Abfahrtsfimmel feiert Orgien. (...) Die Masse wimmelt um die Hotels herum in fabelhaften chicken Kostümen ... und neben dem Skiwachs sind Rouge und Lippenstift unentbehrliche Winterausrüstungsgegenstände. Haare strohblond (Wasserstoffsperoxyd) ... Lippen knallrot (à la clown), wenn sie wüßten, wie sie ausschauen, die Holden! Aber die Männer sind ja soo dumm!*“

„Am 5. Oktober 1949 starb er infolge eines Sturzes in seiner Bibliothek“, die 80jährige Heidi Wieland nippt nachdenklich an der Tasse, „das war kein Bergsteigertod, aber ich glaube, dieser Tod war symptomatisch für sein Leben. Das Bergsteigen hat es nicht geschafft, dazu stand ihm – trotz kühner Taten – die Sicherheit zu hoch. Er starb zwischen seinen geliebten Büchern.“

## Literaturnachweis

Das Große ADAC Alpenbuch; München und Stuttgart 1980, S. 189  
Fanck, Arnold: Wunder des Schneeschuhs; Hamburg 1930  
Freund, Peter S.: Ob Kaiser Justinian Langläufer war?; in: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 285, 8. 12. 1983  
Herbst Ekkehard: Battered-Kletterführer; Baden-Baden 1975  
Herfurth, Thomas: Dr. Wilhelm Paulcke, ein Pionier des Schisports. Zulassungsarbeit zur wissenschaftlichen Prüfung für das Lehramt an Gymnasien; Pforzheim 1977  
Herzog, Th.: Berge als Schicksal; in: Der Bergsteiger, Heft 6; 1937  
Maix, Kurt: Berge – ewiges Abenteuer; Gütersloh  
Paulcke: Steinzeitkunst und Moderne Kunst. Ein Vergleich; Stuttgart 1923  
Paulcke, W.: Auf Schiern im Hochgebirge; in: Zeitschrift des D.u.Oe.A.V., Jahrgang 1902  
Paulcke, Dr. W.: Schnee – Wächten und Lawinen; in: Zeitschrift des D.u.Oe.A.V., Jahrgang 1934  
Paulcke, Prof. Dr. W.: Gefahrenbuch des Bergsteigers und Schiläufers; Stuttgart 1953  
Paulcke, Wilhelm: Berge als Schicksal; München 1936

Paulcke, Wilhelm: Der Schilaufr; Freiburg im Breisgau 1908  
Paulcke, Wilhelm: Aus meinen Naturlaboratorien für Schnee- und Lawinentorschungen; in: Der Bergsteiger 1931/1932, S. 750 – 768  
Paulcke, Wilhelm: Gefahrenbuch des Bergsteigers und Schiläufers; 1942  
Paulcke/Dumler: Gefahren der Alpen; München ca. 1974  
Pfister, Max: 50 Jahre Davos-Parsenn-Bahnen. Zur ersten Jahrhunderthälfte ihres Bestehens; Davos 1982  
Romberg, W.: Professor Wilhelm Paulcke öffnet die Skiarchive; in: Ski Sport 2, Nr. 18, 1936/37  
Schmitt, Fritz: Plagen und Sternstunden der Schibergsteiger; in: Der Bergsteiger, 2/1985  
Schmitt, Fritz: Wilhelm Paulcke; in: Der Bergsteiger, 1/1983  
Weltchronik des Schibergsteigens; in: Der Bergsteiger, 2/1982  
Zdarsky, M.: Lilienfelder Skilauf-Technik; 1897  
Zebhauser, Helmut: Das Bergbild – Fotografie und Malerei im Gegen-einander und Füreinander; in: Alpenvereinsjahrbuch '82/83  
Ziak, Karl: Der Mensch und die Berge; Salzburg 1981  
Zsigmondy-Paulcke: Die Gefahren der Alpen. Erfahrungen und Rat-schläge von Emil Zsigmondy und Wilhelm Paulcke; München 1922

# Franz Senn war auch Bergsteiger

Von Walter Graf

Im Jahre 1984 jährte sich zum 100. Mal Franz Senns Todestag. 1985 feierte die Franz Senn-Hütte in den Stubai Alpen ihr 100-jähriges Bestehen. Anlässlich dieser Ereignisse sind in den letzten Jahren einige Artikel über Franz Senn in alpinen Zeitschriften erschienen, darunter auch Publikationen des ÖAV und des DAV. All diese Artikel, wie auch frühere Biographien über Senn, beschäftigen sich vor allem mit dem Menschen Franz Senn, mit seinen Problemen und seinen Idealen, mit seiner Bedeutung für die Alpenvereine und den Fremdenverkehr, sowie auch mit der Beurteilung seiner Tätigkeiten aus heutiger Sicht (z.B. auch unter dem Gesichtspunkt des Umweltschutzes). Franz Senn war aber auch ein ganz bedeutender Bergsteiger seiner Zeit, er war *der* große Erschließer der Ötztaler Alpen, wie dies z.B. in den folgenden Worten von Heß zum Ausdruck kommt:

*„Dieser Mann hat sich unvergängliche Verdienste um seine engere Heimat erworben, Verdienste, wie sie nicht leicht ein anderer Sohn der Berge in einer anderen Gebirgsgruppe aufzuweisen vermag. Unermüdlich war er tätig an der Erschließung und Popularisierung der Oetzthaler Alpen. Als kühner, umsichtiger Bergsteiger drang er selbst in die tiefsten Geheimnisse seiner Bergwelt ein; den grössten Theil derselben hat er selbst entschleiert und fast jeden der Gipfel wiederholt bestiegen.“*

Auch Lehner, Ziak und viele andere heben hervor, daß Senn zu seiner Zeit einer der wichtigsten und einflußreichsten Vertreter der österreichischen Hochtouristik war.

Besonders dieser Aspekt aus Senns Tätigkeit, seine bergsteigerischen Leistungen, natürlich auch unter Berücksichtigung der damaligen touristischen Verhältnisse und des alpinistischen Wissensstandes, soll im folgenden näher behandelt werden. Um das Gesamtbild seiner Persönlichkeit abzurunden und auch um seine bergsteigerischen Aktivitäten ins richtige Umfeld zu stellen, versuche ich darüber hinaus auch einen Überblick über seine übrigen Tätigkeiten und seine Persönlichkeit zu geben. Dies soll allerdings nur eine kurze Einführung sein, da darüber bereits einige gute Darstellungen existieren (siehe Literaturverzeichnis). Schließlich möchte ich noch einige der, wie ich meine, allgemein etwas weniger bekannten Aufgaben und Verdienste Franz

Senns erwähnen, wie z.B. seine Beschäftigung mit den Wissenschaften.

## Franz Senn – seine Ideen, Ziele und Tätigkeitsbereiche

Als Ötztaler Bauernsohn von klein auf mit den Sorgen und dem harten Leben der Menschen in seiner Heimat vertraut lernte Franz Senn aber auch bald die Schönheiten der Natur und der Bergwelt kennen. Auf der anderen Seite sah er während seines Studiums in Innsbruck und München auch das Leben der Städte, ihren Wohlstand, wie auch ihr fehlendes Verhältnis zur Natur. Aus dem Erkennen dieser beiden Tatsachen entstanden seine ersten Ideen, die letztlich sein ganzes Leben prägen sollten: Er wollte diese ungleichen Voraussetzungen ausgleichen helfen. Weitere Anregungen zu diesen Ideen erhielt er dann durch seine Tätigkeit als Dorfgeistlicher zu Vent im Ötztal. Als solcher war er ja nicht nur Priester sondern, wie es damals in vielen abgelegenen Ortschaften üblich war, zugleich auch Arzt, Lehrer, Gastwirt sowie Helfer und Berater in allen Lebenslagen für die dortige Bevölkerung. Aus dieser Aufgabenstellung, aus seiner Liebe zur Natur und aus den oben genannten ersten gesellschaftspolitischen Ideen ergab sich schließlich sein zentraler Ansatz für praktisch alle seiner Tätigkeiten: Er wollte den wohlhabenden Städtern die Natur und die Berge näher bringen, sie sollten ins Gebirge reisen, dort selbst wertvolle Erlebnisse und Erinnerungen sammeln, wie sie ihnen in der Stadt nicht vergönnt waren, und auf der anderen Seite sollten sie dadurch die materielle Not der Gebirgsbewohner lindern, indem sie ihnen zu Einnahmen aus dem Fremdenverkehr verhalfen.

Um dieses große Ziel verwirklichen zu können, galt es nun für Senn in vielen Teilbereichen wichtige Aufgaben zu erfüllen. Er begann das Widum (Pfarrhaus) in Vent zu einer Touristenherberge auszubauen (1862), er ließ zahlreiche Wege anlegen oder verbessern, sowohl solche, die den Anmarsch nach Vent erleichterten, als auch solche, durch die manche Bergtouren und Übergänge weniger beschwerlich wurden, und er bildete auch selbst Bergführer aus, sorgte dafür, daß sie gut ausgerüstet



*... auch Arzt, Lehrer, Gastwirt,  
Helfer der Bevölkerung in allen  
Lebenslagen und – Bergsteiger. Franz Senn,  
der „Gletscherpfarrer“ von Vent im Ötztal.*

Foto: ÖAV-Archiv

seien, sich den Touristen gegenüber korrekt verhielten und arbeitete gemeinsam mit ihnen einheitliche Führungsordnungen und -tarife aus. Auch an der Errichtung einiger Unterkunftshütten in den Ötztaler Alpen hatte Senn großen Anteil. So hatte er die Bauaufsicht für das Hochjoch-Hospiz, die erste bewirtschaftete Unterkunftshütte der Ötztaler Alpen, welches 1872 eröffnet wurde, und auch das Taschachhaus, die Samoarahütte (heute Martin Busch-Haus) und schließlich die nach ihm benannte Franz Senn-Hütte im Stubaital wurden auf seine Anregung hin errichtet. Die Fertigstellung der letzteren durfte Franz Senn jedoch nicht mehr miterleben.

Neben diesen unmittelbar auf Vent und seine Umgebung bezogenen Tätigkeiten lag Senn aber vor allem auch die Öffentlichkeitsarbeit am Herzen. Er war davon überzeugt, daß die Ötztaler Alpen ein so wunderbares Gebiet seien, daß es lohnte, sie vielen Leuten bekannt zu machen, und er war selbst immer wieder von dieser Landschaft beeindruckt und fasziniert, sodaß ihm die Veröffentlichung neuer Gipfelbesteigungen, landschaftlich eindrucksvoller Übergänge und der ständigen Verbesserung des Wegenetzes als besonders wichtig erschien. Daß durch die Forcierung des Tourismus die Landschaft vielleicht an Unberührtheit und Großartigkeit verlieren könnte, das war für ihn noch nicht voraussehbar; zu einsam war diese Gegend noch, daß man sich je das Gegenteil hätte vorstellen können, zu groß die materielle Not unter der Bevölkerung, um nicht jede Möglichkeit zu ihrer Linderung dankbar und energisch in Angriff zu nehmen. Daher veröffentlichte Senn zahlreiche Artikel über seine Bergtouren, er hielt Vorträge in alpinen Vereinen, verfaßte sogenannte „Touristenkalender“ (Zusammenstellung von Daten über die Anzahl ausgeführter Bergfahrten in der Umgebung von Vent, sowie über die Nächtigungszahlen in Vent) und ließ auch Panoramen der Ötztaler Bergwelt anfertigen, um diese den Touristen in ihrer großartigen Faszination wirklich nahezubringen.

Auch seine Tätigkeit für den ÖAV und die Gründung des DAV (1869), bei der er eine ganz maßgebliche Rolle spielte, sollten letztendlich den Tourismus fördern und dadurch die materielle Not der Bergbevölkerung, aber auch den Mangel an gefühlsmäßiger Empfindungs- und Erlebnisfähigkeit manches Städters verringern helfen.

Seit Beginn seiner Tätigkeit in Vent (Oktober 1860) war Senn bemüht, die umliegende Gebirgswelt möglichst genau kennenzulernen, neue Wege auszukundschaften oder besonders hervorragende Aussichtspunkte zu entdecken. Allerdings war ihm dies keineswegs eine lästige Pflicht, vielmehr bedeutete ihm das Bergsteigen und Wandern, das Forschen und Herumstreifen in „seinen“ Ötztaler Bergen stets Freude und Erholung, sowie ein Sammeln neuer Kräfte. Dieses Kräftesammeln, diesen Ausgleich von seinen sonstigen Arbeiten, diese gelegentliche Entspannung hatte er auch tatsächlich dringend nötig, denn all die oben genannten Tätigkeiten, seine Ideen, Pläne, Projekte verlangten sehr viel von ihm. Nicht nur, daß er daheim in Vent alle Hände voll zu tun hatte, daß es z.B. immer mehr Touristen zu bewirten gab, er war auch häufig unterwegs, z.B. nach Meran, Innsbruck, München, ja oft bis nach Wien, sowohl um fürs Ötztal

zu werben und finanzielle Mittel für Wegbauten aufzutreiben, als auch um die Gründung des DAV voranzutreiben. Dabei hatte er oft nicht die Geduld, seine Ideen reifen zu lassen und eine Entwicklung abzuwarten, er wollte all seine Pläne möglichst rasch und gleichzeitig verwirklicht sehen, er investierte eigenes Geld, hatte ständig große Schulden, und auch viele Freundschaften wurden durch seine Ungeduld auf eine harte Probe gestellt, ja manche zerbrachen auch daran. Schließlich bedeutete auch der Tod seines liebsten Bergführers, Cyprian Granbichler, der 1868 beim Übergang übers Hochjoch im Schneesturm sein Leben für ihn einsetzte und verlor, einen besonders schweren Schicksalsschlag für Franz Senn. Jedenfalls läßt sich in kurzen Worten sagen, daß Senn besonders in seinen späten Venter Jahren (1872 wurde er als Pfarrer nach Nauders berufen) ständigen großen psychischen Belastungen ausgesetzt war – heute würde man vielleicht sagen, er mußte einem permanenten Streß standhalten – und allmählich auch seine körperliche Gesundheit darunter zu leiden begann. Der Aufenthalt in den Bergen aber, das Entdecken neuer Gipfel und Anstiegsmöglichkeiten, das Genießen der Naturschönheiten und die Aussicht auf Gottes herrliche Schöpfung, bedeutete ihm stets von neuem Labsal, Erholung und Ermutigung, egal ob er mit fremden Touristen, guten Bekannten, mit einheimischen Führern oder auch ganz allein unterwegs war.

### Senn als Wissenschaftler

Senn war zweifellos ein gebildeter und vielfach interessierter Mann. Vor Beginn seines Theologiestudiums hatte er zwei Jahre lang Philosophie studiert und war stets zahlreichen Wissensgebieten gegenüber sehr aufgeschlossen. Sein Wissensdrang war aber keineswegs ein rein theoretischer, es ging ihm weniger ums Wissen an sich, er hatte vielmehr stets praktische Hintergedanken; primär wollte er der Bevölkerung helfen, und dazu konnte auch die Auseinandersetzung mit den Wissenschaften nützlich sein. So wurde beispielsweise sein Interesse für den Vernagtferner durch die Katastrophen, welche dieser in Senns Jugendzeit im ganzen Ötztal verursacht hatte, hervorgerufen. Wie sehr ihn diese Gletscherphänomene beschäftigten, geht u.a. daraus hervor, daß er eine eigene Abhandlung darüber verfaßte („Der Vernagtferner im Venterthale“), die 1866 in einem selbständigen schmalen Büchlein in Innsbruck erschien, und worin er sowohl Berichte früherer Gletscherforscher als auch eigene Beobachtungen zusammenfaßte.

Dagegen kommt seine Beschäftigung mit den Berg- und Flurnamen der Ötztaler Alpen nur innerhalb von Bergfahrten-Schilderungen zum Ausdruck. Immerhin aber konnte er, obwohl kein Sprachforscher im eigentlichen Sinn, doch manche Verwechslung oder falsche Bezeichnung aufklären, einfach weil er die Sprache des Volkes genau beobachtete.

Senns Interesse an der Topographie seiner heimatischen Bergwelt kann man zum einen ebenfalls in seinen Berichten erkennen, zum anderen wird es aber auch durch die Tatsache belegt, daß er vom DÖAV bei der Herausgabe von Kartenwerken zu Rate gezogen wurde: Er war Mitglied des Redaktionsausschus-



*Cyprian Granbichler, liebster Führer und Freund von Senn, starb bei einem Übergang über das Hochjoch im Schneesturm.*

ses, welcher für die Herstellung von Spezialkarten der Öztaler Alpen (im Maßstab 1:50.000) verantwortlich zeichnete. Im Jahre 1876 konnten diese sechs Blätter tatsächlich erscheinen.

Die Tatsache, daß Eduard Amthor, der Autor des „Tirolerführers“, bei der Bearbeitung der Öztaler Alpen in der zweiten Auflage seines Werks, welche 1869 erschien, Franz Senn als Mitarbeiter heranzog, zeigt, daß Senn schon zu seinen Lebzeiten als bester und bedeutendster Kenner der Öztaler Alpen geschätzt wurde. Auch der 3400 Meter hohe „Sennkogel“, der sich im Kreuzkamm befindet, wurde von seinem Erstersteiger, dem Frankfurter E. J. Häberlin, Franz Senn zu Ehren noch zu dessen Lebzeiten (1871) so benannt. Weiters gab es auch den sogenannten „Sennweg“, der von Vent aus zum alten Hochjoch-Hospiz führte. Da jedoch das neue Hospiz auf der anderen Talseite errichtet und auch der neue Weg auf dieser Seite angelegt wurde, wird jener alte, noch unter Senns Aufsicht gebaute Weg heute praktisch nicht mehr benützt und ist dem Verfall preisgegeben.

Schließlich erscheint es mir auch noch erwähnenswert zu sein, daß über Franz Senn ein eigener Roman geschrieben wurde, der, obwohl großteils auf wahren Begebenheiten beruhend, allerdings keineswegs als historische Darstellung angesehen werden darf: „Der Gletscherpfarrer“ von J. Mußhauser. Gerade diese Tatsache dürfte aber besonders darauf hinweisen, daß Senn sicherlich eine wirklich beeindruckende Persönlichkeit war, eine Persönlichkeit, die zweifellos auch beachtliches Charisma ausstrahlte.

## Die Öztaler Alpen bis 1860

Die bergsteigerischen Leistungen Franz Senns einerseits, andererseits aber auch die Möglichkeiten, die sich ihm als Erschließler noch boten, sollen folgende Zahlen illustrieren: Der Touristenkalender von Vent wies 1845 ganze acht Eintragungen auf, wogegen es 1865, mitten in Franz Senns Venter Zeit also, immerhin bereits 300 waren. Die Verkehrsverhältnisse bis zu dieser Zeit waren aber auch wirklich keinesfalls dazu geeignet, die Reiselust möglicher Touristen zu fördern. Wochenlange Fahrten mit der Postkutsche, die viel Zeit und Geld erforderten, machten den Tourismus zu einer Sache weniger Privilegierter, und auch diese konnten sich solche Reisen meist nicht allzu oft leisten. Dazu waren die Fahrten im allgemeinen sehr strapaziös, mitunter auch gefährlich, die Anreise zu den Bergen war also schon ein Abenteuer für sich.

Diese Probleme jedenfalls hatte Franz Senn nicht, wenn er ins Gebirge wollte, denn er wohnte ja mitten in der herrlichen Öztaler Bergwelt (Vent liegt auf ca. 1900 m Seehöhe). Doch es gab auch am Berg selbst noch genügend Schwierigkeiten zu überwinden, vor allem waren die Hochregionen denkbar unbekannt und unberührt. Es ist dies für uns, die wir auf markierten Wegen von einer gut bewirtschafteten Hütte zur nächsten wandern, in gut ausgetretenen Spuren und oft auch in langen Kolonnen die berühmten Gipfel besteigen oder wenigstens anhand genauer Karten- und Führerwerke unsere einsamen Touren planen, wahrscheinlich kaum mehr vorstellbar. Doch zu

Senns Zeiten waren die Berge noch mit einem gewissen Mythos umgeben, und manchem Gipfel eilte der Ruf der Unersteiglichkeit voraus. Dies, obwohl viele Übergänge, auch vergletscherte, gerade in den Öztaler Alpen von alters her begangen wurden: Vent selbst war ja vom Süden, vom Schnalstal aus besiedelt worden, und auch im vorigen Jahrhundert herrschte ein reger Warenaustausch mit dem heutigen Südtirol, intensiver als mit dem äußeren Ötztal und dem Inntal. So wurden besonders das Timmelsjoch, das Hochjoch und das Niederjoch regelmäßig überschritten, aber auch das Gepatschjoch, das Weißseejoch, und andere waren bekannt.

Die ersten bekannten Gipfelbesteigungen in den Ötztälern führte *Fähnrich Hauslab*, der spätere bedeutende Kartograph, durch. Es waren dies 1811 die *Talleitspitze* (3408 m), sowie 1819 der von Franz Senn ihm zu Ehren so benannte *Hauslabkogel* (3403 m), beide im Kreuzkamm gelegen.

Doch schon 1830 wurde der erste bedeutende Hochgipfel, der *Schallkogel* (3540 m), von dem französischen Wissenschaftler *F. Mercey* bestiegen. Diese Besteigung dürfte lange Zeit ziemlich unbekannt geblieben sein, denn Franz Senn glaubte, daß er 1868 der erste Ersteiger dieses Berges war.

Im Jahre 1834 wurde sodann der *Similaun* (3606 m), der auch heute noch zu den bekanntesten Bergen der Öztaler Alpen zählt und lange Zeit als einer der berühmtesten Aussichtspunkte der Alpen galt, zum ersten Mal sicher erstiegen, und zwar vom Geistlichen *Th. Kaserer* und von *Jos. Raffener*. Möglicherweise hatte aber auch schon *P. C. Thurwieser* im Jahr zuvor den Gipfel erreicht.

Im Gegensatz zu den drei erstgenannten Gipfeln, die nach der Erstersteigung lange nicht mehr besucht wurden, erhielt der *Similaun* bereits im Jahre 1839 seine zweite und dritte Ersteigung und wurde auch in den folgenden Jahren mehr und mehr besucht.

In den nächsten Jahren begannen die Versuche um eine Ersteigung der *Wildspitze*. Namhafte Bergsteiger, wie A. v. Ruthner und die Brüder Schlagintweit versuchten sich an ihr, doch letztlich gelang die erste Besteigung zwei Einheimischen, *Leander Klotz* und einem nicht genannten Begleiter. 1848 hatten sie den Südgipfel (3770 m) erreicht, und 1861 stand Klotz allein schließlich auch auf dem nördlichen Hauptgipfel (3772 m). Der erste Tourist, der den Südgipfel der Wildspitze betrat, war *J. A. Specht* (1857), der Nordgipfel hatte bis zu Franz Senns Erscheinen in Vent noch keine touristische Ersteigung aufzuweisen. *J. A. Specht* war auch der erste, der 1861 mit Sicherheit den Gipfel der *Weißkugel* (3739 m) erreicht hatte, möglicherweise aber war sie schon zuvor (um 1846) von zwei Schnalser Bauern bestiegen worden.

Schließlich wurden in den Jahren 1852/53 im Zuge der Landesvermessung die *Hochwilde* (3482 m), die *Hohe Geige* (3395 m) und der *Glockturm* (3355 m) erstiegen.

Während bis zu dieser Zeit nur vereinzelte Touristen in den Öztaler Bergen unterwegs waren und nur wenige von ihnen auch einen Gipfel bestiegen, sodaß sich eine Aufzählung dieser Touren noch relativ leicht bewerkstelligen läßt, wurden es in den

Von Senn besonders empfohlen:  
Anstieg zum Großen Ramolkogel.  
Links der nördliche, rechts der  
mittlere Ramolkogel.

Foto: Sepp Brandl

Sechzigerjahren, nicht zuletzt durch Franz Senns Wirken, rasch mehr. Im Jahre 1869 beispielsweise bestiegen bereits sechs Touristen die Weißkugel, 16 die Wildspitze und ca. 170 waren auf der Kreuzspitze, während das Hochjoch von ca. 400 Personen überschritten wurde.

Die erste bedeutende Bergtour, die uns von Senn überliefert ist, ist diejenige auf den *Vorderen Brochkogel* (3565 m). Während Senn angibt, daß diese Besteigung im Jahre 1861 stattfand, findet man bei *Petersen* die Jahreszahl 1862. Jedenfalls waren Senns Gefährten die drei Studenten Neurauder, Kuprian und Karlinger, sowie der Führer B. Klotz. Es ist dabei nicht sicher, ob es sich um die erste oder um die zweite Ersteigung dieses Berges handelte, da A. Wachtler im Jahre 1858 schon entweder auf diesem oder auf dem *Hinteren Brochkogel* war. Während *Heß* aufgrund einer Korrespondenz mit Wachtler der Meinung ist, daß dieser auf dem *Hinteren Brochkogel* war, glaubt Senn, daß Wachtler den *Vorderen Brochkogel* bestiegen habe. *Petersen* gibt für beide Gipfel Senn als Erstersteiger an, doch er dürfte von Wachtlers Tour nichts gewußt haben.

Im Jahre 1864 bestieg Senn den *Ramolkogel* (3550 m), und zwar allein. Es handelte sich dabei um die zweite Besteigung dieses Berges. Interessanterweise war auch der erste Ersteiger des *Ramolkogels* ein Alleingehender, nämlich der Schweizer J. J. Weilenmann im Jahre 1862. Senn bestieg den *Ramolkogel* in den nächsten Jahren noch einige Male; dieser Berg zählte zu seinen erklärten Lieblingsgipfeln und wurde von ihm auch anderen Touristen besonders empfohlen.

Das Jahr 1865 war bergsteigerisch ein besonders erfolgreiches für Franz Senn. Es gelangen ihm einige Erstbesteigungen von besonders schönen, markanten Gipfeln. Außerdem fielen in dieses Jahr auch die ersten größeren Touren, die er gemeinsam mit seinem liebsten Bergführer und hoch geschätzten Bergkameraden Cyprian Granbichler (*Cyper*) unternahm: am 8.9.1865 die erste Ersteigung der *Finailspitze* (3510 m), gemeinsam mit den Führern *Cyper* und *Jos. Gstrein*. Zwar meint *Hess*, daß es unwahrscheinlich ist, daß dieser markante Gipfel nicht schon früher zu Vermessungszwecken erreicht worden sei, und auch Senn selbst schreibt von einer „angeblich noch nie bestiegenen Spitze“, aber jedenfalls gibt es für eine solche, frühere Besteigung keinerlei Beweise.

Am 19. September dieses Jahres gelang Senn sodann die Erstersteigung der *Vernagtspitze*, heute *Hochvernagtspitze* (3539 m) genannt, gemeinsam mit *Cyper* und *Neurauder*. Der stark zerklüftete Gletscher konnte nur dadurch überschritten werden, daß sie eine riesige Spalte durchkletterten, ein für die damalige Zeit durchaus noch sehr außergewöhnliches Unterfangen.

Schließlich konnte Senn mit *Cyper* Anfang Oktober 1865 auch noch die erste Ersteigung der *Kreuzspitze* (3455 m) durchführen, deren höchsten Punkt er auch später noch des öfteren erreichte. Die *Kreuzspitze*, welche näher bei *Vent* gelegen ist als die meisten der hohen Gletscherberge, wurde von Senn als hervorragender und relativ einfach zu erreichender Aussichtspunkt



ganz besonders empfohlen und war in den nächsten Jahren einer der Hauptanziehungspunkte für den Tourismus in *Vent*. Außerdem führte Senn in diesem Jahr noch die zweite Ersteigung des *Weißen Kogels* (3409 m) durch, welcher 1862 (ebenfalls von J. J. Weilenmann) erstbestiegen worden war. Seine Begleiter waren *H. Wollmann* aus *Berlin* und der Führer *B. Klotz*. Im Zuge dieser Tour wurde auch der Südgipfel des *Weißen Kogels* (3372 m) erstmals bestiegen.

Im Jahre 1866 gelangen Senn zwar eine Reihe von schönen Touren, jedoch außer der Tour auf den *Mittleren Seelenkogel* (3426 m) keine sehr bedeutenden Erstbesteigungen. Außerdem war er in diesem Jahr, jeweils in Begleitung von *Cyprian Granbichler*, als dritter Tourist auf der *Weißkugel* und als vierter auf dem Südgipfel der *Wildspitze*, welchen er später noch öfter erreichte. 1867 durfte Senn auf Empfehlung des Arztes überhaupt keine größeren Touren unternehmen, in den folgenden Jahren war er dann aber wieder sehr aktiv.

Im Jahre 1868 bestieg Senn zunächst den *Hinteren Brochkogel* (3635 m), möglicherweise zum ersten Mal. *H. Waitzenbauer*, *Cyper* und *P. P. Gstrein* aus *Gurgl* waren dabei seine Begleiter. Am 4.9. dieses Jahres führte er, gemeinsam mit den beiden *Venter* Führern *Cyper* und *I. Schöpf*, die zweite Besteigung der *Hinteren Schwärze* (3628 m) durch, welche zwar eine der höchsten Erhebungen der *Ötztaler Alpen* ist, aber lange Zeit vollkommen unbekannt war und ganz im Schatten des benachbarten *Similaun* stand. Anlässlich dieser Ersteigung wurde der Ostgrat vom *Roßbergjoch* aus von Senn und seinen Gefährten zum ersten Mal begangen. Die erste Besteigung dieses Gipfels war im Jahr zuvor *E. Pfeiffer* aus *Wien* gelungen. Außerdem



„entdeckte“ Senn in diesem Jahr auch noch den *Schalkkogel* (3540 m), den er am 7.9. gemeinsam mit dem Studenten J. Karlinger und dem Führer I. Schöpf vermeintlich zum ersten Mal bestieg. Tatsächlich war bereits der Franzose F. Mercey 1830 auf diesem Gipfel gewesen. Jedenfalls aber hat Senn den Schalkkogel als relativ leichte, doch sehr lohnende Bergtour bekannt gemacht. Besonders erwähnenswert ist vielleicht auch noch die Tatsache, daß Senn in diesem Jahr Erzherzog Rainer auf den Gipfel der Wildspitze begleitete. Schließlich fällt in das Jahr 1868 auch der unglückliche Hochjochübergang, bei dem Cyper an Erschöpfung starb.

Trotz dieses Schicksalsschlages war das darauf folgende Jahr für Senn ein außerordentlich erfolgreiches, sowohl bergsteigerisch als auch in anderen Belangen, wie z.B. jener der Alpenvereinsgründung.

Bergsteigerisch gelangen ihm in diesem Jahr wieder einige Ersttouren, besonders bemerkenswert sind diejenigen des *Fluchtkogels* und der *Mutmalspitze*. Am 21.7. betraten Senn, V. Kaldorff und J. Scholz den Gipfel des Fluchtkogels (3500 m). Geführt wurden sie dabei von Gabriel Spechtenhauser (Gaber) und Alois Ennemoser (Lois), die in diesem Jahr erstmals bei Franz Senn in Vent als Führer tätig waren und von nun an den geliebten Cyper ersetzen sollten.

Am 28.7.1869 bestiegen Senn, Kaldorff und Gaber zum ersten Mal die Mutmalspitze (3528 m). Heß nennt als Jahreszahl 1868, doch stehen dem nicht nur die Aufstellungen von Trautwein und Petersen gegenüber, sondern vor allem auch die Tatsache, daß der genannte Führer Gaber erst seit 1869 in Vent als Führer tätig war.

Eine falsche Jahreszahl dürfte bei Petersen und Heß auch für die Erstersteigung der *Firmisanschneide* (3491 m) angegeben sein, nämlich 1870. Trautwein nennt bereits in seiner „Überschau der alpinen Thätigkeit“ des Jahres 1869 diese Ersteigung Franz

Senns, so daß diese Jahreszahl die richtige sein dürfte. Jedenfalls waren Senns Begleiter auf dieser Tour Darmstädter und der Führer A. Klotz aus Passeier.

Weiters fallen in dieses Jahr noch die erste Besteigung der *Vorderen Hintereisspitze* (3437 m), und zwar am 18.9., gemeinsam mit Neurauter und A. Ennemoser, sowie die erste touristische Besteigung des *Vorderen Diemkogel* (3372 m), und zwar am 15.7., gemeinsam mit Kaldorff und Gaber. Schließlich wurde in diesem Jahr auch die *Watzespitze* (3533 m) von A. Ennemoser im Alleingang erstbestiegen, der von Senn auf Erkundung geschickt worden war und dabei gleich den Gipfel erreichte.

Auch im Jahre 1870 führte Senn wieder einige Erstbesteigungen durch, allen voran diejenige der Weißseespitze und die erste touristische Besteigung der Nördlichen Wildspitze. Die *Nördliche Wildspitze* (3772 m), die höchste Erhebung der ganzen Ötztaler Alpen und heute der zweithöchste Berg Österreichs, war bis dahin nur von den Führern L. Klotz (1861) und C. Granbichler (1865), jeweils allein erstiegen worden. Am 24.9.1870 erreichten Senn und Stutzer mit den Führern Lois und Gaber als erste Touristen diesen Gipfel.

Die *Weißseespitze* (3526 m) bestieg Senn gemeinsam mit V. v. Mayrl, J. Wunderer und dem Führer I. Schöpf. Am 20.7. dieses Jahres gelang Senn gemeinsam mit Scholz und Jos. Gstrein die erste Besteigung der Nagelwand, heute *Hochvernagelwand* (3435 m) genannt. Auch der *Hintere Spiegelkogel* (3426 m) wurde in diesem Jahr von Senn zum ersten Mal bestiegen. Seine Begleiter auf dieser Tour waren wiederum Mayrl und die Führer I. Schöpf und Jos. Gstrein. Schließlich war Senn 1870 noch der erste Tourist auf dem *Glockturm* (3355 m), auf den er von Gaber begleitet wurde.

Im Sommer 1871 war Franz Senn zum Teil krank, zum Teil war sein Widum mit Gästen überfüllt, sodaß er keine größeren Bergtouren unternehmen konnte.

Foto: Sepp Brandl

## Wege und Jöcher

Im Anschluß an diese bemerkenswerte Gipfelsammlung des Gletscherpfarrers möchte ich noch einige wichtige Übergänge anführen, die von Senn gefunden, wiederentdeckt oder zumindest ins Gesichtsfeld der Touristen gerückt wurden.

Da ist zunächst das *Seiterjochl*, welches in Verbindung mit dem Rettenbachjoch einen Übergang aus dem Ventertal ins Pitztal darstellt. Senn führte 1863 die dritte touristische Begehung durch, widmete ihm einen eigenen kurzen Artikel und bezeichnet es darin als einen sehr lohnenden, relativ einfachen Übergang, der mehr Beachtung verdienen würde.

Am 16.9.1865 beging Senn gemeinsam mit Cyper einen direkten Übergang vom Pfossental ins Niedertal, von welchem er zwar gerüchteweise gehört hatte, daß es ihn gäbe, der aber doch keinem der Einheimischen wirklich bekannt war. Für Senn war dieser Übergang, den er Schalfjoch nannte (heute ist er als *Karlesjoch* bekannt), insofern von besonderem Interesse, da er eine kurze Verbindung nach Meran darstellte.

Anläßlich seiner Besteigung der Hinteren Schwärze entdeckte er noch einen zweiten direkten Übergang ins Pfossental, und zwar das *Roßbergjoch*, welches im Jahr darauf von Minnigerode, Wiedemann und Gefährten erstmals überschritten wurde. Auch das *Kesselwandjoch*, ein relativ einfacher Übergang vom Ventertal ins Kaunertal wurde von Franz Senn entdeckt (im Zuge seiner Ersteigung der Vorderen Hintereisspitze) und publik gemacht. Bis dahin hatten die wenigen Einheimischen und Touristen, die ins Kaunertal wollten, ausschließlich das Gepatschjoch benützt. Ferner wurde auch das *Madatschjoch*, ein Übergang vom Pitztal ins Kaunertal, wahrscheinlich von Senn zum ersten Mal touristisch begangen.

Schließlich ging es auf Senns Initiative zurück, daß das *Ramoljoch*, das eine Verbindung von Vent nach Gurgl darstellt, ins Licht der Öffentlichkeit gerückt wurde. Es wurde von ihm als einer der interessantesten Übergänge Tirols bezeichnet, nur wegen seiner Schwierigkeiten relativ selten begangen. Tatsächlich zählte man 1869, nachdem Senn einen bequemen Steig anlegen hat lassen, bereits 250 Personen, die das Ramoljoch überschritten.

## Die Bergsteigerei zur Zeit Franz Senns

Weiter oben habe ich bereits einige äußere Umstände genannt, die dem Tourismus im allgemeinen und dem Bergsteigen im besonderen nicht gerade förderlich waren. Welches waren aber nun die Schwierigkeiten bei der eigentlichen Bergtour? Wie war der Wissensstand um die alpinen Gefahren im vorigen Jahrhundert? Zunächst hilft es uns zu bedenken, daß es sich bei den Bergen der Ötztaler Alpen großteils nicht um Felsberge, sondern um vergletscherte Gipfel handelt. Die Schwierigkeiten bei der Ersteigung lagen daher vor allem in der Orientierung (man muß berücksichtigen, daß es damals noch keine den heutigen vergleichbare gute Karten gab!), sowie in der Berücksichtigung der

Gefahren des Gletschers, manchmal auch in der Überwindung von steilen Eisflanken, schmalen Firngraten oder Wächten. Außerdem waren auch der Respekt vor Unbekanntem und die insgesamt noch geringen Kenntnisse über die Topographie der Gebirge ein nicht zu unterschätzendes Hindernis.

Es ist daher nicht verwunderlich, daß Bergtouren zunächst nahezu ausschließlich bei gutem, sicherem Wetter durchgeführt wurden (So fällt es auch auf, daß Senn viele seiner großen Touren im September unternahm, wo das Wetter stabiler als im Hochsommer gewesen sein mag). Erst allmählich wagte man sich auch bei weniger günstigen Witterungsbedingungen in die Hochregionen. Von Senn ist uns beispielsweise bekannt, daß er den Hinteren Brochkogel bei Kälte und Schneesturm bestiegen hat. Allerdings waren dazu bereits hervorragende Ortskenntnisse Voraussetzung, welche er sich in jahrelangem Studium der örtlichen Gegebenheiten und durch manche Erkundungstouren, die von keinem Gipfelerfolg gekrönt waren, erworben hatte. Eine „Kam-sah und siegte“-Mentalität, wie sie heute manchem Konsumbergsteiger eigen ist, entsprach nicht Senns Auffassung vom Bergsteigen, eine solche wäre damals auch kaum ohne ständige schwere Enttäuschungen möglich gewesen.

Daß ein genaues Routenstudium auch für Berge, die heute als leichte Skigipfel bekannt sind, notwendig war, erklärt sich u.a. auch aus der Tatsache, daß die Gletscher zur damaligen Zeit ungleich größer, wilder und zerklüfteter, manchmal auch in ständiger Veränderung begriffen und viel bewegter waren, als sie es heute in den Ostalpen sind. So wurde z.B. die Erstersteigung der Hochvernagtspitze nur durch das Durchklettern einer großen Gletscherspalte möglich. Es war somit durchaus naheliegend, daß man sich gerade mit den Gefahren des Gletschers besonders intensiv auseinandersetzte und daß das Wissen darum zumindest bei einigen erfahrenen Touristen und Führern bereits beachtlich hoch war. Auch Senn stellt zahlreiche Überlegungen darüber an, wann auf einem Gletscher das Seil zu verwenden sei, wieviele Personen gemeinsam gehen sollten und wie die Route über einen zerklüfteten Gletscher zu legen wäre: „*Obschon die Gurgler Führer nur zu zweien mit Touristen über denselben gehen wollen, so trug ich dennoch kein Bedenken, das gleiche mit meinem Cyper allein zu wagen; denn der Ferner war schneefrei und zeigte nur wenige Spalten. Erst gegen die Höhe hin nöthigte uns eine dünne Schneeschichte, aus Vorsicht das Seil zu Hilfe zu nehmen.*“ Und: „*Wir hielten es für nothwendig, in Rücksicht auf die zahlreichen Spalten des Vernagtgletschers, den wir zu überschreiten gedachten, einen Dritten mit in den Bund zu ziehen.*“

An anderer Stelle berichtet uns Senn über einen Spaltensturz: „*Gefährlich in der That könnte das Passiren dieser Stellen werden, wenn man nicht ans Seil gebunden oder an demselben zu sorglos wäre; bei gehöriger Vorsicht gereicht das Durchbrechen der Schnee- oder Eiskruste blos zum Vergnügen. Unserem Freunde Hanns begegnete es zweimal; wir hielten ihn und lachten dazu.*“

Der Gebrauch des Seils war damals noch keineswegs selbstverständlich; er setzte sich in den Ostalpen erst im Verlauf der

Siebzigjähre des vorigen Jahrhunderts allgemein durch. Ebenso verhielt es sich mit der Verwendung des Pickels, der in der Schweiz schon seit längerer Zeit benützt wurde. Daß Senn auch in dieser Beziehung neuen Dingen gegenüber stets aufgeschlossen war, geht aus den obigen Zitaten aber auch daraus hervor, daß sein Lieblingsbergführer Cyper bereits 1865 mit einem Pickel ausgerüstet war.

Schließlich war für die damaligen Erschließer der Alpen, wenn sie schon keine speziellen Kletterfertigkeiten in unserem heutigen Sinn notwendig hatten, so doch jedenfalls eine beachtliche Kondition und Ausdauer vonnöten. Die Bergtouren, die man heute im allgemeinen von Vent aus gemütlich in zwei Tagen durchführt, wurden damals alle an einem Tag bewältigt, da es praktisch noch keine Möglichkeiten für eine Übernachtung gab. Bis man die eigentlichen Gletscher- und Hochregionen erreichte, hatte man schon eine Strecke zurückzulegen, die heute mancher Gelegenheitstourist als Ganztagestour betrachten würde! Dazu war die gesamte Ausrüstung, wie z.B. Seil, Rucksack, Steigeisen, wesentlich schwerer, als wir dies heute gewohnt sind. Auch die Bekleidung und das Schuhwerk entsprachen natürlich keineswegs dem, was wir uns heute unter einer guten Ausrüstung vorstellen, eine Tatsache, die z.B. Cyper das Leben kostete.

Ferner entsprach auch die damalige Verpflegung bei Bergtouren, wie sie uns Senn im folgenden Zitat schildert, keineswegs dem was man heute unter einer gesunden Ernährung versteht:

*„Am Abend des 20. Juli wurde im Trifolium noch manches verabredet, was von Proviant u. dgl. zweckdienlich wäre. Wir waren bald im Reinen: Speck, Salami, Fleisch, Brod, Wein und ein wenig Rum mit Zucker; recht so! einverstanden; weg mit dem Schnaps in den Bergen!“*

Wein wurde allgemein als das beste Getränk auf Bergtouren angesehen, aber immerhin erkannte Senn doch bereits, daß Schnaps nicht das richtige sei.

Wenn man diese Ausführungen über das Wissen um die alpinen Gefahren, über die Ausrüstung und die schwierigen äußeren Umstände zu Franz Senns Zeiten berücksichtigt, erscheint es doch in einem ganz anderen Licht, daß die meisten Erstbesteigungen Senns heute als einfache Bergtouren gelten. Damals waren diese Touren wirklich große bergsteigerische Leistungen, echte Abenteuer, und es gehörte eine große Portion Mut und Unternehmungsgest, physische und psychische Stärke dazu, solche Bergfahrten in Angriff zu nehmen. Für Franz Senn war aber sicher auch die Liebe zur Natur, zu Gottes unendlicher Schöpfung eine wesentliche Triebfeder seiner Bergsteigerei, an der er auch seine Zeitgenossen teilhaben lassen wollte. Vielleicht liegt doch gerade darin seine menschliche Größe, wie sie auch aus folgendem Nachruf Schallers für Franz Senn hervorgeht: „*Es darf mit vollem Recht behauptet werden, dass Senns Anregung manchen Touristen zu Hochtouren bewogen und*

*veranlasst hat, der sonst kaum mehr als einen der Uebergänge ausgeführt haben würde. Jedem, auch dem Unerfahrenen, war er ein treuer Rathgeber, und gar Mancher verdankt dem Hingegangenen die Einführung in die Geheimnisse der Hochgebirgswelt, und damit herrliche Erinnerungen für sein ganzes Leben.“*

## Literaturhinweise (Auswahl):

### *Abhandlungen über Franz Senn und Biographien:*

Franz Fliiri, Reinhold Stecher, Franz Senn und „die er rief, die Geister...“. In: Berg'84. Alpenvereinsjahrbuch (München/Innsbruck/Bozen 1984).

Walter Graf, Franz Senn (1831-1884) uns ein Beitrag zur Entwicklung des Bergsteigens und des Fremdenverkehrs. Diplomarbeit am Institut für Sportwissenschaften Wien, 1985.

Helene Gropp, Franz Senn und Vent. In: Jahrbuch des ÖAV 1969 (München 1969).

E. F. Hofmann, Franz Senn. In: Zeitschrift des DÖAV 1928 (München 1928).

E. F. Hofmann, Franz Senn, ein Großer aus dem Ötztal. In: Unser Blatt. Der christliche Familien- und Kinderfreund Heft 10 (1932).

Fritz März, Der Alpenverein und das Vermächtnis Franz Senns. In: Bergwelt Heft 12 (1984).

Louis Oberwalder, Franz Senn, dem Vater des Alpenvereins 1831-84. In: ÖAV-Mitteilungen Heft 4 (1984).

J. R. Schaller, Franz Senn +. In: Mittheilungen des DÖAV 10 (1884).

### *Franz Senns eigene Schriften:*

Franz Senn, Der Vernagiferner im Venterthale (Innsbruck 1866).

Einzelbeiträge in folgenden Zeitschriften: Mittheilungen des ÖAV 2 (1864), Jahrbuch des ÖAV 1 (1865), Jahrbuch des ÖAV 2 (1866), Zeitschrift des DAV 1869-1870, Zeitschrift des DAV 1870-1871, Der Tourist 1 (1869).

Senns Briefe an Johann Stüdl sind in der Biographie von Hofmann (1928) nahezu vollständig enthalten.

### *Erlebnisberichte über Touren mit Franz Senn:*

Valentin Kaldorff, Über Schnee und Eis. In: Der Alpenfreund – Monatshefte für Verbreitung der Alpenkunde unter Jung und Alt (1870).

E. Moritz von Statzer, Erste Besteigung der Nördlichen Wildspitze vom Pitzthale und Uebergang auf die Südliche. In: Zeitschrift des DAV 1870-1871.

Heinrich Waitzenbauer, Sechs Tage in der Oetzthaler Gruppe. In: Jahrbuch des ÖAV 5 (1869).

### *Chroniken und Datensammlungen über bedeutende Bergtouren in den Ötztaler Alpen:*

Heinrich Heß, Die Oetzthaler Gruppe. In: Die Erschließung der Ostalpen. Redaction Eduard Richter (Band 2, Berlin 1894).

Theodor Petersen, Aus den Oetzthaler Alpen, Dritter Theil. In: Zeitschrift des DÖAV 1876.

Theodor Trautwein, Überschau der alpinen Thätigkeit im Jahre 1869. In: Zeitschrift des DAV 1869-1870.

### *Alpinismus allgemein:*

Gustav Gröger, Josef Rabl, Die Entwicklung der Hochtouristik in den österreichischen Alpen (Wien 1890).

Wilhelm Lehner, Die Eroberung der Alpen (München 1924).

Karl Ziak, Der Mensch und die Berge. Eine Weltgeschichte des Alpinismus (Salzburg 1981).

# Als Skiwanderer im Schwarzwald

Von Max Keßler

*Nach soviel Historie wenden wir uns nun aber wieder dem Heute zu. Auf den folgenden Seiten wird wie stets im Jahrbuch der Versuch unternommen, die ganze Spannweite der Bergsteigerei an ausgewählten Einzel-Unternehmen sichtbar zu machen. Dabei wollen wir aber ein weiteres Mal gegen den Strom einer immer kurioser werdenden Höher-Schneller-Gefährlicher-Schreibe steuern. Unser „Skiwanderer im Schwarzwald“ zum Exempel ist, wie man lesen wird, ganz bewußt langsamer als seine Mitmenschen auf dieser Route. Auch in der Erzählung einer weiten Reise zu den „Canyons, Geysiren und Vulkanen“ der US-amerikanischen Nationalparks kommen die Superlative eher als unvermeidbare Erlebens-Bestandteile vor, gesehen aus der distanzierten und interessierten Warte eines kühlen Beobachters. Und vollends jene, die mit dem Fahrrad „von Samsun nach Mersin“ mitten durch das Hochland von Anatolien fahren, provozieren die Frage: Wissen die denn nicht, daß man da auch mit dem Auto könnte?! Die Schilderung des modernen Höhlenalpinismus in Österreich wieder schwelgt zwar in Tiefenmetern und -kilometern, um dann allerdings unvermittelt darauf hinzuweisen, was durch den speläologischen Tiefenrausch alles verdorben wird. Wenn wir schlußendlich das „Bergsteigen in Rumänien“ als einen weiteren authentischen Bericht der bergsteigerischen Szene des Ostens aufgenommen haben, so ist daran nur das eine sensationell, daß unser Autor bei der Schilderung seiner Karpaten-Heimat gänzlich ohne den Grafen Drakula auskommt.*

*Es bleibt für das Jahrbuch auch weiter unverzichtbar, von den herausragenden Leistungen des modernen Expeditions-Alpinismus zu reden oder bei der Beschreibung eines Berggebietes – wie heuer des Gesäuses – auch auf jene nicht zu vergessen, die in den großen Alpenwänden so herumturnen, wie man's zu Zeiten des heroischen Alpinismus nur an den Hüttenblöcken durfte. Doch, und das erscheint uns wichtig: Dazwischen muß auch die Rede sein von den vielen, die einfach nur bergsteigen, weil es sie freut. Und was diese so alles aufführen, heutzutage, das steht nun hier: als Anregung vielleicht, vielleicht auch nur zum Schmunzeln oder gar zum Kopfschütteln, auf jeden Fall zum Nachdenken. Denn jede Zeit hat ihre Abenteuer und ihre Abenteurer, und das Jahrbuch ist dazu da, auch die leiseren von ihnen zu dokumentieren. (d. Red.)*

Sommer 85: In Freiburg ist es wie üblich heiß und stickig. Fast nackt sitze ich auf der Terrasse, und der Schweiß rinnt auch ohne körperliche Betätigung. Ich studiere Wanderkarten des Schwarzwaldes, Winter- und Sommerkarten, und lese die Beschreibungen des Westweges, des Mittelweges, der Querwege usw. Fast täglich kaufe ich eine neue Karte, bis ich feststelle, daß ich jetzt wohl alle habe. So etwas wie Vorfreude kommt auf. Im Winter werde ich nämlich Skiwanderungen unternehmen, möglichst abseits der Loipen. Dann habe ich Zeit, mein Vertrag mit der Universität läuft aus. Gelegentlich erkundige ich mich bei meiner Frau, was sie denn zu meiner Beschäftigung mit dem Winter mitten im Sommer meint. „Na ja, wenn es gut ist für dich.“ Ob sie auch mitkommt? Ihr Gesicht verzieht sich, keine große Begeisterung ist erkennbar. „Wenn du es mir schmackhaft machen kannst. Erzähl mir doch, was du dir darunter vorstellst.“

Im Schwarzwald ist es so eine Sache mit dem Schnee. man weiß nie, wann und wieviel kommt. Aber schon Anfang Januar kam er. Neben meinen Pflichten als Hausmann und Klient diverser Behörden und Ämter hatte ich Zeit zum Skifahren. Mehr Zeit als sonst und ohne das Gefühl, etwas verpassen zu können und die Zeit ausnutzen zu müssen. Und ich hatte auch Zeit und Gelegenheit, dem Winter träumend, schwitzend, fluchend, lesend, erinnernd nachzugehen und mich mit seinen verschiedenen Seiten draußen und seinen Auswirkungen auf mich auseinanderzusetzen. Alpenvereins-Jahrbücher fanden nach Jahren des nur Angeblättertwerdens einen dankbaren Leser. Ich las fast alle Beiträge, manche sogar zweimal. Eine neue Welt tat sich auf, nachdem sich meine Lektüre jahrelang fast ausschließlich auf Fachliteratur beschränkt hatte. Expeditionsberichte von den höchsten Bergen und kältesten Regionen der Welt, Kajakfahrten und Floßbauen in der Wildnis Kanadas, Bergsteigen in China und anderen entlegenen Orten, die Szene der Frei- und sonstigen Kletterer, zwischendurch als Erholung ein „Alpenspaziergang“ von Wien nach Nizza – weckten Sehnsüchte und ließen mich zeitweise das wohlige warme Wohnzimmer mitten in der Fußgängerzone einer kleinen Großstadt vergessen.

Philosophen reflektierten über das Eigenhandeln und das Leistungsprinzip am Berg und in der Gesellschaft, Psychologen analysierten das Innenleben von Extrembergsteigern und Normalverbrauchern im Gebirge, wobei der Rahmen von hehren

Motiven bis zur Lust am Rülpsen und Furzen weitgesteckt wurde. Literaturkritiker bestätigten das alte Vorurteil, daß heute die Lektüre von Sekundärliteratur die der Primärliteratur weitgehend ersetzt habe. Ein Alleingänger räsonierte über ein ihm unbekanntes Mädchen auf einem Plakat, das er wohl doch nicht liebe. Die akademische Welt, die ich kurz zuvor verlassen hatte, war auch hier versammelt und ging interdisziplinär das Thema Alpinismus an. Ich hatte naiverweise geglaubt, der Alpinismus sei ein gesellschaftliches Reservat, oder vielmehr, ich hatte noch nie ernsthaft darüber nachgedacht. Die Gesellschaft, die mich kurz zuvor aus dem Arbeitsprozeß ausgegliedert hatte, kam in veränderter Form auf mich zurück.

Ulrich Aufmuths „Die Lust am Aufstieg“ und zurückhaltende Reaktionen meiner Frau bezüglich meiner wiedererwachten Begeisterung am Skifahren und Bergsteigen waren immer wieder geeignete Anlässe, nicht nur einfach nach außen zu gehen, sondern auch den Vorgängen im Inneren Aufmerksamkeit zu schenken. Eigentlich tue ich das ja nicht so gerne, weil es leicht festgefügte Weltbilder in Unordnung bringen kann. Schon gar nicht, wenn es um ein Hobby geht, das mir seit Kindertagen vertraut ist und in unserer Familie eine große Rolle gespielt hat. Doch davon später mehr.

Ende Januar dann der erste Vorstoß in die terra inkognita des Mittleren Schwarzwaldes. Für meine „Expedition“ hatte ich Eingetouren gemacht und Mensch und Material einem Härtestest unterzogen, eine Ausrüstungsliste erstellt, die fehlenden Sachen besorgt und ein permit meiner Frau für zweieinhalb Tage mit der Auflage erhalten, täglich anzurufen. Tatsächlich war ich aufgeregt – ich wußte ja nicht, wie es werden würde. Die Nacht vor der Abreise dauerte viel zu lange. Sogar das Quartier war vorbestellt, obwohl das etwas von der Spannung nimmt. Es mußte ja nicht ein Abenteuer um jeden Preis werden.

Mein Expeditionsgepäck bestand aus einem mittleren Rucksack und einem Paar Langlaufski; Transportmittel war ein Bus, dann kamen 5 km Teerstraße zu Fuß als Selbstträger. Danach begann der Aufstieg im Schnee, nicht ohne ein „Zwischenlager“ eingeschoben zu haben. Den ersten Teil des Weges kannte ich schon vom Sommer her, er ist breit und verwirrende Abzweigungen gibt es hier nicht. 600 Höhenmeter auf kurzer Distanz erwarteten mich an den westlichen Steilabhängen des Schwarzwaldes. Neuschnee hatte die Spur meines Vorgängers unbrauchbar gemacht, und ich war allein.

Ständig geht es bergauf, die Beine arbeiten, die Lungen, die Arme und der Verstand, obwohl der eigentlich gar nicht viel zu tun hat. Intensiv gedacht habe ich nicht, aber ständig ging etwas in meinem Kopf herum. Da scheint ein unerschöpfliches Reservoir an Gedanken zu sein, die sich nicht einmal schämen, ständig wiederzukehren. Wie Kinder können sie immer wieder das gleiche Spiel spielen und aus wenig einen Elefanten machen. Aus einem dann zwei, drei oder vier. Das geht endlos

so, in Kreisen, Schleifen oder Sprüngen, mal schneller, mal langsamer, mal angenehm, mal unangenehm, mal in der Zukunft, mal in der Vergangenheit. Und deswegen gehst du hierher, planst seit dem Sommer, stehst früher auf als notwendig, verzichtest auf das geliebte Zeitunglesen am Morgen, das gemütliche ausgedehnte Teetrinken, die Annehmlichkeiten der Wohnung? Ich suche nach einem Motiv für meine Tour, nach etwas, was diesem Vormittag Sinn gibt. Nein, es soll hier nicht die Rede sein von Sinn oder Unsinn des Bergsteigens oder Langlaufens. Wenigstens diese Sinnkrise habe ich hinter mir, sonst wäre ich jetzt nicht unterwegs, folgere ich messerscharf. Ich rufe meine Gedanken zur Ordnung. *Be here and now*, sagen die indischen Gurus jetzt auch im Westen, und Prem Darshano (im AV-Buch!) verlangt von sich das Gleiche in schwerster Kletterei. Aber bitte schön, wo ist denn hier dieses „here and now“? – Far away, so scheint es. Bin ich tatsächlich hier auf meiner Tour, die mich in Gedanken so lange beschäftigt hat und die mir als Traum erschien, so lange ich noch gearbeitet habe? Und jetzt ist die Situation da, sogar das Wetter macht mit, während es in Freiburg noch neblig und kalt war. Ich erinnere mich an den Eutoniekurs, den ich im Herbst besucht habe. Bewegungen spüren lernen, fühlen, was im Körper vor sich geht, ihn einbeziehen in die Existenz auch dann, wenn es scheinbar nicht „notwendig“ ist. In gewisser Weise war ich bisher nur mit dem Kopf gelaufen. Nun fange ich an, die Bewegung meiner Schultern zu beobachten, die der Arme, der Knie, der Füße. Ich versuche, die Spannung in den Händen, die die Skistöcke festhalten, zu spüren und „erfinde“ eine Etonieübung: nur in den Fingerspitzen die Kraft fühlen und sie auf die Skistöcke übertragen und als das gelingt, sie in die Stockspitzen zu verlagern. Dann wende ich die Aufmerksamkeit den Füßen zu und versuche, das auf ihnen lastende Gewicht zu spüren und nur mit ihnen vorwärts zu gehen. Später konzentriere ich mich auf mein Becken, auf die Bewegung der Hüften, und stelle mir vor, alle Energie kommt von jenem Punkt ein paar Zentimeter unterhalb des Bauchnabels, der nach östlichen Bewegungslehren als Sitz der Urkraft (Ki bzw. Hara) gilt. Ich beobachte, ob ich meine Knie durchstrecke und mich damit steif mache oder ob eine Restbeugung erhalten bleibt, die für den bioenergetischen Fluß vorteilhafter sein soll. Hier sein und jetzt sein, was sonst? Merkwürdigerweise ändert sich meine Wirklichkeit durch solche Übungen, die Gedanken treten zurück, schließlich lache ich vor Vergnügen. Wo war ich vorher nur gewesen, weit von hier, in irgendwelches Zeugs verstrickt. Deswegen hätte ich nicht hierher gehen brauchen, das kann ich woanders auch haben.

Niemand kommt mir entgegen, niemand holt mich ein. Nur der Wald, der Weg, der Schnee, ein bißchen Sonne, die Ski. Okay, sage ich mir, geh, um zu gehen, geh einfach. Du verpaßt nichts – außer dem Karussell in deinem Kopf. Und das kommt wieder, das kennst du schon. Spar dir das Denken für die Momente auf, in denen du es wirklich brauchst.

Oben an der Martinskapelle trete ich in die Welt der Langläufer ein. Da führt der Fernskiwanderweg Schonach-Beichen vorbei.

Unten: Auf dem  
Schwarzwald-„Ski-Marathon“  
Schonach–Belchen.

Foto: Karl Schott



Zehntausend sollen ihn jährlich gehen, in guten Wintern auch Fünfzehntausend. Ich habe ein Vorurteil gegen die Kilometerfresser, und sogar der Wirt hatte hinter vorgehaltener Hand auch schon über den Weg geschimpft. In der Wirtschaft sind sie versammelt um die Mittagszeit, die erste Halbetappe seit dem Start in Schonach liegt hinter ihnen. Mit einer gewissen Genugtuung konstatiere ich Unterschiede im Äußeren zu mir. Sie haben kleine Rucksäcke – ich einen großen; sie mit dünnen Langlaufanzügen – ich mit Bergsteigerhosen und richtigem Pullover; sie mit schmalen Brettern – ich mit breitem Ski. Außerdem habe ich Hochtouren gamaschen, Lektüre, ein Tagebuch und genug Wäsche zum Wechseln. Dabei dürften die Fernskiwanderer saubere und anständige „Bürger“ sein, soweit ich das erkennen kann. Ob der Wirt wohl auch sieht, daß ich nicht zu denen gehöre? Ich möchte es mir wünschen. Gesprächsfetzen dringen an mein Ohr: der und der (er ist gerade zur Toilette) sei bei der Tour auch überfordert, wollte aber unbedingt mit; letztes Jahr

seien wir dann und dann an der Kalten Herberge gewesen, wir müssen uns ranhalten, wenn wir es dieses Jahr wieder schaffen wollen; mir tät' es stinken, wenn ich die 100 km nicht in drei Tagen schaffen würde (ein Schwabe übrigens). Ich verzehre in Ruhe mein Schnitzel, die Bande ist schon längst wieder draußen und frißt einen Kilometer nach dem anderen in sich hinein, bis sie stolz sagen können, ich hab' die 100 km in drei Tagen gemacht. Von Ludwig Thoma, dem Olympiasieger in der Nordischen Kombination, heißt es, er laufe mit einer Gruppe die Strecke am liebsten in zwei Tagen. Nicht als Training für Langläufer, sondern mit normalen Touristen.

### Rezepttourismus

Ich kann ja die Fremdenverkehrsmanager und die Forstverwaltung verstehen, wenn sie die Massen anziehen und gleichzeitig kanalisieren wollen. Ich kann auch die Leute verstehen, die 100 km durch den Schwarzwald laufen und sich nicht um den



Weg zu kümmern brauchen. Fertiggerichte können ja auch schmackhaft sein. Beides zusammen verstehe ich nicht mehr, da sträubt sich etwas in mir, das kann und darf doch nicht richtig sein. Wahr ist es schon. Das ist der Rezepttourismus. Meine Route habe ich selbst ausgesucht, deshalb wird sie auch nicht verraten. Es sind nicht nur die Massen, die mich ärgern, es sind auch die häufigen Berichte in Büchern, Zeitschriften, Führern, Vereinsnachrichten etc., denen ich die Schuld gebe, ständig neue Begehrlichkeiten und Wünsche zu wecken. Ich versuche, mich abzugrenzen und Gefühl und Verstand in dieser Abgrenzung in Übereinstimmung zu bringen. Nicht immer funktioniert die Abgrenzung so reibungslos wie mit der Ausrüstung, der Art zu gehen und der heutigen Route. Die Grande Traversée du Jura taucht vor meinem geistigen Auge auf, die täte mich schon reizen ...

Nach dem Mittagessen war es nicht mehr weit bis zum Quartier auf dem Brend, wobei ich, ohne ein schlechtes Gewissen zu haben oder einen Widerspruch zu empfinden, eben diesen Fernwanderweg benutzte, dessen Existenz ich soeben noch kritisch betrachtet und auf dessen Begeher ich soeben noch herabgeblickt hatte. Die Anzahl der zurückgelegten Kilometer war für mich nicht wichtig, dafür hatte ich eine Idee in die Tat umgesetzt und mich als Individualist bestätigt.

Vom Frühstücksraum des Hotels aus konnte man am anderen Morgen direkt auf den Feldberg sehen, über den der Fernskiwanderweg führt. Ein Gast fragte mich, ob ich auch dorthin wolle.

Oh, nein, sagte ich und lächelte innerlich leicht amüsiert. Später sah ich ihn dann mit dem Minirucksäcklein losflitzen. Ich ging ein Stück den gestrigen Weg zurück und fuhr dann durch herrlichen Pulverschnee über freie Wiesen hinab, an einzelnen Bauernhäusern vorbei, von denen eines einen Fischteich besaß, bis ich schließlich an einer Straße eine kleine Rast einschob. Telemark solltest du lernen, die Hänge wären geeignet gewesen. Die Vorstellung erregte leichtes Mißtrauen und Verwunderung in mir, weil ich nicht mehr wußte, ob ich nun fortschrittlich, gewollt fortschrittlich oder rückschrittlich war. Den Telemarkstil kannte ich nur aus Erzählungen meiner Eltern – und von einem Amerikaner, den ich vor einigen Jahren die Pisten von Verbier/Wallis herunterpreschen sah. Der Bursche hatte mir wirklich Respekt eingeflößt, wie er mit Schwung und Mut selbst eisige Passagen nahm, ohne hinzufallen. Ein echter Individualist war er unter den normierten Skifahrern, mich eingeschlossen, gewesen. In Nordamerika soll der Telemarkstil ja wieder mehr gepflegt werden, heißt es, und wenn ich schon jetzt damit begänne, könnte ich endlich einmal an der Spitze des Fortschritts stehen, bis diese Welle auch uns erreicht hat ...

Man hat es wirklich nicht leicht als Skiwanderer. Lange hatte ich mir überlegt, mit welchen Ski ich die kurzen und deswegen kostbaren Hänge des Schwarzwaldes befahren sollte. Schließlich hatte ich mich zu Langlaufski durchgerungen und die deutschen Ski- und Schuhhersteller insgeheim zu ihrer Erfindung einer halbwegs passablen Fersenfixierung beglückwünscht, mit

Foto:  
Karl Schott

der man auch so etwas wie Bögen fahren kann. Nun scheint mir die Erfindung schon wieder überflüssig. Fast bereue ich, dafür Geld ausgegeben zu haben, bis mir einfällt, daß ich ja gar keinen Telemarschswing beherrsche. Vielleicht geschehen noch Zeichen und Wunder, auch wenn man schon die Dreißig deutlich überschritten hat ...

Das Teetrinken ist heute alles andere als ein Vergnügen. In der Eile hatte ich von zuhause losen Tee statt Teebeutel mitgenommen und das Angebot des freundlichen Wirtes ausgeschlagen, mir richtigen Tee statt heißes Wasser zu geben. So kämpfe ich mit den Teeblättern. Es ist ja die erste Tour, mache ich mir Mut, und sonst scheint mit der Ausrüstung alles bestens zu sein. Nach der Rast dann wieder Streß mit den Karten, dank meiner schwach ausgeprägten Fähigkeit, die Zeichen auf dem Papier den Zeichen in der Realität zuzuordnen. Seit ich herausgefunden habe, daß Karten nicht immer mit der Wirklichkeit übereinstimmen, habe ich für solche Situationen einen Aphorismus von Lichtenberg abgewandelt: *Wenn ein Kopf und eine Karte zusammenstoßen und es hohl klingt, muß es nicht immer am Kopf liegen.* Das hilft einen Moment lang weiter. Manchmal stellt sich hinterher heraus, daß die Übereinstimmung zwischen der Karte und dem Gelände doch größer ist als angenommen. Überhaupt sollte ich die Erfahrungen aus der Wissenschaft auf das Skiwandern übertragen: pragmatisch vorgehen und nur Wege mit überörtlicher Markierung benutzen. Keine Feinheiten ausdenken, sondern stur den Zeichen folgen, auch wenn das nicht die elegante oder ästhetische Linienführung von einem Ort zum andern ist. So kann nicht viel schiefgehen. Die eine Karte enthält nämlich die örtlichen und überörtlichen Markierungen und bietet mehr touristische Informationen wie Gasthäuser, Wirtschaften und andere Einkehrmöglichkeiten. Die andere Karte weist viele Höhenlinien auf und gibt relativ zuverlässig die Breite eines Weges wieder. Die Steilheit eines Weges abschätzen zu können, ist für eine Tour mit Langlaufski von besonderer Bedeutung. Die markierten Wege sind meist gut beschildert, von mäßigem Gefälle und breit genug („autostrada foresta nera“). Auf solchen Wegen erübrigt sich auch das Nachsehen in der Karte nach jeweils kurzer Zeit, weil schon wieder ein neu angelegter Holzabfuhrweg abzweigt, der sich dann als Sackgasse erweist. Nicht überall ist der Touristen-Service so gut, daß Schilder angebracht werden wie: „Dieser Weg endet nach 300 m“.

... könnte ich sarkastisch werden

Im Wald sehe ich viele Tierspuren, aber nur selten ein Tier. Wer querfeldein geht, sagen die Jäger, schreckt die Tiere in ihrem Winterschlaf auf, dann verbrauchen sie mehr Energie und fressen die jungen Triebe, und dann wächst nichts mehr nach und der Wald stirbt, und du trägst dazu bei mit deinem Egoismus und deinem Wunsch, dich von der Masse abzusetzen. Und die überhöhte Wilddichte und die Jäger, die nix treffen außer mit einem Sonntagsschuß? Da erhöht eine größere Wilddichte natürlich die Trefferwahrscheinlichkeit. Ihren Argumenten traue ich nicht, sie hätten den Wald am liebsten für sich allein wie

jahrhundertlang die Adligen, und dann machen sie auf Mitleid und Tierliebe. Wenn ich daran denke, wieviele Mitglieder der Tierschutzverein hat und wieviele der Kinderschutzbund, dann frage ich mich wirklich, ob hier die Relationen noch stimmen. Bei diesem Thema könnte ich sarkastisch werden.

Leise Zweifel bleiben, ob ich nicht doch dem Wild schade, denn das möchte ich wirklich nicht. Und falls doch? Erstens bleibe ich im Wald stets auf vorhandenen Wegen. An solche Besucher gewöhnen sich die Tiere angeblich. Zweitens mache ich keinen Lärm wie Singen, Jodeln, Pfeifen, laute Gespräche etc. Drittens sind meine Ski weitaus leiser als ein Traktor, ein Geländewagen, ein Skido, ein Snowbike oder was es sonst noch an solchen knatternden Fahrzeugen gibt. Viertens ist es eine Grundsatzfrage. Kommt zuerst der Mensch oder zuerst das Tier? Fünftens nehme ich ein demokratisches Grundrecht wahr, das nur unter besonderen Umständen eingeschränkt werden darf und schon gar nicht zugunsten von Gruppeninteressen. Sechstens sind Skiwanderer als Sündenböcke gut geeignet, da sie über keine organisierte Lobby verfügen. Dahinter lassen sich leicht egoistische Gruppeninteressen verbergen und vom eigentlichen Problem der Umweltverschmutzung ablenken. Siebtens brauche ich keine Befürchtungen zu haben, das Skiwandern nach meiner Façon könnte zu einer Massenbewegung werden, da es zuviel Eigeninitiative erfordert. Es sei denn, Vereine und kommerzielle Unternehmen nähmen sich seiner an, Beschreibungen würden veröffentlicht usw. Da seien die markierten Skiwanderwege vor. Aber wer vermag das schon auszuschließen? Schließlich hat das alpine Tourenggehen auch einen Boom in den letzten 15 Jahren erlebt, den wohl kaum jemand für möglich gehalten hat. Den Loipenfreaks könnte es ja auch mal zu eng werden auf der vorfabrizierten Spur, und sie könnten ausschwärmen und ausbrechen. Angeblich gibt es das ja schon in großem Umfang, auch wenn ich persönlich kaum etwas davon gemerkt habe. Die Logik ist wirklich bestechend: *Kaum einer hat die Massen außerhalb der Loipen je gesehen, aber sie richten einen riesigen Schaden an.* Ob sich der mögliche Schaden durch die Skiwanderer jemals exakt nachweisen läßt, möchte ich bezweifeln. Mehr als Plausibilitätsüberlegungen sind das wohl kaum, wenn man einmal von Sonderfällen absieht. Auf die Qualität der Argumente scheint es nicht immer anzukommen, Hauptsache, die Lobbyisten erzielen die gewünschte Wirkung. Wie z.B. bei den Prognosen für den Energiebedarf.

Zurück. Ich bin ja aus dem Wald schon wieder draußen auf einer Loipe, wie es sich gehört. Deswegen breche ich die Tour nicht ab. Wo käme man denn hin, wenn man sich nur auf gewisse Stimmen verliefte und das alles so richtig ernstnähme, auch dann, wenn es undurchschaubar ist? Nirgendwo käme man mehr hin, man könnte die Ausrüstung verkaufen, wenn man noch Käufer fände. Die anderen machten es genauso, der Umsatz der Sportgeschäfte usw. ginge zurück, Arbeitsplätze würden vernichtet, Armut und Elend machten sich breit. Nimmt man die ökonomischen und ökologischen Argumente ernst, bleibt nur noch eines: Ausrüstung kaufen, aber nie benutzen.

Heute ist es mit dem Denken auch nicht viel besser. Ich merke kaum noch, wo ich gehe. Vielleicht, weil es auf die Mittagszeit zugeht und laut der einen Karte schon längst zwei Gasthäuser angekündigt sind, von denen weit und breit noch keines zu sehen ist. Wahrscheinlich bin ich schon näher dran als ich denke, es wäre nicht das erste Mal. Links taucht ein größerer Ort in einer Senke auf, dessen Namen ich gerne wüßte. Dazu müßte ich wieder die Karte aus dem Rucksack nehmen ... Das Gasthaus kommt in Sicht und mehrere Langläufer ebenfalls. Ich tauche auch wieder auf. Du darfst das alles nicht so eng sehen, und überhaupt ist es naiv zu glauben, du könntest im Wald die Gesellschaft hinter dir lassen. Vielmehr steckst du mitten drin, auch wenn du niemanden siehst. Das ist das Verrückte daran. Vergiß es jetzt wieder, damit du die Speisekarte mit Verstand lesen kannst. Ich atme auf, versuche, locker zu lassen, und bestelle Tee mit Zitrone.

Die Totalität der Gesellschaft war in Studententagen ein alltäglicher, wenn auch abstrakter Begriff gewesen. Damals bin ich kaum noch Ski gefahren. Jetzt ist es umgekehrt: Ich fahre wieder Ski, und der Begriff wird auf einmal konkret und erfahrbar.

## Mit Stelzen durch die Wüste Gobi

Heute habe ich höchstens noch zwei Stunden zu gehen und ich kann mir Zeit lassen. Sogar eine Loipe führt zu meinem Ziel. Nach dem vielen Denken nehme ich meine Übungen wieder auf. Gehen, einfach gehen. Die Knie nie ganz durchstrecken, das macht dich dynamischer. Immer ganz leicht nach außen drücken und eine kurze Gleitphase einschieben. Mit dem Schuh immer den Keil der Bindung treffen, damit du sicher bist, genau in der Mitte zu stehen. Ein Spiel. *Let it go, let it flow.* Der Weg geht leicht bergauf und bergab ohne große Anstrengungen. Nach einiger Zeit verlasse ich die Loipe, weil sie einen Umweg zu machen droht. Diesmal klappt die Orientierung mit der Karte. Gegen drei Uhr bin ich am Stöcklewaldhaus, das dem Schwarzwaldverein gehört. Ich hatte telefonisch Quartier bestellt, und der Wirt hatte gelacht und gesagt, ich sei aber allein hier oben. Ich verstand anfangs nicht, es war doch Freitag, und ich war froh, schon frühzeitig da zu sein. Jetzt begriff ich, daß die Hütte nur tagsüber bewirtschaftet wird und daß die Leute abends in ihre Wohnung zurückkehren. Ich bestellte erst mal ein Schorle, bevor ich mich als der Anrufer von gestern abend zu erkennen gab. Es war wie auf einer Berghütte mit Massenquartier, Wäscheleinen zum Aufhängen nasser Kleider und kaltem Wasser. Das wäre was für meine Frau, sagte ich zu mir. Sie glaubte immer an einen augenzwinkernden Scherz, wenn ich mit dem Spruch kam: „Auf der Alm, da gibt's kei Sünd!“. Unter den Umständen ist es wirklich kein Vergnügen, so kalt, klamm und verschwitzt, von den Zimmergenossen einmal ganz zu schweigen. Ich brachte nicht einmal eine Katzenwäsche zustande und hatte außerdem das Handtuch vergessen. Von Gemütlichkeit und Hüttenromantik keine Spur. Im Januar ist es eben kalt, sogar im Schwarzwald. Es war mittlerweile dunkel geworden, und die Langläufer waren

aus der Gaststube verschwunden. Ein Stammtisch hatte sich versammelt und gewährte sogar dem Dorfdubele Zutritt, der gelegentlich zum Holzholen geschickt wurde. Am Nebentisch wühlte ein Pärchen in seiner Beziehungskiste. Der Hüttenwart verstand sich auf's Kochen, und ich genehmigte mir Spätburgunder Rotwein zur Verdauung und als Schlafmittel. Ich las ein Buch, das ich mir vor über zehn Jahren gekauft und schon einmal gelesen hatte: Gurdieffs Begegnungen mit bemerkenswerten Menschen. Ich kam aus dem Staunen nicht heraus, was Leute in Südrußland schon vor dem Ersten Weltkrieg gemacht hatten. Eine Gruppe will mit Stelzen zum Schutz gegen Sandstürme durch die Wüste Gobi gezogen sein. Wollte Reinhold Messner nicht auch mal durch die Wüste Gobi, wenn ihm das Bergsteigen nichts mehr bringt? Andere waren auf der Suche nach Gurus oder spiritueller Erfahrung in Persien, in der Türkei und sogar in Ägypten gewesen. Gefiel ihnen ein Guru oder Derwisch oder Sufi-Meister, so blieben sie einfach so lange wie möglich, bevor sie weiterzogen, meist wochenlang zu Fuß, manchmal per Schiff oder auf dem Rücken eines Pferdes. Wie leicht, schnell und bequem ist doch heute eine Reise nach Rom oder Poona oder sonstwohin. Der Stammtisch bestand mittlerweile nur noch aus einem jüngeren Mann und dem Hüttenwart. Als dieser hinausging, sprach mich der jüngere Mann an. Inspiriert durch meine Lektüre ließ ich das Wort Karma fallen, das er sogleich aufgriff. Er erzählte, daß er sich von der Politik abgewandt hätte, spirituelle Erfahrungen gemacht hätte und auf der Suche nach eben diesen Erfahrungen sei. Wir sprachen eine Weile über dieses Thema, und ich überlegte, was der Wirt wohl von einem Skiwanderer denkt, der sich über Karma, Wiedergeburt und Sartori unterhält. Der Mann fragte mich, wann er wohl den Zustand des „Heilseins“ erreicht habe und wie er das in seinem Leben mit den Dorfbewohnern vereinbaren könne. Ich sagte ihm, ich hätte es aufgegeben, darauf zu hoffen. Wir müßten wohl in zwei Welten leben lernen.

Für einen Spottpreis bekam ich ein reichliches Frühstück. Heute war der letzte Tag, und ich verabredete mich in Vöhrenbach mit meiner Frau um 12 Uhr. Dort wollte sie mich mit dem Auto abholen. Das Wetter war neblig und kalt, zuweilen gab es leichten Schneefall. Nach einer Stunde war ich an dem Punkt, von dem aus ich mich nicht mehr verlaufen konnte. Schnurgerade sollte der Weg nach Vöhrenbach führen und eine überörtliche Markierung haben. So war es auch, und ich beglückwünschte mich zu meiner Wahl. Ich lief und lief und lief. Zwei Minuten vor zwölf war ich am Stadtcafé von Vöhrenbach, stellte die Ski neben den Eingang, trat ein und bestellte einen Kir. Meine Frau war noch nicht da, und ich zog mich etappenweise auf der Toilette um, bis ich schließlich soweit zivilisiert war, daß ich das ins Auge gefaßte Restaurant guten Gewissens betreten konnte. Die Wahl erwies sich auch für einen verwöhnten Gaumen als Volltreffer, und ich bedankte mich für das Kompliment meiner Frau, einen solchen Abschluß meiner ersten Expedition hingekriegt zu haben.

Nun, wie ist es gewesen, fragte sie. Ich hatte noch gar keine

*Foto: Helmut Lang*

fertige Antwort, und einfach „toll“, „Spitze“ oder so wollte ich auch nicht sagen. Ich mußte es erst einmal verdauen und Abstand gewinnen...

Daß ich einmal Skiwanderer werden würde, hätte ich mir auch nicht träumen lassen. Das kam so ... Doch ich fange lieber von vorne an, damit ich es auch selber besser verstehe.

Ich stamme aus dem Allgäu, wo die Alpen vor der Haustür liegen und es unter den Einheimischen selbstverständlich war, im Winter zum Skifahren zu gehen. Insbesondere meine Mutter war skibegeistert, sodaß ich vor dem Lesen und Schreiben noch das Herumrutschen auf den schmalen Brettern lernte. Zuerst auf einer Einfahrt zur Tenne eines Bauern, dann auf dem Idiotenhügel vor der Stadt (damals noch ohne Lift). Im Laufe der Zeit lernte ich nicht nur Skifahren, sondern nebenbei auch, was richtiges (= zünftiges) Skifahren ist. Wir fuhren wochentags an Liften und hatten unser Vergnügen dabei. An den Wochenenden mieden wir die oft überfüllten Lifte und machten schon mal kleinere Skitouren wie über die Hörner. Überhaupt wurde mir klargemacht, wenn auch ohne pädagogische Absicht und dafür umso wirkungsvoller, daß das Tourengehen die höchste Stufe des Skifahrens und das Lifteln eine minderwertige, wenn auch bequeme Variante sei. Skitouren böten einen unvergleichlichen Naturgenuß und seien für uns Einheimische die angemessene Form des Skifahrens. Diese Vorstellung schlummerte die ganzen Jahre in mir, ohne sich sonderlich bemerkbar zu machen.

Hinzu kam eine zweite Vorstellung. Als Jugendlicher besuchte ich zeitweilig die Gymnastikstunden des Skiclubs. Dort gab es ein paar Leute, die in meinen Augen ein sehr sonderbares und leicht selbstquälerisches Hobby betrieben: Langlauf. Wäre nicht einer von ihnen mehrfacher deutscher Vizemeister gewesen und hätten sie nicht durch ihre Bombenkondition Eindruck hinterlassen, dann wäre mein Urteil über sie vernichtend ausgefallen. In der Zwischenzeit habe ich gelernt, daß in jedem Spitzensportler ein kleiner Masochist steckt, ohne den er den immensen Trainingsaufwand gar nicht durchhalten würde. Damals glaubte ich, nur Langläufer hätten solche Neigungen. Außerdem war Langlauf für uns etwas skifahrerisch Minderwertiges, und Einheimische, oder Kurgäste, die diesen Sport betrieben, wurden nur mitteilidig belächelt. Wer Langlauf machte, der konnte wohl nichts anderes.

Mit solchen Vorstellungen kam ich nach Freiburg im Breisgau zum Studium. Die Begeisterung der vielen norddeutschen Kommilitonen über die Skilaufmöglichkeiten im Schwarzwald konnte ich ganz und gar nicht teilen. Die Hänge waren zu kurz und nicht besonders attraktiv, die Preise gesalzen, die Schlangen am Lift endlos und im Frühjahr war oft nur noch wenig Schnee. Meine skifahrerischen Aktivitäten im Schwarzwald blieben bescheiden und zuhause hatte ich ja, was ich suchte. Als das Studium dem Ende zuging und ich gar noch berufstätig wurde, hatte ich immer weniger Gelegenheit, in den heimatlichen Allgäuer Bergen Ski zu



fahren. Mit der Zeit merkte ich, daß mir etwas abhanden gekommen war. Auch die Skiurlaube in der Schweiz, die ich mir mittlerweile leisten konnte, schufen keine Abhilfe, und ich sah weiterhin keinen Sinn darin, am Wochenende wegen einer dreiminütigen Abfahrt 30 Minuten anzustehen. Mach Langlauf, sagte ein Bekannter und versuchte, mich zu einem Probelauf zu überreden. Meine Vorbehalte dagegen waren bekannt, und außerdem glaubte ich, diese Modeerscheinung würde doch bald wieder verschwinden. Einem anderen Bekannten gelang es schließlich, mich zu einem Versuch zu überreden. Wer will schon als engstirnig und borniert gelten? In geliehenen Schuhen und Ski absolvierte ich die ersten 20 km Rundkurs.

Mein Widerstand war für's erste gebrochen, eine Einfachstaurüstung wurde angeschafft. Doch schon bald fand ich einige Haare in der Suppe des Langlaufs.

Man bekommt mehr von der Natur und der Landschaft mit als beim alpinen (Pisten-)Fahren, was eine Rechtfertigung dafür war, daß ich ihm teilweise den Rücken gekehrt habe. Doch auch einige der Langläufer scheinen von der Natur nicht allzuviel mitzubekommen. Sie rasen und hetzen über die Loipen, ohne nach rechts oder links zu blicken. Mich erinnerte ihre Art an jene Sportler, die stereotyp ihre Runden drehen und sonst nichts mehr wahrnehmen. Oder an jene sizilianischen Esel, die mit verbundenen Augen im Kreis herumgehen, um einen Wasserbrunnen zu betreiben. Ein Esel hat keine andere Wahl, wenn er

für eine solche Arbeit eingespannt wird. Und wir? Die hauchdünne Kleidung der Langläufer widersprach meinen Vorstellungen vom Draußensein im Winter. Da darfst du keine zwei Minuten stehenbleiben oder gar Brotzeit machen und in die Gegend schauen. Mit der Wissenschaft vom richtigen Wachsen wollte ich nichts zu tun haben. Wir haben früher überhaupt nicht gewacht, und wenn, dann mit Kerzenwachs einmal im Winter. Ich war verunsichert und wußte nicht, was ich im Winter tun sollte. Langlaufen, Pistenfahren, Aufhören? Der Konflikt war da. Zeitweilig war ich wie vernagelt, wenn ich an das Thema dachte, zu anderen Zeiten verdrängte ich aufkommende Gedanken. Irgendwann löste sich der Nebel auf, und ich machte eine für mich bedeutsame Entdeckung: Fahr- und Wirtschaftswege. Diese gab es zuhauf im Schwarzwald, und die konnte man auch ohne gespurte Loipe begehen. Ich fühlte mich erleichtert, als hätte ich ein schwieriges Problem gelöst. Dabei hatte ich nur etwas getan, was vielen kreativen Prozessen zugrunde liegt, nämlich bisher Unverbundenes in einen Zusammenhang gebracht. Daß man auf solchen Wegen Skiwandern kann, hatten mir meine Schwiegereltern in Lenzkirch vorgeführt. Daß es genügend breite Wege gibt, wußte ich vom Sommer her. Was lag also näher, als beides zu verbinden und mich von der Ortskenntnis anderer unabhängig zu machen. Unterstützt wurde dieser Prozeß dadurch, daß ich die Schwarzwaldherbungen als Hausberge akzeptiert hatte. In dem Moment verwandelten sie sich und ich mich ebenfalls. Eine neue Beziehung entstand. Drei Wochen nach meiner ersten Tour geriet die Beziehung in eine Krise. Die rechte Lust, wieder auf Tour zu gehen, wollte sich nicht einstellen. Das Fahren im Tiefschnee und das Steigen mit Fellen faszinierten mich einfach mehr, auch wenn ich es eine Zeitlang nicht wahrhaben wollte. Es war wie ein Einbruch in meine wohlgeordnete Skifahrerwelt, gegen meine bewußten Intentionen und Ansichten. Eine leise Unruhe ergriff mich, und ich begann wieder, in mich hineinzuhorchen. Ich war stolz auf meine Lösung und meine Aktivität gewesen. Die Entdeckung,

daß andere schon vor mir mit Ski durch den Winter gewandert waren und daß das die ursprüngliche Art des Skifahrens war, tat meiner Freude keinen Abbruch. Es war ja meine ureigene Entdeckung gewesen. Die Faszination des „richtigen“ Tourengehens ist schnell erklärt. Es ist eine ältere Schicht meiner Erfahrungen mit dem Winter, die sich nicht einfach beiseite drängen lassen wollte und ihr Recht forderte. Sie war naturwüchsig in mir entstanden, auch wenn sie jahrelang ein Schattendasein geführt hat. Aber als ein ernster Konkurrent auftauchte, hat sie sich bemerkbar gemacht und mir deutlich gezeigt, was mir näher liegt. Im Aufstieg, weil sie mich lehrt, nicht schneller zu gehen, als es meine Kondition erlaubt. Weil sie mich zwingt, mich auf den Weg und nicht auf das Ziel zu konzentrieren. In der Abfahrt, weil ich trotz vieler Versuche im Tiefschnee erst zurecht kam, als ich mich auf das Innere Skifahren konzentrierte. Damit ist gemeint, *die Bewegungen nicht machen zu wollen, sondern geschehen zu lassen* und das ewig steuern wollende Ich zurückzunehmen.

Nachdem ich mein inneres skifahrerisches Gleichgewicht wiedergefunden hatte, ging ich im März noch zweimal auf mehrtägige Langlauftouren im Schwarzwald. Die anfängliche Begeisterung hatte einer inneren Wachsamkeit und Gelassenheit Platz gemacht, denn ich wußte nun, wie es sein könnte. Der Winter war hier fast vorbei und war doch zu mir zurückgekehrt oder ich zu ihm? Ich hatte mich ihm ausgesetzt, und er hatte mir sein Gesicht gezeigt, indem er mir einen Spiegel vorgehalten und mich zur Auseinandersetzung mit mir aufgefordert hatte. Vergangenes wurde wieder lebendig und veränderte die Wahrnehmung der Gegenwart.

Auf der letzten Tour bekamen die Schuhe leichte Risse am Fersenteil. Im knöcheltiefen Firn bzw. Faulschnee rückte mir der Schnee näher auf den Leib, als mir lieb war. Und so sandte ich die unbrauchbar gewordenen Schuhe an den Hersteller zurück in der Hoffnung, ein Paar neue zu bekommen. Für den nächsten Winter.



*Eine ältere Schicht ...  
Das Riedberger Horn  
in den Allgäuern.*

Foto:  
Rudolf Keßler

# Canyons – Geysire – Vulkane

Eine weite Reise durch die bedeutendsten Nationalparks der U.S.A.

Von Otto Huber

Grandiose und ursprüngliche Landschaften, Naturwunder, seltene Pflanzen und Tiere sowie Reste alter Indianersiedlungen, das alles kann man in den amerikanischen Nationalparks sehen. Jeder von ihnen ist anders geartet und in seiner Art einmalig. In den letzten Jahren wurde sehr viel über Nationalparks berichtet, dabei aber viel zu wenig die Frage beantwortet, was unter einem Nationalpark zu verstehen ist.

Als 1872 mit dem Yellowstone Park in den U.S.A. der erste Nationalpark geschaffen wurde, war das überhaupt der Anfang einer sich seither weltweit ausbreitenden Idee, solche Naturschutzgebiete zu schaffen. Von dem Gedanken der „Umweltbereicherung für alle Menschen“ unter der obersten Aufsicht eines Staates ausgehend, haben sich 1969 in Neu Delhi unter der Schirmherrschaft der „Internationalen Union für Naturschutz und natürliche Reserven“ (IUCN) die Nationalparkstaaten auf eine einheitliche Definition geeinigt. Mit ihren strengen Bestimmungen konnten diese in Europa jedoch kaum angewendet werden. 1973 wurden sie daher abgeändert, nachdem bereits Widersprüche mit der Gründung des ersten europäischen Nationalparks im schweizerischen Engadin entstanden sind. Dieser stand ganz im Zeichen der Wissenschaft, und von Naturschutzgedanken war damals noch keine Rede:

„Ein Nationalpark ist ein relativ großes Gebiet, wo

1) ein oder mehrere Ökosysteme durch menschliche Nutzung oder Inanspruchnahme in der Substanz nicht verändert werden, wo Pflanzen- und Tierwelt, wo geologische und morphologische Besonderheiten von speziellem Interesse für Wissenschaft, Bildung und Erholung sind oder in dem Naturlandschaften von großartiger Schönheit vorkommen,

2) die höchste zuständige Behörde des betreffenden Landes rechtliche Maßnahmen setzt, die den Schutz gewährleisten.

3) Besucher unter bestimmten Bedingungen Zutritt haben zur Anregung, Erziehung, Bildung und Erbauung,

4) eine ständige Verwaltung, Kontrolle und wissenschaftliche Betreuung gegeben ist,

5) folgende Gliederung vorgesehen ist:

a) Kernzonen (mindestens 1000 ha) mit absolutem Vorrang für die Natur.

b) Randzonen mit althergebrachten Wirtschaftsformen bzw. besonderer kultureller Bedeutung.

c) Randbereiche, in welchen der Besucherverkehr durch besondere Maßnahmen gefördert wird.“

Die Idee für die Errichtung von Nationalparks in Österreich und in anderen europäischen Staaten ist viele Jahrzehnte alt. Die fünf in Österreich geplanten Projekte (Hohe und Niedere Tauern, Reichraminger Hintergebirge, Neusiedlersee und Donau-Marchauen) scheiterten bisher an schier unüberwindlichen Eigentums- und Interessenslagen. Allein das Jagdverbot, wie es in den amerikanischen Parks üblich ist, würde in Österreich sicher auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen. Außerdem bedürfen die begleitenden Naturschutzmaßnahmen sowie die Berücksichtigung der Naturschutzinteressen bei der Bewirtschaftung noch einer eingehenden Diskussion.

Ganz anders liegen die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten. Schon während bzw. kurz nach der Entdeckung und Erschließung des „Wilden Westens“ erkannte man die Notwendigkeit, die einzigartigen landschaftlichen Schönheiten mit ihrem von der Natur im Laufe der erdgeschichtlichen Entwicklung geschaffenen Formenschatz zu erhalten. So entstanden seit 1872 neben zahlreichen anderen staatlichen und nationalen Schutzgebieten 41 Nationalparks, die zusammen ein Gebiet einnehmen, das so groß wie Österreich ist.

Seit 1916 liegt die Organisation und Verwaltung in den Händen des Nationalpark-Services, einer Abteilung des U.S. Innenministeriums. Unter seiner Verwaltung stehen noch weitere Gebiete und Objekte von nationalem Interesse, von denen die 45 National Monuments allein ein Gebiet größer als die Bundesrepublik Deutschland einnehmen. Einige bekannte Beispiele sollen auf die Vielfalt dieser Objekte hinweisen:

\* National Monuments: Death Valley, Devils Tower, Badlands

\* National Historic Parks: Salt Lake City und seine Umgebung

\* National Historic Site: Mt. Rushmore, White House

\* National Recreation Area: Couleedamm am Columbia River, Lake Mead bei Las Vegas

Nur fünf Prozent jedes Parkareals dürfen urbanisiert werden. Dazu gehören alle Straßen, Park-, Picknick- und Campingplätze, Lebensmittelgeschäfte, Tankstellen, Motels und Hotels, Verwal-

tungsgebäude, Recyclinganlagen, Museen, Rangerstationen, Besucherzentren (mit sämtlichem Informationsmaterial, Dia- und Filmvorführungen), Wanderwege und Lehrpfade.

Wir haben auf unserer Reise, bis auf vier Ausnahmen, die Hauptsehenswürdigkeiten jedes Parks nur vom Auto weg in kurzen Spaziergängen erlebt. Die unberührte Wildnis beginnt jedoch bereits wenige hundert Meter abseits der Straßen. In den größeren Parks stehen den Wanderern mehrere hundert Kilometer Wanderwege oder im Winter Langlaufloipen und Trassen für Motorschlittenfahrten zur Verfügung. Einige Zeltplätze oder Biwakschachteln erleichtern die Begehung der einzelnen Routen. Bergwanderer lockt z.B. der *Wonderlandtrail* rund um den *Mt. Rainier*, ein 145 km langer Steig, für „Backpacker“ ist der berühmte *John-Muir-Trail* mit 340 km von den Tuolumne Meadows zum *Mt. Whitney*, dem höchsten Viertausender der Sierra Nevada, ein Wunschziel. Fischen, Reiten, Wildwasserfahren und Extremklettern gehören zu den weiteren Freizeitangeboten. Unvergessliche Erlebnisse für jeden Besucher sind die Begegnungen mit den Wildtieren, wie z.B. Elche, Wasch- und Grizzlybären, Bighornschafe, Maultierhirsche, Bisons etc.

Jeder Park wird von einem Superintendenten geleitet, dem die uniformierten „Parkranger“, mit Polizeibefugnissen ausgestattet, zur Verfügung stehen. Sie werden Besucher mit ihrem freundlichen und hilfsbereiten Wesen in angenehmster Erinnerung bleiben. Ohne Meldung in den Rangerstationen mit all den dort erhaltenen Anweisungen und Vorschriften, ist das Begehen dieser Trails, aber auch eine Bergbesteigung nicht erlaubt. Und die Vorschriften sind streng: Campieren und Feuermachen nur an dafür vorgesehenen Stellen, die Zahl einer Wandergruppe ist begrenzt und die Mitnahme von Hunden überhaupt verboten. Das sind nur die wichtigsten Punkte aus den Park- und Wanderordnungen.

Die Ausbildung zum Ranger ist schwer und umfangreich. Beginnend als Einsatzhelfer in der Feuerbrigade, geht es weiter zur Gruppe für Wegbau und -unterhalt. Während der Arbeit in der Wildnis erlernt er das richtige Campieren sowie das vorschriftsmäßige Verhalten gegenüber den Wildtieren. Außerdem bekommt er eine gründliche Ausbildung in Erster Hilfe und Bergrettung. Nach mehreren Jahren als „Teilzeitranger“ kann er erst mit 30 (!) Jahren eine feste Anstellung erhalten. Die Bergführertätigkeit sowie die Gruppenführung auf Wildwasser (in Schlauchbooten, Kanus oder Kajaks) und auf Schiwanderwegen erfordert eine zusätzliche Ausbildung.

## Der Golden Eagle-Paß

Mit dem Golden Eagle-Paß ausgestattet, standen wir, ermüdet von dem langen Flug von Wien nach Salt Lake City (mit 8 Stunden Zeitunterschied) und nach einer 560 km langen Autofahrt am Beginn einer weiten Reise, die uns vier Wochen lang durch die schönsten und interessantesten Parks der Weststaaten führte. Dieser Paß kostet 10 Dollar für einen PKW samt

Insassen. Er berechtigt ein Jahr lang zum Besuch sämtlicher Parks.

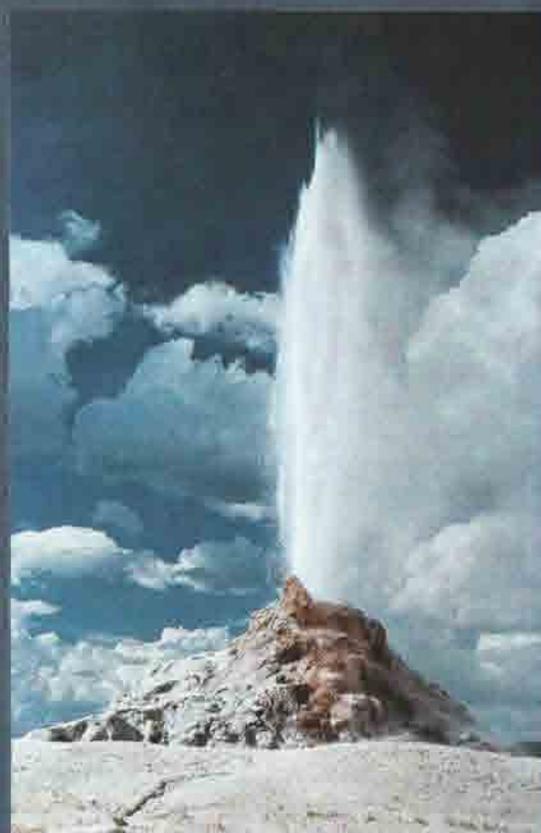
Nach der ersten Nächtigung in einem Motel in Jackson Hole, einem Städtchen aus Holzhäusern mit Wildwestcharakter, 1897 von Mormonen gegründet, 2200 Meter über dem Meer gelegen, eine moderne Wintersportsiedlung und Weltcupstation, ging es in den *Grand Teton-Park*. Aus den Wiesen einer Hochebene steigt unvermittelt eine großartige Gebirgskulisse gegen den Himmel. Ein Stück Nordtirol mit dichten Nadelwäldern, tiefblauen Seen, über dreißig Dreitausendern und zahlreichen Gletschern liegt vor uns. 1805 kam John Colter als erster Weißer, Fallensteller und Wegkundschafter in diese Wildnis. Der Park besteht seit 1929. Er erfuhr durch John D. Rockefeller jr. 1950 eine großzügige Erweiterung.

35 Meilen ist die erlaubte Höchstgeschwindigkeit in allen Parks, eine von allen Besuchern strikt eingehaltene Verordnung. Keine Reklameschilder, die sonst die Ränder der Highways verunziern, behindern den Blick auf die Felsszenarien und in die unberührte Natur. Eine dreistündige Wanderung rund um den Jenny Lake führt vorbei an Klettergärten, in denen jung und alt in den Anfängen des Felsgehens unterrichtet werden. Beim Anblick des Snake Rivers, ein Fluß mittleren Schwierigkeitsgrades, auf 45 km zwischen Jackson Lake-Damm und Moose Village mit Kajak zu befahren, werden wir an unsere Wildwasserfahrten auf dem Balkan erinnert.

## Yellowstone

Doch Grand Teton sollte nur der Beginn, gleichsam die Overtüre zum Besuch des größten und ältesten Nationalparks der U.S.A. sein. 9000 Quadratkilometer ist der *Yellowstone-Park* groß, so groß wie Kärnten. In den nördlichen Rocky Mountains gelegen, nimmt er den Nordwesten des Staates Wyoming ein. Dieses Cowboyland besteht fast ausschließlich aus Feldern und Weideland. Auf einen Bewohner kommen hier drei Kühe oder Pferde. Obwohl Mitte August ist es empfindlich kühl, denn das Parkgebiet liegt zwischen 2200 und 2500 Meter. Das österreichische Waldviertel, bzw. den Thüringer- oder Schwarzwald könnte man damit vergleichen.

Im West Thumb Geyser Basin erlebten wir erstmals die Dampfschwaden der Solfataren von Paint- und Abbispool und die durch den Siliciumdioxidgehalt des ausströmenden Wassers versteinerten und mineralisierten Baumleichen. Entlang dem weiten Yellowstonesee, der vom gleichnamigen Fluß durchflossen wird, dem größten Gebirgssee Amerikas, in einer Höhe von 2375 Metern gelegen und von mächtigen Bergen umrahmt, vorbei an äsenden Elchen und Hirschen, erreichten wir mit einbrechender Dunkelheit das Hotel an der Fishing Bridge. Der Einladung zum Lagerfeuer im nahegelegenen Amphitheater konnten wir nicht mehr Folge leisten. Der Zeit-, Höhen- und Temperaturunterschied sowie die Anstrengungen der beiden letzten Tage haben ihre Spuren hinterlassen.



*Yellowstone Nationalpark  
Oben: Die Sinterterrassen  
von Mammoth Hot Springs.  
Links: Castel Geysir*

*Fotos:  
Otto Huber*

Der folgende Tag brachte den Höhepunkt unseres Besuches in diesem einzigartigen Naturschutzgebiet. Vierzig Kilometer waren es bis zum *Upper Geysir Basin*. Es war eine Fahrt durch undurchdringliche Wälder, in denen man aber auch sehen konnte, wie die Natur sich selbst zerstört. Keine Abgase, keine Industrieemissionen setzen hier dem Wald zu, nur die Witterungseinflüsse allein sind es, die Jahrhunderte hindurch die vielen Baumleichen verursachten.

Auf zwei Quadratkilometer schleudern 140 Geysire (ein Viertel aller Geysire der Welt) ihre Wasserfontänen gegen den Himmel. Es sind wahre „Durchlauferhitzer der Natur“ oder, wie beim Old Faithful, dem „Allzeitgetreuen“, eine genau gehende „Uhr mit Dampfantrieb“. Alle 65 Minuten schießt eine Fontäne zwei bis fünf Minuten lang 90 Grad heißes Wasser bis 56 Meter in die Höhe. Die Krateröffnung beträgt an seiner Spitze 2,30 x 1,60 Meter. Das Heißwasserrohr läßt sich bis in 25 Meter Tiefe verfolgen. Wenn bei jedem Austritt bis 20.000 Liter Wasser an die Oberfläche gelangen, so sind dies seit seiner Entdeckung im Jahr 1870 bis 1986 bei 920.000 Ausbrüchen 18,6 Milliarden Liter gewesen. All diese Wärmeenergien fließen im Gegensatz zu den isländischen Geysiren ungenutzt in den Firebird River.

Von 10.000 heißen Quellen (Belgier Pool, Crested Pool, Opal Turkeis Pool), kochenden Teichen (Grand Prismatic Spring, ein Heißwasserkessel mit 120 Metern Durchmesser), Schlammvulkanen (Red Spouter) und Solfataren (Dampfaustritte: Blue Star Spring, Scalloped Spring) erzählten die Fallensteller und Goldsucher, als sie seinerzeit in das Jagdgebiet der Sioux- und Percéindianer eindrangen.

Neben dieser „unvergleichlichen Augenweide“ erahnten die Entdecker bereits den wissenschaftlichen Nutzwert dieses einzigartigen Naturlaboratoriums. An kalten Wintertagen simulieren die Dampffahnen auf dem Boden Verhältnisse, wie sie sonst nur in hochliegenden Wolkenformationen vorkommen. Die Blasenbildungen in den Schlammkesseln werfen strömungsdynamische Probleme auf, und das Studium der Algen und Bakterien erweitert unsere Ansichten von den Grenzen organischen Lebens. Farbe und Dampf gehören hier zusammen. An der Farbgebung sind nicht die mineralischen Bestandteile des Wassers schuld, sondern die darin siedelnden Kleinstorganismen, die diese Hitze gerade zum Leben brauchen. Sie bilden oft dichte Matten, deren Farben mit wechselnder Wassertemperatur von Gelb über Orange bis Rot reichen.

Drei Tage später sind wir auf der Fahrt von Seattle in Richtung Mt. St. Helens. Von nun an begleitet uns *Dr. Steve Malone*, Professor für Geophysik an der Universität in Seattle, der 1980 Augenzeuge des letzten großen Vulkanausbruchs in den Staaten war.

Vorher jedoch zieht noch der *Mt. Rainier* (4392 m) unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich, der dritthöchste Berg Nordamerikas. Weithin leuchtet sein weißes Haupt. 41 Gletscher fließen nach

allen Seiten in die umliegenden Täler, darunter der Nisquallygletscher, 15 km lang, mit einer jährlichen Geschwindigkeit bis zu 120 Meter!

Der englische Seefahrer Captain George Vancouver, hat diesen Berg 1792 zum ersten Mal gesehen und nach seinem Freund, dem Admiral Peter Rainier, benannt. Im übrigen sind viele der Vulkane des Kaskadengebirges, die wir auf unserer Reise gesehen oder besucht haben, nach amerikanischen Präsidenten oder berühmten Männern benannt (z.B. Mt. Adams, Mt. Jefferson, Mt. Hood, Lassen Peak usw.).

Unsere Fahrt zu den beiden Besucherzentren Sunrise und Paradise führt uns durch üppige Vegetation, bedingt durch hohe Luftfeuchtigkeit und ergiebige Niederschläge, als Folge der nahen Pazifikküste. Zuerst die mächtigen Küstensequoien, als „Unterholz“ mächtige Ahorn- und Eichenbäume. Ab 1000 Meter treten an ihre Stelle Douglas-, Weiß- und Schirmlingstannen, später Rotfichten und -kiefern sowie Berghamlocks und Ponderosakiefern, bis wir erst in 2300 Meter in die Gras- und Felsregion kommen. Hier in Sunrise beginnt der *Wonderlandtrail*, der rund um diesen mächtigen, das übrige Hochplateau um 2700 Meter überragenden Bergriesen führt, während die eigentliche Gipfelbesteigung als Zweitagesunternehmen vom Paradise erfolgt, ein Unternehmen, für das man sich voranmelden muß, um einen gesicherten Platz in der Biwakschachtel zu bekommen.

Doch uns drängt es weiter, der Mt. St. Helens, dessen graues, hufeisenförmiges Maul uns drohend entgegenschaut, zieht uns in seinen Bann. Ganz plötzlich verwandelt sich die herrlich grüne, von saftigen Wiesen und dunklen Nadelwäldern bedeckte Bergregion in eine chaotische Mondlandschaft. Wie durcheinandergeworfene Mikadostäbe liegen tausende Bäume kreuz und quer oder ragen wie Spargelspitzen aus der Aschendecke. Sie geben ein schauriges Zeugnis von dem Vernichtungswerk, das am 18.5.1980 von 8,32 Uhr bis 8,37 Uhr hier stattgefunden hat. Der Mt. St. Helens gehört zu den 450 heute noch tätigen Vulkanen, von denen sich 350 rund um den Pazifischen Ozean im sogenannten Feuerkreis der Erde befinden. Für die Namensgebung ist auch hier Vancouver verantwortlich. Wie beim Mt. Rainier sollte ein befreundeter Landsmann, Allegue Fitzherbert, geehrt werden, der den Titel Baron St. Helens trug und zu dieser Zeit englischer Botschafter in Spanien war.

## Ein Berg zerbricht

Lassen wir jedoch *Dr. Malone* von dieser Naturkatastrophe selbst erzählen:

„Vor 1980 war der schneebedeckte, anmutige und symmetrische Mt. St. Helens als der *Fujijama* von Amerika bekannt. Dann kam der 18. Mai 1980. Ein klarer und heller Morgen brach an. Der Vulkanologe David Johnston versah seit Samstagabend in der sechs Meilen entfernten Beobachtungsstation seinen Routinedienst. Wie immer funkte er auch an diesem Morgen seine

*Laserstrahlenmessungen, die Auskunft über die Tätigkeit des Mt. St. Helens gaben, und keine Änderungen gegenüber den letzten Werten aufwiesen, nach Seattle. Sowohl die technischen als auch die seismischen Angaben des Vulkanmonitors, aber auch die chemischen Werte der Schwefel-, Dioxid- und Gasemissionen brachten keinerlei Veränderung.*

*Das war um 7,00 Uhr und eineinhalb Stunden später, genau 20 Sekunden nach 8,32 Uhr Pazifikzeit erfolgte plötzlich, gleichsam als Antwort auf ein Erdbeben der Stufe 1, eine Meile westlich des Vulkans, ein Anschwellen der schwankenden Nordflanke. Der Berg begann auseinanderzubrechen. Schlag auf Schlag wurde dadurch eine Reihe folgenschwerer Ereignisse ausgelöst, die in einer totalen Verwüstung der Umwelt in einem Umkreis von 15 km endete. Sechzig Menschen fanden den Tod, ein Glück, daß es sich im Gegensatz zum Vulkanausbruch im Dezember 1985 in Kolumbien (23.000 Tote), um ein unbesiedeltes Naturschutzgebiet gehandelt hat. In Ausübung seines Dienstes kam David Johnston ums Leben. Ebenso wurde der 89jährige Parkranger Harry Truman, in seinem Auto sitzend, von diesem Ausbruch überrascht und getötet."*

Was nun weiter geschah, schilderten zwei Augenzeugen, das Ehepaar *Keith und Dorothy Stoffels*, zwei Geologen, die während dieser Zeit mit einem Kleinflugzeug über den Gipfel des Vulkans kreisten: „Unheimlich und überwältigend war es, das Abrutschen einer ganzen Bergflanke nach Norden in Richtung *Spirit Lake* zu beobachten.“ Nur durch einen kühnen Sturzflug, nach Süden ausschierend, konnten sie der gleichzeitig einsetzenden pilzartigen Explosion entkommen. Dabei hatten sie noch den Mut und vor allem die Geistesgegenwart, dieses Naturschauspiel in einem minutiösen Timing fotografisch festzuhalten. Das Abrutschen der Nordflanke erzeugte die größte Schutt- und Schlammlawine, die man jemals beobachtet hat. Die auf den Schnee gefallene Asche brachte diesen in kürzester Zeit zum Schmelzen. Dadurch wurde die Geschwindigkeit der Lawine an den oberen Steilhängen auf 90 Meilen pro Stunde erhöht. Ein Teil von ihr ergoß sich in den *Spirit Lake* und ließ seinen Wasserspiegel um sechs Meter steigen. Der größere Teil verlegte im Bereich von *North Fork* den Lauf des *Turtle River*, den Abfluß des *Spirit Lakes*, wodurch das Ansteigen des Wasserspiegels verursacht wurde. 3,5 Kubikkilometer Schlamm, eine schier unvorstellbare Menge, wurden durch eine für uns Menschen nicht erfaßbare Gewalt im Erdinneren in Bewegung gesetzt. Ein grauer Schlammtümpel blieb vom einstmaligen blauen Bergsee übrig. 85 Prozent der Oberfläche sind heute noch mit Baumstämmen bedeckt, die von der Lawine mitgerissen wurden. Dr. Malone kommt jährlich zweimal mit seinen Studenten hierher, um einerseits nach mühevoller Besteigung über die losen Aschenhänge vom 2530 m hohen Kraterrand das Innere der Caldera (2 km Durchmesser am oberen Rand, 1 km am Boden) mit seinen postvulkanischen Erscheinungen zu beobachten, andererseits aber auch, um den Fortschritt im Wachstum der Pflanzendecke zu messen. Und dieses Wachstum ist erfreulich!

Vorbei an *Miner's Car*, ein historisches Monument, wo sich durch einen Zaun geschützt, das Autowrack von H. Truman befindet, erreichten wir *Windy Ridge*, das Ende einer Straße, die teils für die Besucher, vor allem aber für die sehr schwierige Holzbringung der Baumleichen angelegt worden war.

Unter uns liegt der *Spirit Lake*, und keine zwei Meilen gegenüber blickt uns dieses Ungeheuer an, als warte es nur darauf, sein heißes flüssiges Inneres wieder von sich zu geben. Drei Ausbrüche dieses Vulkans sind bekannt: einer am Ende des 16. Jahrhunderts, einer 1802 und 1980 der dritte und vorläufig letzte. Für wie lange?

Bevor wir unsere Weiterfahrt antraten, sahen wir uns im *Lexis* und *Ciarc-Museum* am Ausgang des Nationalparks einen Film über diesen Ausbruch an, eine eindringliche Dokumentation freiwerdender Naturgewalten. Ob in dem nahe gelegenen Atomkraftwerk *Trojan Power Plant* am *Columbia River* Energien in ähnlicher Dimension erzeugt werden können? Eine heikle Frage! *Mt. Hood*, mit seinem Gletscherskigebiet, die *Recreation Area* rund um den *Mt. Shasta*, die *Three Sisters*, die schwarze Lavalandschaft rings um *Bend*, die große Basaltdecke im Gebiet von *Madras*, das alles gibt Zeugnis davon, daß wir uns in einem, auch heute noch sehr unruhigen Teil der Erdoberfläche befinden.

## Am tiefsten See Amerikas

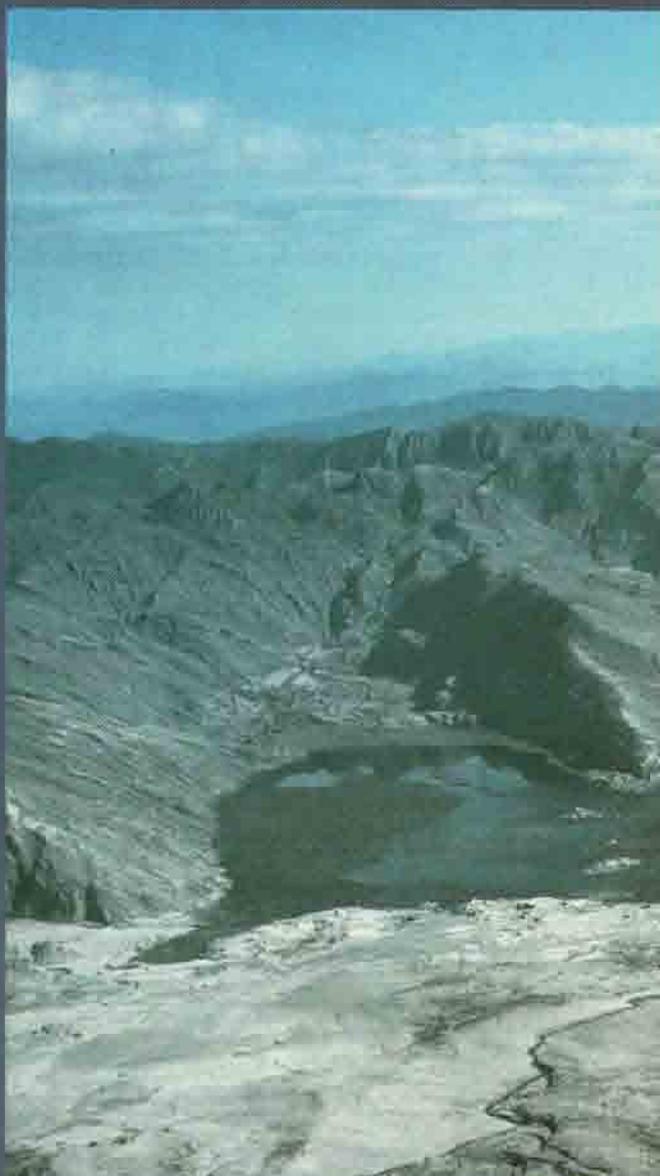
Große Sägewerke, Viehpferche, umfangreiche Getreidesilos (die Getreideernte auf diesem in 1200 m Höhe gelegenen Teil des Kaskadengebirges ist in vollem Gang), gelegentlich eine schmutzige Indianersiedlung lassen uns die Fahrt durch diese weiträumige Landschaft abwechslungsreicher erscheinen. Dann stehen wir am Rand des *Crater Lake*. *Mt. Mazama* hieß bei den Indianern dieser 3600 m hohe Vulkan. Im Südwesten des Bundesstaates Oregon, im mittleren Kaskadengebirge gelegen, gehört sein Krater heute zu den wohl am meisten besuchten und fotografierten Nationalparks der U.S.A. Nach mehreren heftigen Ausbrüchen brach der Berg vor ungefähr 6600 Jahren in sich zusammen und hinterließ in seinem Krater einen türkisblauen zu- und abflußlosen See. Er mißt 9 km im Durchmesser und ist mit 590 Metern der tiefste See Amerikas.

Zwei Möglichkeiten boten sich uns am nächsten Morgen, dieses Naturwunder näher in Augenschein zu nehmen: entweder eine Autofahrt auf der gut ausgebauten Straße 50 km rund um den Kraterrand, verbunden mit einer Bootsfahrt vom Nordrand zum *Wizzard Island* (ein Vulkanembryo) und *Phantom Ship* (eine Basaltnadel, die wie ein Giftzahn aus dem Wasser ragt), oder eine Besteigung des *Garfield Peaks*, mit 2500 m der höchste Punkt. Wir entschlossen uns für die Bergtour.

Dieser Vulkan ist einer der vielen Schichtvulkane im Kaskadengebirge, im Gegensatz zu den Schildvulkanen, die aus den

# Ein Berg zerbricht

*Unten: Der Spirit Lake  
am Mt. St. Helens vor dem Ausbruch  
des Vulkans. Rechts: Der gleiche See  
nach dem Vulkanausbruch am 18. 5. 1980.*



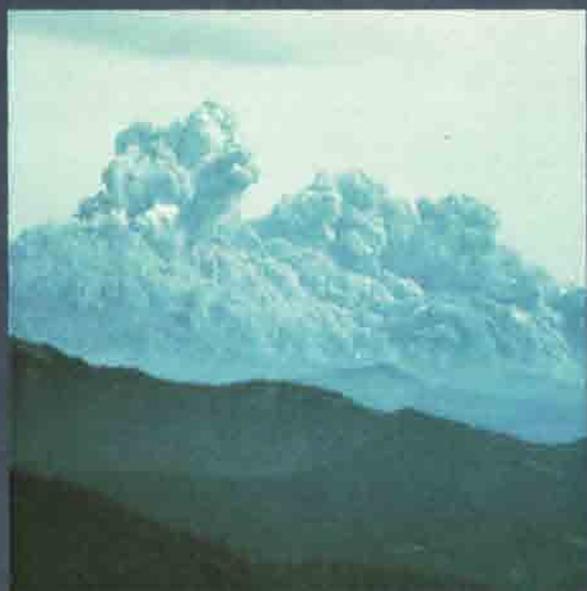
*Bildreihe rechts:  
Die Geschichte vom Tod  
eines Berges: Der Mt. St. Helens  
über dem Spirit Lake, der Höhepunkt  
des Vulkanausbruches  
am 18. Mai 1980 um  
8.37 Uhr; der neue Mt. St. Helens.*



*Alle Fotos: Otto Huber*



*Durch den Vulkanausbruch  
entstand am Spirit Lake ein  
Geisterwald*



ausfließenden und dann erkalteten Lavadecken gebildet werden. Die Schichtvulkane haben eine auffallend gleichmäßige, kegelförmige Gestalt, abwechselnd aus Aschen-, Bims- und Tuffsteinschichten gebildet. Erst 1902 wurde rund um den See ein Gebiet von 640 Quadratkilometern zum Naturschutzpark erklärt. Es war höchste Zeit, denn zu stark wurde diese Landschaft bis dahin von der Landwirtschaft und der Holzindustrie belastet.

## Die Redwoodwälder Kaliforniens

Während vieler Jahrhunderte bewohnten Indianer die Redwoodwälder Kaliforniens. Als um 1840 in der Gegend des heutigen Yosemite-Nationalparks Gold entdeckt wurde, ließ sich an der Gold Bluffs Beach ein Goldwäscherunternehmen nieder, das viele dieser abenteuerlustigen Gesellen verpflichtete. Es entstand *Crescent City*, die nördlichste Stadt an der kalifornischen Küste. Wegen des geringen Ertrages verflog bald der Goldrausch, die Prospektoren zogen sich in die unwegsamen Gebirgsgegenden zurück, wo sie weiter nach ihrem großen Glück suchten. Auch der Vater des Zeitungskönigs W. R. Hearst, war dem Goldfieber verfallen, kaufte aber später dann beim Kap San Simeon 83.000 acres Land (ca. 41.000 ha) um 35 Cent/acre. 1919 begann dann dieser manische Alleskäufer seinen Musentempel zu erbauen, 460 Meter über dem Meer gelegen, wo das Schloß einer spanischen Kathedrale ähnelt und in den englischen Gärten griechische Säulen pompejanische Schwimmbäder einsäumen.

Zurück jedoch nach Crescent City und zum weiteren Schicksal seiner Umgebung. Die Goldgräber waren weg, die Holzindustrie erkannte den Wert der Redwoodbäume (Rotholz), die wegen ihrer Härte als Nutzholz sehr gefragt waren. Sie werden auch als *Küstensequoien* (*Sequoia-Semper Virens*) bezeichnet und gehören zur Familie der Sumpfzypressen, nicht zu verwechseln mit den *Mammutbäumen* der Sierra Nevada (*Sequoia-Dendron Giganteum*), die man heute noch in geschlossener Waldformation in einer Höhe von 1200 bis 2400 Meter im Sequoia-Park bestaunen kann. Bereits um 1850 hatten Waldschützer erstmals vor dem zerstörerischen Kahlschlag der unersetzlichen Redwoodwälder gewarnt und staatliche Maßnahmen gefordert. Hundert Jahre später waren von den 8000 Quadratkilometern Wald bereits 6800 Quadratkilometer abgeholzt. Es dauerte weitere hundert Jahre, bis 1968 dieser Abholzung ein Ende bereitet wurde. 430 Quadratkilometer wurden zum Nationalpark erklärt, der verbleibende Rest unterliegt einer geregelten Schlägerung. Kleinwinzig kommen wir uns in unseren Autos vor, als wir in diesen Riesenhain hineinfahren. Zweitausend Jahre sind sie alt, bis 110 Meter werden sie hoch. Sie sind immun gegen Ungeziefer, Schmarotzer und Pilzbefall, immun aber auch gegen Feuer und Blitzschlag. Gerbsäure in ihrer Rinde bewirkt diese Langlebigkeit. Umgestürzte Bäume in allen Vermoderungsstadien, dicke Mooskissen, Riesenfarne, Rhododendron- und Azaleensträucher und viele andere feuchtigkeitsliebende Pflanzen

bedecken vollständig den Waldboden und lassen den Vergleich mit einem tropischen Regenwald aufkommen.

## Die Mammutbäume der Sierra

Ausschließlich an den Westhängen der Sierra Nevada Mittelkaliforniens trifft man die größten Bäume der Erde, zwar nicht so hoch („nur“ 84 m), jedoch im Umfang wesentlich stärker. Das Gebiet dieser Baumriesen zieht sich über 400 km dahin. Sie wachsen in Hainen, deren berühmtester der *Giant Forest* ist, in dem der nach General Sherman benannte Baum steht. Seine Ausmaße sind fürwahr beeindruckend:

Höhe: 83,8 m. Umfang an der Basis: 31,3 m; Durchmesser an der Basis: 11,1 m; Durchmesser in 20 m Höhe: 5,3 m; Durchmesser in 60 m Höhe: 4,3 m. Der erste Ast entspringt in einer Höhe von 39,6 m über dem Boden und hat einen Umfang von 2,1 m.

Aber auch der Mariposa Grove oder der General Grant, der Weihnachtsbaum der Nation, bei dem sich die Ranger zum Christfest einfinden, gehören zum Pflichtbesuch im Sequoiapark. Die besten Kenner dieser Baumart sind der Ansicht, daß sie niemals an Überalterung sterben können. Überleben sie im ersten Stadium alle Angriffe räuberischer Schädlinge und die Gefahren eines Brandes, dann vermag nur ein Blitzschlag, den Baum, allerdings auch wieder nicht zur Gänze, zu zerstören. 96 Prozent des Chimmney Tree wurden so zerstört, ohne daß der Baum zugrunde ging. Der Name dieser Koniferen erinnert an den Großen Sequoyah, einen Halbluthäuptling der Cherokee Indianer, der 2000 Schriftzeichen für die Indianersprache ausgearbeitet hat.

Die Kalifornier, die ja nicht gerade schüchtern sind, wenn sie für ihren Staat etwas in Anspruch nehmen wollen, behaupten, daß es diese Baumriesen schon zur Zeit der Pyramiden gegeben habe. 1852 wurden diese Bäume von Goldgräbern entdeckt, als sie einen Braunbären weit in das Gebirge hinauf verfolgten. John Lindley, ein englischer Botaniker, zählte am gefällten Mark Twain Tree 2300 Jahresringe. Als der Centennial Tree gefällt wurde und dabei nicht zerbrach, konnte man aus seinem Stamm mit 1400 Kubikmetern Holz 40 Einfamilienhäuser bauen. Zwei „Scheiben“ des übriggebliebenen Stumpfes wurden 1875 auf der Weltausstellung in Philadelphia gezeigt, wo man an der Echtheit zweifelte und glaubte, daß es sich um ein künstliches Gebilde handle.

175 bis 200 Jahre brauchen diese Bäume bis zur ersten Blüte, die wohl späteste Geschlechtsreife in der Natur. Der schuppige Samen, der solche Tonnenladungen pflanzlichen Wachstums hervorbringt, ist so winzig, daß hundert davon erst zehn Gramm wiegen. Jeder Zapfen trägt 100 bis 300 Samen. Jedoch nur 15 Prozent davon besitzen eine ausreichende Keimkraft. Lange bevor sie keimen, fallen Eichhörnchen, Häher, Spechte, Finken und andere Vögel darüber her. Viele gehen im Bodenstreu des Waldes unter, und von tausenden Samen ist vielleicht einer zum

Keimen bestimmt. Schalenwild sowie die Heerscharen der Raupen und Ameisen tragen weiter zu ihrer Vernichtung bei.

Als Bauholz ist das Sequoyenholz allen anderen Holzarten unterlegen. Es ist so spröde, daß so ein Mammut mit seinen 1200 bis 1300 Tonnen beim Fällen oft der Länge nach in hunderte Stücke zersplittert ist. Die Entdecker dieser Haine glaubten, mit der Nutzung ein Vermögen verdienen zu können. Schmalspurbahnen wurden für den Abtransport angelegt, Sägewerke wurden errichtet, bevor die Holzfäller sich ans Werk gemacht hatten. Beim Mark Twain Tree sägten vier Partien zu je 2 Männern 11 Tage lang. Dabei standen sie auf einem Gerüst, das rund um den Baum errichtet worden war, 3 m über dem Boden. Sein Durchmesser betrug 10 Meter und mehrere Zugsägen mußten zusammengeschweißt werden, bevor mit der Arbeit begonnen werden konnte. Als er endlich fiel, zerbrach er, wie so viele andere. Dicke Reisigpolster sollten beim Aufprall das Zersplintern verhindern. So wurde der Baumbestand in Convers Basin fast zur Gänze vernichtet und der *Big Stump Trail* gibt ein deprimierendes Zeugnis von der sinn- und nutzlosen Habgier des Menschen. 1890 wurde dieses Gebiet endlich zum Naturpark erklärt.

Um diese Bäume zu sehen, mußten wir von San Franzisko, dieser einzigartigen Mischung von Nostalgie und Technokratie, in einer Tagesfahrt quer durch den Fruchtgarten des kalifornischen Längstales in unzähligen Kehren hoch hinauf in dieses wilde Bergland fahren, bis wir in den Abendstunden im Giant Forest Village ankamen.

Zeitig am nächsten Morgen – wir wollten den *Congress Trail* und den *Trail of the Sequoyas* begehen – wurden wir durch eines der 12 Fernsehprogramme geweckt. 7 Uhr war es, und für 20 Minuten wurde Gymnastik gezeigt, abwechselnd mit Slow-, Med- und High effort, eine gute Vorbereitung für unser Vorhaben. Einen natürlichen Wecker gab es darüber hinaus auch noch: Seit den frühen Morgenstunden „bombadierten“ die zahlreichen Baumhörnchen unser Hüttendach.

Wie die Berge, so sind auch diese Baumriesen nach berühmten Amerikanern benannt. Ein wunderbarer Weg führt in diesen sonnendurchfluteten Wald hinein. Vorbei am Mc. Kinley, General Lee, Präsident Lincoln kommen wir zum President, der vor seiner Senate Group steht. Beim Telescop Tree erblickt man im Inneren des durch Feuer ausgehöhlten Stammes ein Stückchen blauen Himmel. Nach einer Stunde erreichen wir Tharp's Lodge. John Tharp war von Shoshonenindianern 1858 als Viehzüchter hierhergeführt worden, richtete sich in einer umgestürzten Sequoye häuslich ein, bis er 1912 im Alter von 84 Jahren starb. Im anschließenden Kings Canyon – seine Zufahrt ist während der gesamten Wintermonate gesperrt – beginnt der bereits erwähnte Weitwanderweg, benannt nach dem großen Naturforscher und Förderer der Nationalparks in der Sierra Nevada, *John Muir*, der über den Mt. Whitney bis in den Yosemite-Park führt.



Die Nordostflanke des Lassen Peak.  
Der Vulkan ist letztmals 1915 ausgebrochen. Foto: Otto Huber

## Im Lassen Peak-Park

Der südlichste Vulkan im Kaskadengebirge ist der 3187 Meter hohe *Lassen Peak*, inmitten des 430 Quadratkilometer großen gleichnamigen Nationalparks gelegen. Dieser, aus einem Lavapfropfen bestehende kegelförmige Berg war 1915 zum letzten Mal aktiv. Ihm galt unser nächster Besuch, ihn wollten wir über den *Lassen Peak-Trail* besteigen. Es war noch dunkel, als wir in Red Bluff losfuhren, um beim Helen Lake, einem der fünfzig, über den ganzen Park verstreuten Seen, mit dem Aufstieg zu beginnen. Wieder mußten wir auf 2500 Meter mit dem Auto hinauf. Am Bumpass Hell merkten wir, daß diese Gegend mit ihren Gasaustritten (Fumarolen), heißen Quellen (Solfataren) und Schlammsprudeln noch immer aktiv ist. Der Lassen Peak ist ein gefährlich ruhender Vulkan, mit weiteren Aktivitäten kann jederzeit gerechnet werden.

Wir waren die ersten am Parkplatz und sahen den ideal angelegten Weg durch die Aschen-, Schlacken- und Bimsteinhänge vor uns. Rasch gewannen wir in der herrlich frischen Morgenluft an Höhe, Maultierhirsche weideten auf den mit schütterem Niederholz bedeckten Wiesen, und die überall in den Parks in großer Zahl anzutreffenden Ground Squirrels (Erdhörnchen) huschten über unseren Weg, der eher einer Promenade als einem Steig auf einen Dreitausender glich. Über vegetationslose Geröllhalden und erstarrte Lavaflüsse sind wir in eineinhalb Stunden auf dem Gipfel. In der glasklaren und trockenen Bergluft reicht der Blick vom Mt. Shasta nach Süden bis zum Mt. Whitney. Nach Nordwesten erstreckt sich unter uns das unendlich weite Waldgebiet des Lassen Nationalforest, durch den wir fahren müssen, um Reno, unser nächstes Ziel, zu erreichen.

Haben Sie schon einmal bei der Besteigung eines Dreitausenders in unseren Alpen 200 Meter unter dem Gipfel „Restrooms“, (W.C.) gesehen? Auf dem Lassen Peak gibt es diese sauberen

# Zwei Milliarden Jahre Erdgeschichte



*Oben: Urlandschaft  
am Grand Canyon.  
Rechts: Die Sandsteindünen  
am Checkboard Mesa  
im Zion Nationalpark*



*Fotos:  
Otto Huber*

und vollhygienisierten Kabinen in vierfacher Auflage. Auf dem Rückweg erkannten wir deren Notwendigkeit, denn hunderte Menschen kamen uns entgegen. Freundliche Grußworte wurden gewechselt, nach dem Woher und Wohin wurde gefragt, und wie lange es noch bis zum Gipfel sei. Geduldig gaben wir Auskunft, sodaß der Abstieg länger dauerte als der Aufstieg. Wie so oft konnten wir uns auch hier von der Fröhlichkeit, Freundlichkeit und Ungezwungenheit der amerikanischen Menschen überzeugen.

## Eine traurige Kopie von Las Vegas

Reno, eine ziemlich traurige Kopie von Las Vegas, und der Lake Tahoe, eines dieser überdimensionierten Erholungsgebiete, liegen hinter uns. „Leb wohl, lieber Gott, ich muß nach Body.“ So verabschiedeten sich die Glücksritter des Goldes zwischen 1860 bis 1880, als sie zu diesem rauhen und unwirtlichen Hochland aufbrachen, in das auch wir wollten. Body ist eine Ghost Town, eine der vielen Geisterstädte des Goldrausches, die Abenteurer Hals über Kopf verließen, wenn sie das Gerücht erreichte, daß es anderswo bessere Claims gäbe. Es sollte eine Reise zu den Ruinen der größten Massenpsychose werden, die dieser Teil der Welt je erlebt hat.

Geisterhaft wirkt diese Stätte wahrlich nicht. Eher erweckt sie den Eindruck eines verträumten Alpendorfes, schön aufgeräumt und gut beschildert, ein von drei Rangern beaufsichtigter History Park, der in einem Zustand des „fixierten Verfalles“, mit großem Park- und Picknickplatz in 2700 Meter Höhe, erhalten werden soll.

1880 lebten hier 10.000 Menschen, und auf den kahlen, trostlosen Berghöhen ringsum (Body Bluffs) sieht man noch ihre abgesteckten Schürfstellen, für deren Erwerb 20 Dollar bezahlt und der Nachweis für Grabungs- und Erhaltungsarbeiten von 100 Dollar p.a. erbracht werden mußten. Goldschürfen dürfte übrigens auch heute noch ein beliebtes Freizeithobby sein, denn an zwei Tankstellen entlang des Trinity River können Interessenten Pfannen und gedruckte Anweisungen über „The Weekend Goldminer“ erhalten.

Gold im Wert von 85 Millionen Dollar wurde bis 1890 gefördert. 65 Saloons, 2 „Rotlichtdistrikte“, aparterweise „Maiden Lane“ und „Virgin Valley“ genannt, durften ebenso nicht fehlen, wie zwei Friedhöfe, einer für „ehrenwerte“ Bürger (ausgenommen Chinesen), der andere für Desperados. Zank, Raub und Totschlag waren in diesem Ort an der Tagesordnung, in dem alles erlaubt war, was das Leben unter den herrschenden Bedingungen – im Winter bis -40 Grad C – lebenswert erscheinen ließ. An manchen Tagen soll das Totenglöckchen nicht zur Ruhe gekommen sein, und der Seelsorger, Pater Warrington, bezeichnete Body als ein „Meer der Sünde, gepeitscht von den Stürmen und Wogen der Leidenschaft.“

In der Nähe dieser wilden und menschenleeren Gegend befindet sich der *Mono Lake*, mit einem Durchmesser von 15 bis 20 km (je nach Wasserstand), der größte Kratersee der Welt, eine Landschaft, die außerhalb unseres Universums zu liegen scheint. Er ist zweieinhalb mal so salzig wie der Ozean und 80

mal so alkalisch. Kein Fisch kann in ihm leben, doch liefern Millionen von Salzwassergarnelen Nahrung für Dutzende Vogelarten. Rund um den See liegen die Monokrater, 20 vulkanische Erhebungen, geologisch die jüngste Gebirgskette Amerikas.

Seit 1941 begann die Abteilung für Wassernutzung in Los Angeles Wasser von den Seezuflüssen abzuleiten, um die Versorgung dieses urbanen Monstrums mit der größten Wasserverschwendung Amerikas zu sichern. Es war ein zweifelhafter Erfolg, denn der Wasserspiegel ist bis 1982 um 40 Fuß gefallen. Dadurch jedoch wurde ein bizarres und zerbrechliches Tuffgestein erst sichtbar. Doch die Natur nahm mit ihren eigenen Waffen den Kampf gegen Mensch und Technik auf. Rekordregenfälle in den Jahren 1982 und 1983 stoppten vorerst den sinkenden Wasserspiegel. Heute bietet der Mono Lake, dessen Umgebung leider erst 1984 zum Schutzgebiet erklärt wurde, ein erregendes geologisches und biologisches Phänomen. Er muß auf alle Vogelbeobachter und Wanderer, wie überhaupt auf jeden Naturliebhaber eine besondere Faszination ausüben.

Nicht weit vom Mono Lake entfernt erstreckt sich mit 3080 Quadratkilometern der größte und bekannteste Nationalpark Kaliforniens, der *Yosemite-Park*. Um ihn zu erreichen, muß man auf einer hervorragenden Gebirgsstraße den 3031 Meter hohen Tiogapaß „überwinden“, bevor man auf den Touloumne Meadows oder beim Tenaya Lake mitten drinnen ist in einer vom Eis umgestalteten Granitlandschaft, wie wir sie größer und mächtiger nirgends anderswo gesehen haben. Die hier ansässigen Mariposaindianer nannten das Yosemite Valley im Herzen des Parks mit seinen über 1000 Meter hohen Felswänden, „U ZU MATE“ (Grizzlybär). 1848 wurde dieses Tal ebenfalls von Goldsuchern, den berühmt-berüchtigten „Fortyninern“ entdeckt und auf Betreiben von *John Muir*, dem Begründer des Sierraklubs (heute 340.000 Mitglieder) bereits 1890 zum Nationalpark erklärt. 1200 km Wanderwege führen durch tierreiche Nadelwälder, durch kühle, schattige Täler, entlang von Wildbächen und großen Wasserfällen, über saftige Alpenmatten, rundgebuckelten Bergrücken und kleinen Firmseen zu einzigartigen Aussichtspunkten. Den berühmtesten davon, den *Glacier Point*, kann man sogar mit dem Auto erreichen. Atemberaubend ist von dort oben der Tiefblick in dieses gewaltige Trogtal, auf dessen Schulter wir stehen. Ein Schulbeispiel glazialer Erosion liegt vor uns. Gegenüber ragen die beiden mächtigsten Wandfluchten auf, die es in den Staaten gibt, *El Capitan* und *Half Dom*, der Wunschtraum und das Wallfahrtsziel aller Extremkletterer. Diese Big Walls setzten im Klettern neue Maßstäbe.

Es begann im April 1934 mit der Ersteigung der Higher Cathedral durch J. Eichhorn, B. Robinson und R. Leonhard (heutige Bewertung 5,8 oder VI – ). Damit war der Bann gebrochen. Bis Ende des zweiten Weltkrieges verzeichnete das Valley vierzig Erstbesteigungen.

Nach Kriegsende tauchte ein aus der Schweiz stammender, kränklich aussehender, 40jähriger Hufschmied auf. Es war der legendäre *John Salathé*, der in 20stündiger Kletterei, zusammen mit A. Nelson im Oktober 1964 die Südwestwand des Half Doms bezwang (heutige Bewertung 5,7 V+ A 3). Es folgten weitere

große Erfolge, die alle seiner beispiellosen Entschlossenheit, seiner unendlichen Ausdauer und seinen selbstgeschmiedeten Stahlhaken zu verdanken waren. 1953 folgte die Bezwingung des „East Cap. Buttres“ (Ostpfleiler) durch A. Steck, B. Siri, W. Unsoeld und B. Long (5,7, V+ A2). Bis Ende 1954 stieg die Zahl der Kletterführer auf 94. Im Drang zu immer höheren Leistungen wurde im Juli 1957 die Nordwestwand des Half Dom in fünftägiger Kletterei bezwungen, bis November 1958 das große Ereignis dieser Dekade begann: die erste Begehung der „Nase“ am Cap. durch W. Harding, W. Merry und G. Withmore. Eineinhalb Jahre dauerten die Vorarbeiten für dieses Unternehmen, das 47 Klettertage in Anspruch genommen hat. Dieser vielbewunderte und vielgeschmähte W. Harding hatte das Weltbild der Kletterer nachdrücklich verändert. Neben der Zunahme der Kletterführer (Ende 1960 waren es bereits 500), entwickelte sich hier im Valley vor allem das Freiklettern, das dann wieder von Clean Climbing abgelöst wurde. Mauerhaken sind „schmutzig“, weil sie den Fels beschädigen. Nuts, später Klemmkeile, sind an ihre Stelle getreten.

## Flug über den Grand Canyon

Haben wir bis jetzt von Parks gesprochen, deren Entstehung dem Vulkanismus und den Eiszeiten bzw. der prähistorischen Flora zu verdanken ist, soll bei den nun folgenden Parks die Erosionstätigkeit des Wassers, des Windes, der Sonne und des Frostes im Vordergrund stehen. Welche Kraft die erodierende Tätigkeit eines Flusses besitzt, erkennt man beim Flug über den 350 km langen und 1200 bis 1500 m tief in die Landoberfläche eingeschnittenen *Grand Canyon*. Staunend erlebten und erkannten wir dabei die Schöpfungsgeschichte. Es ist die großartigste, farbenprächtigste, wuchtigste und geologisch interessanteste Spalte in unserer Erdoberfläche. Zwei Milliarden Jahre Erdgeschichte liegen wie in einem Bilderbuch aufgeschlagen unter uns. Täglich setzt der Colorado River, der drittlängste Fluß der Staaten, seine Tiefenarbeit fort. Darüberhinaus befördert er bei Hochwasser täglich bis zu 80.000 Tonnen Sand, Schlamm und Geröll, die wie ein Schleif- und Poliermittel wirken.

Um 10,30 Uhr starteten wir auf „der Wiese“ zu einem abenteuerlichen Flug in das Grand Canyon Village mit einem zwölfsitzigen Flugzeug der Scenic Airline. Boulder City, als eine Ansiedlung für Ingenieure und Arbeiter errichtet, liegt schon weit hinter uns, als wir „Ihn“ wie ein silbernes Rinnsal erblickten, das durch diese Riesenröhre dem Golf von Kalifornien zuströmt. Zehnmal müßte der Wiener Stephansdom übereinandergestellt werden, bis seine Spitze über den Plateaurand hinausschauen könnte. 90 Meter ist der Fluß breit und je nach Wasserstand 11 bis 30 Meter tief. Sein Lauf wird an vielen Stellen durch gewaltige „Rapids“ unterbrochen. 15 bis 20 km beträgt die Entfernung vom South Rim zum 300 Meter höher liegenden North Rim.

Vor etwa 50 Millionen Jahren begann mit einem für uns nur schwer zu verstehender Vorgang die Hebung des gesamten Colorado-Plateaus. Gleichzeitig damit verbunden, erfolgte das Einschneiden des Flusses in die von der Urzeit bis zum Tertiär

waagrecht liegenden Gesteinsschichten. Die Trockenheit sorgte dafür, daß die Steilwände nicht zu einem breiten, behäbigen Tal ausgewaschen wurden, sondern in ihrer urchinlichen Schroffheit erhalten blieben. Die in schwindelnde Tiefen abstürzenden Felswände, Türme und Zacken bieten dadurch und gerade aus unserer Vogelperspektive besonders gut zu sehen einen geologischen Anschauungsunterricht, wie man ihn sich eindrucksvoller nicht vorstellen kann. Die nackten Felsflächen überraschen mit einer überwältigenden Farbenpracht, die an zwei Stellen durch leuchtendes Grün unterbrochen wird. Es sind dies die Siedlungsgebiete der Havasupi- (die „Leute des blaugrünen Wassers“) und der Hualapi-Indianer. Ihre Kinder werden übrigens mit dem Helikopter wöchentlich nach Las Vegas in die Schule geflogen.

Worüber soll man mehr staunen bei diesem Weltwunder: über das Werk der Natur oder über den Mut der Erschließler? Dreihundert Jahre nachdem die ersten Weißen den Schluchtrand erreicht hatten, wagte sich mit einem Holzboot 1869 der kriegsversehrte Major *Wesley Powell* mit vier Mann an die Erstbefahrung. Als sich das Nationalpark-Service 1908 am South Rim einzurichten begann, waren die Canyonwände voller Minenschächte und Saumpfade, denn es bestanden bis über dreihundert verbriefte Abbaurechte für Kupfer, Blei und Asbest.

## Auf dem Colorado-Plateau

Vom Zentrum des 4930 Quadratkilometer großen Grand Canyon-Nationalparks sind es mit dem Auto jeweils Tagesreisen, um vier weitere berühmte Naturparks zu erreichen. Die halbwüstenhaften Schluchten des *Canyon de Chelly* sind die Ergebnisse der Auswaschung und Anschwemmung verschiedener Flüsse des Colorado Plateaus, bevor diese im 13. Jahrhundert vertrocknet sind. Bis zum 17. Jahrhundert war es das Siedlungsgebiet der Anasazi-Indianer, dann kamen die Navajos, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in einem erbarmungslosen Vernichtungsfeldzug unter General James H. Carleton fast zur Gänze ausgerottet wurden. Während der Canyonboden nur in Rangerbegleitung betreten werden darf, kann man von der 34 km langen Parkstraße die senkrechten, oft überhängenden Sand- und Kalksteinwände sehen. Hier errichteten die Ackerbau treibenden Navajos ihre dörflichen Siedlungen, die heute wieder hervorragend instandgesetzt sind (*Betatakin Ruines*).

Das *Monument Valley* ist eine von der Natur sehr eigenwillig geformte Landschaft. Richtig bekannt wurde es durch zahlreiche Wildwestfilme. Aber auch für Walt Disneys „Die Wüste lebt“ fand man hier eine eindrucksvolle Kulisse. Aus einer weiten Halbwüste ragen mächtige Tafelberge und schlanke Felsnadeln aus rostrottem Sandstein dreihundert bis sechshundert Meter empor. Eine 26 km lange, unbefestigte Piste führt an gelben Sanddünen vorbei durch dieses Tal. Seit 1960 Naturschutzgebiet, wird es heute von den Navajos verwaltet.

*Zion- und Bryce Canyon* gehören geologisch zum Colorado Plateau, dieser größten Ablagerungsdecke, die als The Grand

Staircase von Nord Arizona und dem nördlichen Neumexiko bis hinauf nach Utah und Colorado reicht. Die ebenfalls aus Sand- und Kalkstein bestehenden Schichten wurden im Zionpark durch die Arbeit des Virgin Rivers bis zu 800 Meter hohen Felswänden geformt. Sie tragen alle religiöse Namen: Three Patriarchs, Angels Landing usw. Je nach den einfallenden Sonnenstrahlen erscheinen dem Besucher die Felswände in den Farben grau, gelb, orange, rot blau bis zum dunklen Violett.

Der Mormonenfarmer Isaac Behuhin baute als erster Weißer in der Nähe des heutigen Zion Lodge eine einfache Hütte und nannte diesen Ort Zion: Ort der Ruhe und Sicherheit. Obwohl die Klettermöglichkeiten wegen des brüchigen Gesteins sehr gering sind, bieten sich für den Bergwanderer viele Möglichkeiten, vom Geologielehrpfad beim *Overlook Trail* zu den versteinerten Dünen der Checkerboard Mesa, bis zu einer mehrstündigen Wanderung (nach starken Niederschlägen oder im Frühjahr nicht begehbar), verbunden mit einer Besteigung auf ausgesetztem aber gut begehbarem Steig zum Observation Point (1984 m).

Der Bryce Canyon ist keine Schlucht, sondern ein eindrucksvolles Amphitheater, das durch Oberflächenerosion des Regens, durch Einwirkung der chemischen und mechanischen Verwitterung, aber auch durch die Kraft der Sonne und des Frostes im Laufe der letzten 60 bis 70 Millionen Jahre aus den Pink Cliffs gebildet wurden.

Am Morgen des 13. September standen wir bei minus 3° C am Sunrise Point, am Rande des 2560 Meter hohen Paunsauguntplateaus, das die obersten Schichten des Colorado Plateaus bildet. Unter uns liegt die farbenprächtigste Verwitterungszone, die wir je gesehen haben. Es ist eine Märchenlandschaft mit tausenden von Türmen, Säulen, Fenstern, Brücken, Minaretten und anderen Phantasiegebilden (Thor's Hammer), die alle in den buntesten Farben leuchten. Dieses Kaleidoskop hat eine leicht erklärbare Ursache: Es sind die Minerale der Erdkruste. Eisenoxyd färbt gelb, ocker, rosa, rot und braun, Mangan lavendel- bis purpurartig, während Kupferminerale die grüne Farbe verursachen. Dazwischen leuchtet in hellem Weiß der Kalkstein. Fast muß man von diesen Kleinformen noch mehr beeindruckt sein, als von der Gigantomie des Grand Canyon.

Wie in allen Parks wird auch hier dem Besucher ein umfangreiches Programm geboten: Vorträge und Filme über Geschichte, Mensch und Natur, Programme an Lagerfeuern, geologische Wanderführungen, geführte Pferderitte sowie im Winter Skilanglaufexkursionen, die in dieser Gegend besonders reizvoll sein müssen.

Wir wählten den *Queenspark- und Navajotrail*. Er führt 5 km durch den schönsten Teil und überwindet dabei 160 Höhenmeter. Viel Zeit und viel Filmmaterial sind notwendig, um diese Naturwunder festzuhalten. Die Wegenanlagen werden jeden Morgen kontrolliert und erst dann zum Begehen freigegeben. Zu groß ist bei diesen leicht verwitternden Gesteinsschichten die Gefahr, von Steinschlag und Sandmuren überrascht zu werden. Jährlich wird der Canyonrand um einen halben Meter abgetragen. Es ist erstaunlich, daß sich in diesem Gebiet Wacholdersträucher, Steinkiefer und Berberitzenbüsche halten können.

Die erste überlieferte Beschreibung stammt 1874 vom Mormonensiedler Ebenezer Bryce, der zusammen mit anderen Familien hier hoffte, sein Glück zu finden. Nach seinem Ausspruch: „*A hefeva place to lose a cow*“ (ein höllischer Ort, darin eine Kuh zu verlieren), dürfte er es allerdings nicht gefunden haben.

## Die große Runde ist zu Ende

265 Meilen müssen wir nun zurück nach Las Vegas fahren. Am 2812 Meter hohen Inspiration Point (nomen est omen) nehmen wir Abschied von dieser einzigartigen Naturarena. Noch einmal gilt es, eine Schlucht zu durchfahren, den *Red Canyon*, bevor wir bei Cedar City die High Way Nr. 15 erreichen, die große Hauptverbindung von Salt Lake City nach Las Vegas. Die Runde durch den Westen ist geschlossen. Unglaublich ist die Fahrdisziplin. Das Geschwindigkeitslimit von 90 km/h wird strikt eingehalten. Im Mormonenstaat Utah gibt es in den Rasthäusern und Restaurants an den Straßen keinen Alkohol. Die Sauberkeit der Rastplätze ist vorbildlich. Immer wieder wird der Fahrer auf Geschwindigkeitsüberwachung durch Helikopter aufmerksam gemacht.

An der Grenze zu Utah steht mitten in dieser Steppenlandschaft bei Mesquite die Peppermill, ein riesiges Spielkasino, das rund um die Uhr geöffnet ist. Jetzt um 14 Uhr sind alle Tische und Automaten voll besetzt. Ohrenbetäubende Musik von einer Band, die nach zwei Stunden von einer anderen abgelöst wird, sowie ein riesiges Buffett sollen als Animation für die Besucher dienen. Um 3,95 Dollar kann man von den hier angebotenen Köstlichkeiten essen, soviel man will. An all diesen Orten beeindruckte uns immer wieder die Verschwendungssucht der Amerikaner: die negativen Auswüchse des Überflusses in unserer Konsumgesellschaft.

Drei Tage bleiben wir noch bei unseren Freunden in Los Angeles, dieser problematischen Verwirklichung moderner Zivilisation, in der die Flächenansprüche des Autos auf erschreckend großzügige Art eingelöst wurden. Welch ein Gegensatz zu den gesehenen Naturlandschaften!

Die Amerikaner kommen nach Europa, um unsere Kulturdenkmäler zu sehen, wir Europäer müssen über den großen Teich fliegen, um Landschaften kennenzulernen, die bei uns den Ansprüchen des 19. und 20. Jahrhunderts zum Opfer gefallen sind. Vielleicht gelingt es noch, ein Umdenken bei verantwortungsbewußten Menschen in unserem Land hervorzurufen, um wenigstens die Gebiete in unseren Alpen, die über der Ökonomie liegen, zu retten und zu erhalten.

## Informationsmaterial

Die sehr guten Parkinformationen liegen in englischer, spanischer und japanischer Sprache auf, leider aber nur vereinzelt in Deutsch und Französisch. Für Interessenten empfehle ich als Erstinformation die beim ADAC erschienene Übersicht: „N.P.-Information“ sowie „U.S.A. Westküste, nördlicher und südlicher Teil.“ Diese drei Mappen sind neben den anderen Amerikanerinformationen im Reisebüro des ÖAMTC erhältlich.



*Kurz vor dem Gipfel des Erciyas Dağı,  
der mit seinen 3916 m Höhe beträchtlich  
aus dem ca. tausend Meter hohen Hochland  
von Zentral-Anatolien aufragt.*

# Von Samsun nach Mersin

## Mit dem Fahrrad durch Anatolien

Von Friedhelm Bertelmann

„Kleines Rad, was nun ...“ übertitelte ein Radfahrer der Wirtschaftswunderzeit in den Fünfzigern seine elegischen Betrachtungen über das Ende des Radlersports. Die Zeiten haben sich geändert, gründlich geändert. Radfahren ist auch unter Bergsteigern wieder dermaßen beliebt geworden, daß dieses Jahrbuch gleich drei Berichte darüber bringen kann: Die Story des „Endlos“-Radlers Stefan König (siehe Seite 231), Gertrude Reinisch „Unterwegs auf Tibets Straßen“ auf Seite 175 und diese Geschichte einer Fahrraddurchquerung Kleinasiens von Samsun am Schwarzen Meer über das anatolische Hochland bis Mersin am Mittelmeer. Bei dieser Tour, die unseren Autor mit seinen Freunden Hartmut Ahlbrecht, Arnim Schulze, Heinz Hoffmann und Werner Kuczewski über eine Strecke von 1021 km führte, handelte es sich um ein „Erstunternehmen“. Es wurden zwei normale Tourenräder mit Sechsgangschaltung und drei Sporträder mit Zwölfgangschaltung verwendet. Die Tourenräder mit den breiten Reifen bewährten sich besonders auf unbefestigten Staubstraßen. Während der Bergbesteigungen wurden die Fahrräder in den kleinen Bergdörfern zurückgelassen und von den Einheimischen bewacht. Das Gepäck, zu dem auch die Bergausrüstung gehörte, wurde in zwei großen Packtaschen und einem Rucksack mitgeführt. Die Bergausrüstung bestand aus zwei 40 m langen und 9 mm dicken Perlonseilen, einem Eishammer, etwas Schlosserei und Seilschlingen. Übernachtet wurde im freien Gelände, dazu wurden ein leichter Schlafsack und eine Liegematte mitgenommen. (d. Red.)

### ... schwer, sehr schwer, vielleicht unmöglich

Brütende Hitze liegt über der Schwarzmeerküste, unser Taschenthermometer zeigt 52 Grad C in der Sonne. Wir sitzen im Schatten einiger Bäume und warten, daß die größte Mittagshitze vorübergeht. Uns gegenüber ragt das spitze Minarett einer kleinen Moschee in den hitzeflimmernden Himmel.

Wir waren von Istanbul, welches wir mit dem Flugzeug erreichten, mit der asiatischen Eisenbahn und dem Bus in dreitägiger Fahrt hier in Samsun angekommen, um unsere Fahrradfahrt durch Kleinasien anzutreten.

Sorge ist im Herzen, werden wir unser Vorhaben überhaupt durchführen können, über 1000 km bergauf und bergab und dazu die brütende Hitze und außerdem die Bergbesteigungen. In Istanbul trafen wir Schweizer Sportler, die ebenfalls das Land mit



Tausend Kilometer durch Anatolien.

Skizze: F. Bertelmann

dem Fahrrad durchqueren wollten, sie gaben nach einer Woche auf, angeblich zu schlechte Straßen, zu große Hitze jetzt Anfang August. Und wie sagten uns zwei deutschsprechende Türken: „Was ihr euch vorgenommen habt, ist schwer, sehr schwer, vielleicht unmöglich.“

Es ist 5 Uhr geworden. Wir brechen auf, überprüfen noch einmal die Räder und das Gepäck und radeln einige Kilometer längs der Küste, der Asphalt ist aufgeweicht, er klebt an den Reifen der Räder. Jetzt verlassen wir das flache Land, steil zieht die Straße in die Berge, wir kämpfen uns voran und schwitzen, erreichen aber langsam an Höhe, der Schweiß rinnt über den Körper, rinnt in die Augen und brennt. So wird es nun Tag für Tag sein, nicht endenwollende Pässe, als Erholung des sich schwer an die Hitze gewöhnenden Körpers steile Abfahrten, aber dann immer wieder neu auftauchende Bergketten, die überwunden werden müssen. Der erste Tag geht zur Neige, am Wegesrand lagern einige Nomaden, sie laden uns ein, wir schlagen in ihrer Nähe unsere Zelte auf, dann sitzen wir zusammen am prasselnden Lagerfeuer. Tee wird zubereitet und Nüsse werden gegessen. Scheu und zurückhaltend stehen die Frauen und Kinder im Hintergrund.

„Wir werden in ein Bergdorf eingeladen,  
bekommen den besten Raum im Haus, das  
beste Essen . . .“ Dorf in Zentralanatolien.

An und auf Anatoliens Straßen

Foto: Karl Schott



Fotos:  
Hans Thoma (2),  
F. Bertelmann



Auf ihren Gesichtern zucken die Flammen des Feuers. Es ist eine Welt der Männer.

Am anderen Morgen früher Aufbruch, wir wollen die etwas kühleren Morgenstunden nutzen, um voranzukommen. Und wieder zieht die Straße steil bergan, und wieder Schweiß, und wieder Staub und Anstrengung. Mittags rasten wir dann unter gewaltigen Pappeln an einem Bachlauf. Über uns ragen die Kuppeln der hier noch bewaldeten Berge. Am Nachmittag geht es weiter. Wir kämpfen uns jetzt gegen den Wind auf einer sogenannten Staubstraße einen nicht enden wollenden Steilhang empor und erreichen spät am Abend ein kleines, hoch in den Bergen liegendes Städtchen, ein orientalisches Bild tut sich auf: „Tausend-und-eine-Nacht“ oder aber Karl-May-Romantik. Alles was Beine hat, strömt zusammen, betrachtet und bestaunt die deutschen Radfahrer, vom Minarett ruft der Muezzin „La illa illa Allah, we Muhammed Resul Allah“, ja, Allah ist Gott und Mohammed ist sein Prophet.

Wir übernachten in einer kleinen Herberge. Unsere Fahrräder werden aufgesellt, sie kommen aufs Dach. Vor unserer Behausung herrscht selbstverständlich buntestes Leben und Treiben, Händler mit Früchten, Schafen und Ziegen, ein grandioser Viehmarkt, denn morgen beginnt das große mohammedanische Opferfest. Dann beginnt überall in den Ländern des Propheten das große Schlachten der Opfertiere, das Fleisch wird gebraten, selber gegessen, aber auch an die Armen verteilt.

Die Tage fließen jetzt ineinander, die Ruhe der urgewaltigen Berglandschaft zieht auch in unsere Herzen ein. Was ist eine Stunde, was ist ein Tag, was ist eine Woche. Allah hat die Zeit gemacht, von Eile hat er nichts gesagt, aber wir kommen voran, so zwischen 50 und 70 km jeden Tag, die so schwer begonnene Tour wird zum Erlebnis, und wir erleben die ergreifende Gastfreundschaft der einfachen Menschen auf dem Lande. Immer wieder stehen Kinder am Wegesrand, staunen uns mit großen, braunen Mandelaugen an und bringen uns kleine Geschenke, Äpfel, Birnen, Nüsse, Dörrobst und klares Wasser, köstliches klares Quellwasser. Sie haben ja selber nur wenig.

Wir werden in ein kleines Bergdorf eingeladen, einsam und weltabgeschieden liegt es in der urgewaltigen Landschaft, hingeschmiegt in einer Bodenwelle. Wir bekommen den besten Raum im Hause, bekommen das beste Essen, denn der Glaube dieser Menschen sagt: „Den Gast hat Allah, hat dir Gott gesandt.“

Und noch eines ist wichtig, man soll unbedingt darüber sprechen, wir sind Alemannen, sind Deutsche, und Türken und Deutsche sind seit langen Jahren gute Freunde. Daran kann auch die gegenwärtige Situation der Bundesrepublik, die sicher nicht immer von gegenseitigem Verstehen geprägt ist, nichts ändern. Und mir fallen die Worte eines alten Mannes ein, der vor einigen Tagen sagte: „Ja, ihr Deutschen, ihr mögt uns wohl im Moment bei Euch nicht so sehr gerne, aber das macht nichts, ihr seid trotzdem unsere Freunde.“ ...

Wir schauen uns das Dorf an, die Zeit scheint hier still gestanden zu haben, kleine Häuser, enge Straßen, der Dorfbrunnen, für die Männer die Teestube. Auf unzähligen kleinen Eseln werden die Früchte des Feldes eingebracht und Hühnervölker scharren im Staub. Wir werden von einem Mann in seinen Obstgarten eingeladen, die Bäume hängen voller Äpfel. Wir sollen uns so viel pflücken, wie wir haben wollen. Später bringen uns die Frauen Joghurt, und ein Greis schenkt mir als dem wohl Ältesten unserer Gruppe einen Blumenstrauß. In der Mitte eine fantastisch duftende Rose. Ja, wir sind in einem Land voller Freunde unterwegs.

Wir müssen weiter. Einmal mehr ist ein gewaltiger Paß zu überwinden und dann noch einer und noch einer, es geht 1060 m empor, dann erreichen wir Tokat. Die Stadt liegt am Fuß einer mächtigen Bergkette, und wir erklettern einen steilen Berggipfel. Der Blick fällt ins weite Land. Zu unseren Füßen liegt die morgenländische Stadt, wie Finger Allahs ragen zahlreiche Minaretts in den Himmel.

Nachmittags rasten wir im Schatten einer uralten Moschee und um uns wieder brodelndes Menschengewoge und immer wieder die Frage: „Allemagne?“ Später schlugen wir unser Lager unter pfirsichschweren Bäumen auf, am nächsten Morgen erfordert



eine neue Bergkette alle Kraft, aber nach einer Woche erreichen wir *Sivas*. Damit haben wir das erste Drittel unserer Tour geschafft.

Wir übernachteten im Hotel, schwitzen und sehnen uns nach den Nächten unter freiem Himmel, den Sternen, dem Prasseln unseres Lagerfeuers.

*Sivas* liegt schon wieder lange hinter uns. Die Straße zieht sich jetzt 250 km lang auf *Kayseri* zu, und uns nimmt die Faszination des weiten, jetzt welligen Landes gefangen. Über der einsamen Landschaft liegt eine unwahrscheinlich gelbbraune Beleuchtung mit dunklen, violetten Schatten in den Tälern.

## Erciyas Dağı

In den Dörfern und kleinen Städtchen immer wieder winkende Kinder, schwere LKW's geben ihre Begeisterung über die Radfahrer durch lautes Hupen kund. Polizeiautos grüßen uns mit aufheulenden Sirenen, die Beamten winken. Nach drei Tagen sind wir in *Kayseri*. Schon seit einiger Zeit begleiten uns riesige Sonnenblumenfelder und im Himmel steht die Silhouette des eisgepanzerten *Erciyas Dağı*, des höchsten Berges Mittelanatoliens. Wir wollen auf alle Fälle seinen Gipfel besteigen.

Wir erreichen, unsere Fahrräder steil bergan schiebend, eine kleine Hütte tief in den Bergen und richten uns für einige Stunden zum Schlafen ein. In der allerfrühesten Frühe des nächsten Morgens brechen wir zur Gipfelbesteigung auf. Es ist drei Uhr. Es herrscht eine unwahrscheinliche Vollmondnacht und es ist kalt. Fröstelnd stehen wir einige Minuten vor der Hütte und gewöhnen uns an das silberglänzende Licht des großen Mondes. Dann gehen wir los. Der Aufstieg ist gleich steil und anstrengend. Die emporziehenden Lavafanken des fast 4000 m hohen Berges wollen und wollen kein Ende nehmen. Wir erreichen jetzt eine steile Gratschneide. Der Blick fällt ins gegenüberliegende Tal, und plötzlich taucht ein Traumbild vor uns auf, wie eine Erscheinung aus einem orientalischen Märchen schimmern die unzähligen Lichter von *Kayseri* zu uns herüber.



Und dann erscheint noch ein Licht. Der neue Tag dämmt herauf, zuerst steht im Osten ein ganz feiner grauer Schimmer, dann wird der Himmel gelb und explodiert bald in einer gewaltigen Farbenpracht, violett, orange, rot. Die Sonne geht auf, ihre ersten Strahlen erreichen den Grat und hüllen die Felsen in ein warmes gelbrotes Licht.

Nach sieben Stunden Kletterei stehen wir um elf Uhr vor einem gewaltigen Gratturm, er sperrt den Weiterweg und muß entweder überklettert oder rechts umgangen werden. Wir entscheiden uns für die Umgehung, sie wird zum Problem. Eis und Firnschnee sperren den Weg, Steinschlag donnert über die Flanken, mit knapper Not können wir ausweichen. Die zu überquerenden Eisrinnen bestehen jetzt aus Blankeis, in der Hitze des Tages taute es, und nachts froh der aufgeweichte Schnee, wurde zum Eis. Langsam geht es voran, ich schlage mit dem Eisbeil Stufen, dann kommen die Kameraden nach. Der Blick fällt jetzt hunderte von Metern tief in den Abgrund, wie eine Perlenschnur ziehen sich unsere Stufen über das Eis und den Schnee. Dann liegt diese Passage hinter uns, wir erreichen einen steilen Felsgrat, kommen gut voran, schauen zurück und sehen eine über die Eisflanke donnernde Steinlawine. Wir sind froh, daß wir jetzt im ungefährlichen Gelände klettern. Nach einer Stunde stehen wir auf dem Gipfel.

Bald beginnt der Abstieg, dann stehen wir wieder am Felsturm, er wird jetzt überklettert, dabei sind Griff und Tritte sorgfältig zu prüfen. Das Gestein ist brüchig, der Tiefblick ist grandios, der Fels ist steil, viel Luft liegt unter den Sohlen der Kletterschuhe. Die letzten Meter seilen wir ab, dann stehen wir wieder auf dem Grat, und der Abstieg bietet keine Hindernisse mehr. Spät am Abend erreichen wir unsere Hütte.

Einen Tag später, wir sind schon wieder längst auf den Rädern, zwei Freunde sind krank, Magenschmerzen und Fieber, wir kommen recht langsam voran. Dann verlassen wir die Hauptstraße, welche von *Kayseri* nach *Nigde* führt, und biegen in eine sogenannte Staubstraße ein. Über diese abenteuerliche Straße wollen wir *Ürgip* und *Güreme* erreichen. Wir durchfahren jetzt

eine bizarre Felslandschaft, steile Felswände ragen in den Himmel und ganz in der Ferne ist der Gipfel eines großen Berges im seidigen Blau des Himmels zu erkennen, es ist der Erciyas Dağı, ist unser Berg, den wir bestiegen haben.

Bald kommt Wind auf, der Weiterweg wird zur Qual, der Wind reißt Staubfahnen empor, vor uns erkennen wir im Sonnenglast drei bis vier Windhosen, der Wind wird noch stärker, wird zum Gegenwind, zum Gegensturm und peitscht uns den Staub in die Gesichter. Gegen Abend erreichen wir vollkommen abgespannt und geschafft einen Rastplatz. Am Wege stehen vier bis fünf hohe Pappeln, ein Brunnen und eine Pumpe sind vorhanden und es gibt kühles, glasklares Wasser. Wir trinken und trinken, und die weite Landschaft liegt jetzt gelb im Schein der schrägstehenden Sonne, und der Wind singt sein Klagelied in den Ästen der Bäume und in den trockenen Gräsern.

## Woher, wohin, warum

Dann erscheinen zwei Hirten mit ihren Schafherden, ein alter und ein junger Mann, beide tragen Gewehre, sie begrüßen uns freundlich und dann wieder die Frage „woher und wohin“ und natürlich „warum“, warum nicht mit dem Auto?

Die Tiere werden getränkt, sie drängen heran, schubsen, schieben, stoßen und blöken. Wir müssen weiter, und bald fällt die Nacht über das Land und wir können in einem kleinen Dörfchen in einem halbfertigen Haus übernachten und werden von seinem Besitzer zum Abendessen eingeladen. Der Morgen bringt wieder frühen Aufbruch, wir durchradeln jetzt eine der wohl bizarrsten Landschaften unserer Erde, der Weg windet sich durch spitze Felsnadeln, durch Felstürme, Felsburgen, Felspilze, die Wunderwelt *Kappadokiens*. Die Straße ist jetzt kaum noch mit dem Rad zu befahren, uraltes Kopfsteinpflaster und dazwischen wieder Staubpisten, ein Hinterrad bricht zusammen, es muß repariert werden. Das hält uns wieder lange auf, und als der Tag zur Neige geht und die Sonne verglüht, lagern wir auf einem abgeernteten Getreidefeld.

Die Weiterfahrt am anderen Morgen beginnt sehr früh, wir wollen mal wieder die Morgenkühle nutzen. Der Formenreichtum der Felstürme am Wege ist atemberaubend, der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt und man vermeint in den wilden Felsgestalten Riesen und Hexen und gute und böse Geister oder gewaltige Hüte oder verwunschene Türme zu erkennen. Von den Türken wurde die Zahl der Felstürme einmal auf ca. 200 000 geschätzt. Viele von ihnen sind ausgehöhlt, Wohnungen in mehreren Stockwerken übereinander befinden sich im Inneren der Felsen. Sie sind über die in den weichen Stein kunstvoll eingemeißelten Treppen zu erreichen. Von den Fenstern der Felsenwohnung fällt der Blick weit ins Land, fällt in eine Märchenwelt, und der kühle Schatten in den Wohnungen lädt zum Rasten, lädt zum Verweilen ein.

## Höhlen und Fresken

Geschichten kommen in den Sinn. Schon in frühhistorischen Zeiträumen wurden hier Höhlen in den Felsen getrieben, und immer wieder fanden Menschen in den Bergen Zuflucht vor streifenden Kriegerhorden. Man konnte in den Felsburgen auch langen Belagerungen standhalten, denn es gab Brunnen und vollgefüllte Getreidespeicher in den Felsverstecken. Die Eingänge zu den unterirdischen Siedlungen konnten mit großen Steinen verschlossen werden.

Aber auch die Christen fanden in der Felswildnis von Güreme Zuflucht, besonders als in Kappadokien im 7. Jahrhundert die Schlacht zwischen byzantischen Christen und islamischen, arabischen Stämmen stattfand. Aber auch Einsiedlermönche lebten in großer Zahl in den Felsen und hinterließen bis auf den heutigen Tag ihre Spuren, und als in den Jahren 726 bis 843 der Bilderstreit entbrannte und die Christen spaltete, flohen die Verfolgten, die für das Bilderzeugnis eintraten, vor ihren Feinden in die Felsen, davon zeugen noch Hunderte von Höhlenkirchen mit ihren farbigen Fresken.

Gedanken kommen, Gedanken gehen, aber wir müssen weiter, doch bevor wir unsere Räder wieder besteigen, schauen wir uns noch die Fresken der Karanlik-Kirche an. Viele der Fresken in diesem Gebiet stammen aus dem 9. bis 13. Jahrhundert.

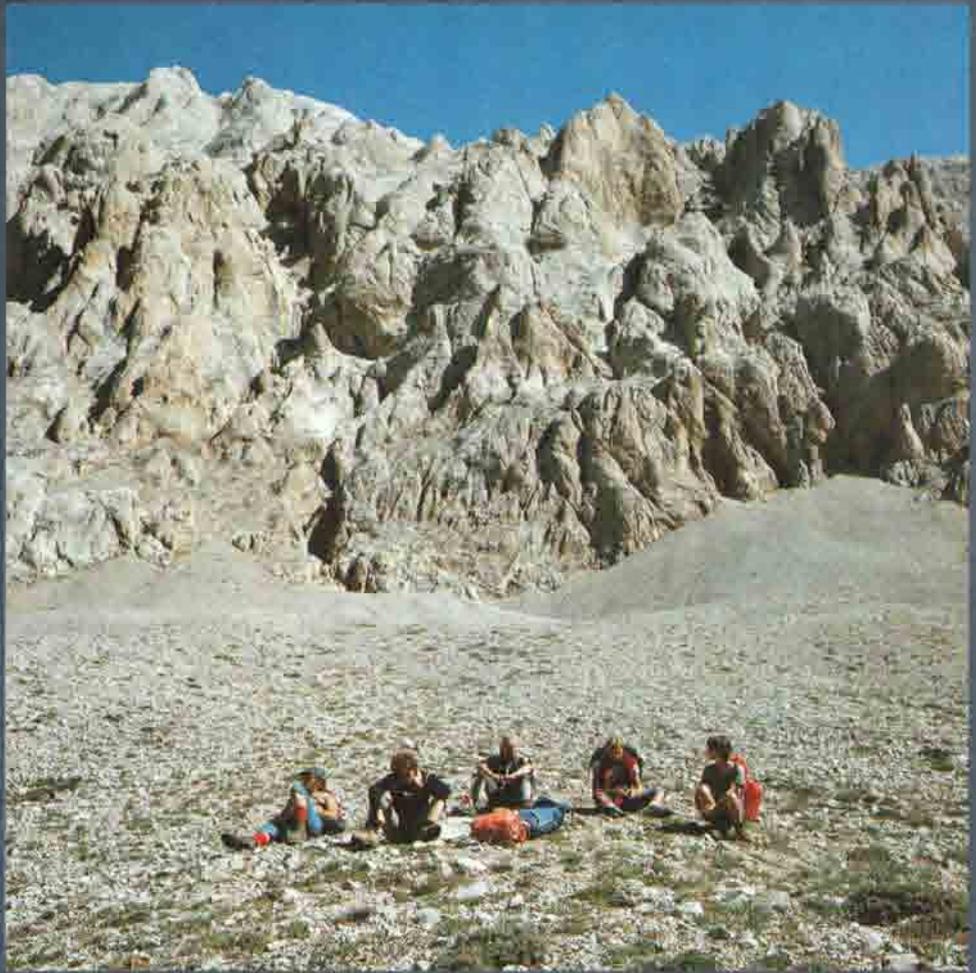
Dann liegt wieder eine steil ansteigende Straße vor uns, sie führt uns auf einen Paß und wieder fällt der Blick übers weite Felsenland, fällt runter zu einem gewaltigen Canyon, und grell weiß, gelb, violett und blau und an manchen Stellen orange liegt die Beleuchtung über dem weichen Tuffgestein, liegt über der Landschaft, die der Erciyas Dağı entstehen ließ.

Er stieß gewaltige Lavamassen aus. Die damit verbundene vulkanische Asche lagerte sich in dicken, horizontalen Schichten ab, und der Zahn der Zeit und Regen und Wind modellierten die bizarren, großartigen Formen.

Der Weiterweg führt jetzt in steilen Serpentina bergab, unsere Bremsen werden dabei überfordert, wir müssen absteigen und schieben, dann geht es wieder bergauf, und abends ziehen wir in ein malerisches Bergdörflein ein. Die Häuser schmiegen sich wie Schwalbennester an den Felsen. Wir verlassen das Dorf, und wieder sieht uns die Biwaknacht unter sternklarem Himmel. Die Sterne schimmern heute ganz nah und wirken unwahrscheinlich groß.

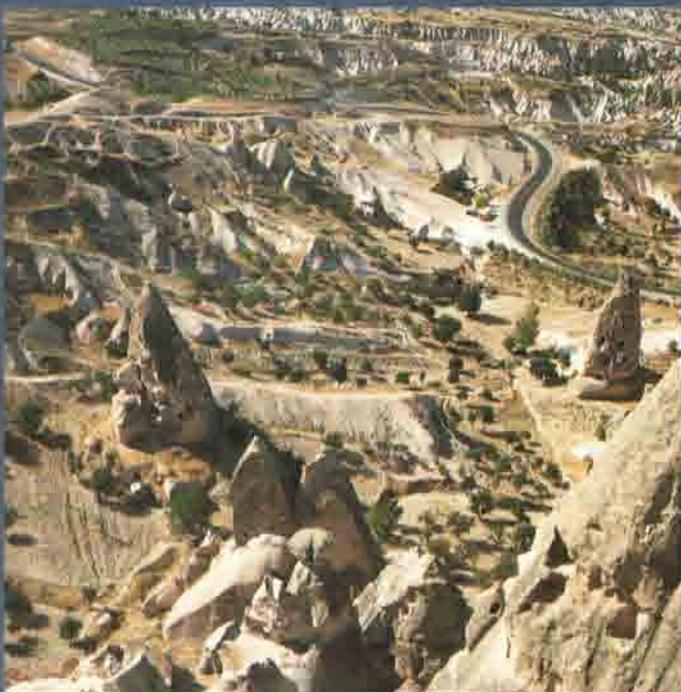
Es ist fünf Uhr, als wir aufbrechen. Wir löschen das Feuer, auf dem der Morgentee zubereitet wurde, und fahren in den jung anbrechenden Morgen, dann haben wir die Felswildnis hinter uns gelassen und radeln auf Nigde zu, rechts und links der jetzt guten Straße breiten sich Plantagen aus, sie werden künstlich bewässert, aber dann ändert sich die Landschaft noch einmal grundlegend, unfruchtbarer Boden, Steppengras und kleine Dörfer, Schafe weiden und Gänseherden fliehen schnatternd und schimpfend vor unseren Rädern. Am späten Abend sind wir in *Nigde*, ein unwahrscheinliches Abendrot verglüht am westlichen Himmel, und im Abendrot stehen die Minaretts der Moscheen. Wir finden Unterkunft in einem kleinen Hotel.

# Im Taurus



*Rechts:  
Die Aladaglari-Gruppe  
im Zentral-Taurus bei Nigde.*

*Foto:  
Hans Thoma*



*Links: Seit vielen Jahrhunderten  
fanden Menschen in den Tuffstein-Türmen  
bei Güreme Schutz und Zuflucht.*

*Foto:  
Adolf Mokrejs*

Die Weiterfahrt am Morgen verlangt alle Kraft und, wie kann es anders sein, die Straße zieht mal wieder zu einem Sattel empor, und die Paßhöhe will und will nicht näherkommen, dann sind wir aber doch irgendwann einmal oben, und der „bitterböse“ Paß liegt hinter uns, und Freude und Genugtuung ist im Herzen, denn vor uns im Süden breitet sich ein weiträumiges Tal aus, und jenseits des Tales stehen Berge, hohe Berge. An ihren Flanken leuchten Schneereste – wir haben den *Taurus* erreicht.

Die rasende Abfahrt wird zum Rausch der Geschwindigkeit, aber es heißt auch höllisch aufpassen, ein Sturz könnte böse Folgen haben. Dann sind wir im Tal und erreichen die Hauptstraße, welche von Ankara heranhört und weiter zum Mittelmeer und nach Syrien zieht. Höchste Vorsicht ist jetzt geboten, dicke LKW's brummen haarscharf an uns vorbei, ihre Motoren röhren und stoßen giftige Gase aus.

## Im Taurus

In der Abenddämmerung verlassen wir die stark befahrene Straße und biwakieren an einem kleinen Fließchen. Zwei Stunden später geht der Mond auf und beleuchtet eine fantastische Berglandschaft. Nach einem frühen Bad im Fluß besteigen wir die Räder und sind bald mitten in den Taurusbergen, im Gebiet der *Kilikischen Pforte*, der Gülek Bogazi, wie die Türken sagen, rechts und links brechen die Felswände bis zur Straße steil ab, und wenn man den Kopf in den Nacken legt und emporschaut, fällt der Blick auf hohe, bizarre Gipfel.

Wir stellen unsere Räder ab, denn wir wollen auf alle Fälle hier noch ein bis zwei Felsgipfel besteigen. Der Rucksack wird hergerichtet, Seile, Schlingen, Karabiner und ein wenig Verpflegung und viel Wasser, dann gehen wir los.

Unser Weg führt uns zunächst durch ein kleines, sehr morgenländisch anmutendes Dorf. Dann steigen wir die Bergflanken empor. Zwischen dem sonnenverdorrten Gras stehen einige Nadelbäume. In ihren Schatten ruhen Herden, sie bestehen aus Schafen und Ziegen. Wir kommen an ein Nomadenlager und werden von den Männern zum Essen und Trinken eingeladen. Es gibt papierdünnes, wunderbar duftendes Fladenbrot, welches auf dem offenen Feuer gebacken wurde, Hammelfleisch und süßen, heißen Tee. Aber wir müssen weiter. Der Abschied von den Nomaden ist herzlich, Händeschütteln und Schulterklopfen, aber das tun natürlich nur die Männer, die Frauen und Kinder stehen neugierig im Hintergrund.

Der steile, steindurchsetzte Grashang bleibt jetzt hinter uns zurück, wir kommen in Felsgebiete, klettern über Schrofen weiter empor, bald stehen wir vor einer wunderschönen zum Gipfel emporziehenden Kante. Wir steigen ein, die Kletterei wird zum Erlebnis, griffiger, fast weißer, sonnenwarmer Fels. Rasch gewinnen wir an Höhe. Die Tiefe unter unseren Sohlen wächst, die Aussicht wird mit jeder Seillänge großartiger. Vom Osten und vom Westen ziehen immer neue Bergketten heran, sie erreichen Höhen bis zu über 3000 Metern.

Am tiefblauen Himmel ziehen weiße Wolken, wir verweilen, rasten und sehen ihnen nach, dann klettern wir weiter. Bald liegt

der Gipfelaufbau vor uns, und kurze Zeit später betreten wir die Spitze des Berges – wir schauen, ganz tief zu unseren Füßen liegt der Felseinschnitt der Kilikischen Pforte, durch die wir unsere Weiterfahrt fortsetzen wollen, und wer passierte diesen uralten, durch die Felsenklüfte des Taurus führenden Weg nicht alles. Hier zogen die Persischen Könige auf ihrem Weg nach Griechenland, Alexander der Große auf seinem Weg nach Persien und Indien, dann folgten die Römischen Legionen, dann kamen die Byzantiner und die Araber, die von hier ihren Weg nach Istanbul nahmen.

Wir müssen den Abstieg antreten, seilen über die Ostflanke des Berges ab und stehen bald wieder am Einstieg, dann besteigen wir von einem Sattel aus noch einen zweiten Gipfel, und wieder hellgrauer, griffiger Fels, wieder das großartige Erlebnis der Gipfelrast und noch einmal abseilen, die Sonne steht schon ganz tief im Westen, als wir wieder bei unseren Fahrrädern sind.

Unsere Tour durch Kleinasien geht nun langsam dem Ende zu, die Kilikische Pforte und das Städtchen Pozanti liegen hinter uns, aber die Taurusberge werfen sich noch einmal steil auf, und wieder schieben wir unsere Räder, schieben den letzten ganz großen Paß empor, die Sonne hat auch hier den Asphalt aufgeweicht, langsam gewinnen wir an Höhe, die Straße wird steiler und immer steiler, und neben mir röchelt ein alter, dicker LKW sein Leben aus, sein Motor spuckt und keucht, erstickt dann, Wasser zischt auf, der Beifahrer reißt die Tür des bunt bemalten Führerhauses auf, springt heraus und wirft einen gewaltigen Bremsklotz hinter die Räder und stoppt so den zurückrollenden Lastwagen. Ich schaue zu dem hier am Steilhang liegenden gebliebenen Fahrzeug und streiche verstohlen über den Lenker meines braven Fahrrades.

Dann ist der letzte, der wirklich allerletzte Paß endlich erkämpft. Ab jetzt geht es nur noch bergab zum Mittelmeer. Wir halten auf der Paßhöhe Mittagsrast, in einer kleinen Hütte, welche auf Pfählen über dem Abgrund schwebt, dann rasen wir zu Tal. Es wird Abend, und zum letzten Mal prasselt unser Lagerfeuer, zum letzten Mal schlafen wir unter freiem Himmel, zum letzten Mal sind wir zu Gast bei den Hirten und ihren großen Herden. Dann folgt der letzte Tag der großen Radtour, noch einmal der Rausch der Geschwindigkeit beim Bergabfahren, noch einmal kleine Dörfer und winkende Kinder am Wegesrand, dann haben wir die Küste erreicht. Wir durchradeln Tarsus, drehen zum Westen und fahren auf *Mersin* zu. Die üppige Vegetation der Küstenlandschaft bietet noch einen gewissen Reiz, aber das große Abenteuer, die steilen Berge und die Weite Anatoliens liegt hinter uns.

Und dann stehen wir am Meer und schauen in die blaue Weite. Einige Möwen ziehen mit tragem Flügelschlag über das Wasser. Aus der Ferne weht der lang gezogene klagende Ton aus der Sirene eines alten Frachters, welcher das Hafenbecken von Mersin verläßt, zu uns herüber. Kleine Wellen schlagen ans Ufer, das Mittelmeer. Wir haben unser Ziel erreicht, unsere Tour ist zu Ende.

# Land der Berge – Land der Höhlen

## Wege und Abwege des modernen Tiefenalpinismus in Österreich

Von Theo Pfarr

1953 – Am 4. Juli steigt langsam und gebückt unter schweren Traglasten eine Gruppe Höhlenforscher um die andere über die steile Südflanke des Ötscher empor. Sie transportieren die Ausrüstung für die vom Landesverein für Höhlenkunde in Wien und Niederösterreich unter Federführung von *Dr. Hubert Trimmel* organisierte Expedition in die (nach damaligem Wissensstand) zweitiefste Höhle Österreichs, die zugleich auch unter den zehn tiefsten der Welt rangiert: das *Geldloch*, seit alters bekannt und schon seit dem 16. Jahrhundert Ziel von Forschungsfahrten. Auch am nächsten Tag wird noch Material geschleppt zum Eingang der Höhle und dem des benachbarten Taubenlochs, wo das Hauptlager aufgeschlagen wird. In der Eingangshalle des Geldlochs liegen Berge von Drahtseilleitern, die in den nächsten Tagen zum Einsatz kommen sollen. Eines der Forschungsziele, neben den wissenschaftlichen wie der Theodolitvermessung des Hauptgangs, geologischen und speleometeorologischen Messungen sowie zoologischen Beobachtungen und Aufsammlungen, ist ein Vorstoß in den rechten Ast der Höhle, ins Schachtsystem. In diesem war dreißig Jahre zuvor, im August 1923, die Gruppe um den höhlenforschenden Bundesheermajor *Franz Mühlhofer* mit massiver Unterstützung durch eine Infanteriekompanie bis in 410 Meter Tiefe unter dem Eingang gelangt – damals ein Weltrekord. Nun will man versuchen, noch weiter hinunter vorzudringen. Wird es gelingen? Es gelingt! Die Spitzengruppe, bestehend aus vier Salzburgern und einem steirischen Schachtspezialisten, arbeitet sich in den folgenden Tagen tiefer, unterstützt von Sicherungs- und Telefonposten, die auf schmalen Absätzen über dem Abgrund halbe Tage und mehr ausharren. Die Männer erreichen den Endpunkt der Expedition Mühlhofers, überwinden eine Engstelle, kommen dem Erdmittelpunkt 80 Meter näher als ihre Vorgänger. Die Auswertung der Vermessung ergibt: –410 Meter (später auf –432 Meter korrigiert)! Die Forscher der zwanziger Jahre hatten es eben mit dem Vermessen nicht allzu genau genommen, Leiternmeter wurden anscheinend für Tiefenmeter gewertet. Die Tiefenangabe für das Geldloch bleibt also auch nach der Großexpedition des Jahres 1953 unverändert.

### Und zwanzig Jahre danach

1974 – Die Wiener Höhlenforscher *Helga* und *Willi Hartmann* und *Willi Holler* beschließen die Weiterführung der Forschungen im

Geldloch, das seit 1953 auf unverändertem Vermessungsstand verblieben war. In Kurzeinsätzen an Wochenenden und Feiertagen arbeiten sich Teams von zwei bis vier Speläologen tiefer und höher. Nachdem man sich einige Zeit der systematischen Erforschung der oberen Etagen gewidmet hat, geht man die tiefsten Teile an. Wiederum müssen die Werte der Vorexpeditionen korrigiert werden. Die –432 Meter der Mannschaft von 1953 „gehen ein wie eine böhmische Leinwand“, so *Willi Hartmann*: ganze 60 Meter müssen davon abgezogen werden. Der neue tiefste Punkt wird zwei Jahre später bei –434 Meter markiert, der Gesamthöhenunterschied des Geldlochs beläuft sich nunmehr auf 535 Meter.

### Ein Seil genügt

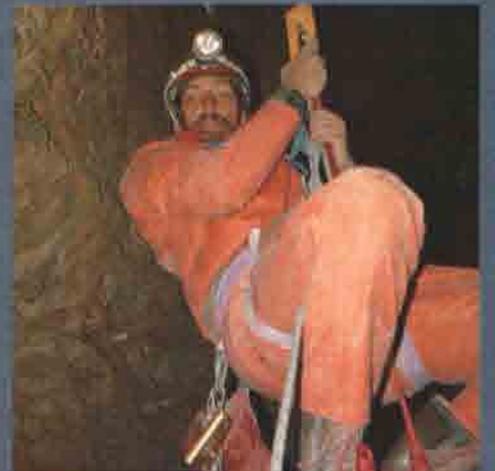
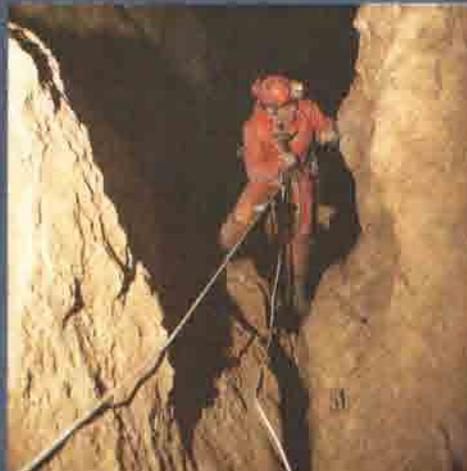
Wie war es dazu gekommen, daß nun kleine Gruppen tage- und wochenendeweise in bedeutende Tiefen vorstoßen konnten ohne die Hilfe von Sicherungs- und Telefonposten, ohne Trägerkolonnen zum Transport der schweren Leitern?

Nun: die Tage der Leitern waren gezählt. Der Startschuß zu dieser revolutionären Entwicklung erfolgte in jener Höhle, die Anfang der siebziger Jahre die österreichische Tiefensensation darstellte: der *Gruberhornhöhle* in dem vom Hohen Göll östlich hinabziehenden Kamm des Freieck. Bei einer Expedition des Verbands österreichischer Höhlenforscher 1965 war in der etagenartig gegliederten Höhle bei einer wahren Materialschlacht eine Gesamttiefe von 710 Meter vermessen worden – damals ein Wert, der den elften Platz in der Liste der tiefsten Höhlen der Welt sicherte. Aber die Zeit blieb nicht stehen. Polnische Schachtxperten begannen sich für die Gruberhornhöhle zu interessieren, eine gemeinsame Unternehmung mit Salzburger Kollegen ging 1970 über die Bühne. Dabei bemerkten letztere mit Skepsis die ihnen äußerst riskant erscheinende Technik der Polen, welche diese in Frankreich abgespickt hatten: Leitern waren passé, ein Seil genügte – der Abstieg daran wurde mittels Petzl-Abseilhilfen durchgeführt, der Aufstieg mit Jumar-Steigklemmen, wie sie auch in der Yosemite-Kletterei und im Himalaya-Bergsteigen Eingang gefunden hatten. Nur mehr oft begangene Kurzabstiege stattete man mit Leitern aus, die bis zu 85 Meter tiefen Schachtstrecken der Gruberhornhöhle wurden in

# Die Eroberung der Welt unter Tag



*Riesige Höhlensysteme wurden durch die neue Technik erschlossen. Oben: Gamslöcher-Kolowrat-System. Rechts: Setzen eines Bohrhakens. Ganz rechts: Einseil-Aufstieg. Seite 133: Eingang in die Halle der Kolowrathöhle.*



*Fotos:  
R. Kals (3), Th. Pfarr*

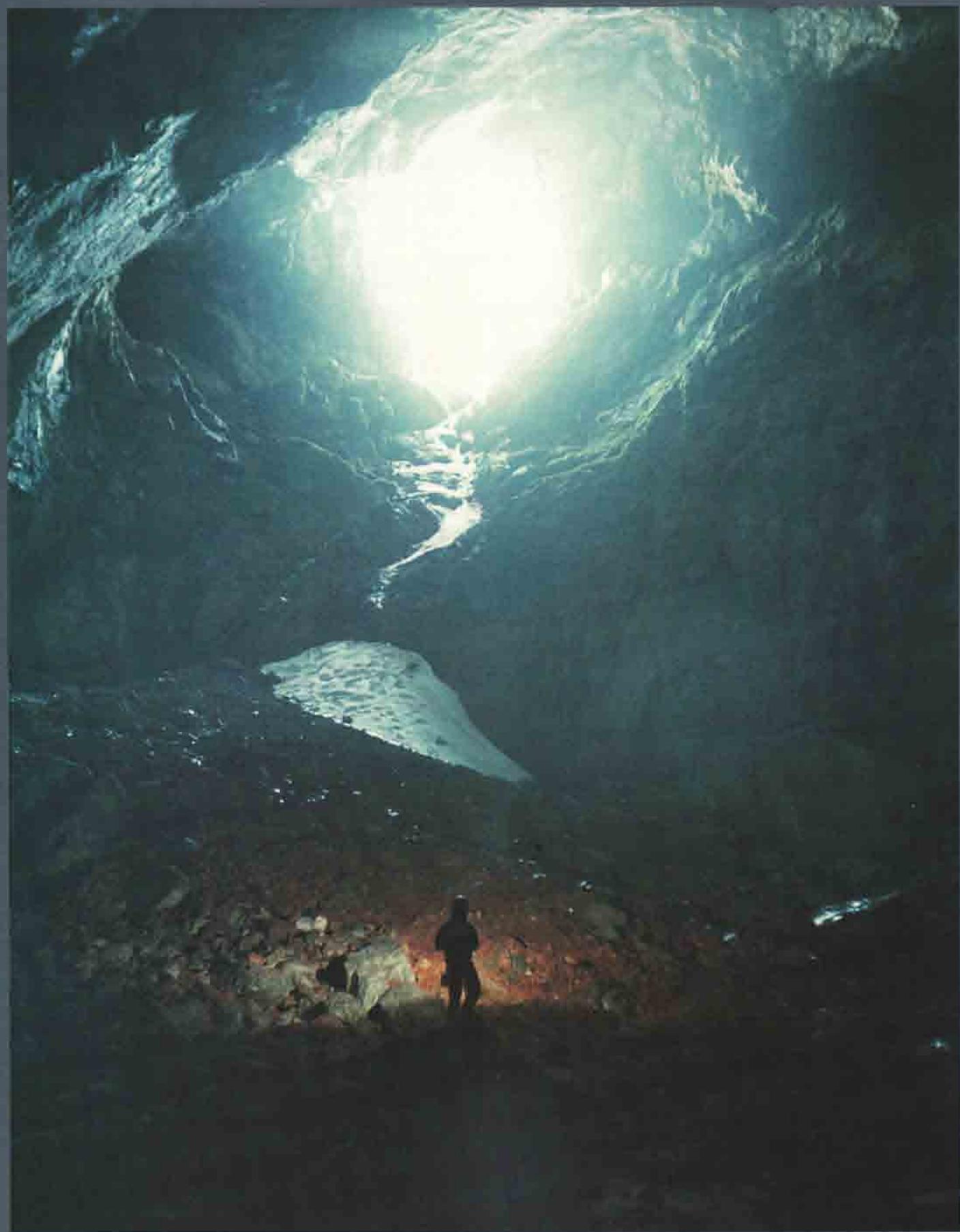


Foto: Archiv Landesverband für  
Höhlenkunde Niederösterreich

der neuen Einsellechnik bezwungen. Der Endpunkt der polnisch-österreichischen Expedition lag 854 Meter unter den höchsten Höhlenteilen, ein neuer nationaler Rekord, der allerdings nicht sehr lange halten sollte.

## Österreichs Höhlen – Playground of Europe

Denn mit der vom Großteil der heimischen Forscher nur recht zögernd angenommenen neuen Technik, die ein wesentliches an Material-, damit Gewichts-, damit Kapazitäts- und Zeiteinsparung brachte, die somit auch Kleinteamen bedeutende Tiefenvorstöße ermöglichte, war Bewegung in die österreichische Höhlenlandschaft gekommen. Die Anzahl der tiefen Höhlen wuchs in den nächsten Jahren explosionsartig. Hatte Hubert Trimmel in seiner 1966 erschienenen Publikation „Österreichs längste und tiefste Höhlen“ noch 18 Höhlen mit einer Gesamttiefe von mehr als 200 Meter aufgeführt und beschrieben, so waren es 1981 bereits 84, die über diesem Limit lagen. Gegenwärtig sind es an die 125 – und mit jeder Forschungssaison kommen weitere dazu.

Die kleine Alpenrepublik hat sich, bedingt vor allem durch ihre geologische Situation als ein wahres Eldorado für die touristische Höhlenforschung herausgestellt. Nicht nur, daß von den 24 Höhlensystemen in der Welt, deren Gesamthöhenunterschied („Tiefe“) die magische 1000-Meter-Marke überschreitet, ganze 7 in Österreich liegen, auch die gegenwärtig „höchste“ Höhle der Welt (d.h. vom Eingang weg zur Höhe hin erforscht), der *Lamprechtsofen* bei Lofen, befindet sich im Lande, ebenso der tiefste Direktschacht der Welt, der 455 Meter tiefe „*Hades-schacht*“ der *Höllenhöhle* im Tennengebirge, sowie der tiefste natürliche Innenschacht der Welt, der 350 Meter tiefe „*Stierwascher*“ in der *Hochlecken-Großhöhle* im Höllengebirge. Diese Entwicklung mit ihren spektakulären Ergebnissen, von denen allerdings fast nur das interessierte Fachpublikum erfuhr, sah in den siebziger Jahren vor allem Mannschaften von ausländischen Spezialisten als ihre Träger. Man hatte von Österreichs speläologischem „Potential“ gehört, und aus allen Himmelsrichtungen strömten Forschergruppen herbei. Ein wahrer Boom setzte ein, so mancher Sommer sah polnische, französische, belgische, britische, bulgarische und italienische Expeditionen zugleich in den Karstgebieten der Nördlichen Kalkalpen – ein dem anschwellenden Expeditionsbergsteigen in den Bergen Asiens und Südamerikas nicht unähnlicher Prozeß. Die Ereignisse begannen sich in der Folge zu überstürzen, es war kaum mehr möglich, einen Überblick über das aktuelle Geschehen auf dem Gebiet der touristischen Höhlenforschung zu bekommen.

## Der bodenlose Stierwascher

In der 1,7 Kilometer langen Hochlecken-Großhöhle im Nordabfall des Höllengebirges war 1972 ein neuer Gangkomplex entdeckt worden. Ein unscheinbares Loch an der Decke eines dem großen Hauptgang seitlich angegliederten Raums eröffnete den Zugang in eine weitläufige Folge großer Tunnels, die an einem



Schachtsystem endeten. Auf eine 15-Meter-Stufe folgte eine doppelt so tiefe, eine steile Rampe zog weiter in die Tiefe, bis plötzlich vor den Füßen bodenlose Schwärze gähnte. Ein riesiger Schacht setzte hier an, eine gewaltige senkrechte Röhre von bis zu 30 Meter Durchmesser, die auch den Aufprall hinuntergeworfener Steine in einem fernen Wasserrauschen schluckte. Bei der nächsten Fahrt wurde das 250-Meter-Seil des Salzburger Vereins mitgenommen, mit dem zwei Jahre zuvor im Wildsteigschacht im nordwestlichen Tennengebirge eine neue österreichische Rekordmarke im Direktabstieg – 240 Meter in einem Stück – erzielt worden war. *Walter Klappacher*, Einseil-Techniker der ersten Stunde und erfahrener Vertikalkämpfer, seilte sich über die ganze Länge des Seilbandwurms ab, mußte aber inmitten eines Wasserfalls, der ihn total durchnäßte, umdrehen, ohne den Schachtgrund auch nur gesichtet zu haben. Dieses feuchte Erlebnis inspirierte denn auch zur Namensgebung: „*Stierwascher!*“ hieß der monströse Schlund fortan. Im Jahr darauf ein neuer Vorstoß des Salzburger Vereins: *Poidl Wiener* (er verunglückte im Mai 1975 im Scheukofen tödlich) kam 50 Meter weiter als *Walter*, bis auf –300 Meter, aber gleichfalls nicht auf den Boden des endlosen Abgrunds. Nun wurde man in Frankreich, dem klassischen Land der modernen Vertikalspeläologie, hellhörig, 300 Meter ohne Boden – das klang nach einer Herausforderung. Im Sommer 1975 wurde diese von einer Expedition der Klubs S.C.Narbonne und S.C. Ragaille angenommen, sie starteten Richtung Salzkammergut. Den ausgefuchsten Tiefenalpinisten gelang der Husarenstreich: Dem Wasserfall wichen sie mittels eines Bohrhakenquergangs aus und erreichten den Schachtgrund, 350 Meter unterhalb des Ansatzpunktes. Der *Stierwascher* war damit zum tiefsten Innenschacht der Welt geworden – und behauptet diese Position bis heute. Aber noch war die Höhle nicht zu Ende, weitere Abstiege, wenngleich kürzer, führten immer tiefer in den Körper des Höllengebirges. Ende 1975 war die Höhle, deren Namen ein paar Jahre zuvor auch in Österreich nur wenigen bekannt gewesen war, zu einer internationalen Zelebrität geworden – sie lag mit 816 Meter Gesamthöhenunterschied an der zehnten Position der tiefsten

Höhlen der Erde. Französische und italienische Trupps bemühten sich bis 1979 um die Erforschung der weilläufigen Teile unter dem Stierwascher. Als der tiefste Punkt an einem Siphon 794 Meter unterhalb des Eingangs erreicht war, wurde es wieder still um die Höhle. Die gallischen Mannschaften wandten sich Objekten mit noch größerem Tiefenpotential zu – und fanden sie auch in Österreichs Karstgebieten.

## Die Gallier kommen

So arbeiteten etwa einige französische Klubs in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre im Gebiet der Tauplitzalm im Toten Gebirge. Sie kamen in dem im Gebiet der *Tragln* gelegenen, 1951 von der Österreichischen Tauplitzexpedition bis –275 Meter verfolgten *Burgunderschacht* bis –827 Meter, in der *Wildbaderhöhle* im Hochkarst der *Plankermira* bis –874 Meter. Zwei Forscherinnen glückte 1977 die Entdeckung des größten Höhlenraums von Mitteleuropa. Sie hatten sich im *Nordwand-schacht*, dessen Öffnung ebenfalls im Gebiet um die *Plankermira* liegt, schon bis 95 Meter unterhalb des Einstiegs abgeseilt, als plötzlich um die Erste nur mehr Schwarz war. Keine Wand, kein Boden erschien im Licht der Stirnlampe, nur der einen Zentimeter durchmessende Faden, an dem das eigene Leben hing, war sichtbar und verlor sich im Dunkel. Sechzig Meter tiefer fand sich die Französin auf gewaltigen Versturzböcken in einer Halle, deren Dimensionen ungeheuerlich schienen. Die „*Tiefenbronnenhalle*“ (oder, nach den Entdeckerinnen „*Salle Marie – Genevieve*“), so ergaben nachfolgende Vermessungen, hat einen Umfang von fast einem Kilometer – bei 320 Meter Länge und 60 Meter Breite. Den Retourweg zum Seil, das aus einer winzigen Öffnung in der Decke hing, mußte man sich gut merken – man hätte diesen Lebensfaden zurück zum Licht in der gigantischen Wildnis der Halle sonst vielleicht lange suchen müssen.

Tiefenalpinisten aus der Provence waren im nordwestlichen Teil des Toten Gebirges tätig, im Bereich der Ebenseer Hochkogelhütte. Sie fanden 1976 einen vielversprechenden Schachteinstieg, den schon eine belgische Gruppe drei Jahre zuvor beschnuppert hatte, und kamen in dem „*Kacherlschacht*“ benannten Vertikalsystem noch im selben Sommer bis auf –700 Meter. Im darauffolgenden Sommer entdeckten sie zwei weitere Einstiege in den Höhlenkomplex, der nun den Namen *Feuertal-Höhlensystem* erhielt. Die beiden Eingänge verbindet ein Horizontalsystem in 350 Meter Tiefe, den Zusammenhang mit dem Kacherlschacht stellt ein weilläufiges Labyrinth auf –500 Meter her. Die Franzosen stießen in einer Schachtfolge bis zu einem sperrenden Siphon 913 Meter unterhalb des Einstiegs zum Kacherlschacht vor und bezwangen einen riesigen 211-Meter-Schacht, der am anderen Ende des Horizontalsystems ansetzt, aber fortsetzungslos endet. Die Forschungen werden für beendet erklärt und eingestellt.

Das Besondere an dem unweit des *Feuertal-Höhlensystems* gelegenen *Trunkenboldschacht*, den gleichfalls Franzosen bearbeiteten, ist die gewaltige Röhre des 242 Meter tiefen „*Schachts der Schiffbrüchigen*“. Eine Umgehung der oberen zweihundert

Meter des Abgrunds ist über eine Folge kleinerer Schächte möglich. 854 Meter unterhalb des Einstiegs versperren Siphone den Weiterweg.

Angehörige der französischen Gruppe „*Vulcains*“ aus Lyon versuchten ihr Glück in den Leoganger Steinbergen. Die Herausforderung, die hier die Forscher anlockt, ist die, zum *Lamprechtsofen* (von dem noch die Rede sein wird) einen oberen Eingang zu finden und mit einer derartigen Verbindung möglicherweise eine neue tiefste Höhle der Welt zu inthronisieren. So suchen seit Jahren Salzburger, Polen, Engländer und Franzosen die Steinwüste des Nebelbergkars ab, um vielleicht doch einmal den großen Treffer zu landen. Die zwei tiefsten Höhlen im Bereich des Kars gehen teilweise auf das Konto französischer Mannschaften. Im *Wieserloch* kamen sie 1983, den Spuren polnischer und englischer Gruppen folgend, bis in 730 Meter Tiefe, in der Salzburger *Vogelhöhle*, die noch bedeutend höher liegt, 761 Meter unter die Erdoberfläche, den Weiterweg in Richtung *Lamprechtsofen* blockieren aber bis dato kaum überwindbar erscheinende Siphone und Verbruchzonen.

## Batman am Blumenbalkon

Den Vogel schoß die Equipe des Speleo Club Marseille ab, die 1979 im Tennengebirge ein bis dahin unbearbeitetes Gebiet durchkämte, die *Troggasse der Schwer*, etwas östlich der äußerst höhlenreichen Kuchelbergalm gelegen. Nach anfangs bescheidenen Erfolgen fanden die Männer um *Georges Robert* einen Schacht, den sie vorerst ganz nüchtern mit „*C 2*“ bezeichneten und bis –293 Meter erkundeten. Im Folgejahr wurde die Höhle auf „*Batmanschacht*“ umbenannt und bis –650 Meter befahren. Der Umkehrpunkt im Oktober 1980 war ein kleiner Absatz auf etwa halber Strecke des 205 Meter tiefen „*Boeingschachts*“, von den Franzosen idyllisierend „*Balcon fleuri*“ benannt: der „*Blumenbalkon*“.

Am Grund des *Boeingschachts* war die Höhle aber noch keineswegs zu Ende. Vertikalstufe folgte auf Vertikalstufe, schließlich gelangte man in schräg abwärts leitende Druckröhren, die bis –1105 Meter begangen wurden. Als die Forscher später wiederkamen, erkannten sie die Gänge kaum wieder: ein Hochwasser mußte hier gewütet haben, und dadurch, so rekonstruierte man, war ein sperrender Lehmpropfen weggespült worden. In dem solchermaßen freigelegten Gang ging es nochmals tiefer. Als schließlich der Lauf eines mächtig tosenden, reißenden unterirdischen Flusses erreicht war, dessen weitere Verfolgung die blanke Unmöglichkeit darstellte, war man tiefer gekommen als irgendwo anders in Österreich. Die Höhle, der inzwischen der etwas weniger comic-artige Name *Schwer-Höhlensystem* eignet, ist mit 1219 Meter Vertikaldistanz zwischen dem Eingang und dem Endpunkt an den Gestaden des merkwürdigerweise südwestwärts, also in Richtung auf das Zentrum des Bergmassivs, fließenden stygischen Gewässers die tiefste in österreichischen Landen und achtiefste weltweit. Aber schon bemühten sich die kühnen Marseiller, auch diesen Wert zu überbieten. Sie sind auf



Foto: K. Mais

dem besten Weg dazu. An die 170 Höhenmeter oberhalb des Einstiegs zum Schwer-Höhlensystem fanden sie einen weiteren Schacht, von dem sie eine Verbindung mit ersterem für möglich halten. Die *Cabri-Höhle* wurde inzwischen auf 801 Meter Tiefe vermessen, ein Zusammenschluß mit dem Schwer-Höhlensystem ist aber noch nicht gelungen. Sollte er gelingen, so würde diese Höhle der welt tiefsten, dem Réseau Jean Bernard in den Savoyischen Alpen in Frankreich, das 1535 Meter tief ist, schon gefährlich nahe an den Pelz rücken.

## Belgier durchbrechen die Schallmauer

1978 ereignete sich hierzulande so etwas wie ein höhlenforschendes Lokalbeben. Zum ersten Mal, so hörte man staunend, war in einer österreichischen Höhle die 1000-Meter-Tiefenmarke überschritten worden. Eine belgische Gruppe war nach etlichen Vorstößen im *Schneeloch* bei der Kuchelbergalm im *Tennengebirge* an einen Siphon gelangt, dessen Spiegel 1086 Meter unterhalb des höchsten Punktes in der Höhle lag, die damit für kurze Zeit viertiefste weltweit geworden war. Das Schneeloch war wohl schon jahrzehntelang bekannt gewesen, jedoch hatte ein Eispropfen im Portal den Weg in ihre Innereien versperrt. 1975 fanden Salzburger das Hindernis abgeschmolzen. Gemeinsam mit der belgischen Gruppe GSAB (Groupe Speleo Alpin Belge) wurden erste Vorstöße unternommen. 1977 arbeiteten sich polnische Forscher bis in den Canyonteil auf 500 Meter Tiefe vor. Nach der endgültigen Bezwingung der hautengen Mäander gelangten schließlich die Belgier in das Tiefensystem mit seinen großen runden Tunnels und fanden am Ende des „Verrückten Systems“ (Réseau Louftigue) den Siphon. Taucherausrüstung wurde nun über 900 Vertikalmeter und durch die Canyons transportiert, um die Unterwasserstrecken weiter zu erkunden. Die menschlichen Höhlenfrösche kamen 15 Meter tiefer und fixierten den heute gültigen Wert von 1101 Meter Gesamthöhenunterschied.

## Unfall im Ahnenschacht

Belgier waren es auch, die den umfangreichsten Höhlenrettungseinsatz in Österreichs Nachkriegsgeschichte notwendig machten. Ab 1972 waren sie im *Ahnenschacht* im nördlichen Toten Gebirge tätig gewesen, auf den Spuren von englischen Expeditionen in den späten sechziger Jahren, die noch mit Drahtseilleitern bis in 400 Meter Tiefe gelangt waren – und damit 70 Meter tiefer als die oberösterreichischen Entdecker im Jahre 1961. Die GSAB fand nun durch eine Engstelle den Zugang zu einem ausgedehnten Horizontalsystem, in welchem wiederum große Schächte ansetzten. Und in diesem System kam es nun 1975 zu einem Unfall, als der Forscher *Georges Birchen* beim Aufstieg über eine Steilstufe einen Block löste, mit diesem stürzte und sich einen beidseitigen Beckenbruch zuzog. Die folgende Rettungsaktion sah 48 Mann im Einsatz, zu einheimischen Höhlenrettern stießen Schachtspezialisten aus Frankreich und Polen, die in benachbarten Gebieten forschten. Man arbeitete in Schichten, erschöpfte Mannschaften wurden von ausge-

ruhten abgelöst, und eineinhalb Tage nach Beginn des Verletzentransports und drei Tage nach dem Unfall war Georges Birchen wieder an der Erdoberfläche. Bis 1978 waren belgische Mannschaften im Ahnenschacht tätig, wobei 607 Meter Tiefe erreicht wurden. Als ein Versuch, das Schachtsystem mit dem des Trunkenboldschachts zusammenzuschließen, mißlang – 300 Meter sind die Endpunkte der beiden Höhlen noch voneinander entfernt –, wurden die Forschungen aufgegeben.

Die Belgier verlagerten den Schwerpunkt ihrer speleologischen Aktivitäten nach dem Westen – zum Schneeloch einerseits, andererseits in den sagenumwobenen *Untersberg*. Dort war von Salzbergern und Münchnern 1976 im vierzig Jahre vorher bis –170 Meter erforschten *Salzbergerschacht* (der dann für lange Zeit tiefste Schachthöhle des Bundeslandes blieb) auf halber Strecke eine Abzweigung mit Luftzug gefunden worden, die den Schlüssel zu einem weiteren Vordringen in Richtung von Kaiser Karls subterranean Residenz darzustellen schien. Schönheitsfehler dabei war eine Versturzblockade auf –200 Meter. Der GSAB gelang es nun im Jahr darauf, das Hindernis zu überwinden und weiter nach unten vorzustoßen.

Um aber einerseits die Exklusivrechte an den noch nicht ausgeschöpften Neuentdeckungen nicht aus der Hand zu geben, andererseits doch Lorbeeren der Publicity in der internationalen Speleopresse zu erringen, wurde die Höhle mystifiziert: In den Publikationen tauchte plötzlich ein „Geheimschacht“ im Land Salzburg auf, von dem nur wenige Eingeweihte wußten, wo er lag und wie er wirklich hieß. Das Inkognito wurde erst später gelüftet, als nämlich in Zusammenarbeit mit polnischen und Salzburger Kollegen die großräumige Horizontaletage erforscht war. Auf –450 Meter endeten die Vertikalstrecken, als seien sie abgeschnitten worden. Was begann, war eine fast idyllisch zu nennende Wanderung den Ufern eines Höhlenbachs entlang. Flußauf und flußab, in beiden Richtungen, große, sanft mäandrierende Gänge. In einem Dom der Höhle, die inzwischen auf 606 Meter Gesamttiefe vermessen ist, wurden tausende Mumien verendeter Fledermäuse aufgefunden. Warum es gerade an diesem Platz zu einem derartigen Massensterben gekommen war, bleibt ein Rätsel.

## Sandsturm unter Tage

Die GSAB nahm sich in der Folge eines weiteren fast vergessenen, jedoch „heißen“ Objekts an. Im *Bretterschacht* im *Tennengebirge*, einen Viertelkilometer südwestlich vom Happischhaus, waren Salzburger Forscher in den frühen fünfziger Jahren bis auf –150 Meter abgestiegen, der nassen und bei nicht gertenschlank Gebauten ziemlich weitgehende Entkleidung erheischenden Canyonstrecken wegen wurde das ungemütliche Loch wieder verdrängt. Die zierlichen belgischen Canyonartisten nahmen sich nun des stürmisch und eiskalt blasenden Schachts an. Engstrecken wie im „Buschmesser mäander“ – der Name spricht für sich! – und geräumige Schächte wechselten einander ab. 1980 standen die GSABler vor einem Siphon 715 Meter unter dem Einstieg. Aus! Doch keine Möglichkeit, über den Bretter-

schacht die südlich gelegene Eisriesenwelt und den nördlich befindlichen Frauenofen zu einem riesigen „Pitschenbergsystem“ zu verbinden. Beim Rückzug wird noch eine parallele Schachtstrecke in 300 Meter Tiefe beäugt, der Erste gelangt durch Pendeln in eine kleine Gangöffnung in der Schachtwand und findet sich bald in einem riesigen Gang; streng Nord-Süd ausgerichtet zieht er bei Breiten von bis zu 40 Meter fast einen Kilometer gerade in Richtung der beiden Riesenhöhlen. Der Durchbruch scheint geschafft. Da kann auch der „Todesschritt“, eine riskante Schachtquerung vor der „Matterhornhalle“ nicht aufhalten. Jedoch, das Pitschenberg-Höhlensystem bleibt weiterhin Wunsch: südwärts hemmt eine stark bewetterte Versturzmauer das Vordringen in die großen Tunnel der Eisriesenwelt. Im Norden müßte ein Sandsiphon ausgegraben werden, um vielleicht in den Frauenofen zu kommen. Nur bläst dieser dem Grabenden Sand ins Gesicht und in die Augen und läßt so die Assoziation eines nächtlichen Sturms in der Wüste auftauchen. Ohne Schibrille ist hier nichts zu machen – aber wer hat schon eine Schibrille im Höhlenschleifsack? Trotz der vielversprechenden Aspekte starten die Belgier keine weitere Expedition – der Bretterschacht bringt wohl zu starken Verschleiß für Material und Gemüt der Befahrer.

## Polen am Göll

Zu den Hauptakteuren der touristischen Forschungen in Österreichs tiefsten Höhlensystemen zählen seit der Gruberhorn-Ära die leistungsstarken und ehrgeizigen polnischen Mannschaften. Aus Warschau, Kattowitz, Krakau und anderen polnischen Städten stellen sich fast alljährlich Gruppen ein, um in den Karstgebieten des Ostalpenraums auf Tiefenjagd zu gehen. Im Hochkarst des Freieckkamms östlich vom Hohen Göll verlagerte sich der Schwerpunkt der speläologischen Aktivität von der Gruberhornhöhle (obwohl sie noch nicht als vollständig erforscht gelten kann) zunächst einmal zur *Mondhöhle*. Sie wurde 1974 von Mitgliedern des Teams aus Tschenstochau entdeckt und noch im selben Jahr bis –380 Meter befahren, wobei der 230 Meter tiefe „Euphorieschacht“ bezwungen werden mußte. 1975 stieß dieselbe Mannschaft, zu der sich auch die österreichische Forscherin *Edith Bednarik* gesellt hatte, über den 150 Meter tiefen „Dreizehn-Sekunden-Schacht“ bis zum tiefsten befahrbaren Punkt der Höhle, einem Siphon auf –550 Meter, vor. Beim Wiederaufstieg zum Tageslicht gab es dramatische Situationen, weil einer der Teilnehmer zu Sturz kam, als eines der dünnen polnischen Seile riß, und sich darüberhinaus durch ein Gewitter an der Oberfläche eine Sturzflut über die Aufsteigenden ergoß. Nur 120 Meter von der Mondhöhle entfernt fand 1980 ein Teilnehmer einer polnischen Expedition einen kleinen Einstieg, auf den eine steile Schräge und eine schneebedeckte Halle folgten. Dem *Jubiläumsschacht*, wie die Höhle benannt wurde, konnten bis zum Ende der Forschungsfahrt noch 475 Höhenmeter abgerungen werden. Und 1981 war ein neues Mitglied im „Klub der Tausender“ zu begrüßen. Die Polen samt einem Ungarn und einem Österreicher arbeiteten sich in etlichen Ein-

sätzen tiefer, ließen den 126 Meter tiefen „Matildaschacht“ und den 201 Meter messenden „Amadeusschacht“ über sich: 900 Meter unter der kahlen Oberfläche der Göllgruppe stießen sie auf einen Lehmgang, der in einen mäandrierenden Bachlauf mündete. Diese Gänge strebten, so schien es, geradewegs auf die tiefsten Teile der Gruberhornhöhle zu. Bei der 1000-Meter-Tiefenmarke machte jedoch ein Richtungsknick den Zusammenschluß wieder unwahrscheinlicher. Immer mehr Wasser führten die Gänge und Schächte, bis der „Siphon der fünf Flüsse“ endgültig Einhalt gebot. Sein dunkler Spiegel befindet sich 1173 Meter tiefer als der Höhleneingang.

## Gute Verbindungen und kein Anschluß

Eine Gruppe aus Warschau hatte sich auf das Gebiet des Bergeralpl an der nordwestlichen Ecke des Tennengebirges spezialisiert. In diesem zuvor völlig unbearbeiteten, weil für unergiebig gehaltenen Kar hatten Mitte der sechziger Jahre Salzburger Forscher drei große Höhlen entdeckt: das Bierloch mit seinen feuchten Gängen und Schlüfen, das komplizierte, labyrinthartige und Lehm im Überfluß aufweisende Netz der *Bergerhöhle* und höher, in den Westwänden des Platteneck, die rauheifglitzernden Kammern der *Platteneck-Eishöhle*. Im Rahmen einer Expedition des Verbands österreichischer Höhlenforscher im Jahr 1968 hatte man den beiden letztgenannten einige Kilometer Ganglänge abgerungen, über eine mögliche Verbindung wurde diskutiert und theoretisiert. Allein, der Enthusiasmus nützte sich ab, die Unternehmungen wurden spärlicher. 1973 belegte eine polnische Mannschaft den zentralen Stützpunkt dieses Gebiets, die kleine hölzerne Rindenhütte mit ihrer lebhaften und nachtaktiven Siebenschläferpopulation. Die Warschauer machten an etlichen der offenen Fragezeichen weiter und ernteten drei Jahre später den Lohn ihrer Bemühungen: von der „Eiswallhalle“ der Platteneck-Eishöhle stiegen sie in Schächten und Canyons ab und landeten in der Nähe der „Maserschluft“ in den hintersten Gefilden der Bergerhöhle – die erste Verbindung war geglückt. Die zweite, jene mit dem Bierloch, die eine äußerst nasse Angelegenheit wurde, erfolgte drei Jahre später. Das *Berger-Platteneck-Höhlensystem* verfügt nun über eine Gesamtganglänge von über 25 Kilometer bei einer Tiefe von 937 Meter. Was bisher nicht klappte, war das Andockmanöver mit dem ebenfalls von den Warschauern entdeckten *Jungebaba-Schacht*, dessen Einstieg sich wenig unterhalb des Gipfels des Plattenecks öffnet. Obwohl die Horizontalabstand zwischen den Endteilen der 495 Meter tiefen Schachthöhle und der Eishöhle nur mehr 150 Meter beträgt, konnte bisher keine Verbindungsstrecke zwischen den beiden gefunden werden.

## Gute Verbindungen und kein Anschluß, Teil 2

Der Zusammenschluß von bereits bekannten und teilweise erforschten Höhlen in großem Maßstab glückte auch einer Forschungsmannschaft aus Kattowitz, die ab 1977 am Südrand des *Hagengebirges* arbeitete. Hier waren schon 1960 von Salzburger die *Sulzenkar-Eishöhle* und die *Jägerbrunntröghöhle*

verbunden worden. Den Kattowitzern gelang es, der Jägerbrunntroghöhle den *Zwillingsschacht* und die *Petrefaktenhöhle*, beide von der Hochfläche ausgehende Vertikalhöhlen, anzugliedern. 1980 war das Gangnetz schon 9,5 Kilometer lang und 647 Meter tief. 1981 wurde der *Foithnerkarschacht*, den Salzburger 1955 bei –280 Meter abgeschlossen hatten, „inhaliert“, und im Folgejahr war wieder einmal die Tausend-Meter-Tiefenmarke überschritten. Das ausgedehnte und großräumige *Jägerbrunntroghöhlensystem*, das nunmehr auf 28 Kilometer Länge und 1078 Meter Tiefe vermessen ist, erstreckt sich unter weiten Teilen des südlichen Hagengebirges. Der östlich davon weitgehend parallel verlaufenden 30 Kilometer langen Tantalhöhle, dem klassischen Objekt der Salzburger Höhlenforschung in den ersten Nachkriegsjahren, nähert es sich bis auf 300 Meter. Die angestrebte Elefantenhochzeit hat jedoch noch nicht stattgefunden.

## Einen Kilometer über dem Eingang

Sind der Hochsommer und der Frühherbst die ideale Forschungszeit für die Systeme, deren Eingänge im Hochkarst liegen, so ist es beim *Lamprechtsofen* genau umgekehrt – hier ist der Winter am günstigsten. In der aktiven Wasserhöhle, deren Eingang am Fuß der *Leoganger Steinberge* auch dem aufmerksamen Autofahrer vertraut ist, könnte nämlich ein plötzlicher Wassereintritt, wie ihn ein Sommergewitter jederzeit verursachen kann, extrem gefährlich werden. Die Vorstöße, die hier nicht von oben nach unten, sondern in entgegengesetzter Richtung erfolgen, finden ihre idealen Bedingungen meist zwischen Dezember und März. Auch hier waren polnische Forscher in den letzten Jahren am weiteren Vordringen in die Höhe ganz maßgeblich beteiligt. Nicht umsonst heißt die Folge schwieriger Aufstiege, welche zum höchsten Punkt der Höhle fast einen Kilometer über dem Niveau des Eingangs leiten, „Polnische Kaskaden“. Die intensiven Forschungen hatten hier eingesetzt, als 1963 ein Siphon durchtaucht wurde, zu dem dann ein Überführungsstollen vorgetrieben wurde, der die trockene Überschreitung des Hindernisses ermöglichte. Salzburger Vorstoßtrupps waren dann dem Wasser durch Klammern, über Seen und Watstrecken und Kaskaden gefolgt, hatten Siphonüberführungen gesucht und manchmal auch gefunden, unangenehme Schlufstrecken mit intensivster Durchfeuchtung bewältigt und wegen der zunehmenden Länge des Anmarschs zum jeweiligen Endpunkt drei Biwaks in der Höhle eingerichtet. Auch Verstürze mit so endgültig klingenden Namen wie „Waterloo“ und „Feierabend“ waren schließlich bezwungen worden. In letzter Zeit sind es nun zunehmend polnische Forscher, die einerseits in den höchsten Teilen weiter vordringen, andererseits versuchen, die Höhle von oben zu erreichen. Zahlreiche Schächte im Gebiet über der Höhle, dem Nebelsbergkar, wurden aufgefunden und erforscht: Wieserloch, Versturzeloch, Blitzwasserschacht, Rothöhle, Hoffnungsloch, zuletzt der über 500 Meter tiefe Verlorener-Weg-Schacht, auf den sich wieder einmal die Hoffnungen konzentrieren. Aber vielleicht bringt die nächste Sommer- oder Wintersaison (je nachdem, von wo vorgestoßen wird) die Ankopplung – und damit die tiefste Durchgangshöhle der Welt.

## Murmeltiere und Masochisten

Den Winter mußte die Gruppe „Boby“ aus Zagan in Polen für ihren entscheidenden Tiefenvorstoß benützen, obwohl der Einstieg des Schachts in 1810 Meter Seehöhe liegt. Sie arbeitet seit Jahren in der Umgebung der Laufener Hütte im östlichen *Tennengebirge*. Ihr war auch die Entdeckung sehr tiefer, anscheinend primär tektonisch gebildeter Spalten gelungen. Die *Höllenhöhle* etwa besteht aus einem einzigen Schacht, der 455 Meter tief und im Querschnitt durchschnittlich 5 mal 3 Meter weit ist. Die Höhle mit dem seltsamen Namen „Altes Murmeltier“, 480 Meter tief bei geringeren Dimensionen, geisterte eine Zeitlang unter der Bezeichnung „Stary Swistak“ und als tiefster Direktschacht der Welt durch die *Speläo-Gazetten* des nichtdeutschsprachigen Auslands, bis sich herausstellte, daß die Vertikale von einigen Knicks und Absätzen gegliedert wird. Mit dem Titel „Tiefster Direktschacht der Welt“ darf sich nun die Höllenhöhle schmücken. Beide Objekte können, bedingt durch die relativ kleinen Raumquerschnitte, bei Wassereintritten, etwa durch Gewitter, zur tödlichen Falle werden. Deshalb wählte man auch in der 1979 entdeckten und 1984 bis –725 Meter befahrenen *Herbsthöhle* (auch Mäanderhöhle genannt) den Winter, um in ihre letzten Tiefen vorzudringen. Über die zahllosen Schächte dieser Höhle, deren tiefster der „Laufenschacht“ mit 132 Meter ist, wurde abgeseilt, auf die großräumige „Masochistenkluff“ folgten immer stärker Wasser führende Abstiege. Am Endpunkt, einem Siphon auf –1029 Meter, war man wieder einmal, zum dritten Mal im Tennengebirge, auf dem Niveau des Karstwasserspiegels. Das Gebirge scheint, wie der Geologe *Roland Kals*, der auch an den Forschungen der „Boby“-Leute beteiligt war, formulierte, „mit den Füßen im Wasser zu stehen“.

## Die amphibischen Briten

Mit dem feuchten Element auf freundschaftlichem Fuß stehen die „Cavers“ aus Großbritannien. In den Höhlen ihrer Heimat gehört es nun einmal dazu, Abseilstrecken durch Wasserfälle und von Bächen durchflossene Engstrecken mit gerade genug Luftraum für die Nasenlöcher zu absolvieren. Darum fühlen sie sich auch in den tieferen Regionen der *Schnellzughöhle* im *Losergebiet* (*Totes Gebirge*) wie zu Hause. Auch hier ist im „Flußgang“ eine Schwimmstrecke mit nur wenigen Zentimetern Luft zwischen Wasserspiegel und Höhlendecke zu bewältigen. Sportlich orientierte *Speläologen* der Universitäten Cambridge und Bristol sind seit zehn Jahren im Gebiet um den Loser tätig. Etliche Schachtsysteme mit beachtlicher Tiefenerstreckung gehen auf ihre forschersche Initiative zurück: die *Wolffhöhle* mit 426, die *Bräuninghöhle* mit 216, der *Schneewindschacht* mit 265, die *Gemshöhle* mit 280, die *Sonnenstrahlhöhle* mit 329 und die *Eislufthöhle* mit 506 Meter Tiefe – ein beachtliches Pensum. Der große Durchbruch jedoch gelang ihnen in der oben zitierten Schnellzughöhle, die ihren Namen der Form ihres Eingangs verdankt, der an einen Eisenbahntunnel erinnert. Sie wurde 1980 entdeckt, 1981 fanden die Briten eine Verbindung zu der höher gelegenen Stellerweghöhle, die schon über 40 Jahre

bekannt war. Die Bäche beider Höhlen vereinigen sich in 500 Meter Tiefe (gemessen vom Eingang der Stellerweghöhle) und strömen gemeinsam weiter durch den „Flußgang“, den Wasserfallstufen und kurze Schächte wärzen. Es folgt die oben genannte gefährliche Schwimmstrecke, die zum wasserdurchtosten, 50 Meter tiefen „Orgasmus-Abgrund“ führt. Ein weiterer 40-Meter-Schacht, und der abschließende Siphon war erreicht. Man befand sich hier nur mehr 20 Meter über dem Niveau des Altausseer Sees. Fast 900 Meter Höhenunterschied in der Schnellzughöhle erbrachten die Forschungen der Engländer, die aber noch höher hinaus wollen. Von dem höhergelegenen *Schwa-Schacht* 144 versuchen sie nun, ins System der Schnellzughöhle zu kommen, die im Falle eines geglückten Anschlusses noch 74 Meter an Tiefe gewinnen und sich dem exklusiven Klub der Tausender nähern würde. Gerüchtweise soll diese Verbindung schon existieren, aber noch wartet der katasterführende österreichische Verein auf einen Plan, der diese Angabe verifiziert.

Auch am *Dachstein*, dem traditionsreichen Höhlengebiet, waren die Engländer aktiv in Sachen Unterwelt. Mit Standquartier am Wiesberghaus bearbeiteten sie in den späten siebziger und frühen achtziger Jahren vor allem zwei Objekte, die *Maulwurfshöhle*, in der es zu einem Unfall mit glimpflichem Verlauf kam, als bei einem Gewitter der Blitz in die Leitung des gerade in Benützung stehenden Feldtelefons einschlug, und den *Bären-gasse-Windschacht*. Auch bei den Unternehmungen in letzterem konnten die Männer von der Insel ihr Nahverhältnis zum Wasser beweisen, denn mit schöner Regelmäßigkeit verwandelten sich die Schächte der Höhle bei Gewittern zu Abflußröhren mit Dauer-spülung. Trotzdem kam man von Jahr zu Jahr tiefer: 1983 war man am Fuß des 125 Meter tiefen „Ben-Dors-Schachts“ auf –490 Meter angelangt, im Jahr darauf wurde „Maggie’s Absturz“, eine 60-Meter-Vertikale und vom Namen her anscheinend so etwas wie ein Wunschtraum der britischen Cavers, bezwungen und bis –622 Meter vorgedrungen, 1985 bedeutete dann ein Lehmputz bei –687 Meter das endgültige Aus im Bären-gasse-Windschacht, dem die hoffnungsfrohen Engländer schon eine Anwärter-schaft auf eine Tausend-Meter-Höhle errechnet hatten. Aber schon 1986 wurde ein neuer Hoffnungsträger aufgefunden: nur eine Viertelstunde vom Wiesberghaus entfernt entdeckten Mitglieder des South Wales Caving Club den Eingang zu einer Schachthöhle, die noch im selben Jahr bis –585 Meter vermes-sen wurde, wo wegen Materialmangels umgedreht werden mußte, und in die große Erwartungen gesetzt werden. Zieht dieser *Jägerschacht* in gleicher Richtung weiter, so besteht die Aussicht auf eine Verbindung mit Österreichs längster Höhle, der *Hirlatzhöhle*, das System würde nicht nur eine Vertikalerstrek-kung von über 1000 Meter aufweisen, es wäre damit auch eine Durchgangshöhle von kolossalen Ausmaßen.

## Probleme im Sog des Booms

Österreichs Höhlen sind, wie zu ersehen, zum speläologischen „Playground of Europe“ geworden. Nun hatte aber der Run, der

auf die großen Karstmassive einsetzte, nicht nur Tiefenrekorde und damit soetwas wie internationale Reputation unter den sportlich orientierten Tiefenalpinisten zur Folge. In seinem Sog ergaben sich auch Probleme, mit denen die katasterführenden und damit zuständigen österreichischen Landesvereine zu kämpfen hatten und noch haben. Denn so spektakulär sensationelle Tiefenwerte auch sind, so können sie doch nicht das Um und Auf der Höhlenforschung sein, die ja auch den Anspruch darauf erhebt, Forschung zu sein, somit bis zu einem gewissen Grad wissenschaftliche Tätigkeit oder zumindest eine Aktivität im Vorfeld verschiedener Wissenschaftszweige. Und ein Mindest-erfordernis für wissenschaftliche Aussagen über einzigartige Naturphänomene, wie sie Höhlen nun einmal darstellen, sind ein solider Höhlenplan und eine detaillierte Beschreibung. Gerade damit lag es aber bei etlichen der zuvor erwähnten Objekte im Argen. Oder was sollte man von einem Plan im abstrusen (und viel zu groben) Maßstab 1:2666 halten, auf dem noch dazu die Darstellung von mehr als einem halben Kilometer „uninteressanter“, weil horizontaler Gänge ausgespart war? Und derartige Pläne bekam man von so wesentlichen Höhlen wie dem Feuer-tal-Höhliensystem geliefert – wenn man sie geliefert bekam. Von manchen Ergebnissen erfuhr ein katasterführender Verein erst aus Artikeln der französischen Speläo-Presse (in der auch die Polen mit Vorliebe publizieren), aber nicht direkt von der bearbei-tenden Gruppe. Auf die Unterlagen über die drittiefste Höhle der Nation, den Jubiläumsschacht, mußte der Salzburger Verein jahrelang warten, obwohl die Resultate schon allenthalben in den Gazetten kolportiert wurden – als die betreffende Gruppe dann nicht mehr eingeladen wurde (und so keine Ausreisegenehmigung bekam), wurden die Salzburger in der internationalen Höhlen-Presse mit bösen Beinamen bedacht. Von manchen Höhlen wiederum existieren nur generalisierte Skizzen oder überhaupt nur die Polygonzüge – dafür aber ganz detaillierte Materiallisten, wieviel Meter Seil und welche Befestigung zur Befahrung nötig seien. Außerdem war es fast unmöglich geworden, die Übersicht über das aktuelle Geschehen in Österreichs Höhlen zu behalten, auch für das nationale Speläologische Dokumentationszentrum, das Institut für Höhlenforschung am Naturhistorischen Museum Wien. Nimmt es Wunder, daß die österreichischen Forscher und ihre Institutionen das bunte, vor allem sportliche und auf Rekord abgestimmte Treiben zuneh-mend mit gemischten Gefühlen betrachten? Die Problematik der Ausländerforschung war zum Dauerbrenner bei den Diskus-sionspunkten von Jahreshauptversammlungen der Vereine geworden. Solide arbeitende Gruppen, die die (anerkannt hohen) österreichischen Dokumentationsnormen erfüllen und sich an die Grundregeln höhlenforscherischer Kooperation hal-ten, sind nach wie vor willkommene Gäste. Absahner und Rekordjäger, die sich vielleicht noch wie „Sahibs“ gegenüber den eingeborenen „Sherpas“ verhalten, werden dagegen nicht so gerne gesehen.

Außerdem waren auch die Behörden auf die Problematik auf-merksam geworden. Nachdem das Höhlenrecht 1975 von Bun-des- auf Landeskompetenz übergegangen war, wurde z.B. in

Salzburg, dem am stärksten betroffenen Bundesland, auf Betreiben der offiziellen Stellen (und dabei nicht zuletzt des Militärs) ein sehr striktes Höhlengesetz verabschiedet, das auch die Forschungen des Landesvereins einer sehr strengen Reglementierung unterwirft. In manchen Gebieten wird auch die Anzahl der Teams limitiert, oder es werden bestimmte Forschungsziele nicht freigegeben. Dafür wird jetzt in den Publikationen der betroffenen Gruppen nicht selten der Vorwurf der Ausländerfeindlichkeit erhoben. Einzelne Mannschaften haben sich auch zu Speläo-Freibleibern entwickelt. So bezog ein italienischer Klub, der in Salzburg keine Forschungserlaubnis bekam, einfach Standquartier in einer grenznahen Hütte in Bayern, um von dort ausgehend unter Mißachtung der Gesetze sowie der Gebote des forscherschen Anstands abwechselnd auf bundesdeutschem und auf österreichischem Gebiet zu „grasen“. Die Lage des von ihm entdeckten 400 Meter tiefen *Alvermannschachts* im Hagengebirge wird geheim gehalten – damit nicht, wie in dem Artikel der Klubzeitschrift scheinheilig vermerkt wird, Höhlenpiraten den verdienten Erfolg wegschnappen könnten. Wer da wohl die Höhlenpiraten sind?

Die französische Schwer-Mannschaft informierte etwa ihre Salzburger Gastgeber darüber, daß sie bei einer Befahrung des ziemlich vielversprechenden (wenngleich in Stellen teufflich engen) *International-Schachts* im Tennengebirge Spuren einer unbekanntenen Gruppe vorgefunden habe, die allem Anschein nach in der Höhle weiter vorgedrungen war, ohne jemand davon in Kenntnis zu setzen. Die Höhlen-Piraterie, eine Sumpflüte des rekordsüchtigen Tiefenalpinismus, scheint also auch in Österreich Einzug gehalten zu haben.

## Und die Eingeborenen?

Es mag nun über der Auflistung der Erfolge von Franzosen, Polen, Briten, Italienern und Belgiern vielleicht der Eindruck entstanden sein, die ortsansässigen Höhlenforscher hätten hier nicht mithalten können, weil sie gewissermaßen hinter der Entwicklung herhinkten. Die Problematik ist eine diffizile, und für manche österreichische Vereine und Gruppen brachten die Erfolge der Gäste auch so etwas wie eine Identitätskrise, in jedem Fall aber eine Auseinandersetzung mit den eigenen Intentionen und Methoden. Und dieser Bewußtwerdungsprozeß hat, unterstützt durch eine lange Tradition wissenschaftlich orientierter Höhlenforschung hierzulande (in diesem Zusammenhang sei nur erwähnt, daß z.B. der erste höhlenkundliche Verein der Welt 1879 in Wien gegründet wurde), dazu geführt, daß man eigene Schwerpunkte setzte. Nicht der sensationelle Tiefenwert gilt als der Güter höchstes, der Akzent liegt vielmehr auf systematischer Erforschung von Schwerpunktgebieten bzw. in den großen Systemen der Bearbeitung ausgedehnter Höhlenetagen und ihrer soliden Dokumentation. Die Idee eines Höhlenatlas wurde hierorts entwickelt und am Beispiel der Dachstein-Mammuthöhle vorexerziert. In der Zwischenzeit hat dieses Konzept schon etliche Forschergruppen überzeugt, die nun ihrerseits

einen Atlas ihres jeweiligen Forschungsobjekts angelegt haben und laufend weiterführen. Die im Aufbau begriffene Serie der Karstgefährdungskarten 1:50.000, ein Projekt des Verbandes österreichischer Höhlenforscher, liefert wertvolle Basisdaten für Raumplanung und Umweltschutz. Zwei Landesvereine haben bereits etliche Bände umfangreicher Publikationen über ihr Arbeitsgebiet herausgebracht: das „Salzburger Höhlenbuch“ umfaßt gegenwärtig vier Bände, „Die Höhlen Niederösterreichs“ drei. Während in den Vereinen an den Folgepublikationen gearbeitet wird, ist am Institut für Höhlenforschung eine Monografie über Österreichs längste und tiefste Höhlen im Entstehen – sie sollte beim Erscheinen dieses Jahrbuchs bereits lieferbar sein. Als eine der über die Jahrzehnte hin bestdokumentierten Höhlen kann die oben zitierte *Dachstein-Mammuthöhle* gelten. Seit 1910 ihr westlicher Eingang entdeckt wurde, ist sie eines der wesentlichen Forschungsziele in Österreich. An ihr zeigt sich auch, daß systematisches und nicht primär rekordorientiertes Vorgehen in einer Höhle über einen längeren Zeitraum hin zu bemerkenswerten Ergebnissen führen kann. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren es zunächst besonders die Wiener Speläologen, die in der „Mammut“ immer wieder neue Labyrinth anfuhrten und Expeditionen in großem Maßstab durchführten. Dabei erforderte der Anmarsch zu den tagfernen Teilen mit schwerem Gepäck mitunter auch drei Tage, sodaß für die eigentlichen Neuforschungen vor Ort nur mehr relativ wenig Zeit verblieb. In den frühen siebziger Jahren wird Atlantis in den Bergen Oberösterreichs entdeckt – ein Teil der Mammuthöhle ist es, der mit diesem Namen belegt wird – und von dort ausgehend der große „Krippensteingang“, der am weitesten von den Eingängen entfernter Teil. Die Gruppe der „Original-Mammutisten“ arbeitet von 1969 bis 1972 in der „Unterwelt“, später dann im Krippensteingang, wo sie das System „Transatlantis“ finden. Andere Forscher stoßen vom „Minotauruslabyrinth“ über die „Höllentreppe“ in das verzweigte „Wiener Labyrinth“ vor, das später eine wichtige Rolle spielen sollte. 1979 erfolgt ein wesentlicher Zusammenschluß: im *Wasserschacht*, dessen Eingang einiges unterhalb des östlichen der Mammuthöhle liegt, wird ein Canyon verfolgt, der in Richtung der letzteren zieht und mit ihrem „Riesenkluft“-System verbunden werden kann. Tiefenvorstöße vom Einstieg Wasserschacht aus, die von ober-, niederösterreichischen und Wiener Forschern durchgeführt werden, bringen in immer feuchtere Gefilde: vom „Hoamatland“ über den „Linzerschacht“ und zwei parallele Klüfte zur Schlüsselstelle des „Horrorsees“, der durchwatet werden muß. Im „Jenseits“ werden dann Schichtfugen bekrochen, bis sie zu eng werden – auf das Niveau der Seilbahn-Talstation bei Obertraun fehlen nur mehr 30 Meter, man ist hier 624 Meter unter dem Eingang Wasserschacht. Die Mammuthöhle hat damit deutlich an Höhenunterschied zugelegt: 883 Meter bei einer Ganglänge von insgesamt 35 Kilometer. Aber noch hat sie einiges im Talon.

Denn nun beginnt man sich für den *Däumelkogelschacht* zu erwärmen, dessen Einstieg 450 Meter oberhalb des vom Schauhöhlenpublikum benutzten Portals der Mammuthöhle liegt. 1971 von *Carl Tortschanoff* bis auf –70 Meter erkundet und sechs

Jahre später bis zum „Dom der drei Einsamen“ auf –150 Meter befahren, stellt er von seiner Lage her einen der aussichtsreichsten Kandidaten für eine weitere Ankopplung dar. Fast jedes Wochenende des Sommers 1981 wird für einen Vorstoß genutzt. Anfang August ist der 114 Meter tiefe „Hallstätterschacht“ bezwungen, zwei Wochen später der 58 Meter tiefe „Mammutschacht“, dessen Grund schon 420 Meter unter dem Einstieg liegt. Anfang September ist es soweit: Die Hallstätter Mannschaft steigt in den Däumelkogelschacht ein, findet sich nach einigen hundert Vertikalmetern im „Foltercanyon“ der Wiener Labyrinths und verläßt die nunmehrige Durchgangshöhle durch den Publikumseingang. Die Verbindung war perfekt, die Dachstein-Mammuthöhle mit insgesamt 1180 Meter Höhenunterschied zwischen dem Einstieg Däumelkogelschacht und dem Tiefstpunkt im Wasserschacht zur tiefsten in Österreich geworden (später vom Schwer-Höhle system überholt). Jahrzehntelange systematische (Knochen-)Arbeit hatte ein spektakuläres Ergebnis gezeitigt, das aber nicht Hauptsache und Schlußpunkt war. Denn nach wie vor werden alljährlich in der Mammuthöhle neue Gänge angefahren und vermessen. In ihr sind inzwischen schon über 40 Kilometer Strecken auf Plänen aufgenommen.

## Überholmanöver

Mehr als 50 Jahre lang galt die *Eisriesenwelt* im Tennengebirge als größte Eishöhle der Welt und mit 42 Kilometer vermessener Gänge als unumstritten längste Höhle Österreichs. Während ihr der erste Titel bisher nicht streitig gemacht werden konnte, wurde sie in letzterem vor kurzem entthront. Zwei subterrane Usurpatoren waren aufgetaucht, und die in ihnen tätigen Forscherteams hatten sich regelrechte Rennen geliefert. Einer dieser Prätendenten ist die *Raucherkarhöhle* im westlichen *Toten Gebirge*. Diese war 1961 vom Sohn der Wirtin der Ischlerhütte entdeckt worden, und schon bald danach drang das Licht von Angehörigen des Landesvereins für Höhlenkunde in Oberösterreich in die verwirrenden, endlosen Labyrinth. Achtzehn Einstiege zu diesem Komplex wurden bisher aufgefunden, und das Eingangslabyrinth mit seinen mehreren ineinander verschlungenen Etagen verlangt schon eine profunde Ortskenntnis vom Begeher. Vom größten Raum der Höhle, dem „Gigantendom“ ziehen sternförmig lange Gangfolgen ab. 1965 sind bereits 5 Kilometer vermessen, 1966 ist die Höhle Ziel einer Expedition des Verbands österreichischer Höhlenforscher. In der Folge übernimmt eine Ischler Gruppe die Weiterarbeit, 1970 wird erstmals der 100 Meter tiefe „Kantenschacht“ befahren. Es folgt eine Phase geringerer Aktivität, aber 1979 wird die Raucherkarhöhle ziemlich vehement wachgeküßt. Nach langen Jahren findet wieder eine Großexpedition statt. Leiter ist der Benediktinerpater *Jeremia Eisenbauer* vom Stift Melk, die von ihm geleitete Forschergruppe *Wachau* und der *Oberösterreichische Landesverein* sind die Veranstalter. Am Ende dieses Jahres sind von der Höhle 24 Kilometer vermessen. Von da an wird die Raucherkar-Expedition im Sommer zur lieben Gewohnheit. Und der Plan der Höhle wird immer verwirrender, kein Wunder, wenn mancherorts bis zu acht Etagen einander überlagern. Im südlichen

Abschnitt wird unterhalb des Kantenschachts ausgedehntes Neuland gefunden und hier, in der „Unterwelt“, ein Biwak eingerichtet. Im August 1985 ist die Eisriesenwelt überholt: die Raucherkarhöhle weist 42,4 Kilometer Länge auf. Der Wettlauf mit der *Hirlatzhöhle*, der in der Folge einsetzt, ist noch nicht beendet – der Herausforderer hat aber im Moment eine Runde Vorsprung. Die Länge der Raucherkarhöhle liegt bei 48 Kilometer, die der Hirlatzhöhle bei 50.

Sollte allerdings im Norden des Raucherkar systems ein Durchstieg in die kaum einen halben Kilometer entfernten südlichen Teile des Feuertal-Höhle systems gefunden werden, so kämen an die 17 Kilometer dazu. Als die Franzosen hier bis zum tiefsten Punkt auf –913 Meter abgestiegen waren, verloren sie auch das Interesse daran. Zurück blieb ein Vermessungs skelett, das 6 Kilometer Gangstrecken äußerst unzureichend darstellte. Wegen der Nähe zur Raucherkarhöhle nehmen sich nun die Einheimischen des verwaisten Objekts an. Im Juli 1983 beziehen 15 Forschungswillige aus Ostösterreich für zwei Wochen ein Zeltlager vor jenem der Eingänge, den die Franzosen mit dem unaussprechlichen Namen „Carcajaü“ belegt hatten. Man beginnt mit Nach- und Neuvermessungen. Ein weiteres Forschungslager im Folgejahr verlängert das System um 5 Kilometer, und im Herbst wird die südlich gelegene *Altarkögerlhöhle*, in die man Hoffnungen gesetzt hatte, sie könnte das „missing link“ zwischen den beiden Riesenhöhlen darstellen, zunächst einmal dem Feuertal-Höhle system einverleibt. Zwei Jahre und auch Expeditionen später ist wohl die Feuertal-Eishöhle an das System angeschlossen, aber der Traum von einem Schönberg-Riesenhöhle system, bestehend aus Naglsteghöhle, Raucherkarhöhle, Feuertal-Höhle system und Ahnenschacht, hat sich noch nicht erfüllt.

## Zwei Emmentaler auf der Tauplitz

Ein alljährliches Forschungslager veranstaltet auch die am Wiener Naturhistorischen Museum beheimatete Biospeläologische Arbeitsgemeinschaft, deren wissenschaftlicher Schwerpunkt die Erfassung von Fauna und Flora der heimischen Höhlen ist. Ihr Stammgebiet ist die Tauplitzalpe, wo sich der Hausberg, die *Traweng*, als wahrer Emmentaler entpuppt hat. Der *Karrens chacht* in ihrer südlichen Abdachung verdankt seine Entdeckung der Suche nach einem geeigneten Ort für ein urmenschliches Bedürfnis. Die starke Bewetterung des Schachts läßt einiges erwarten. Zunächst scheint es, als wäre man auf ein ausschließlich in der Senkrechten entwickeltes Objekt gestoßen. Abseilstrecke folgt auf Abseilstrecke, und vorerst hat es den Anschein, als würde die Schachtfolge auf –180 Meter fortsetzungslos enden. Erst ein Pendelquergang erschließt den Zugang zu einem ausgedehnten Horizontalsystem. In diesem eröffnen sich durch systematisches Vorgehen fast alljährlich neue Teile. Neue Schachtstrecken werden entdeckt, deren tiefste bis fast 400 Meter unter den Einstieg reicht. Einen zweiten Eingang in das ausgedehnte Gangnetz finden die Wiener 1984 an der Nordflanke der *Traweng*. Vom *Karrens chacht* sind durch die

akribische und persistente Arbeit der Forschergruppe an die 10 Kilometer vermessen. Wenn man bedenkt, daß die Traweng ein isoliert stehender Berg von 1,5 mal 0,6 Kilometer Grundfläche ist, so erscheint bei der zitierten Länge der Vergleich mit dem berühmten Schweizer Käse nicht mehr so unangebracht. Zu der anderthalb Kilometer langen *Schafsteinhöhle*, deren Räume der Karrenschacht stellenweise unterlagert, wurde der Durchbruch noch nicht geschafft, aber bei weiterer kontinuierlicher Arbeit könnte auch das gelingen.

Nur wenig östlich der Traweng erhebt sich mit steilen Abstürzen nach allen Seiten der *Grubstein*. In seiner Westwand entdecken Mitglieder des Vereins für Höhlenkunde in Obersteier 1984 ein Höhlenportal, und neben diesem eine enge Röhre, die bald wieder ins Freie führt, aber über ein ausgesetztes Band eine weitere Höhle erreichen läßt. Die Gangsysteme der beiden Höhlen, der *Oberen* und der *Unteren Grubstein-Westwandhöhle* ziehen beide in nordöstliche Richtung. Die obere begeistert die Erforscher durch ihre Eisformen, ein zweiter Ausgang mündet, von außen praktisch unzugänglich, mitten in der Westwand des Berges. Aber trotz parallelen Verlaufs und Übereinanderliegens läßt sich keine Verbindung finden. Unabhängig voneinander werden die beiden auf jeweils etwa 2 Kilometer vermessen. Erst nach zwei Jahren intensiver Forschung wird ein Durchschlupf von der einen in die andere entdeckt – das gesamte System der Grubstein-Westwandhöhle ist nach drei Forschungssaisonen schon 6,7 Kilometer lang.

## Kontaktscheue Ötscherhöhlen

Auch vom Ötscher gibt es Neues zu vermelden. Im Herbst 1980 schlossert sich ein Melker Höhlenforscher solo den Schlot am Ende des *Taubenlochs* hinauf und gelangt in eine kleine Halle, in der ein Schacht ansetzt. Dieser eröffnet dann den Weg in einen imposanten Raum, den „Melker Dom“, mit 110 Meter Länge, 70 Meter Breite und 40 Meter Höhe größte bekannte Höhlenhalle in Niederösterreich. An seinem nördlichen Ende vermittelt ein Versturz, in dem 1500 Fledermausschädel aufgesammelt werden, den Zugang zum „Mitternachtsdom“ und zu einem weitläufigen System von teils recht nassen Schrägschächten, die bis 456 Meter unterhalb des Eingangs verfolgt werden können. Als eigenartig darf das wechselseitige Versteckspiel von Geld- und Taubenloch bezeichnet werden: unterfährt ersteres in seinen an den Schachtast anschließenden endlosen Canyons jenes in etlichen Passagen, so erfolgt in den tieferen Regionen eine noch weitergehende Annäherung, aber irgendwie kratzt immer einer der beiden die Kurve, und aus dem kombinierten Geldtauben(oder Taubengeld)loch ist bis dato nichts geworden.

Inzwischen ist aus der sonderbaren Liaison eine eigenwillige Dreiecksgeschichte geworden. Das im Sommer 1986 im Kar der Pfann entdeckte *Pfannloch* ist als dritter im Bunde auf dem engen Raum des Rauhen Kamms aufgetaucht. Aber auch ihm gelingt es, die beiden anderen zu vermeiden. Es zieht immer weiter westlich in den Hauptkörper des Ötscher hinein. Derzeit stoppt ein schätzungsweise 150 Meter tiefer, großer Schacht,

der gequert bzw. abgestiegen werden müßte, das weitere Vordringen in der bis jetzt 1,8 Kilometer langen und 186 Meter tiefen Höhle, aber sicher nicht mehr lang. Der Ötscher ist jedenfalls nach vier Jahrhunderten Forschung noch immer für Überraschungen gut.

## Kaiser Karl kommt nicht zu Ruhe

Forschungsschwerpunkt des Salzburger Landesvereins ist seit 1978 ein Riesenhöhlensystem im östlichen *Untersberg*. Die riesige Halle der *Kolowrathöhle* mit ihrem Eissee (der einst sogar Eiskunstläufern zum Training diente), ist schon fast anderthalb Jahrhunderte bekannt. Südlich davon, in den Wänden über dem Dopplersteig, liegen die Gamslöcher, die in den Jahren um den Ersten Weltkrieg erforscht wurden. Als es die Salzburger nach mehr als fünfzigjähriger Pause wieder in die Labyrinth und Schächte der Gamslöcher verschlägt, finden sie sich bald in Neuland: ein imposanter Gang, der „Broadway“, nimmt sie auf – er führt genau in Richtung Kolowrathöhle. Die Vermählung der beiden glückt ohne größere Schwierigkeiten. Vom Broadway ziehen westlich Räume ab, bei deren Verfolgung die Salzburger bald ihre gesammelte Erfahrung in Sachen Speläotechnik in die Waagschale werfen müssen. Die äußerst brüchigen Passagen des „Bröselmeier“ und die ansteigende Schachtquerung beim „Walkerpfeiler“ verlangen ihnen einiges ab. Aber das *Gamslöcher-Kolowrat-Höhlensystem* hat noch weiteres auf Lager – es dürfte sich hier um eine der technisch schwierigsten Höhlen Österreichs handeln, wie die mit vielen unterirdischen Wassern gewaschenen Stierwascher glaubhaft versichern. Die Labyrinth wachsen immer weiter in die Tiefe und nach Westen, sie nähern sich den nördlichen Teilen des Salzburgerschachts auf einige lächerliche Dekameter – doch sie können zusammen nicht kommen. In nördlicher Richtung fehlt noch ein halber Kilometer zur *Fürstenbrunner Quelhöhle*, aber bis zur endgültigen Zusammenfügung des Höhlen-Puzzles am östlichen Untersberg wird wohl noch einiges Wasser hindurch strömen und der Quelhöhle entfließen. Immerhin ist das Gamslöcher-Kolowrat-Höhlensystem schon auf 14 Kilometer Länge angewachsen, und das trotz der erheblichen Schwierigkeiten für die Forschung.

## Ein Bückling und seine Folgen

Einen Trumpf freilich hatten die Salzburger ohne es zu wissen aus der Hand gegeben, als sie 1975 im Zug der Arbeiten für den zweiten Band ihres Höhlenbuchs den *Kolkbläser* in den Südwestabstürzen der *Schindlköpfe* im *Steinernen Meer* erkundeten und an einer Stelle umdrehten, wo man sich hätte bücken müssen. Aachener, von der Sehnsucht nach alpinen Großhöhlen getrieben, suchen diese Gegend 1982 auf, scheuen vor dem Bückling nicht zurück und ernten prompt als Lohn ihrer Demut ein Riesenhöhlensystem. Der Durchbruch zur nahen *Monsterhöhle*, in der die Salzburger 780 Meter kartografierten, ist kein Problem. Endlose Gänge schließen an, riesige Hallen, der halbkilometerlange Rundgang des „Speläodrom“, auch ein unterirdischer „Aachener Dom“ wird betreten. Ende 1983 stehen

Foto: K. Mais

schon über 7 Kilometer zu Buche. Das System des wasserführenden „Pfungtschachts“ läßt auch die 500-Meter-Tiefenmarke fallen. Die grundsolide arbeitende und vorbildlich dokumentierende Speläologische Arbeitsgemeinschaft Aachen, kurz SAGA, widmet sich dem *Kolkbläser-Monster-Höhlensystem* mit wahrer Hingabe. Es wird nach Süden verlängert bis zum Riesengang des „Supertramp“, und 1985 und 1986 eröffnet sich der Weg in den Hauptkörper des Steinernen Meeres hinein; die „Schöne Neue Welt“ mit ihren weitläufigen Labyrinth läßt die Ganglänge auf über 20 Kilometer anwachsen, und das nach nur fünf Forschungssaisonen. Man darf auf die weitere Entwicklung unter den Schindlköpfen gespannt sein.

## Schwaben im Harem

Seit der ersten Hälfte der siebziger Jahre hat eine schwäbische Forschergruppe ihr Stammgebiet in Österreichs Bergen. Die im *Toten Gebirge* sehr aktive Höhlenarbeitsgruppe Schwäbisch-Gmünd (HAG) bzw. ihr Vorläufer widmete sich zuerst dem *Großen Almbergloch* und übersiedelte 1977 auf das Albert-Appel-Haus. In bester Kooperation mit dem zuständigen Verein und dem Institut für Höhlenforschung wird dort das großangelegte System der *Hüttstatthöhle* bearbeitet. Diese war 1921 entdeckt und 1936 über einen 40-Meter-Abstieg bis in den „Dom der Freundschaft“ erkundet worden. Die rührigen Schwaben kämpfen sich durch lange Canyons und verbinden die Höhle 1982 mit dem von ihnen entdeckten *Panoramaschacht*. Als erste Speläologengruppe in Österreich verwendet die HAG einen akkumulatorbetriebenen Bohrhämmer zum Setzen von Verankerungen, eine Technik, die inzwischen von etlichen Teams übernommen wurde. Den hintersten Teil der Hüttstatthöhle charakterisieren weite, niedrige Räume, etwa der „Geknüllte Harnisch“, der bei 1200 m<sup>2</sup> Grundfläche durchschnittlich nur 60 Zentimeter hoch ist – ein Horror für jede Vermessungsmannschaft. Nichtsdestoweniger ist die 8 Kilometer lange Höhle bestens dokumentiert: der „Hüttstatt-Atlas“ wird laufend nachgeführt.

Ein Atlas wurde auch bereits von jener Höhle angelegt, die die HAG mit dem weite Interpretationsmöglichkeiten offen lassenden Namen „*Illegaler Harem*“ versehen hat. Ihre Länge beträgt 2,1 Kilometer, ihre Tiefe 283 Meter. Und weil aller guten Dinge angeblich drei sind, so hat die HAG auch schon einen dritten Atlas in Arbeit, jenen der vielversprechenden *Dellerklaphöhle*, in dem bisher 3368 Schräg- und 231 Vertikalmeter zur Abbildung gelangten.

## Hirlatz-Fieber

Eine deutsch-österreichische Zusammenarbeit ist es auch, die Österreichs derzeit längstes natürliches unterirdisches Gangsystem auf seine derzeitigen 50 Kilometer Länge bei 988 Meter Höhenunterschied gebracht hat. Die Rede ist von der Hirlatzhöhle, in der Münchnern und Hallstättern durch eine Art Geniestreich der Durchbruch in ein subterrane Reich von ungeahnten Ausmaßen gelang. Die Höhle am Fuß der Nordwestwand des *Vorderen Hirlatz* bei *Hallstatt*, 1947 entdeckt und wegen eines



Siphons im Eingangsbereich schon für hoffnungslos abgeschrieben, war nach Absickern desselben in den Jahren bis 1983 auf 8,5 Kilometer Länge erforscht worden. Im Winter 1983/84 versucht dann die oben genannte gemischte Mannschaft in den hintersten bekannten Teilen eine Schachtüberquerung mittels zusammengesteckter Kletterstangen. Das Kunststück gelingt, ebenso ein Schlotaufstieg jenseits des dräuenden schwarzen Abgrunds. Ein Sprengschuß in einem Versturz ist noch vonnöten, dann finden sich die Überraschten in einem Horizontalsystem, dessen Dimensionen in Österreich ihresgleichen suchen. Man trennt sich, die Trupps ziehen erkundend ins Neuland, kilometerweit, müssen aus Zeitgründen umdrehen, ohne an ein Ende der mächtigen Gänge gelangt zu sein. Damit beginnt eine Krankheit bei den Beteiligten, die bis heute dauert: das Hirlatz-Fieber. Jedes freie Wochenende wird für Vorstöße genützt, immer tiefer dringen die Vermessungstrupps in den Gebirgskörper ein, in einzelnen Passagen sind 1200 Meter Gestein über ihnen. Das System wird immer ausgedehnter. Zwischen dem westlichsten Punkt der Höhle, der 750 Meter unterhalb des Gipfels des Grünkogels liegt, und dem östlichsten unter dem vom Äußeren Schönbühel zum Hallstättersee abdachenden Rücken liegen über 5 Kilometer Luftlinie! Die Gänge erreichen dabei nicht selten die Breite einer Autobahn mit 6 Fahrspuren. Schon ein Jahr später sind 17 Kilometer Neuland kartografisch festgehalten, ein weiteres Forschungsjahr bringt noch einmal 18 Kilometer. Im Februar 1987 hat die Hirlatzhöhle die Schallmauer von 50 Kilometer Länge durchbrochen, aber auch der Höhenunterschied kann sich sehen lassen, die tiefsten Abschnitte liegen nur mehr ein Geringes über dem Niveau des Hallstättersees. Eine Gefahr birgt dieses rasante Anwachsen vermessener Gangstrecken freilich: das Detail und die minutiöse Dokumentation kommen dabei leider ein wenig zu kurz. Hier wird später wohl einiges nachzuholen sein.

Im Kreis der Hirlatzisten beschäftigt man sich schon mit Zukunftsmusik und beginnt sich zu fragen, ob man nicht der längsten Höhle Mitteleuropas, dem Hölloch in der Schweiz, das 133 Kilometer Vermessungslänge aufweist, den Rang ablaufen

könnte. Man schaut sich einerseits nach neuen Eingängen um, die den Anmarschweg in die tagfernen Teile verkürzen könnten, andererseits nach möglichen Ehepartnern für die Riesin. Wunschkandidat wäre die Dachstein-Mammuthöhle, aber über 2 Kilometer Horizontal- und 500 Meter Vertikaldistanz zum Krippensteinangang müssen erst einmal überwunden sein. Der von den Briten befahrene Jägerschacht erscheint da schon realistischer, zu ihm ist die Entfernung nicht halb so groß. Im Untergrund des Dachsteinmassivs wird sich jedenfalls in den nächsten Jahren noch einiges tun.

## Der sechste Kontinent

Es hat sich gezeigt, daß Österreich, das Land der Berge, auch mit Fug und Recht ein Land der Höhlen genannt werden darf. Stück um Stück eines sechsten Kontinents, desjenigen unter der Erdoberfläche, wird betreten, erkundet, erforscht. Gegenwärtig sind in der kleinen Alpenrepublik an die 9000 Höhlen bekannt und jährlich werden ihrer mehr. Jährlich werden auch in vielen der bekannten großen Höhlensysteme neue Gangstrecken gefunden. Kann das, so fragt man sich, auf längere Sicht so weitergehen oder wird einmal das Potential des Erforschbaren erschöpft sein? Nun, vorerst ist noch reichlich davon vorhanden, die großen Karstmassive haben ihre unterirdischen Geheimnisse wohl erst zu einem Bruchteil preisgegeben. Und es sieht so aus, als wäre Österreichs touristische Höhlenforschung gerade in einer entscheidenden Phase. Bei wesentlichen Teilen der vom Wasser geschaffenen subterranean Netze kommunizierender Gefäße in den Karstkörpern wurden die Zusammenhänge schon evident – sie reichen von der Gipfelregion bis ins Talniveau. Aber noch fehlen entscheidende Steinchen im Mosaik so mancher Gebirgsgruppe. In den nächsten Jahren könnten einige der Lücken geschlossen werden, bekannte Riesenhöhlen könnten zu Mega-Systemen verbunden werden, wie dies ja schon bei den einzelnen Objekten angedeutet wurde. Was Forschungsmaterial und -technik betrifft, so ist ein ähnlicher Quantensprung wie der beim Übergang von der Leiter- zur Einseiltechnik kaum mehr zu erwarten, denn bei Seilen ist eine wesentliche Reduktion von Volumen und Gewicht wohl nicht mehr möglich. Zunehmend an Bedeutung werden Akku-Bohrhämmer gewinnen, wie sie in der Hüttstatt- und der Raucherkarhöhle schon regelmäßig zum Einsatz kommen. Sie bringen wohl ein Mehr an Gepäck, dafür aber auch ein nicht zu unterschätzendes Plus bei der Sicherheit, Zeitersparnis gegenüber händisch gebohrten Spit(=Bohrhaken-)löchern und die Möglichkeit, Vorstöße in Schloten, also steil bis senkrecht aufwärts führenden Höhlenstrecken, effektiver zu gestalten. Die Schloten waren bisher die Stiefkinder der touristischen Höhlenforschung, ein Vordringen in ihnen ist noch immer meist äußerst zeit- und materialaufwendig. Was aber Schlotaufstiege bringen können, das haben Beispiele der jüngeren Vergangenheit gezeigt.

Was noch zu hoffen bleibt, ist, daß sich die bereits vorhandene Schere zwischen touristischer und wissenschaftlicher Höhlenforschung nicht noch weiter öffnet. Es wäre schade, würde ein

zunehmender Speläo-Tourismus das sensible Ökosystem der Höhlen zerstören, die nicht zuletzt Wasserwege sind – auch Trinkwasserwege! –, und den wissenschaftlichen Aussagewert dieser einmaligen „Archive der Vergangenheit“ beeinträchtigen.

## Österreichs längste Höhlen

- 1) Hirlatzhöhle (Dachstein) 50 624 m
- 2) Raucherkarhöhlensystem (Totes Gebirge) 48 033 m
- 3) Eisriesenwell (Tennengebirge) 42 000 m
- 4) Dachstein-Mammuthöhle (Dachstein) 40 350 m
- 5) Tantalhöhle (Hagengebirge) 30 850 m
- 6) Jägerbrunntrug-Höhlensystem (Hagengebirge) 28 026 m
- 7) Berger-Platteneck-Höhlensystem (Tennengebirge) 25 315 m
- 8) Kolkbläser-Monster-Höhlensystem (Steinernes Meer) 20 254 m
- 9) Frauenmauer-Langstein-Höhlensystem (Hochschwab) 20 215 m
- 10) Feuertal-Höhlensystem (Totes Gebirge) 16 600 m
- 11) Lamprechtsofen (Leoganger Steinberge) 15 917 m
- 12) Gamslöcher-Kolowrat-Höhlensystem (Untersberg) 14 074 m
- 13) Karrenschart (Totes Gebirge) 9 577 m
- 14) Hüttstatthöhle (Totes Gebirge) 8 140 m
- 15) Geldloch (Ötscher) 7 842 m
- 16) Grubstein-Westwandhöhle (Totes Gebirge) 6 703 m
- 17) Gruberhornhöhle (Hoher Göll) 6 700 m
- 18) Almborg-Eis- und Tropfsteinhöhle (Totes Gebirge) 6 293 m
- 19) Schwer-Höhlensystem (Tennengebirge) 6 101 m
- 20) Frauenofen (Tennengebirge) 6 076 m
- 21) Salzburgerschacht (Untersberg) 6 070 m
- 22) Langstein-Eishöhle (Hochschwab) 6 051 m
- 23) Lurgrotte (Grazer Bergland) 5 975 m
- 24) Hochlecken-Großhöhle (Höllengebirge) 5 384 m
- 25) Lechnerweidhöhle (Dürrenstein) 5 252 m

## Österreichs tiefste Höhlen

- 1) Schwer-Höhlensystem (Tennengebirge) 1219 m
- 2) Dachstein-Mammuthöhle (Dachstein) 1180 m
- 3) Jubiläumsschacht (Hoher Göll) 1173 m
- 4) Schneeloch (Tennengebirge) 1101 m
- 5) Jägerbrunntrug-Höhlensystem (Hagengebirge) 1078 m
- 6) Herbsthöhle P 4 (Tennengebirge) 1029 m
- 7) Lamprechtsofen (Leoganger Steinberge) 1005 m
- 8) Hirlatzhöhle (Dachstein) 988 m
- 9) Berger-Platteneck-Höhlensystem (Tennengebirge) 937 m
- 10) Feuertal-Höhlensystem (Totes Gebirge) 913 m
- 11) Hochlecken-Großhöhle (Höllengebirge) 907 m
- 12) Schnellzughöhle (Totes Gebirge) 898 m
- 13) Wildbaderhöhle (Totes Gebirge) 874 m
- 14) Trunkenboldschlucht (Totes Gebirge) 859 m
- 15) Gruberhornhöhle (Hoher Göll) 854 m
- 16) Gipfelloch (Tennengebirge) 840 m
- 17) Burgunderschacht (Totes Gebirge) 827 m
- 18) Cabri-Höhle (Tennengebirge) 801 m
- 19) Salzburger Vogelhöhle (Leoganger Steinberge) 761 m
- 20) Reifhorn-Osthangschacht (Loferer Steinberge) 754 m
- 21) Schacht der Verlorenen (Tennengebirge) 748 m
- 22) Raucherkarhöhlensystem (Totes Gebirge) 747 m
- 23) Wieserloch (Leoganger Steinberge) 730 m
- 24) Bretterschacht (Tennengebirge) 715 m
- 25) Bäregasse-Windschacht (Dachstein) 687 m



# Bergsteigen in Rumänien

Von Walter Kargel

Seite 146:

Im Fogarascher Gebirge

Foto: Jan Šváb

## I. Das Gebirge

Eines unserer Schulbücher vergleicht Rumänien mit einer Burg, deren Mauern und Zinnen die Karpaten sind. Der Burghof ist das siebenbürgische Hochland. Umschlossen wird die Burg von der Theißebene im Westen, von der Tiefebene der Donau im Süden und vom moldauischen Hügelland im Osten.

Rumänien ist ein Bergland. 44 Prozent seiner Fläche werden vom Gebirge bedeckt. Da ist es wohl berechtigt, daß wir das Gebirge selbst auch wieder ein bißchen unterteilen.

Die Ostkarpaten reichen von der Landesgrenze bis zum großen Karpatenbogen. Sie bestehen aus drei gleichlaufenden Ketten: der westlichen, vulkanischen Kette (Călimani Gebirge, 2100 m); der mittleren, kristallinen Kette (Rodna, 2303 m); und der östlichen Flyschkette (Ceăhlau, 1907 m).

Die Südkarpaten erstrecken sich von der Porta Orientalis im Westen bis zum Predeal-Paß im Osten. Sie bestehen aus vier Gruppen: Godeanu-Retezat mit dem Peleaga als höchstem Gipfel (2509 m); Parîng mit Parîngul Mare (2519 m); Fogarascher Gebirge mit Moldoveanu (2544 m) und Bucegi mit Omul (2505 m).

Die Westkarpaten riegeln Siebenbürgen gegen die pannonische Tiefebene ab. Sie erstrecken sich vom Donaudurchbruch im Süden bis zum Barcău-Tal im Norden und bestehen aus drei Gruppen: dem Banater Gebirge mit dem Semenik (1447 m); Poiana Rusca mit Padeş (1374 m); Apuseni mit Cucurbăta Mare (1849 m).

Von den 70 Gebirgsgruppen der rumänischen Karpaten seien im folgenden nur die bergsteigerisch attraktivsten herausgepickt.

**Bucegi** (Butschetsch): ein Hochgebirge westlich des Prahova-Tales in den Südkarpaten. Es gibt darin zwei Gondelbahnen und ein dichtes Netz von Schutzhütten und markierten Wanderwegen. Das wichtigste Klettergebiet des Landes mit interessanten Anstiegen im Konglomeratfels liegt bei Buşteni. Der zweite wichtige Talort der Gruppe ist Sinaia, der höchste Gipfel der Omul, 2505 m.

**Predeal** ist ein Mittelgebirge am gleichnamigen Paß (1033 m), ein ideales Wandergebiet, auch im Winter. Es gibt Sessel- und Schlepplifts und gute Unterkünfte sowohl in Predeal als auch in den Schutzhütten der Gruppe.

**Schuler** (Postăvarul) heißt der Hausberg von Kronstadt (Braşov). Der Gipfel erreicht die Höhe von 1799 m. Das Gebiet ist

sehr gut geeignet für Wanderungen, aber es liegt auch der wichtigste Wintersportort des Landes hier (Poiana Braşov). Und am Salomonsfelsen, bei Vanga Mare und in der Südostwand (Ödwegfelsen) gibt es interessante Kletterrouten.

**Hohenstein** (Piatra Mare) ist der zweite Hausberg von Kronstadt mit Möglichkeiten zum Wandern, Skifahren und Klettern.

**Königstein** (Piatra Craiului), die „Perle der Südkarpaten“ ist ein 20 km langer Kamm aus Jurakalk, der sich zwischen Törzburg (Bran) und dem Fogarascher Gebirge südwestlich von Kronstadt erstreckt. In ihrer höchsten Erhebung, der Hirtenspitze (La Om) erreicht der Kamm 2238 m.

**Krähenstein** (Ciucas) wird eine schöne Gebirgsgruppe südöstlich von Kronstadt genannt. Der wichtigste Talort ist Cheia im Teleajen-Tal. Eigenartige Felsformationen und kurze Kletterführer mittlerer Schwierigkeit auf Felstürmchen zeichnen diese Gruppe aus.

**Fogarascher Gebirge** heißt das mächtigste Hochgebirge der Karpaten, 70 km lang mit einer durchschnittlichen Höhe über 2300 m. Acht Gipfel erreichen eine Höhe von über 2500 m, der höchste der Gruppe ist der Moldoveanu, 2544 m. Vom Hauptkamm zweigen 34 kurze und schroffe Seitenkämme nach Norden und sieben lange und breite Kämme nach Süden ab. Die ganze Gruppe besteht aus kristallinem Schiefer, zahlreiche Gletscherseen sind zwischen den Bergkämmen eingelagert. Eine im Jahre 1973 fertiggestellte Straße (Transfăgărăşan) überquert den Hauptkamm beim Bulea-See in 2027 m Höhe. Die Gipfelwelt der Fogarascher Berge bietet sowohl Möglichkeiten zum Tourenskilauf als auch für Berg- und Klettertouren in der Schwierigkeit bis IV.

**Zibins Gebirge** (Cindrel) wird ein 40 km langer und bis 2244 m hoher Gebirgszug südwestlich von Hermannstadt (Sibiu) genannt. Es ist dies ein gezähmtes Gebirge mit einem gut ausgebauten Netz an Wanderwegen und Schutzhütten.

**Parîng** ist eine Hochgebirgsgruppe, in der die Südkarpaten ihre größte Breite erreichen (70 km). Eigentlich gehört auch das Zibins Gebirge zu dieser Gruppe; nur unterscheiden sich die vier anderen Gebirgsstöcke der Parîng-Gruppe (Mühbächer Gebirge, Parîng, Căpăţini und Lotrului oder Lautergebirge) von der gut erschlossenen Zibinsgruppe beträchtlich. Lange Anstiege, z.T. sehr dürftige Markierungen und kaum Hütten

machen die Touren in der Paríng-Gruppe zu anstrengenden Unternehmungen, wo man nicht selten Zelt oder Biwakausrüstung mitnehmen muß.

**Retezat** ist eine hochalpine Gruppe von 700 qkm Fläche, die zum Godeanu Gebirge gehört. Die Berge sind gut erschlossen und bieten lange Wanderungen, anspruchsvolle Skitouren (z. T. Biwakausrüstung erforderlich) und Kletterrouten im mittelschwierigen Granit. Die restlichen Teile der Godeanu-Gruppe sind touristisch wenig erschlossen und für Einsamkeitsfanatiker geeignet. Im Sommer kann man auch auf den Almen bei den Hirten übernachten, sonst braucht man immer Biwakausrüstung. Im **Banater Gebirge** sind noch die Semenik- und die Anina-Gruppe zu erwähnen. Es sind dies gut erschlossene Mittelgebirge für Wanderungen und für den Wintersport.

Die **Bihor Gruppe**, der zentrale Teil des Apuseni Gebirges, ist ein Karststock, in dem es eine Reihe von pittoresken Schluchten, Höhlen, Schächten und Springquellen zu besichtigen gibt.

Den südöstlichen Teil des **Apuseni-Gebirges** bildet das **Siebenbürgische Erzgebirge** (Munții Metaliferi – Munții Trascău). Es ist dies ein weilläufiges Mittelgebirge mit weltbekannten Sehenswürdigkeiten: Detunata-Basaltsäulen und Goldminen aus der Römerzeit bei Abrud, die Rîmet- und die Intregalde-Klamm, die Thorensburger Schlucht, um nur einige zu nennen. In der **Rodna Gruppe**, dem einzigen Hochgebirge der Ostkarpaten, welches im Pietrosul-Gipfel 2303 m erreicht, ist für Wanderungen und Wintertouren Biwakzeug erforderlich.

Die **Ceahlău-Gruppe**, ein Gebirgsstock im mittleren Teil der ostkarpatischen Flyschkette ist hingegen gut erschlossen und bietet mit zahlreichen Felstürmen und einer interessanten Flora viele schöne Wanderziele.

Der kristalline Gebirgszug des **Hășmaș** (Hăghimaș) ist neben Bucegi und Königstein das dritte große Klettergebiet Rumäniens und bietet vor allem Anstiege der obersten Schwierigkeitsgrade. In dieser Gruppe befindet sich auch die Bicaz-Klamm, die größte Klamm des Landes.

Die **Vulkanische Kette** bietet vor allem Wanderziele und mit dem St. Annensee bei Tușnad den einzigen Kratersee Rumäniens.

Im sehr gut erschlossenen **Bukovina Gebirge** kann man mit der Ersteigung schöner Gipfel auch die Besichtigung der Klöster im Norden des Landes verbinden.

## II. Geschichte

Die Karpaten sind auf den Menschen zugeschnitten. Sie erdrücken ihn nicht. Ihre Dimensionen sind menschenfreundlich. Daher wurden auch die höchsten Gipfel schon in alten Zeiten bestiegen, von Hirten und Jägern. Es gibt praktisch keine Bergspitze in den Karpaten, die nicht auch über einen Hirtenpfad zugänglich wäre.

Später kamen dann die Mönche, Flüchtlinge, Grenzwächter, Schmuggler, Soldaten, Vermessungsbeamte, Forstbeamte.

Zu den ersten schriftlich erwähnten und von Touristen bestiegenen Gipfeln gehören im Bucegi der Omul, der Ceahlău in den

moldauischen Karpaten sowie Surul und Negoiuł im Fogarascher Gebirge. Nach diesen Gipfelersteigungen, die in die Zeit vor 1840 fallen, wurden bald auch touristische Vereine gegründet. Zwischen 1873 und 1948 waren es insgesamt 42, von denen die wichtigsten der *Siebenbürgische Karpatenverein* (SKV, Hermannstadt, 1880 bis 1944) und der *Touring Clubul României* (TCR, Bukarest, 1926 bis 1948) waren. Die Werke dieser beiden Vereine, Hütten, Wege, Markierungen, Karten und Führer bilden bis heute die Grundsteine des Bergsteigens in Rumänien.

Für das Bergsteigen schärferer Art war der *Clubul Alpin Român* (CAR, Bukarest, 1934 bis 1948) zuständig. In diesen Jahren wurde das Bucegi-Gebirge zur Wiege des Felskletterns in Rumänien. Die „Gabel“, der „Große Überhang“ und die „Drei Überhänge“ in der Gălbenele-Wand oder der „Zentrale Riß“ und der „Sporn“ in der Valea-Albă-Wand (IV bis V) gehören bis heute zu den beliebtesten Kletterführern in den Karpaten, neben Genußklettereien wie Valea-Albă-Grat, der Coștila-Gălbenele-Grat und die Schulter-(Roșculet)-Führe. Auch Berichte über große Wintertouren findet man bereits in dieser Zeit.

1948 wurden alle diese Vereine aufgelöst und das Bergsteigen als Sport von der *Federația Română de Turism-Alpinism* (FRTA) im Rahmen der staatlichen Sport-Dachorganisation *Consiliul Național Pentru Educație Fizică și Sport* (CNEFS) betreut. Zur CNEFS gehört auch der Verlag *Sport-Turism*, der Karten und Führerwerke herausgibt.

Seit 1948, als der Bergsport der staatlichen FRTA unterstellt wurde, besteht in Rumänien die Auffassung, daß der Alpinismus nur als Leistungs- und Wettkampfsport ein Anrecht auf staatliche Unterstützung hat. Deshalb gibt es auch seit 1953 die nationalen Wettkämpfe im Bergsteigen: Alpinaden, Meisterschaften, Pokalwettkämpfe. Die wichtigsten Veranstaltungen der FRTA sind alljährlich die Republikanische Alpinade und die Meisterschaft im Felsklettern.

Die *Alpinade* wertet Mannschaftsleistungen im Winterbergsteigen, Sommerbergsteigen und Eröffnung einer neuen Kletterführe.

Die *Meisterschaft im Felsklettern* ist ein Einzelkampf im Freiklettern auf einer Strecke von etwa einer Seillänge mit Sicherung von oben. Rumänien kann also auf eine 34jährige Tradition im Wettklettern verweisen.

Gleichzeitig geht in den Karpaten die Erschließung neuer Klettergebiete weiter, und es werden in den bereits bekannten Gebieten neue Kletterführern erschlossen.

Zahlreiche Neufahrten wurden aus dem Gebiet um Herkulesbad (Cerna Tal) gemeldet. Routen höchster Schwierigkeit (bis VII) wurden im Gebiet der Bicaz Klamm und der Valea-Albă-Wand (Bucegi) eröffnet, so die Cristea-Gedächtnisführe zwischen Blauem Riß und Hoffnungsführe. Viel von sich reden machen auch Bergsteiger der jüngeren Generation, die in sehr guten Zeiten die schwierigsten Führern – z.T. free solo – begehen.

Schön, hier zu Hause zu sein:  
Granitberge im Retezat-Gebirge  
am See Tăul Porții

Foto: Horst Heller

### III. Erlebnis Fels

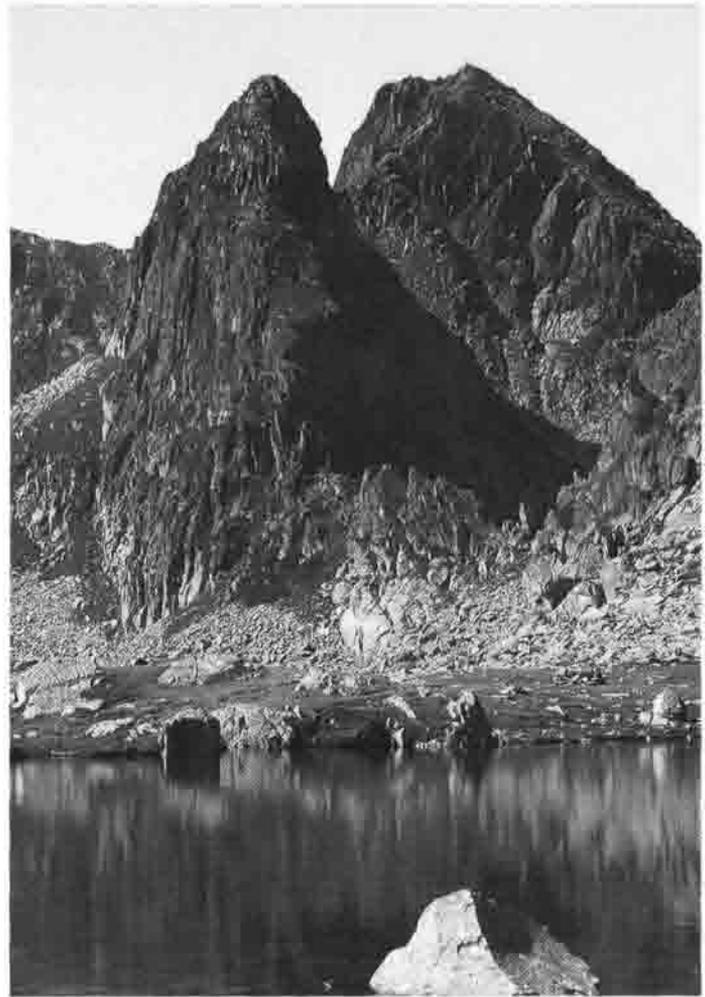
Frühsommer in den Karpaten: Solche Augenblicke sollten nie vergehen. Die Sonne scheint hell, es ist nicht zu heiß, nicht zu kalt, genau richtig, daß ich mich wohl fühle. Der Wind ist eigentlich keiner, nur ein Hauch, der nach Gras und heißen Latschen duftet und auch ein bißchen nach Wermuth, der da in der Wand wächst. Kein Sessel, kein Bett könnte bequemer sein als der Sitz aus federndem Gras, die Lehne aus warmem Fels, ein Grasbüschel als Kopfkissen.

Gut drei Stunden Anstrengung liegen hinter mir: Mischwald mit Buchen und Tannen, und einem Eichhörnchen, das mir neugierig nachschaut; weiter oben schlanke, elegante Fichten. Dann wird es hell. Der Weg schlängelt sich durch einen Dschungel von Bergweiden, Latschen, meterhohem Gras, einzelnen alten, mächtigen Lärchen. Dann kommt eine beinharte Altschneedecke, übersät von schwarzer Erde, Steinen, trockenen Ästchen, Latschennadeln. Und ganz hoch droben die helle Wand, gekrönt von der „Steinernen Mähne“. Durch die Schlucht wechseln Gemsen, manchmal auch ein Bär. Weiter droben komme ich in die Zauberwelt der „Rinne mit den gelben Bergblumen“, Butterblumen und Gemswurz; danach die Nordwand mit den schwarzen Wasserstreifen und den großen Überhängen; oder die sonnige Südwand mit den breiten Grasbändern. Weit droben ist die Scharte zwischen der „Schulter“ und dem „Schartenturm“. Schwitzen, schnaufen, nach Luft japsen, das Herz hämmert, die Schläfe klopft. Und jetzt: rasten! Die Rast ist doch das Schönste am Bergsteigen.

Dann das Klettern! Am Anfang immer die leichte Bangigkeit: Werde ich's schaffen. Die erste Seillänge nervös und linkisch. Die Schlüsselstelle ist da: nochmals die Angst vorm Fliegen, der erste Haken ist so hoch oben, und überhaupt sind es nur zwei oder drei auf der ganzen Seillänge. Also los, geh endlich; man kann sich doch vor dem Anfänger am anderen Ende des Seiles nicht blamieren. Und dann sitzt alles. Feste Griffe genau dort, wo sie sein sollen, gute Tritte, wenn auch im weiten Spreizschritt mit viel Luft darunter und praktisch ungesichert.

Stand am Grat im Reitsitz, ein bombenfester Haken hinter dem Rücken, freie Luft ringsum. Seillängen am Grat folgen, die Gipfelplatte ist glatt und eben wie ein Tisch, polierter Sandstein als oberste Schichte des Konglomerat-Turmes. Abseilen. Weiterklettern am Grat. So sieht es im Kletterhimmel aus. Luft, freie Luft, Pösterchen mit Blumen, roter Steinbrech, tiefblaue Alpenveilchen, blauer Frühlingsenzian, das reinste Blau, das ich mir vorstellen kann. Und Stille wie in einer Kathedrale. Und überall Felsgrate, Türme, steile Schneerinnen, dahinter, weit weg der Gipfel mit der Wetterwarte, vorn im blauen Dunst Berge, soweit du schauen kannst, Ostkarpaten, das Burzenland.

Es ist so unsagbar schön, hier zu Hause zu sein.



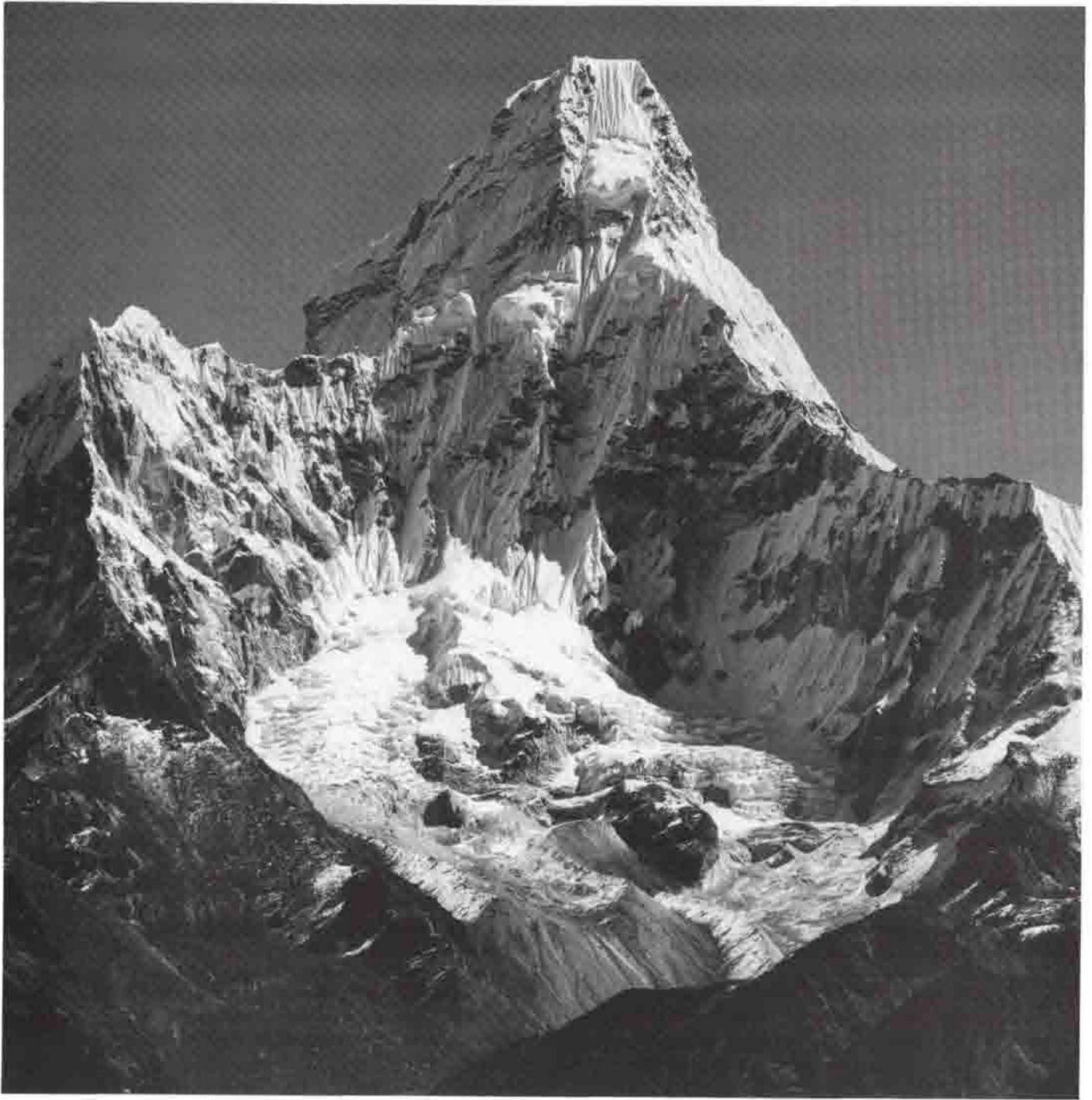
### Literatur:

*in rumänischer Sprache:*

- Führer: Reihe Munții Noștri (Unsere Berge), Texte und Karten; bisher 40 Bände
- Monographien: Bucegi, Piatra Craiului (Königstein), Făgăraș, Retezat, Banater Gebirge, Bihor – Vlădeasa, Cheile Turzii
- Kletterführer von Walter Kargel, 1976

*in deutscher Sprache:*

- Reihe „Komm mit“, seit 1970, Verlag Neuer Weg, Bukarest, bis 1987 sind 18 Bändchen erschienen
- Kletterführer von Walter Kargel, DWBO, DDR, 1979
- Beitrag von Walter Kargel in ÖAZ Folge 1346 (1966) und Folge 1412 (1977)
- Beitrag von Horst Heller in Bergwelt, Nr. 12/1985
- Bergwelt Rumäniens, Fink Verlag, Stuttgart 1972



*Viele der hohen Berge dieser Welt sind weiblich: Chomolungma (die Göttinmutter), Cho Oyu (Göttin des Türkis) oder – im Bild – Ama Dablam (Mutter Schatzkästchen). Seine wunderschöne Geschichte vom Ursprung des Lebens in Bramapura, dem Land, wo Himmel und Erde einander berühren, nennt der bengalische Dichter Sanyal den „Herabstieg der Göttin Ganga“. Erst wir Westler haben daraus den Ganges gemacht und aus der Göttinmutter den Mount Everest – um auszudrücken, daß die Welt der großen Ströme und der hohen Berge eine Männerwelt ist?! Wenn sie das jemals war, heute ist sie es nicht mehr.*

*Foto: Jürgen Winkler*

# Als Frau in der Todeszone

## Denkanstöße zur Situation der Frau beim Extrem- und Höhenbergsteigen

Von Henriette Eberwein

Steine fallen polternd übereinander. Wir werfen sie so, daß sie möglichst bald eine ebene Fläche bilden. Die Kameraden schnaufen – es ist nicht leicht, auf einer kaum hundert Meter breiten Gletschermoräne Zeltplätze für das Basislager herzurichten. „Elende Schinderei!“ mault Bruno, doch Frank bemerkt nur trocken: „Bevor das Basecamp nicht steht, gibt's nichts zu essen.“ Wortlos wird weitergearbeitet. „Wieso schindest du dich eigentlich so?“ frage ich Bruno so nebenbei. „Weil ich auf diesen verfluchten Berg da hinauf will ... und damit auch du bald ein trockenes, windgeschütztes Plätzchen zum Verkriechen hast ...“ fügt er nach einer Pause hinzu. So, jetzt hab' ich es also gehört! Trotzdem möchte ich gerne wissen, was den Menschen dazu bewegt, auf Expedition zu gehen. Das Erforschen von unbekanntem Gebieten unseres Planeten kann es nicht sein, denn alle hohen Gipfel sind erstiegen, alle wichtigen Täler auf Karten verzeichnet. Das Wort ‚Expedition‘ hat seine ursprüngliche Bedeutung verloren. Aufgrund welcher Motivationen nimmt also ein Bergsteiger diese Strapazen, das hohe Risiko, die finanziellen Schwierigkeiten und die psychischen Belastungen auf sich? Wozu und Warum? Nur, um sagen zu können: „Ich bin auf einem Achttausender gestanden!“, oder: „Ich will mir und der Welt beweisen, daß ich so etwas schaffe.“ Das wäre sicherlich zu einfach formuliert, zu deutlich wäre da das Mißverhältnis zwischen Einsatz und Gewinn. Ich habe viele Kameraden zu diesem Thema befragt und ebenso viele unterschiedliche Antworten bekommen. Von der Faszination fremder Länder über das großartige Bergerlebnis bis zur Auslotung der eigenen Grenzen spannt sich der Bogen der möglichen Motive, die für jedes Individuum unterschiedliche Bedeutung haben. Jeder Befragte beteuerte sofort: „Für mich ist es ja klar, aber wieso du das machst, wo du doch eine Frau bist, das verstehe ich nicht!“ Ich versuche, mir selbst die Antwort zu geben und merke, daß das gar nicht einfach ist.

Fest steht jedenfalls, daß mich vordergründig die gleichen Motive zu solchen Unternehmungen bewegen, daß ich nicht anders denke als ein Mann und daß wir allesamt, Männer wie Frauen, herzlich wenig über uns selbst wissen, weil wir uns so schnell mit ein paar oberflächlichen Phrasen zufrieden geben, die unser jeweiliges Gegenüber hören möchte. Ich ertappe mich selbst immer wieder bei dem Versuch, mein Tun zu rechtfertigen, als ob

es ein Fehler wäre, den zu verbergen es nun gilt. Oder hat eine Frau etwa nicht das Recht, den persönlichkeitsbildenden Wert von Extremsituationen in gleichem Maße für sich zu nützen?

### Die Frau am Berg: Zu leistungsschwach oder ein Opfer ungelöster Konflikte in der Partnerschaft?

Silbern glänzen die acht Kuppelzelte in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne, für einen ganzen langen Monat die einzige Zuflucht, der einzige Schutz gegen Wind und Wetter, Hitze und Kälte. Auch das große Gemeinschaftszelt steht bereits, Küche und Tagesraum in einem – Ort der Begegnung, aber auch Schauplatz von Konflikten. Alle sind wir sehr gespannt, was die nächsten Wochen bringen werden. Bei Fleischkäse mit Knäckebrot und einer Schale Tee diskutieren wir den Ablauf der nächsten Tage. Überraschenderweise herrscht bei allen Teilnehmern weitgehende Einigkeit in fast allen den Aufstieg betreffenden Fragen. Frank ist unser Leiter und soll demnach bei Diskussionen das letzte Wort haben. Jeder von uns ist bereit, das zu akzeptieren. Ich muß zugeben, daß ich anfänglich sehr erstaunt war über die Achtung, die mir die Männer entgegenbrachten, von Anfang an herrschte in unserer Gruppe Vertrauen und Gleichberechtigung. Nur so war der große Erfolg unserer international zusammengewürfelten Mannschaft möglich: Fünf von acht Teilnehmern standen auf dem Gipfel!

Vom Kaukasus und vom Pamir kannte ich die Schwierigkeiten zur Genüge, mit denen ein Mädchen zu kämpfen hat, wenn es alleine hinfährt und versucht, sich an Ort und Stelle einer Gruppe anzuschließen. Niemand will das Risiko auf sich nehmen, einen unbekanntem Partner in die Gruppe einzugliedern. Zu gering sind die realen Gipfelchancen und jeder weiß nur zu gut, daß der Erfolg in hohem Maße von einer funktionierenden Partnerschaft abhängt. Der Großteil der ‚Männer am Berg‘ erliegt der Macht der Vorurteile, die man nach wie vor dem weiblichen Geschlecht entgegenbringt: Zu wenig belastungsfähig, emotional zu labil, streitsüchtig, wehleidig, kein Kampfgeist, .... Daher sollte die Frau lieber zuhause bleiben, einen ordentlichen Haushalt führen und ihren ‚heimgekehrten Helden mit dem Nordwandgesicht‘ gebührend bewundern und umsorgen. Wenn sich nun einmal eine Frau aus diesen leidigen Rollenklischees befreit, stößt sie nicht selten auf Ablehnung, Mißachtung und Spöttelei.

Sind Frauen also physisch und psychisch minderwertigere Tourenpartner? Können die Männer einfach keine Frauen am Berg brauchen, weil sie sich eines ihrer letzten Refugien beraubt sehen, in dem sie noch ungestört unter sich sein können, ohne auf ‚Schwächere‘ Rücksicht zu nehmen? Oder ist dies eine Ausdrucksform der Gesellschaft zur Zeit des Gründungsalpinismus von ca. 100 Jahren, die hartnäckig bis in unsere Tage überdauert hat?

Es ist nicht leicht, diese Fragen völlig isoliert von einander zu behandeln, denn die Themen überschneiden sich. Ich möchte hier auch keine Thesen aufstellen, sondern lediglich einige Denkanstöße geben.

Die *Leistungsfähigkeit* betreffend habe ich oft das Gefühl, daß man uns Frauen mit einem falschen Maß mißt. Sicher wird eine Frau nie die Maximalkraft eines Mannes erreichen, weil ihre Muskulatur von Natur aus nicht darauf ausgerichtet ist. (Ich spreche hier von gut trainierten, sportlichen Personen.) Bei der Ausdauer fällt der Vergleich keineswegs zu Ungunsten der Frau aus, weder beim psychischen Durchhaltevermögen noch beim physischen ‚Stehvermögen‘. Die Belastbarkeit ist weit höher, als man annehmen möchte.

Allerdings zeigt sich dies erst in Extremsituationen, und wie oft kommt man schon in solche, wenn man sie nicht ausdrücklich sucht.

Ich habe schon einige Männer in haarigen Situationen erlebt, gemerkt, wie sie die Nerven verlieren und habe plötzlich meine Chance gewittert. Auf einmal fühlte ich mich nicht mehr als schwächster Punkt der Mannschaft, und das mobilisierte in mir ungeheure Energien. Ich erbrachte Leistungen, die ich mir im Grunde selbst nicht zugetraut hatte und lernte so die Belastbarkeit meines Körpers sehr genau kennen. Für mich wurde mit einemmal klar, wie sehr die körperliche Leistung vom seelischen Zustand abhängt. Wenn man mir immer das Gefühl gibt, ich sei ohnehin das schwächste Glied der Kette, eben gerade mitgenommen worden, weil sich kein besserer Partner finden ließ, so werde ich nie das leisten können, was ich aufgrund meiner Voraussetzungen eigentlich bringen kann. Habe ich jedoch Gelegenheit, auch einmal ‚vorne‘ zu sein, werde ich als gleichwertige Partnerin angenommen, muß also nicht immer aus ‚zweiter Reihe starten‘, so werde ich durchaus entsprechende Leistungen bringen und Gelegenheit haben, einmal ‚über mich hinauszuwachsen‘. Für mich ist es wichtig, das Ziel zu erreichen. Wenn ich nicht soviel auf einmal tragen kann wie ein Mann, dann muß ich die Strecke eben öfter gehen. Wenn ich einen Griff nicht erreiche, weil ich zu klein bin, muß ich mich eben genauer nach einem anderen umsehen. Wenn man flexibel genug ist, wird man sein Ziel auch erreichen, die Umwege dorthin spielen für mich nur eine untergeordnete Rolle. Auch Frauen können zäh sein! Zum zweiten, warum die Männer ihre Frauen nicht auf den Berg mitnehmen, möchte ich ein kurzes Gespräch dreier Bergsteiger wiedergeben, die ich auf einer Schutzhütte einmal belauscht habe: „Mensch Otto, ich bin bloß froh, daß meine Frau heut zuhause geblieben ist. Sonst hätten wir die Wand nie derpackt.“ –

„Da bist halt selber schuld, Sepp, wenn du sie so oft mitnimmst, daß du selber keine gescheiten Touren mehr dergest! Ich erzähl meiner immer, wie schrecklich gefährlich, mühsam und schwierig das Bergsteigen ist, daß es für sie viel zu anstrengend ist und ich ihr diese Strapazen gar nicht zumuten kann. Außerdem muß die Mutti bei den Kindern bleiben, und weil sie so eine brave Hausfrau ist, seh ich ja, daß sie gar keine Zeit hat, mit mir da in den Wänden herumzukraxeln.“ Nach einer längeren Pause fügte der dritte hinzu: „Also wenn ich die Semperei (Meckerei) von meiner Alten am Berg auch noch hören müßt‘, da gäng‘ ich lieber Tiefseetauchen ... da müßt‘ sie ihren Mund halten. Ich such mir lieber auf einer Hütte ein nettes Haserl ...“ Die Frau als Opfer ungelöster Konflikte in einer Lebensgemeinschaft?

Wie hoch ist die Zahl der Männer wirklich, die *in die Berge flüchten*, um wenigstens für kurze Zeit von der Familie weg zu kommen? Sind es Einzelfälle, oder verbergen nicht viele ihre Absichten hinter der Phrase: „Meine Frau hat kein Interesse daran, ihr ist das Bergsteigen zu mühsam.“ Haben die lieben Männer das ihren Frauen nicht nur erfolgreich eingeredet, um sie gar nicht erst auf die Idee zu bringen, auch einmal mitzugehen? Nicht dazu gehören jene jungen, unverheirateten Burschen, die voll Tatendrang in die Bergwelt stürmen und sich in ihrem jugendlichen Elan von Mädchen nur behindert und eingeschränkt fühlen.

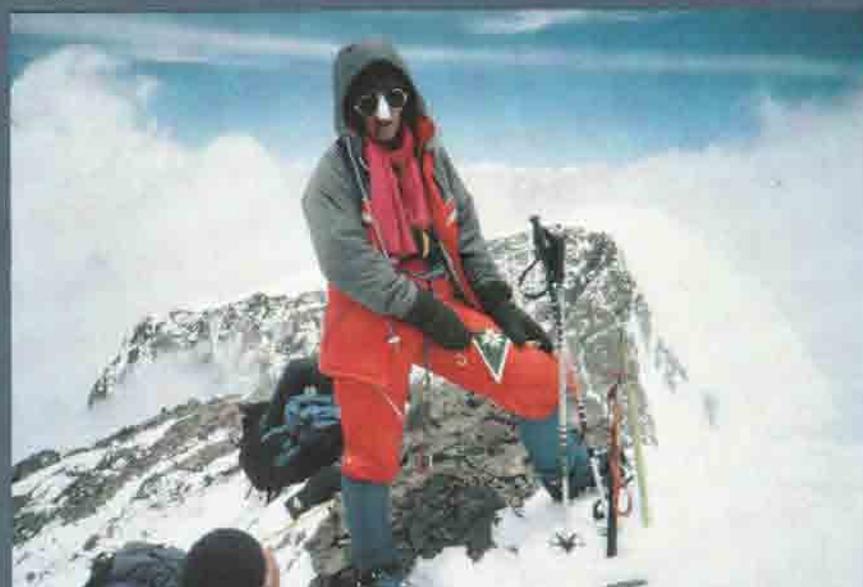
Allerdings sollte man auch jene nicht vergessen, die sehr wohl mit Frauen bergsteigen, die in der Partnerin eine gleichwertige Kameradin sehen und mit ihr gerne das Erlebnis einer großen Tour teilen. Gott sei Dank gibt es auch solche Männer!

Zum dritten muß man sich auch einmal vergegenwärtigen, welchen *Stellenwert in der Gesellschaft* die Frau zur Zeit der Entstehung des Alpinismus innehatte. Zuständig für die Hausarbeit und Kindererziehung, war sie bestenfalls Aufputz für den alles beherrschenden Gatten. Sieht man von einigen Ausnahmerecheinungen ab, so hatte die Frau kaum Möglichkeiten, eigene Interessen zu verfolgen, eigene Ideen zu verwirklichen. Heute ist diese Gesellschaftsform glücklicherweise im Aufbruch begriffen, neue Werte wie Partnerschaftlichkeit, emanzipatorische Bestrebungen setzten sich durch, die Gleichwertigkeit der beiden Geschlechter wird anerkannt.

Im ‚alpinen Geschehen‘ – seit jeher traditionsgebunden – gehen diese Veränderungen viel langsamer vor sich. Zwar erfreut sich neuerdings das Familienwandern großer Beliebtheit, in extremen Angelegenheiten aber trifft man sehr häufig noch auf die alten Rollenklischees. Auch der Alpenverein bildet da keine Ausnahme. Ich schätze die Zahl der weiblichen Mitglieder ungefähr gleich hoch, wie die der männlichen. Wieviele Sektionen aber gibt es (den Gesamtverein nicht ausgeschlossen), in denen Frauen z.B. im Vorstand sitzen? Wieviele Publikationen von Frauen gibt es in der alpinen Literatur?

Es war mir immer schon ein Anliegen zu zeigen, daß Frauen den Männern am Berg um nichts nachzustehen brauchen. Daß ich jedoch nur deshalb auf diese Expedition in den Karakorum

# Zu leistungsschwach oder Opfer ungelöster Konflikte



*Oben: Vor der Bewährung kommt  
die Schlepperei, auch bei Frauen.  
Links: Am Gipfelgrat des  
Broad Peak.*

*Fotos: Henriette Eberwein*

gefahren bin, stimmt nicht. Ich suchte – ebenso wie meine männlichen Kameraden – das Erlebnis Berg, und ich habe es gefunden.

Die zwischenmenschlichen Probleme, die während einer Expedition auftauchen, sind äußerst vielfältig. Sie entstehen aus einer besonderen Belastung der Menschen und haben häufig völlig geschlechtsneutrale Ursachen.

## Extremsituation Expedition: Freundschaft kann man nicht erkaufen.

Die Homogenität einer Mannschaft ist der Schlüssel zum Erfolg, gesunde Konkurrenz steigert die Leistung. Man baue sich also – möglichst außerhalb der eigenen Gruppe – ein Feindbild auf! In unserem Fall fiel das nicht schwer, denn dafür sorgte bereits die Schweizer Veranstalterfirma, die uns, in Ermangelung eines eigenen Gipfelpermits (Bewilligung für die Besteigung eines Berges) einer deutschen Expedition anhängte. Beim Anmarsch hatten wir uns ihrer Führung zu beugen, erst am Berg durften wir selbständig agieren. Ich brauche wohl niemandem zu erzählen, daß die so entstandenen Spannungen und Konflikte nicht gerade auf die ‚feine englische Art‘ gelöst wurden. Beziehungen zwischen Menschen, die nicht harmonieren, kann man nicht vertraglich regeln und bestimmen. Man kann eine Freundschaft nicht mit Geld erkaufen!

Daß ich in der Gruppe so akzeptiert wurde, hat vielleicht einen besonderen Grund: Ich war diesmal nicht alleine unterwegs, sondern mit meinem Kletterpartner Sebastian! Es war also von vornherein klar, wer das ‚Risiko Frau in der Gruppe‘ zu tragen hatte. Dies schmälert jedoch in keiner Weise die kameradschaftlichen Qualitäten der anderen Gruppenmitglieder.

Es wäre außerdem unfair zu behaupten, daß für Spannungen in einer Expeditionsmannschaft hauptsächlich Frauen verantwortlich seien. Auch in reinen Männergruppen kriselt es oft gewaltig, beste Freundschaften zerbrechen und beim Abschied grüßt sich die Hälfte der Teilnehmer nicht mehr. Manche führen sogar anschließend Prozesse, z.B. gegen den Expeditionsleiter, der durch seine Entscheidungen einen möglichen Gipfelsieg vermasselt hat. (Der Streit Messner – Herrlikoffler ging durch alle Medien!)

Mir erscheinen diese Konflikte vor dem Hintergrund der außergewöhnlichen Belastungen durch eine schwierige und lange dauernde Bergfahrt völlig normal. Es muß ja zu einer Überempfindlichkeit, zu einer gewissen Aggressivität kommen, man bedenke nur die Lebensbedingungen, denen sich der Mensch (in diesem Fall der Bergsteiger) unterwirft. Erstens möchte jeder den Gipfel erreichen, denn er hat dafür hart trainiert, viel bezahlt und ungeheure Zeit investiert. Zweitens kann er sich die Partner nicht immer schon zuhause aussuchen (Größtes Problem internationaler Expeditionen ist der Konkurrenzkampf der einzelnen Nationen innerhalb der Gruppe!) und drittens muß der Mensch zwei bis drei Monate die dauernde Störung seiner Intimsphäre (Nahbereich um eine Person im Abstand bis ca. einem Meter)

erdulden. Durch das Minimum an Freiraum in einem Bergzell kommt man sich ständig zu nahe. Das Essen entspricht nicht den täglichen Gewohnheiten, Krankheiten zehren an den Kräften und die Körperpflege muß aufgrund der äußeren Umstände häufig vernachlässigt werden. Zwar sind die Berge groß, die Welt ist weit, das gemeinsame Ziel jedoch konzentriert alle Aktivitäten wiederum auf einen eng begrenzten Raum: auf eine Route am Berg, wo pro Lager vielleicht Platz für maximal zwei Zelte ist, auf das Basislager, wo nicht immer jeder Teilnehmer ein Zelt für sich alleine beanspruchen kann (wir lernten die Vorteile eines eigenen Zeltes sehr zu schätzen).

Es entstehen so ungeahnte Spannungen zwischen Freunden, denen die alltäglichen kleinen Schwächen des Partners auf die Nerven gehen. Je höher das Lager liegt, desto augenfälliger werden die Differenzen, je mehr der Mensch unter Sauerstoffmangel leidet, desto leichter vergißt er auf seine ‚gute Kinderstube‘, denn das Großhirn verzichtet als allererstes auf die verschiedenen Kontrollfunktionen über Sprache und Ausdruck. ‚Am Berg zeigt der Mensch sein wahres Gesicht‘ trifft vor allem auf das Höhenbergsteigen zu. Das menschliche Gehirn beschränkt sich auf die wenigen lebenserhaltenden Funktionen, es signalisiert bestenfalls Hunger, Durst, Müdigkeit und Gefahr. Für einen komplexen Gedankengang ist zu wenig Sauerstoff vorhanden, und so kommt es, daß die Rücksichtnahme auf den Partner notgedrungen hintangestellt wird. In weiterer Folge entstehen vollkommen irrationale Gedankenkombinationen, die jeder Logik entbehren. Man ist völlig auf sich allein gestellt, jedes weitere Gruppenmitglied wird zum Konkurrenten, es besteht die Gefahr des Abgleitens auf die niedrigste animalische, vom puren Futterneid bestimmte Verhaltensstufe. Auf 8000 Metern zählt nur mehr das eigene Ich! *Ich* muß überleben!

## Am Berg zeigt der Mensch sein wahres Gesicht

Daß in dieser Situation Spannungen zwischen Mann und Frau die Lage noch verschärfen, kann man nicht behaupten. Ich sehe das als völlig geschlechtsneutrales Problem, mit dem alle Teilnehmer gleichermaßen zu kämpfen haben, das sich sehr wohl auch zwischen Frauen ergeben kann, und das letztendlich die wesentlichen Charakterzüge der Betroffenen unbarmherzig ans Tageslicht befördert. Es erfordert höchste Anstrengung, den eigenen Schwächen Herr zu werden, sodaß kaum Raum für soziale Handlungen bleibt.

Ich denke da an einen Bergkameraden, der seinen Gefährten auf die unflätigste Art und Weise beschimpfte, weil er glaubte, sich für ihn verausgabt zu haben und sich selbst dabei um den Gipfel betrogen sah. Tränen liefen ihm über das salzverkrustete Gesicht und lauthals brüllte er: „Gestern habe ich für dich deinen schweren Wollpullover heraufgetragen – das hat mir den Rest gegeben! Selber hab‘ ich tausende Schilling für die extraleichte Ausrüstung hingelegt und wegen diesem sch.... Pullover fehlt mir heut die Kraft! So schaff ich es nicht mehr – das ist gemein von dir... 50.000 Schilling umsonst ...“. Verzweifelt ließ er sich in den Schnee fallen und schluchzte hemmungslos weiter. Eine Szene,

die sich auf ‚nur‘ 5500 Metern abspielte. Der gute Mann vergaß ganz, daß er selbst Unmengen von unwichtigem Zeug mit-schleppte, von der Seifendose bis zu den Zahnstochern hatte er alles dabei, was man ansonsten möglichst im Basislager läßt. Schließlich hat er aber seinen Siebentausender doch noch derpackt.

## Bergsteigen ist kein Hallensport

Das Wichtigste in solchen Situationen ist der rasche Abbau von inneren Spannungen und Aggressionen. Sobald man sich ‚Luft‘ verschafft hat, verringert sich auch wieder die Gefahr einer überstürzten Kurzschlußhandlung, die Gefahr, in Panik zu geraten. Einem Konflikt mit dem Partner kann man allerdings nicht ausweichen, denn die einfachste, landläufigste Lösungsmöglichkeit, das ‚aus dem Felde gehen‘, ist hier nicht anwendbar. Wenn mir zuhause bei einer Wochenendtour jemand auf die Nerven geht, dann habe ich die ganze Woche über Zeit, mich von ihm zu erholen, wieder Distanz zu gewinnen und dem Vorfall weiters keine Bedeutung beizumessen.

Anders ist die Lage während einer Expedition. Durch das ständige Angewiesensein auf den Kameraden kann ich ihm quasi nicht entkommen, die Aggressionen bleiben und schaukeln sich bis ins Irrationale auf, die Reaktionen werden unangemessen heftig und der Mensch bedient sich einer Ausdrucksweise, die er unter ‚normalen‘ Umständen nie gewählt hätte.

Ich glaube, daß dieses Problem bei Frauenexpeditionen noch verstärkt auftritt, da gerade die Frau von Natur aus stärker emotional bestimmt ist als der Mann, daß aber auch hier viele Ausnahmen die Regel bestätigen. Ich bin nicht für eine exzessive Emanzipation der Frau, sondern für ein ausgewogenes Miteinander gleichwertiger und gleichberechtigter Partner. Jeder soll mit seinen persönlichen Fähigkeiten der Gemeinschaft dienlich sein, und es ist gut, daß Frauen andere Begabungen besitzen als Männer. Die beiden Geschlechter sind doch dazu ausgerichtet, sich zu ergänzen und nicht dazu, sich zu bekriegen oder gar zu unterdrücken.

‚Wenn Menschen und Berge sich begegnen, ereignen sich große Dinge, die sich im Gedränge der Straßen nicht verwirklichen lassen.‘ (Wilhelm Blake). Bergsteigen ist nunmal kein Hallensport, ich muß mit meinem Partner länger auskommen als zwei mal 45 Minuten Spielzeit. Ob eine Bergtour gelingt oder nicht, ob sie zum bleibenden Erlebnis wird, hängt von so vielen Faktoren ab, daß es unmöglich ist, diese im Vorhinein zu berechnen. Doch gerade das macht die Faszination aus – die unmittelbare Auseinandersetzung zwischen Mensch und Natur.

Lange Zeit glaubte man, daß der Mensch in großer Höhe überhaupt nicht existieren könne. Immer schon gab es aber Bergsteiger, die den Theorien der Wissenschaft nicht glaubten und versuchten, ihre eigenen Ideen zu verwirklichen. Ihnen verdanken wir die praktischen Erfahrungswerte. Es stellte sich bald heraus, daß es möglich ist, Achttausender zu besteigen. Messner und Habeler zeigten, daß es sogar möglich ist, den



„... kommt man sich ständig zu nahe.“  
Hochlager (6200 m) am Broad Peak.

Foto: Henriette Eberwein

Mt. Everest ohne künstlichen Sauerstoff zu bezwingen. Und es stellte sich auch heraus, daß selbst Frauen imstande sind, die höchsten Berge der Welt zu besteigen, in die sogenannte ‚Todeszone‘ einzudringen, mit der sich die Bergriesen dieser Erde in magischer Weise umgeben.

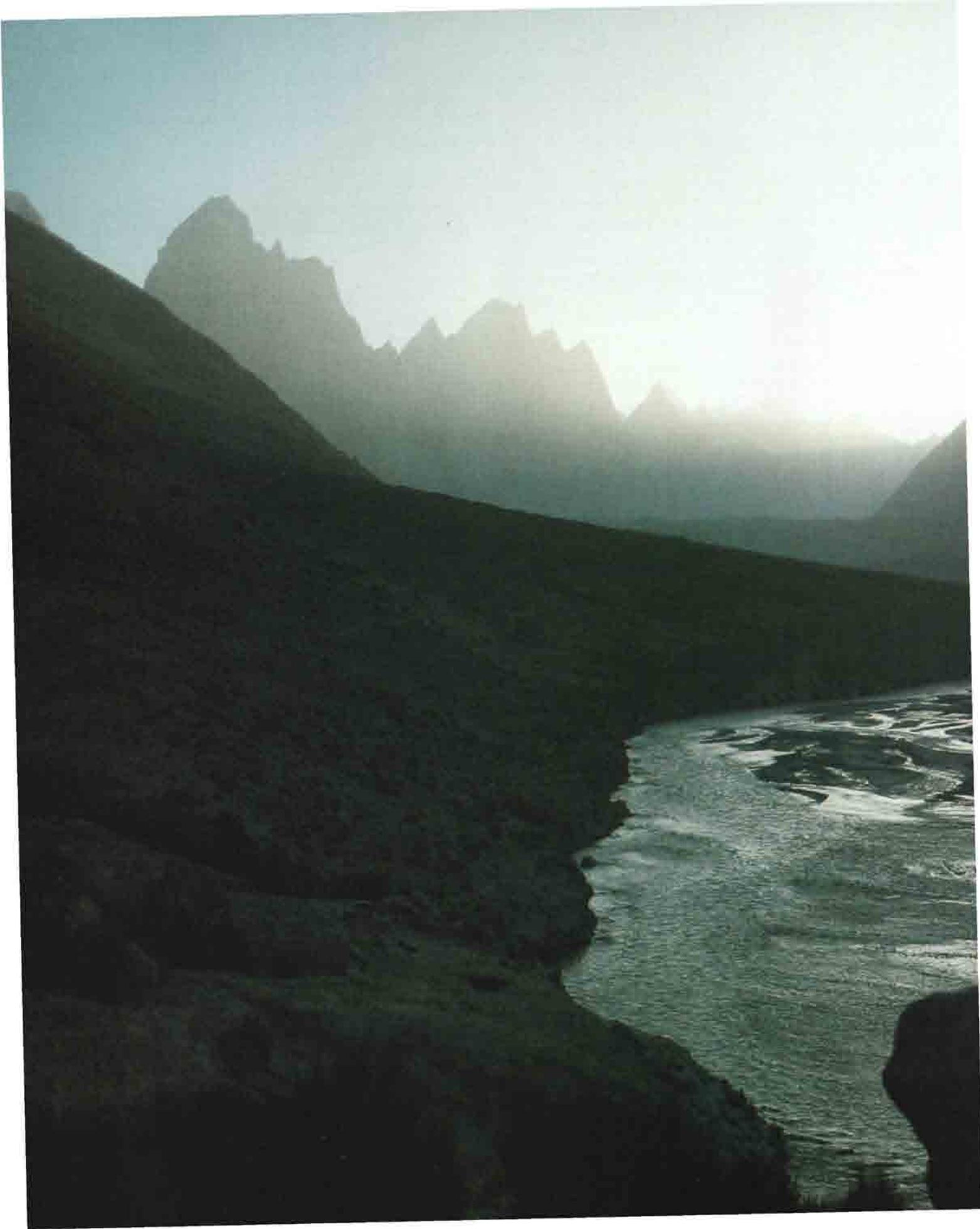
Auch mir ist es gelungen, ohne künstliche Atemhilfe über 8000 m hinaufzusteigen – und so habe ich den Aufenthalt in extremer Höhe erlebt:

## ‚Todeszone‘ ohne Tod

In den bärtigen Gesichtern meiner Kameraden kann ich lesen was es heißt, ein Hochlager auf 6200 Metern aufzubauen. Sie freuen sich über die heiße, salzige Brühe, die ich ihnen serviere. Morgen wollen wir gemeinsam das Lager III auf 7200 Metern aufbauen, und dann hoffen wir auf den Gipfel.

Die Gespräche sind auf das Notwendigste reduziert, schon die Überlegung Spargelcremesuppe oder Sojawürfel zu kochen, strengt mich an. Ich brauche viel Zeit, um eine Entscheidung zu treffen.

Der Frost am nächsten Morgen treibt uns zur Eile. Jeder Schritt erfordert höchste Konzentration, für Gedankenexperimente bin ich jetzt nicht zu haben. Tausend Höhenmeter sind zu bewältigen, der Rucksack drückt schwer auf die Schultern, mich interessiert es jetzt überhaupt nicht, was oben weiter sein wird, einzig





S. 156/157: „... zum Altar, auf dem sich schon wieder eine neue Sehnsucht entzündet.“  
Braldoriver und Baltorotürme.

Foto: Rudi Lindner



Das andere Gesicht der Frau  
im Himalaja. Trägerin bei einer  
Manslu-Expedition.

Foto: Jürgen Winkler

den nächsten paar Metern wende ich meine ganze Aufmerksamkeit zu. Die Zeitstufen des Vergangenen und des Zukünftigen verlieren gänzlich ihre Bedeutung, auf dieser Höhe zählt nur die Gegenwart. Ich denke in kleinsten Schritten das Jetzt, höchstens die nächsten paar Stapfen im knietiefen Pulverschnee registriere ich. Erst die Erinnerung wird mir später diese Augenblicke wie ein Mosaik zu einem Ganzen, zum Weg nach oben, zusammenfügen. Momentan existiere ich nur für den Augenblick...

Dreimal steche ich mit der kleinen Schaufel in den Schnee und kratze ein paar Eisknollen weg, dann kommt der nächste dran. Daneben surrt der Gaskocher mit dem Schneewasser, das ein Tee werden soll. Wir bauen das Lager III auf. Eine zugeschnittene Gletscherspalte bietet den idealen Platz dafür. Die Sonne brennt unbarmherzig herunter, ihre Strahlen bohren sich wie feurige Lanzen in unsere Körper. Die Hitze schmerzt um nichts weniger als die Kälte. Endlich steht das Zelt. Schleunigst verkriechen wir uns, doch die helle Plastikhaut des Außenzeltes heizt sich in Sekundenschnelle wie ein Glashauss auf. Ich wünsche mich hundert Meter unters Gletschereis, doch meine Vorstellungskraft läßt mich im Stich. Fast apathisch liege ich auf dem Schlafsack und erbege mich der lähmenden Glut...

„Steh auf! Den pack' ma aa noch...“, höre ich Bruno sagen. Sebastian hantiert am Gaskocher, seine Hände zittern ein wenig. Heute wollen wir drei den Gipfel versuchen. Es ist noch stockfinster. Im Schein der Stirnlampen umwickeln wir unsere Innenschuhe mit Alufolie – es ist eine irre Anstrengung, doch wir besitzen keine Thermogamaschen zum Schutz gegen die 30 Minusgrade, die draußen auf uns lauern. Zwischendurch nage ich an einem harten, trockenen Keks und versuche, etwas Tee dazuzutrinken. Mir ist unheimlich flau im Magen, deshalb beeile ich mich, ins Freie zu kommen. Man weiß ja nie, ob sich der Magen nicht gegen geschmacklose Keksbrösel wehrt und diese beleidigt wieder nach oben befördert.

Die umliegenden Bergspitzen nehmen zarte Pastellfarben an, doch die Westflanke, durch die unser Aufstieg führt, hält uns in ihrem eisigen Schatten fest. Automatisch setze ich einen Fuß vor den anderen, ich merke gar nicht, wie sich das Gelände aufsteilt, so sehr beschäftigen mich die Worte ‚noch ein Schritt und noch ein Schritt...‘. Es gelingt mir zum ersten Mal, an überhaupt nichts zu denken. Vollkommene Leere schleicht sich in mein Hirn und ich spüre das Blut zäh wie Teer durch die Adern kriechen. Dann tauchen wieder einzelne Wortfetzen, Gedankenbrocken im Kopf auf. Wie Bausteine schwimmen sie in einer dünnen, durchsichtigen Substanz – das bin ich!

Das Unterbewußte liegt plötzlich frei vor mir: zart und verletzlich. Ich befinde mich in der sogenannten Todeszone, doch auf keinem der Gedankenbausteine steht das Wort ‚Tod‘. Auch in mir war er nicht. Ich habe ihn nicht gesucht, und er ist mir auch nirgends aufgefallen. Vielleicht schleicht er sich erst ein, wenn die Zeit dafür gekommen ist – aber noch lebe ich, und ich weiß noch immer nicht, was und woraus dieses ‚Ich‘ eigentlich ist. Am Gipfelgrat oben gratuliert mir Sebastian. Voll überschäumender Freude klopft er mir auf die Schulter, doch ich bin weit weg, ich kapriere überhaupt nichts, so bin ich mit meinem Inneren beschäftigt. Ich habe gerade den Wesenszug der Gedanken entdeckt, habe ihrem seltsamen Treiben in meinem Hirn nachgespürt, hier konnten sie sich nicht mehr vor mir verstecken. Sebastian ist schon längst über die Gratwächte weitergestapft. „Zum Fotografieren...“, hat er gesagt, erinnere ich mich. Langsam schaue ich um mich. Von allen Seiten quellen dicke Wolkenballen höher, die schwarze Pyramide des K2 verschwindet hinter einem dichten Nebelschleier. In meinen Schläfen pocht es: „Geh zurück, zurück, zurück...“ – ‚ein Achtausender gehört dir erst, wenn du wieder unten bist‘, weiß ich von Diemberger. Ich wende mich zum Abstieg und im selben Moment habe ich das Gefühl, Maduschkas Worte zu hören: ‚Wir wissen tief, daß alle Wanderungen ziellos sind, denn wenn auch jede ein Ziel in sich schließt, so wird es, wie wir es erlangt haben nur zum Altar, auf dem sich schon wieder eine neue Sehnsucht entzündet.‘ Mit dem Pickel stoße ich einen kleinen Stein über die Wächte nach Tibet ...

Foto: Reinhard Karl

## Kanada

### Mt. Logan, 6020 m

Am 16. März erreichten sechs Bergsteiger aus Anchorage erstmals den Gipfel im Winter. Sie waren 28 Tage am Berg und hatten gegen äußerst niedrige Temperaturen (-46 Grad C) und heftige Stürme zu kämpfen.

M 110, 1986, S. 12

## AMERIKA (Süd)

### Peru

#### Cordillera Blanca

### Cayesh, 5721 m und Chacararaju, 6112 m

Vom 30. Mai bis zum 2. Juni eröffneten die Tschechen B. Husicka und P. Hopala eine neue extrem schwierige Route auf der rechten Seite der Cayesh Westwand. Die Kletterei bewegt sich im Eis und im kombinierten Gelände.

Danach durchstiegen sie die Ostwand des Chacararaju auf einer direkten Linie, wohl der großzügigste Anstieg in der Cordillera Blanca im Jahr 1986.

Tragischerweise stürzte Husicka beim Abstieg mit einer Lawine in den Tod.

AAJ, 1987, S. 193

### Huascarán Norte, 6655 m

Die Schweizer K. Saurer und D. Anker durchkletterten im Mai die Nordwand auf einer neuen Route mit zwei Biwaks. Es mußten einige schwierige Seillängen im Fels bewältigt werden, ehe der sehr gefährliche Nordgrat und über ihn der Gipfel erreicht werden konnte.

AAJ, 1987, S. 191

#### Cordillera Huayhuash

### Nevado Sarapo, 6143 m

Die 1000 m hohe Südwestwand wurde vermutlich zum zweiten Mal durchstiegen. A. Callupe aus Peru, L. Deuber aus der Schweiz, R. Franzl aus Österreich, C. Lukes aus der Tschechoslowakei und H. Zebrowski aus Deutschland stiegen am 10. Juli in die Wand ein und erreichten am Morgen des 12. Juli den Gipfel. Die Durchschnittsneigung der Wand liegt bei 55-60 Grad, die steilste Passage bei ca. 80 Grad. Bgst. 4/1987, S. 67

### Rasac, 6040 m

Eine neue Route im linken Teil der Südwand konnten vier Neuseeländer klettern. Nach vier Biwaks erreichten sie über teilweise 65 Grad steiles Eis den Gipfel.

AAJ, 1987, S. 196

#### Cordillera Vilcabamba

### Salcantay, 6271 m

Eine fünfköpfige britische Mannschaft durchstieg erstmals die 1600 m hohe Südwestwand. Die Route leitet im rechten Teil der Wand durch ein Couloir und führt auf den 6140 m hohen Vorgipfel. Die Eisschwierigkeiten liegen bei Grad III der Schottischen Skala mit einigen Seillängen im V. Grad. Nach drei Biwaks wurde der Vorgipfel am 7. August erreicht, der Abstieg erfolgte in zwei Tagen über den klassischen Ostgrat.

M 114, 1987, S. 12

## Bolivien

#### Cordillera Real

### Aukana, 6205 m; Hancopiti, 6055 m; Illampu, 6367 m

Eine sechsköpfige Expedition aus Polen unter der Leitung von W. Zmurko besuchte die Cordillera Real. U. a. wurden in der Ancohuma-Gruppe drei neue Anstiege begangen: am Aukana eine neue Führe durch die Westwand (Eis bis 50 Grad) am 12. Juni; am Hancopiti eine neue Route durch den mittleren Teil der Nordwestwand (Eis bis 60 Grad, Fels V+, A1) am 13. Juni und am Illampu einen neuen Anstieg durch den linken Teil der Südwestwand (Eis bis 60 Grad) am 16. und 17. Juni. J. Nyka Im Rahmen einer österreichischen Expedition in der Cordillera Real gelang u.a. zwei Teilnehmern eine neue Route an der Südwestwand des Illampu. Zwei Spanier begingen eine neue Route im linken Teil der Ostwand. Der erste Teil bot Felskletterei im V. Grad. im mittleren und oberen Teil dominierte 60 Grad steile Eiskletterei. Der Anstieg erfolgte am 8. und 9. Juli.

AAJ, 1987, S. 201 u. S. 203

## Argentinien

#### Zentral-Anden

### Aconcagua, 6959 m

Der Spanier F. Ruiz führte im September die zweite Winterbegehung der Südwestwand durch.

Nachdem sein Begleiter nach dem ersten Biwak umkehrte, biwakierte er weitere viermal, ehe er über die Franzosen-Route mit Messner-Varianten am 13. September bei orkanartigem Sturm und -40 Grad C den Gipfelgrat erreichte. Der Abstieg erfolgte über die Nordseite. J. Nyka Eine polnische Gruppe unter A. Gardas war im Jan. 87 am Aconcagua erfolgreich. U. a. wurden folgende Besteigungen durchgeführt: Franzosen-Route an der Südwestwand in knapp zwei Tagen; einer Damenseilschaft gelang die Argentinier-Route über den Glaciar de los Polacos. L. Cichy und R. Kolakowski führten die dritte Begehung der schwierigsten Südwestwand-Route, des Jugoslawen-Pfeilers vom 25.-31. Januar durch (Fels bis V+, Eis bis 90 Grad).

J. Nyka

#### Patagonien

### Cerro Torre

Die Amerikaner M. Bearzi und E. Winkleman kletterten die Ferrari Westwand-Route in drei Tagen. Der Gipfel wurde am 10. Februar 86 erreicht. Nur eine Besteigung war im Januar 87 zu verzeichnen. Am 9. 1. waren Italiener über die Maestri-Route erfolgreich.

AAJ, 1987, S. 212

### Fitz Roy

Drei junge Argentinier, S. de la Cruz, G. Ruiz und E. Brenner führten die erste Winterbegehung aus. Am 26. u. 27. Juli kletterten sie das Supercouloir und die anschließende Kante, an der bei stürmischen Winden die größten Schwierigkeiten auftraten. Die drei seilten über die gleiche Route ab.

Club Andino Bariloche

In der Saison 86/87 konnten sieben verschiedene Gruppen den Gipfel erreichen, wobei vor allem die Argentinier-Route und die Kalifornien-Route als Anstiege gewählt wurden.

Der Argentinier S. de la Cruz stand zum dritten Mal auf dem Gipfel, mit J. Tarditti kletterte er über die Kalifornien-Route hinauf, und über die Argentinier-Route erfolgte der Abstieg.

AAJ, 1987, S. 210

## **Torre Egger**

Drei jugoslawische Kletterer, F. Knez, S. Karo und J. Jeglič durchstiegen erstmals die 1000 m hohe Südostwand. Die Besteigung begann am 18. November, wobei das Couloir zwischen Torre Egger und Cerro Torre sehr steil (Eis bis 90 Grad) und eisschlaggefährlich war. Bis zum 6. Dezember wurde unter Verwendung von Fixseilen eine Wandhöhe von 550 m erreicht, am 7. Dezember stiegen die drei endgültig in die Wand ein und kletterten ohne Pause bis zum Gipfel, den sie nach 16 Stunden erreichten. Die Schwierigkeiten erreichen im Fels VI+ und A1.

Am 10. und 11. Dezember durchstiegen die drei mit dem Italiener R. Pe als erste die 500 m hohe Nordwand des El Mocho (Schwierigkeiten: 2 Seillängen VIII, 7 Seillängen VII-, VII und VII+). J. Nyka

## **El Mocho**

Drei Italiener kletterten im November und Dezember zwei neue Routen in der Südostwand. Zunächst wurde das äußerst steile Eiscouloir zwischen den beiden markanten Pfeilern durchstiegen, danach gelang ihnen der rechte Pfeiler, Schwierigkeit: bis VII+. AAJ, 1987, S. 215

## **San Lorenzo, 3706 m**

Vier Mitglieder des „Mountain Club of South Africa“ konnten den 2700 m hohen Ostgrat erstmals begehen. Vom 7. – 19. Januar dauerte das 12tägige Unternehmen vom Basislager zum Gipfel und zurück. Es handelt sich um einen äußerst kühnen und langen Anstieg im Eis.

E. Müller, Südafrika

## **Central Tower of Paine**

Die erste Durchsteigung der 800 m hohen Westwand gelang Ende Oktober/Anfang November einem italienischen Dreierteam. In der Wand waren vier Biwaks nötig; Schwierigkeiten: VIII, A3.

In der Ostwand wurde ebenfalls von drei Italienern (E. Salvaterra, M. Giarolli, E. Orlandi) eine neue Route geklettert. Nach acht Biwaks wurde der Gipfel erreicht; Schwierigkeiten: VII, A3. AAJ, 1987, S. 216

## **ANTARKTIS**

### *Vinson Massiv, 4897 m*

Eine amerikanische Gruppe erreichte am 24. November den Gipfel. Drei Tage später folgten ihr R. Messner, O. Ötz und W. Tomaseth.

Damit ist R. Messner nach dem Kanadier P. Morrow der zweite Mensch, der die höchsten Gipfel aller Kontinente bestiegen hat, vorausgesetzt, die Carstensz-Pyramide auf Neuguinea wird mit einbezogen. Wird Neuguinea nicht mitgerechnet, war Dick Bass der erste Mensch auf den höchsten Gipfel aller Kontinente. AAJ, 1987, S. 217

## **ASIEN**

In der Vormonsunseason 86 waren 31 Expeditionen in Nepal unterwegs, von denen 13 erfolgreich waren. Bemerkenswert sind vor allem die neuen Routen am Gyachung Kang, am Ama Dablam und am Kangtega. In der Nachmonsunzeit kamen 48 Expeditionen nach Nepal. Nach M. Cheney eine ganz gewöhnliche Saison mit „ganz normalem“ Wetter.

R. Messner erreichte mit dem Makalu und dem Lhotse seinen 13. und 14. Achttausender und hat damit als erster alle 14 Achttausender

bestiegen, wobei er auf dem Nanga Parbat, dem Everest, dem Hidden Peak und Gasherbrum II je zweimal stand.

Eine polnische Mannschaft fand am Cho Oyu eine neue, relativ sichere Anstiegslinie von Südwesten.

## **Sikkim Himalaya**

### *Kangchenjunga Himal*

#### **Kangchenjunga, 8586 m**

Eine spanische Expedition unter der Leitung von J. H. Maurici war am dritthöchsten Berg erfolgreich.

Die Besteigung erfolgte mit künstlichem Sauerstoff und vier Hochlagern. J. Permanyer und Sherpa Ang Rita (ohne künstlichen Sauerstoff) erreichten den Gipfel am 24. Oktober. J. Nyka

## **Nepal Himalaya**

### *Barun Himal*

#### **Ama Dablam, 6856 m**

Die beiden Südtiroler K. Walde und A. Brugger durchstiegen erstmals das Zentralcouloir in der Westwand. Neun Stunden benötigten die beiden am 15. April vom Wandfuß bis zum Gipfel. Das 1500 m hohe Couloir weist im Fels Schwierigkeiten von V auf und ist im Eis bis zu 65 Grad steil. J. Nyka

Eine tschechoslowakisch – schweizerische Expedition war in der Westwand erfolgreich. Die Wand wurde auf der 1979 von P. Hillary versuchten Linie durchstiegen. M. Smid erreichte nach zweitägiger Kletterei am 11. Oktober allein den Gipfel. Eine Woche später wiederholten R. Homberger und Ch. Jaggi die Route. M 113, 1987, S. 1

Eine jugoslawische Expedition unter der Leitung von D. Berljak fand eine neue Route im linken Teil der Südwand. Sie führt links der Lowe-Route von 1979 auf den Südwestgrat. 450 m Fixseile wurden verwendet. Die Steilheit der Eispassagen beträgt im oberen Teil 50–60 Grad, mit Stellen bis zu 80 Grad; im Fels waren die Passagen des IV. und V. Grades zu bewältigen. Zwischen dem 16. und dem 19. Oktober erreichten drei Bergsteiger den Gipfel. D. Berljak

#### **Chamlang, 7319 m**

Eine japanisch – nepalesische Expedition führte eine Erstbegehung über den Westgrat und die Westwand aus. Zwei Teilnehmer erreichten am 16. Oktober den Gipfel.

Eine südkoreanisch – nepalesische Expedition war am Südgrat erfolgreich, drei Koreaner und zwei Sherpas standen am 10. Oktober auf dem Gipfel. M. Cheney/E. Hawley

#### **Kangtega, 6779 m**

In einer zehntägigen Rundtour kletterten J. Lowe, T. Frost, A. Hargreaves und M. Twight eine neue sehr schwierige Route (Nordwestwand und -grat). Der Gipfel wurde am 1. Mai von Hargreaves und Twight erreicht; Lowe und Frost blieben auf dem 6685 m hohen Vorgipfel; der Abstieg erfolgte durch das Nordostcouloir. CL 97, 1986, S. 25

Eine amerikanisch – kanadische Expedition unter der Leitung von J. Smith konnte die Erstbegehung des Nordostpfeilers ausführen. Die Besteigung wurde im Alpinstil mit sieben Biwaks durchgeführt, am 29. Oktober war der Gipfel erreicht. M. Cheney/E. Hawley

# Alpinismus International

## Bedeutende Unternehmungen 1986

Chronik von Dieter Elsner

Die Reihenfolge der Chronik entspricht der alphabetischen Reihenfolge der Kontinente, deren Gebirgsgruppen wiederum geographisch unterteilt sind. Der Berichtszeitraum erfaßt das Kalenderjahr 1986; einige Unternehmungen von Anfang 1987 (Winterexpeditionen 1986/87 in Nepal und der Saison 1986/87 in Patagonien) sind auch mit aufgenommen worden. Die Chronik erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, so gehen nach Redaktionsschluß oft noch Expeditionsberichte bei uns ein. Aus Platzgründen sind nur erfolgreiche Unternehmungen berücksichtigt.

Für das Zustandekommen der vorliegenden Chronik danken wir vielen Expeditionsbergsteigern, die ihre Berichte zur Verfügung stellten. Ganz besonderer Dank gilt Adams Carter, Redakteur des American Alpine Journal; Mike J. Cheney und Elizabeth Hawley, Sherpa Co-operative Trekking, Kathmandu und Jozef Nyka, „Taternik“-Redakteur, Warschau.

Abkürzungen:

AAJ American Alpine Journal

Bgst. Der Bergsteiger

CL Climbing

M Mountain

### AMERIKA (Nord)

Besonders sei wieder auf das AAJ hingewiesen, in dem eine ausführliche Chronik über alle Besteigungen (auch gescheiterte Unternehmen) in Alaska enthalten ist. Zudem wird von Touren in der kanadischen Arktis über alpine Routen in den Rocky Mountains bis zu Sportklettereien in Utah berichtet.

#### Alaska

##### Mt. Foraker, 5303 m

D. Auble und Ch. Townsend führten die zweite Begehung des Talkeetna Ridge aus. Vom 5. – 14. Mai kletterten sie diese lange, anspruchsvolle Route. AAJ, 1987, S. 153

J. Jaško und D. Becik aus der Tschechoslowakei konnten eine neue Route in der Ostwand rechts der Pink Panther-Route klettern. Die beiden



*Thompson Ridge von Süden.*

*Foto: Andrzej Sobolewski*

stießen auf sehr schwieriges kombiniertes Gelände (bis 85 Grad steil). Am 22. Mai erreichten sie den Gipfel (nach drei Biwaks).

AAJ, 1987, S. 152

##### *Thompson Ridge und Granite Range*

Ein polnisches Team war zusammen mit drei Amerikanern in den noch jungfräulichen Gruppen Thompson Ridge und Granite Range tätig. Im Juni bestieg die Gruppe 19 Gipfel, 17 davon erstmals. Die Gipfel reichen bis ca. 2700 m, das Basislager stand auf 700 m. J.Nyka



### **Makalu II, 7640 m**

Eine südkoreanische Expedition wiederholte die Japaner-Route von 1976. Drei Teilnehmer standen am 27. September auf dem Gipfel.

M. Cheney/E. Hawley

### **Makalu, 8481 m**

Am 24. September erreichten zwei Mitglieder einer polnischen Expedition, K. Wielicki und der Schweizer M. Rüedi, über die NW-Flanke den Gipfel. Im Abstieg starb Rüedi nach einem Biwak.

Am 26. September erreichten R. Messner, H. Kammerlander und F. Mutschlechner ebenfalls über die NW-Flanke den höchsten Punkt.

M 112, 1986, S. 10

### **Mera, 6487 m**

Vom 27. bis 30. 3. glückte M. Duff und J. Tattersall eine neue schwierige 1800 m hohe Route über den Südwestpfeiler auf den Ostgipfel.

M 110, 1986, S. 9

### *Khumbu Himal*

#### **Changtse, 7553 m**

Ed Webster durchstieg die Nordostflanke allein in 15 Stunden. Er war Mitglied der amerikanischen Everest-Expedition. M 112, 1986, S. 10

#### **Cho Oyu, 8201 m**

Ein achtköpfiges Team aus Zakopane erkletterte eine neue Route über den linken Pfeiler der Südwestwand.

Am Pfeiler wurden drei Lager errichtet, auf 6700, 7150 und 7600 m. Am 29. April erreichten R. Gajewski (Leiter) und M. Pawlikowski den Gipfel, am 1. Mai folgte P. Konopka. Am 3. Mai standen M. Danielak und A. Osika auf dem höchsten Punkt.

J. Nyka

Auf der neuen Route der Polen war anschließend eine vom Schweizer Stefan Wörner geleitete Expedition erfolgreich.

Der zunächst geplante Ostgrat wurde wegen zu großer Gefahren aufgegeben.

Über den relativ sicheren Südwestpfeiler erreichten im Mai sieben Teilnehmer den Gipfel.

S. Wörner

Zwei Teilnehmer einer japanischen Expedition erreichten über die Normalroute am 16. Oktober den Gipfel.

M. Cheney/E. Hawley

#### **Gyachung Kang, 7952 m**

Eine französisch-nepalesische Expedition unter der Leitung von J. C. Marmier war erstmals an der Südwestwand erfolgreich. Drei Lager wurden errichtet; besondere Schwierigkeiten bot die Felsstufe zwischen 7300 und 7500 m. Zwischen dem 12. und dem 15. Mai erreichten sechs Teilnehmer den höchsten Punkt.

AAJ, 1987, S. 238

#### **Lhotse, 8511 m**

Über die Westflanke vom Western Cwm aus gelangten zwei Teilnehmer einer japanischen Expedition und zwei Sherpas am 4. Mai auf den Gipfel.

M. Cheney/E. Hawley

R. Messner und H. Kammerlander erreichten am 16. Oktober den Gipfel vom Western Cwm aus. Messner hat damit als erster Mensch alle 14 Achttausender der Erde erstiegen.

M. Cheney/E. Hawley

#### **Lobuche, 6119 m**

J. Lowe und H. Kendall kletterten im April eine neue Route links der Bibler/Freer-Route in der Ostwand. Sie führt durch ein steiles Schneefeld und Eiscouloir. Kurz danach wiederholten A. Hargreaves und M. Twright die Route.

CL 97, 1986, S. 25

### **Pumori, 7145 m**

Eine neue Route in der Südwestwand links der Lowe-Route von 1979 konnte eine jugoslawische Mannschaft unter der Leitung von D. Berljak durchsteigen. Im oberen Teil trifft die Route auf den Südwestgrat. Vom 16. – 19. Oktober erreichten drei Bergsteiger jeweils im Alleingang den Gipfel.

AAJ, 1987, S. 231

Zwei Mitglieder einer englisch-amerikanischen Expedition durchstiegen eine neue Route in der Südwestwand. S. und R. Allen biwakierten fünfmal und erreichten am 19. Oktober den Gipfel.

M 113, 1987, S. 8

### *Jugal Himal*

#### **Dorje Lhakpa, 6990 m**

Die deutsche Expedition unter der Leitung von K. Stark war am Westgrat erfolgreich. Zwei Teilnehmer erreichten im November jeweils im Alleingang den Gipfel.

M. Cheney/E. Hawley

### *Langtang Himal*

#### **Langshisa Ri, 6294 m**

Eine vierköpfige neuseeländische Expedition (Leiter: M. Hunter) durchstieg die Südwestwand, wobei die letzten 600 m schwierige Eiskletterei boten. Der Gipfel wurde am 14. April erreicht.

M 113, 1987, S. 8

#### **Langtang Lirung, 7245 m**

Vier Teilnehmer einer japanischen Expedition unter Kenryo Numa erreichten am 3.5. über den Südostgrat den Gipfel. M 110, 1986, S. 10  
Fünf Teilnehmer und ein Sherpa einer südkoreanischen Expedition konnten den Südwestgrat erstmals begehen. Am 10. Oktober wurde der Gipfel erreicht.

M. Cheney/E. Hawley

### *Gurkha Himal*

#### **Himalchuli East, 7893 m**

Eine japanische Expedition unter der Leitung von S. Okada beging in der Südwestwand eine z. T. neue Route; der Gipfel wurde am 26. Oktober erreicht. Beim Abstieg stürzte ein Teilnehmer tödlich ab.

M. Cheney/E. Hawley

#### **Manaslu, 8156 m**

Eine Kleinexpedition unter der Leitung von Jerzy Kukuczka war am Manaslu erfolgreich. Ursprüngliches Ziel war der lange Ostgrat, an dem Mitte September fünf Tage geklettert wurde. Ein Gipfelangriff schlug wegen Schlechtwetters fehl. Am 5. November wurde auf die Nordostflanke gewechselt. Nach fünf Biwaks auf 5500, 6300, 7300 7600 m und dem Gipfelplateau erreichten Kukuczka und A. Hajzer am 10. November den Gipfel.

Dies war für J. Kukuczka die neunte Neutour an den Achttausendern.

J. Nyka

### *Annapurna Himal*

#### **Annapurna I, 8091 m**

Eine italienische Expedition unter S. Martini war auf der Franzosenroute von 1950 erfolgreich. Vom Hochlager auf 5200 m erreichten drei Mitglieder nach zwei Biwaks am 21. September den Gipfel.

M. Cheney/E. Hawley



*Dhaulagiri-Südwand.  
Links die Polen-Route (1986),  
rechts die jugoslawische Route  
aus dem Jahre 1981.*

*Foto: Stane Belak*

#### **Tukuche, 6920 m**

Eine nepalesische Armeeexpedition war im Oktober an der Nordwestwand über eine vermutlich neue Route erfolgreich. Vom 22. bis 25. Oktober wurde der Gipfel von mehreren Teilnehmern erreicht.

M. Cheney/E. Hawley

#### *Kanjiroba Himal*

#### **Tripura Hiunchuli, Nordgipfel, 6553 m**

Eine vierköpfige japanische Mannschaft unter N. Hata konnte den höchsten der Tripura-Gipfel, den Nordgipfel, erstmals besteigen. Der Leiter, K. Tokimoto und Sherpa A. Phuri Lama erreichten über den Nordwestgrat am 17. Oktober den Gipfel. Zuvor wurden zwei Lager errichtet.

M. Cheney/E. Hawley

#### **Annapurna I Southwest, 7850 m**

Im Herbst konnten der Franzose Patrick Gabarrou und der Sherpa Pemba Norbu die Erstbesteigung des jungfräulichen Annapurna I Southwest durchführen. Die Besteigung erfolgte im Alpinstil in fünf Tagen über den Nordwestpfeiler. Am 8. Oktober standen die beiden auf dem Gipfel. Der Annapurna I Southwest zählte zu den höchsten vom Menschen noch unbetretenen Punkten der Erde.

J. Nyka, M 114, 1987, S. 12

#### **Annapurna IV, 7525 m**

Sechs Teilnehmer einer nepalesischen Expedition unter der Leitung von Basundhara Lama erreichten am 2. Mai über den Nordwestgrat den Gipfel.

Im Nachmonsun war auf derselben Route eine französische Mannschaft erfolgreich, am 7. November standen drei Teilnehmer auf dem höchsten Punkt.

M. Cheney/E. Hawley

#### **Gangapurna, 7455 m**

Mehrere Teilnehmer einer südkoreanischen Expedition unter Kim Gi Chul gelangten am 18. und 20.4. über den Ostgrat von Süden auf den Gipfel.

M. Cheney/E. Hawley

#### *Dhaulagiri Himal*

#### **Dhaulagiri I, 8167 m**

Im Herbst gelang einer polnischen Expedition unter der Leitung von Eugeniusz Chrobak die Durchsteigung der Südwand über den markantesten Pfeiler. In sehr schwieriger Kletterei (bis VI-) wurden 3500 Höhenmeter in Fels und Eis bewältigt und mit Fixseilen versehen. Fünf sehr exponierte Hochlager wurden errichtet. Von Lager V (7500 m) brach am 31. Oktober Maciej Berbeka allein auf und erreichte den oberen Rand der Südwand und die dort verlaufende Japaner-Route von 1978. Schlechtwetter und Mangel an Zeit vereitelten den schon leichten Weg zum Gipfel; trotzdem ein großer Erfolg!

J. Nyka

Am 3. und 5.5. konnte die deutsche Expedition unter G. Härter über den Nordostgrat zum Gipfel gelangen.

Bgst. 1986/9, S. 70

#### **Dhaulagiri II, 7751 m**

Zwei Teilnehmer einer südkoreanischen Expedition unter Lee Don Young und ein Sherpa erreichten am 12. 5. über die Südwand und den Ostgrat den Gipfel. Kim verunglückte beim Abstieg tödlich.

M. Cheney/E. Hawley

#### **Winterexpeditionen 1986/87 in Nepal**

Die Wintersaison, die vom 1.12. bis zum 15.2. dauert, bot recht gute Wetterbedingungen. Trotzdem lag die Erfolgsquote in der vergangenen Wintersaison recht niedrig. Nur drei von zehn Expeditionen waren erfolgreich. Wenig Neuschnee, aber extrem niedrige Temperaturen machten den Bergsteigern zu schaffen.

Der Trend zu Kleinstexpeditionen zeichnet sich bei allen Nationen ab. Immer häufiger wird versucht, den Gipfel im Alpinstil zu erreichen.

#### **Annapurna I, 8091 m**

Eine sechsköpfige polnische Mannschaft unter der Leitung von J. Kukuczka konnte trotz schlechten Wetters die erste Winterbesteigung durchführen. Auf der Normalroute auf der Nordseite wurden fünf Lager errichtet. Am 3. Februar erreichten Kukuczka und A. Hajzer den Gipfel. Dies war der 13. Achttausender von Jerzy Kukuczka.

#### **Pumori, 7145 m**

Die erste Durchsteigung der Ostwand gelang zwei Mitgliedern einer japanischen Expedition, H. Aota und Y. Sasahara.

Nach dreitägiger Kletterei im Alpinstil erreichten sie am 3. Dezember den Gipfel.

Der Amerikaner Todd Bibler wiederholte diese Route kurze Zeit später in zwei Tagen.

#### **Lobuje West, 6145 m**

Eine koreanische Expedition war an der Ostwand (Japaner-Route von 1984) erfolgreich. Am 30. Januar erreichten zwei Sherpas und drei Koreaner den Gipfel, nachdem zwei Lager errichtet wurden.

M. Cheney/E. Hawley

#### **Garhwal Himalaya**

#### *Nanda-Devi-Gruppe*

#### **Chandra Parbat, 6778 m**

Im September konnten drei Mitglieder einer indischen Expedition den Gipfel über den Südgrat erreichen.

AAJ, 1987, S. 264

## *Kamet-Gruppe*

### **Kamet, 7756 m; Abi Gamin, 7355 m**

Zwei indische Expeditionen waren im Juni erfolgreich. Beide Gipfel wurden von mehreren Teilnehmern bestiegen. AAJ, 1987, S. 257

### **Satopanth, 7075 m**

Den Polen Ryszard Kolakowski und Tomasz Kopys gelang die erste Durchsteigung der 1500 m hohen Südwand. Sie stiegen am 9. Juni abends um 20 Uhr in die Wand ein und kletterten hauptsächlich nachts. Auf zehn Seillängen bewegen sich die Schwierigkeiten zwischen II und IV+ mit einigen Stellen A 0 und A 1. Am 12. Juni erreichten die beiden den Gipfel. J. Nyka

## *Gangotri Gruppe*

### **Gangotri I, 6672 m; Gangotri II, 6590 m**

Im Juni bestieg eine indische, von H. C. Lohumi geleitete Expedition beide Gipfel. AAJ, 1987, S. 258

Eine fünfköpfige Expedition aus Polen (vier Frauen und ein Mann) bestieg den Berg erstmals von Südwesten, aus dem Jaonli-Bamak-Tal. Am 12. Oktober erreichten Ewa Kalinowska (Leiterin), Anna Bruzdowicz-Dubek, Jolanta Patynowska und der männliche Teilnehmer Marek Bumblis über den Westgrat den Gipfel des Gangotri I, nachdem ein Hochlager errichtet und dreimal biwakiert wurde. Leider verunglückte die Leiterin beim Abstieg tödlich. J. Nyka

### **Jogin 1, 6465 m; Jogin 2, 6342 m**

Eine britische Mannschaft bestieg beide Gipfel im September. M 113, 1987, S. 9

### **Kedarnath Dome, 6831 m**

Eine amerikanische und eine indische Gruppe waren auf der Normalroute erfolgreich. M 113, 1987, S. 9

### **Shivling, 6543 m**

Eine australische Expedition erreichte im Mai den Gipfel, wobei der Begleitoffizier tödlich verunglückte. M 110, 1986, S. 11

Drei Italiener, P. Bernascone, F. Manoni und E. Rosso haben erstmals die 1500 m hohe Nordostwand durchstiegen. Sie begannen mit der Kletterei am 15. Juni und erreichten am 20. Juni den Gipfel.

Bei einer Durchschnittsneigung von 65 Grad wurden im Eis Stellen von 90 Grad überwunden, im Fels erreichten die Schwierigkeiten 6a und A1. J. Nyka

Einer britischen Mannschaft glückte die zweite Begehung des Südostgrates. Am 5. und 6. September erreichten sechs Teilnehmer den Gipfel. AAJ, 1987, S. 262

### **Sri Kailas, 6932 m**

Eine indische Expedition konnte den Berg über den West Col ersteigen. Sechs Lager wurden errichtet, am 11. Juni der Gipfel erreicht. AAJ, 1987, S. 258

## **Kaschmir Himalaya**

### *Nanga Parbat Gruppe*

### **Nanga Parbat, 8125 m**

Mitte August erreichten Mitglieder einer spanischen und einer italienischen Expedition über die Kinshofer – Route den Gipfel. M 111, 1986, S. 10–11

### **Karakorum**

1986 kamen 52 Expeditionen nach Pakistan, die 62 Gipfelversuche durchführten, davon 36 an Achtausendern, 422 Bergsteiger aus 16 Ländern waren an den Expeditionen beteiligt. Von den 62 Versuchen brachten 29 Gipfelerfolge, wobei der größte Betrieb am Broad Peak und am K 2 herrschte. Der Berg wurde von 27 Personen, davon drei Frauen, bestiegen. Neue Anstiege gab es u. a. an der Chogolisa und am Gasherbrum IV.

Leider sind 1986 die Unfallzahlen sprunghaft angestiegen: während bisher pro Saison 7–8 Tote zu beklagen waren, sind im Jahr 86 24 Menschen tödlich verunglückt, 17 Bergsteiger, sechs Träger und ein Verbindungsoffizier. Allein am K 2 sind 13 Personen umgekommen. Nach Angaben von J. Nyka

### *Saser Mustagh*

### **Saser Kangri III, 7495 m**

Eine indisch-tibetische Expedition konnte im Mai den Gipfel mit fünf Hochlagern und 2000 m Fixseilen besteigen. AAJ, 1987, S. 269

### *Baltoro Mustagh*

### **Broad Peak, 8047 m**

Bergsteiger aus mehreren Ländern erreichten über den Normalweg den Gipfel, darunter Gaby und Sigi Hupfauer, Michl Dacher und Karl Faßnacht. Bgst. 2/1987, S. 74; M 111, 1986, S. 10

### **Hidden Peak, 8068 m**

Am Hidden Peak waren Bergsteiger aus verschiedenen Nationen erfolgreich. M 111, 1986, S. 10

### **Gasherbrum IV, 7925 m**

Einer der schwierigsten Berge der Welt erhielt seine zweite Besteigung. Am 22. Juni wurde der Gipfel über den unbegangenen Nordwestgrat von MacCartney-Snape und Greg Child aus Australien und Tom Hall-Hargis aus den USA erreicht. Die neue Route ist sicher (meist Schnee und Eis); die Schlüsselpassage ist ein 200 m hohes Felsband im Gipfelbereich. M 111, 1986, S. 10; CL 98, S. 28–29

### **K 2, 8611 m**

Elf Expeditionen waren im Sommer am K 2 unterwegs, wobei einige Unternehmen äußerst tragisch endeten.

Über den Abruzzi-Sporn erreichten Bergsteiger aus Österreich, Italien, Spanien, der Schweiz, Frankreich, Polen, der Tschechoslowakei, England und Korea im Juni, Juli und August den Gipfel. Beim Abstieg starben die Österreicher A. Imitzer und H. Wieser und der Brite A. Rouse an Erschöpfung, ebenso die Engländerin J. Tullis. Zuvor hatten sie, ebenso wie W. Bauer und K. Diemberger, den Gipfel erreicht. Die Spur der Polin D. Wolf verliert sich auf ca. 7000 m.

Das französische Ehepaar L. u. M. Barrard stürzte ebenfalls beim Abstieg in den Tod.

Der Italiener R. Casarotto stürzte nach der Rückkehr von der Magic Line, wo er 8300 m erreichte, nahe dem Basislager in eine Spalte und starb wenig später.

Zwei Mitglieder einer amerikanischen Expedition starben an der Magic Line in einer Lawine. Ein Träger der koreanischen Expedition wurde an der Normalroute durch Steinschlag tödlich verletzt.

Eine polnische Expedition unter der Leitung von J. Majer konnte die Magic Line vollenden, P. Piasecki, W. Wróz und der Tscheche P. Bozik erreichte den Gipfel. Beim Abstieg stürzte Wróz tödlich ab.

Im Rahmen einer von K. Herrligkoffer geleiteten Expedition glückte die Durchsteigung der 3500 m hohen Südwand. Nach der Errichtung von zwei Lagern (6000 und 6400 m) wurde eine Felsrippe mit Fixseilen (500 m) versichert. Am 3. Juli starteten die beiden Polen Jerzy Kukuczka und Tadeusz Piotrowski den Schlußangriff, wobei sie zuerst in Lager II übernachteten, in der zweiten Nacht im Biwakzelt auf 7400 m; auf 7800 m wurde biwakiert. Eine sehr schwierige Felsstufe (25 m V+, 70 m IV) machte zwei Biwaks zwischen 8100 und 8200 m notwendig, ehe sie am 8. Juli abends am Gipfel standen. Nach zwei weiteren Biwaks beim Abstieg über den Abruzzi-Sporn verlor Piotrowski plötzlich beide Steigeisen und stürzte in die Tiefe. Kukuczka stieg allein weiter ab und erreichte am 12. Juli das Basislager. Eine großartige Erstbegehung – jedoch mußte der Erfolg mit einem zu hohen Preis bezahlt werden.

M 111, 1986, S. 8–10; M 113, 1987, S. 9; CL 98, 1986, S. 27; Bgst. 2, 1987, S. 74–75

Die beiden Jugoslawen T. Jamnik und T. Cesen führten im Sommer eine viertägige „Erkundung“ durch. Dabei kletterte Cesen in der Nacht vom 3. bis 4. Juli im Alleingang über den rechten Pfeiler der Südwand. Nach 17stündigem Aufstieg erreichte Cese auf 8000 m den Abruzzi-Sporn, über den er ohne Gipfelversuch abstieg. Die Schwierigkeiten des 2700 m hohen Pfeilers (5300–8000 m): V+ bis VI-.

J. Nyka

#### **Sia Kangri, 7422 m**

Zwei Besteigungen wurden in diesem Jahr durchgeführt: eine durch eine indische Militärexpedition und eine durch eine indisch – nordamerikanische Expedition.

M 112, 1986, S. 11

#### *Hispar Mustagh*

#### **Yukshin-garden Peak, 7530 m**

Ein Vier-Mann-Team aus Spanien erreichte am 8. Juli über die Österreicher-Route von 1984 den Gipfel.

M 113, 1987, S. 9

#### *Masherbrum Mustagh*

#### **Chogolisa, 7665 m**

Einer spanischen Expedition glückte die zweite Besteigung des Nordwestgipfels. Dabei wurde der Nordostgrat erstmals begangen. Vier Teilnehmer erreichten in der zweiten Junihälfte den Gipfel.

Im September konnte ein britisches Team unter der Leitung von A. Fanshawe die Nordwestwand und den anschließenden Südwestgrat begehen. Anschließend folgte die erste Überschreitung zum Nordwestgipfel.

AAJ, 1987, S. 280; M 112, 1986, S. 11



*Jerzy Kukuczka wird nach seinen Erfolgen im Himalaja von manchen als der „Reinhold Messner des Ostblocks“ bezeichnet.*

*Foto: Deutsches Institut für Auslandsforschung*

#### *Rakaposhi-Kette*

#### **Rakaposhi, 7788 m**

Eine niederländische Expedition unter der Leitung von D. Nijssen war über eine neue Variante am Nordwestgrat erfolgreich. Am 17. August wurde der Gipfel von zwei Bergsteigern erreicht.

M 112, 1986, S. 10

#### **Hindukusch**

#### **Dir Gol Zom, 6778 m**

Ende August kletterten zwei Briten durch die Nordostwand und stiegen über den Ostgrat ab.

M 112, 1986, S. 11

#### **Sowjetunion**

#### *Pamir*

#### **Pik Kommunismus, 7483 m**

Die erste Winterbesteigung des höchsten Berges der Sowjetunion gelang zwei sowjetischen Mannschaften Anfang Februar.

M 110, 1986, S. 11

#### **Pik Korzhnewskoj, 7105 m**

Zur gleichen Zeit war eine andere Gruppe an der Südflanke des Pik Korzhnewskoj erfolgreich. Auch dies war die erste Winterbesteigung.

M 110, 1986, S. 11–12

Gruppen aus 17 Ländern waren am internationalen Pamir-Lager beteiligt, wobei aus der Schweiz und den USA die meisten Bergsteiger kamen. Die drei Siebentausender Pik Lenin, Pik Kommunismus und Pik Korzhnewskoj waren am begehrtesten. Erwähnenswert ist die Wiederholung der Myslowski-Route an der 2500 m hohen Südwand des Pik Kommunismus durch fünf Bulgaren.

Zwei Franzosen glückte der Gleitschirmflug vom Gipfel des Pik Lenin.

J. Nyka

## Tianshan

### Chan Tengri, 6995 m

Eine achtköpfige Mannschaft aus Moskau durchstieg vom 8. bis zum 21. August die 2700 m hohe Nordwand auf einer neuen Direktroute. Auf 4900 m, 5000 m und 5400 m mußten sehr schwierige Felsstufen überwunden werden. J. Nyka

## China

### Cho Oyu, 7350 m

Im Herbst bestieg eine japanische Mannschaft diesen Berg, der westlich des Cho Oyu an der tibetisch-nepalesischen Grenze liegt.

AAJ, 1987, S. 304

### Everest, 8848 m

Ende August führten die beiden Schweizer Erhard Loretan und Jean Troillet auf der Nordseite eine sehr schnelle Begehung durch. In knapp zwei Tagen erreichten sie über den direkten Zustieg (Japaner-Route) zum Hornbein-Couloir und das Couloir selbst den Gipfel. Anschließend legten die beiden im Abstieg 2700 Höhenmeter auf dem Hosenboden rutschend in 3 1/2 Stunden zurück. Der Everest war der neunte Achttausender von E. Loretan.

M 112, 1986, S. 10; CL 99, 1986, S. 25

Eine kanadische Expedition erreichte Mitte Mai von der tibetischen Seite aus über den Westgrat den Gipfel. Ab einer Höhe von 7600 m verläuft die Route auf der der Amerikaner von 1963.

CL 97, 1986, S. 26-27

### Gyala Peri, 7151 m

Eine japanische Expedition unter der Leitung von K. Tobita konnte den Berg über die Westwand und den anschließenden Südgrat besteigen. Vier Lager wurden errichtet; am 31. Oktober standen drei Japaner auf dem höchsten Punkt.

AAJ, 1987, S. 294

### Karjiang Mittelgipfel, 7216 m

Mitte Oktober erreichten drei Mitglieder einer japanischen Expedition den Mittelgipfel.

AAJ, 1987, S. 296

### Kula Kangri, 7554 m

Im April war eine japanisch-chinesische Expedition am Westgrat erfolgreich.

AAJ, 1987, S. 294

### Mustagh Ata, 7546 m

Anfang August war eine kleine amerikanische Expedition erfolgreich. Nach Errichtung von fünf Hochlagern erreichten A. Smith und J. Allsup am 4. August den Gipfel.

Eine italienische Mannschaft bestieg den Berg von der pakistanischen Seite aus. Am 17. August wurde der Gipfel erreicht.

AAJ, 1987, S. 308

### Ninchin Kangsha, 7191 m

Eine tibetische Expedition erreichte den Gipfel am 28. April; 1985 war eine japanische Mannschaft am Südwestgrat gescheitert.

AAJ, 1987, S. 297

### Shisha Pangma (Xixabangma), 8027 m

Im September war eine internationale Gruppe auf der Normalroute erfolgreich. E. Escoffier, X. Murillo aus Frankreich und der Japaner T. Ozaki erreichten den Gipfel am 10. September. Der Franzose M. Vincent folgte am 19., die beiden Österreicher M. Leuprecht und J. Oberauer am 20. September.

AAJ, 1987, S. 304

## SHISHA PANGMA – Expedition, Trekking oder klassisches Bergsteigen?

Von Marcus Schmuck

Die Reise nach Tibet ist heute zu einer technisch-organisatorischen Frage geworden. Zu keinem der achttausend Meter hohen Gipfel im Himalaya ist die Anreise problemloser, als hierher zum fünftausend Meter hoch gelegenen Basislagerplatz an der Nordseite des Shisha Pangma. Natürlich ist der Bergsteiger mit der Manipulation seines Gepäcks belastet und muß sich mindestens drei Tage lang von Lhasa aus mit dem Staub und der Höhe zurechtfinden. Von Mitteleuropa aus über Peking ist es wohl die längste Anreise, jedoch die unbeschwerlichste. Mit der Öffnung des Grenzüberganges seit März 1985, zwischen Nepal und Tibet, entlang des Arniko Highways, zeichnet sich eine Verkürzung der Anreise ab.

## Expedition oder Trekking?

Der Begriff Expedition, welcher für Erkundung und Forschung steht, könnte für auftretende, unbekannte Umstände während einer Achttausenderbesteigung, über einen bereits bekannten Anstieg, angewandt werden. Wir begingen die Nordwest-, also die Normalroute. Auf diesem Anstieg waren wir die elfte Gruppe und führten die zwölfte Besteigung des Berges aus.

Eine Achttausender-Unternehmung als Trekking zu bezeichnen erscheint mir gewagt und untertrieben. An der organisierten Tour nahmen einundzwanzig Bergsteiger teil, welche sicher keine Trekker waren.

## Klassisches Bergsteigen!

Auch für alle meine außereuropäischen Bergtouren steht der Begriff des klassischen Bergsteigens. Für diesen, man könnte auch sagen – nostalgischen – Begriff gibt es jedoch klare Bedingungen. Treffend sagen die Engländer *clean mountaineering* und *fair play*.

Wir führten unsere Reise nach Tibet und zum Berg der Götter vom vierzehnten April bis zum vierten Juni 1985 durch. Es war meine neunundzwanzigste Bergfahrt in ferne Berggebiete, welche ich vorbereitete und auch leitete. Mir war daran gelegen, auch die Ersteigung dieses Achttausenders in der Art des klassischen Bergsteigens durchzuführen.

Erstmals haben wir – Wintersteller, Diemberger, Buhl und ich – diesen Ersteigungsstil 1957 am Broad Peak angewandt. Den Bergsteigergruppen kann zur Überwindung von langen Anmarschstrecken im Himalaya, bis zum Fuß eines Berges, eine fremde Transporthilfe zugestanden werden. Es ist aber kein Bergsteigen im Alpenstil und kein klassisches Bergsteigen, wenn

*Oswald Gassler bei der Einfahrt in die  
50° steile Nordflanke des Shisha Pangma.  
Im Hintergrund die beiden NW-Gipfel  
(7995 m und 7999 m).*

*Foto: L. Schausberger*



eine Hilfe zur Errichtung des Basislagers, ein Messezelt oder Küchenpersonal zur Verfügung stehen. Eine Funkverbindung zur Außenwelt und die Stationierung von Versorgungseinrichtungen jeglicher Art bedeuten Absicherungen, welche die klassischen Bergsteiger bei uns in den Alpen auch nicht hatten. Eine Hilfe durch Hochträger sowie die Verwendung von künstlichem Sauerstoff scheiden beim Alpenstil aus.

Der Anspruch, im Himalaya klassisch bergzusteigen ist hoch. Nur mit umfangreicher Erfahrung, erstklassigem Können, bester Kondition und vollkommener Gesundheit kann ein Alpenstil auf hohe Berge versucht werden. Es trägt jeder Bergsteiger die Verantwortung für seine Entscheidung. Ein Fehlverhalten kann nicht auf Begleiter abgeschoben werden! Immer wieder hört man von Expeditionen, oder solchen, die glauben eine zu sein, vom sauberen Gehen, einem clean mountaineering oder von einem fair play. Wer beim Höhenbergsteigen, insbesondere über siebentausend Meter, solche leistungsbezogene Bedingungen für seine Tour in Anspruch nehmen will, überprüfe seine Tätigkeit! Jede Erleichterung vermindert die Leistungsforderung und stellt eine Konzession an die psychische und physische Belastung dar. Das klassische Bergsteigen verträgt keine Zugeständnisse, gleichgültig, um welche Schwierigkeiten es sich während einer Besteigung handelt. Mit den Wörtern *clean* und *fair* ist auch der Alpenstil im Himalaya recht klar abgegrenzt.

## Unsere Besteigung

Ob der Berg der Götter – Shisha Pangma – noch dem Langtang Himal oder der Pekhü-Gangri Gruppe zuzuordnen ist, war für uns nicht so maßgebend. Unsere Gruppe setzte sich aus drei Schweizern, zwei Deutschen und sechzehn Österreichern zusammen. Mit einer zeitlichen Vorgabe von 51 Tagen München – Peking – Lhasa – Shisha Pangma – retour, war die Unternehmung transportmäßig vorbereitet und zeitlich begrenzt. Im ersten Moment erschien die Zeit für das entlegene hohe Ziel zu knapp. Die Anreise über Lhasa zum Basislagerplatz in fünftausend Meter Höhe war die erste Beanspruchung. Am zweiundzwanzigsten April, beim Beladen unseres Transportfahrzeuges und der Errichtung des Basislagers, hatte jeder die erste Möglichkeit, seinen Akklimatisationszustand kennenzulernen. Der Basislagerplatz ist ca. dreißig Kilometer vom Berg entfernt. Mit einem Allradfahrzeug und einigen Yaks konnten wir unsere Ausrüstung noch näher an den Berg heranbringen. Immer noch waren fünfzehn Kilometer bis Beginn des eigentlichen Anstieges zu überwinden. Jegliche Hilfe für den weiteren Anmarsch war zu Ende.

Die Besteigung wurde wie geplant als klassisches Bergsteigen, also ohne Hochträger und ohne Sauerstoffgeräte, ausgeführt. Eine vorgeschobene Basis, das Seelager, errichteten wir in 5500 m Höhe. Das Lager I wurde in 5800 m, das Lager II in 6450 m, das Lager III in 6850 m Höhe errichtet. Die Zelt-, Koch- und Besteigungsgemeinschaften handelten selbständig. In drei Gruppen wurde die Gipfelbesteigung ausgeführt, wobei alle

Bergsteiger aus einer Höhe von 7100 m (Lager IV) den Gipfelanstieg ausführten.

Die erste Gruppe (Gassler, Wörgötter, Schausberger) stand am 10. Mai, die zweite (Kendler, Schilcher, Wagner, Wettstein, Vedani, Wangeler, Heinzel) am 12. Mai und die dritte Gruppe (Schilcher, Kamer, Schell) am 19. Mai auf dem Gipfel. Zwölf Bergsteiger erreichten damit diesen Achttausender.

Nicht allen war der Gipfel beschieden. Für sieben Bergsteiger lagen die Umkehrpunkte zwischen 7100 m und 7950 Metern. Zwei Bergsteiger gingen aus gesundheitlichen Gründen über Lager II nicht hinaus. Jeder Teilnehmer kannte seine Grenze, und alle kamen ohne Komplikationen vom Berg zurück.

Nach mehrtägigem Aufenthalt im Lager IV auf 7100 m und einer starken Verköhlung endete mein Gipfelversuch in 7350 m Höhe. Ich fühlte die Spitzen meiner Hände und Füße nicht mehr. Es war Zeit umzukehren. Über der Flamme meines Kochers erweckte ich meine gefühllosen Finger und Zehen im Lager IV wieder zum Leben.

Es gab einige Besonderheiten: Oswald Gassler aus Lienz in Osttirol führte die erste Skibefahrung aus. Ich traute meinen Augen kaum, als er bereits um 14 Uhr des 10. Mai die felsendurchsetzte Steilflanke oberhalb des Lagers IV herunterfuhr! Um sechs Uhr früh war er mit seinen Freunden aufgebrochen. Nach der Überwindung von gut neunhundert Höhenmetern zum Gipfel war er nach acht Stunden wieder im Lager IV. Die drei Schweizer Angelo Vedani, Sepp Wangeler und Max Wettstein waren die ersten ihres Landes auf dem Gipfel. Unser jüngster Teilnehmer, Thomas Schilcher, 23, aus Altausee, war am 12. Mai mit der Gruppe 2 oben. Er begleitete die Kameraden der Gruppe 3 und ermöglichte ihnen das Erreichen des hohen Zieles. Am 19. Mai stand er ein zweites Mal auf dem Gipfel.

Der Shisha Pangma zählt sicher nicht zu den leichtest ersteigbaren Achttausendern. Die langen Zustiege und die zwischen den Lagern befindlichen steilen und spaltendurchsetzten Gletscherstufen, insbesondere der steile Gipfelanbau mit seiner Eisflanke zum Hauptgipfel, können zum Problem für eine Ersteigung werden.

Die Bergsteiger haben diese Besteigung ohne jegliche Hilfe ausgeführt. Diese Ersteigungsmethode, ein Stil im Sinne des klassischen Bergsteigens in den Alpen, stellte eine besondere Leistungsanforderung für die Teilnehmer dar.

Ihr gehört, wie ich glaube, auch die Zukunft des Bergsteigens in den Bergen der Welt.

# Kailas – der heiligste Berg der Welt

Von Herbert Tichy

*Die Farbtafel vor der Titelseite dieses Jahrbuches zeigt ein Ölbild des Kailas von Benedetto Fellin, das im Jahre 1983 entstanden ist. Der 1956 in Meran geborene Maler lebt heute in Wien und im Waldviertel. Bereits 1973 tritt er erstmals in Kontakt mit einer Hindu-Sekte; aber erst in der zweiten Hälfte der Siebziger Jahre beginnt er mit ernsthaften Studien bei Lama-Mönchen und vertieft diese Eindrücke auf zwei Reisen nach Indien und zum Himalaya.*

*Selbst einen flüchtigen Betrachter des Bildes von Fellin wird nicht entgehen, daß darin Motive vorkommen, die man auf den folgenden Seiten als Fotos von Herbert Tichy wiederfindet. Das ist kein Zufall. Fellin wurde 1983 mit Tichy bekanntgemacht und erzählte ihm von dem Vorhaben, den Kailas zu malen:*

*„Ich wurde sogleich mit einem Schwarz-Weiß-Foto beschenkt, das Tichy vor bereits 50 Jahren von diesem Berg gemacht hatte. Sichtlich überrascht wurde dann Tichy mit der dreifachen Darstellung des Berges von verschiedenen Seiten her gesehen, die Vorderfront in vergrößertem Maßstab hervorgehoben . . .*

*Der mythologische Name dieses Berges ist SUMERU, worunter man nach alter Sanskrittradition die Achse des Universums versteht, den konzentrischen Punkt im Mandala . . .*

*Die Erfahrungen, die Herbert Tichy durch mehrere Jahrzehnte hindurch in vielen Landschaften und unter verschiedensten Völkern gemacht hat, strahlen auf mich eine Faszination aus, die wohl von romantischer Natur sein mag. Wer aber einmal seinen Erzählungen gelauscht hat, der kann verstehen, wie sehr mich seine Fähigkeit beeindruckt, in den Menschen, die von unterschiedlichsten Religionen und Geisterwelten geprägt sind, aufgehen zu können . . .“*

*(Zitat aus: Benedetto Fellin, Verhüllen – Aushüllen, Galerie Infeld, Wien 1983). (d. Red.)*

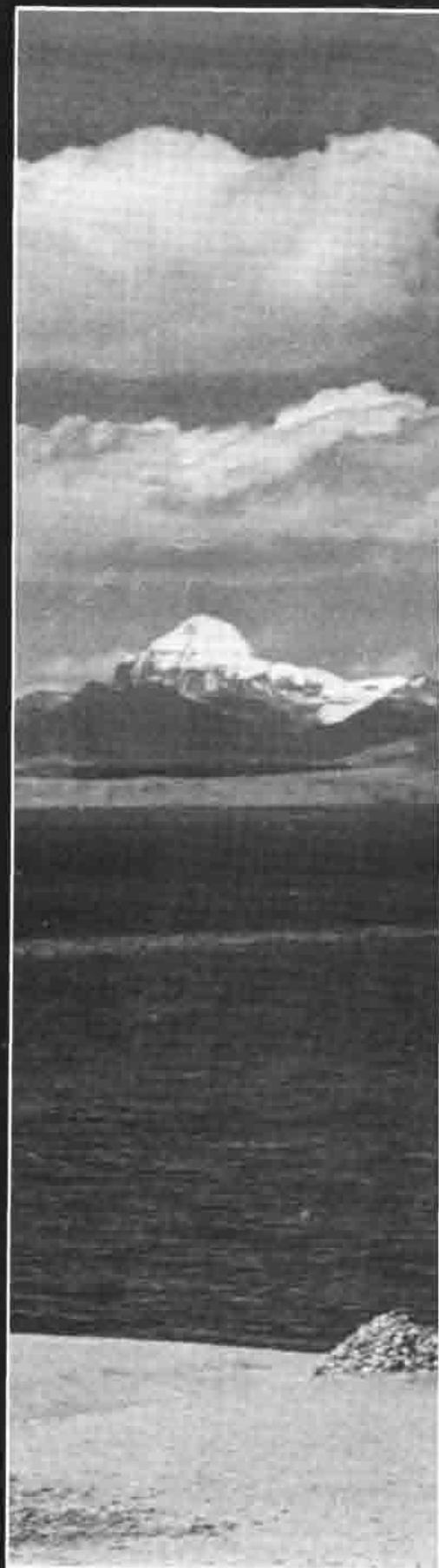
Kürzlich zeigten mir Freunde, die gerade eine Gesellschaftsreise zum Kailas unternommen hatten, ihre Fotos. Ich selbst war vor mehr als einem halben Jahrhundert in dieser Gegend gewesen und glaubte, alle Schönheiten des Heiligen Berges in meiner Erinnerung aufbewahrt zu haben. Auch hatte ich einige hundert

Schwarz-Weiß-Fotos von den wesentlichsten Punkten meiner Pilgerfahrt mitgebracht. Ich erwartete also von den Freunden eine Bestätigung meines oft nostalgischen Rückblicks.

Ihre Dias strahlten eine Reichhaltigkeit und einen Glanz der Farben aus, daß ich tief beeindruckt war. Diese Farben waren nicht künstlich verändert oder verstärkt, es waren gute Aufnahmen und sie zeigten die Landschaft, wie sie wirklich ist und wie auch ich sie gesehen haben mußte. Natürlich wußte ich, daß der Mansarowar See bei einem bestimmten Sonnenstand ein unbeschreibliches Blau annimmt. Aber so blau hatte ich den See nicht mehr in Erinnerung.

In den Jahrzehnten, die seit meiner Reise vergangen sind, hatte ich nur gewöhnliche Seen und gelegentlich das Meer gesehen. Und beide begnügen sich mit zwar oft wunderschönen, aber doch beschreibbaren Farben. Die Fotos der Freunde aber zeigten eine überwältigende Symphonie der Tönungen, wie sie einem gelegentlich in einem köstlichen Traum zuteil werden. Und wie sie dem Thron der Götter und seiner Umgebung zustehen. Ich merkte, daß meine Erinnerung oder Imagination nicht ausreichte, um diese Farbgebilde im gewöhnlichen Alltag zu bewahren. Sie nahmen ein wenig von dem Grau an, das uns so häufig umgibt. Ich beneidete die Freunde um ihr Erlebnis, das sie noch klar vor Augen hatten, und auch ein wenig um ihre Farbfotos.

Als sie dann aber Bilder von Menschen und dem Verlauf ihrer Fahrt im Jeep zeigten, bedauerten wir gemeinsam, daß Tibet immer „moderner“ wird. Die langen verfilzten Haare der Tibeter hatten einen kurzen Haarschnitt Platz gemacht; auch die Gesichter hatten etwas von ihrer Ursprünglichkeit verloren, und die Augen blickten wissender, als hätten sie einen Teil ihrer früheren Unschuld verloren. Wo ich über eine endlose Steppe gewandert war, zog nun eine Straße, die allerdings stellenweise diesen Namen nicht verdiente, ihre schnurgerade Bahn. Wo ich in Klöstern übernachtet hatte, war die Kulturrevolution darübergerbraust, und nur einzelne Mani-Steine erinnerten daran, daß hier ein Haus der Frömmigkeit gestanden war. Die Landschaft ringsum war natürlich dieselbe geblieben, aber viele Einzelheiten zeigten ein neues Tibet an, das in kommenden Jahren des Tourismus immer mehr an Gesicht und Gestalt gewinnen wird. Vielleicht können meine alten Fotos einen Eindruck von jenem Tibet bewahren, das es entweder schon heute nicht mehr gibt oder doch bald nicht mehr geben wird.



Rechts: Der heilige Mansarowar See (auf 4600 m) mit dem Kailas. Sven Hedin hat diese Landschaft die „harmonischste der Welt“ genannt. Ganz oben: In vielleicht keiner anderen Landschaft der Welt fühlt man sich so klein und nichtig wie auf den riesigen Steppen Tibets. Die Menschen, die in diesem Land lebten, waren sich dessen immer bewußt.

Oben links: Leere Konservendosen waren vor fünfzig Jahren in Tibet noch eine kostbare Seltenheit und wurden gerne als Geschenk angenommen.

Oben rechts: Wie mag dieser Regenschirm wohl nach Tibet gekommen sein? Vielleicht wurde er einem Pilger abgenommen, denn sein jetziger Benützer erklärte uns nicht ohne Stolz, er sei ein Bandit. Uns ließ er aber ungeschoren.





Rechts: Der Kailas vom Norden, vom Kloster Diripu aus gesehen. Der betende Mönch und der heilige Berg im Hintergrund boten ein so schönes Motiv, daß ich auf meine Vorsicht vergaß und die Kamera holte. Dem „Gorpon Sahib“, der mich deswegen verhörte, schwindelte ich vor, daß ich nur durch ein Fernglas geschaut hätte. Als wir ihm das Glas als Geschenk gaben, war der Friede gerettet.

Links: Die frommen Pilger, die aus allen Teilen Tibets zum Kailas kamen, legten die „perkerma“, die Umrundung des Berges, kriechend zurück, d. h., sie maßen die Länge des Weges mit ihren Körpern aus. Sie benötigten für diese Bußübung etwa einen Monat. Unten: Wir legten den Rundgang um den Kailas in zwei Tagen zurück. Allerdings läßt sich unser Verdienst nicht mit dem der Frommen vergleichen.







Großes Bild: Als wir vom Kailas westwärts zum Tirthapuri Gompa zogen, verschwand der Heilige Berg wie das Segel eines aufs Meer fahrenden Schiffes langsam hinter dem Horizont. Ein wehmütiger Abschied, der uns richtig traurig machte.

Die beiden kleinen Bilder zeigen Herbert Tichy: links mit seinem indischen Freund Chatter Kapur und einem Saddhu vor der Pilgerfahrt zum Kalais im Jahre 1936, rechts zu seinem 75. Geburtstag im Jahre 1987 in seiner Wiener Wohnung.

# Unterwegs auf Tibets Straßen

## Mit dem Fahrrad von Kathmandu nach Lhasa

Von Gertrude Reinisch

Wenn's dem Esel zu wohl ist, geht er auf's Eis tanzen. Und wenn's einem Europäer zu gut geht, verbringt er seinen Urlaub in Tibet. Seit wenigen Jahren sind die Grenzen für Touristen geöffnet. Als Mitglied einer exklusiven Reisegruppe braucht man aber nicht nur eine dicke Brieftasche, man reist auch gut geschützt von den Chinesen wie unter einer Käseglocke, abgeschirmt von der Bevölkerung. Der Reiseverlauf ist vorprogrammiert, Kontakt zu Tibetern fast ausgeschlossen. Charly und ich wollen das mystische Tibet hingegen hautnah erleben, die Bevölkerung kennenlernen, versteckte Klöster aufspüren. Wir fahren mit Mountainbikes (geländegängige Fahrräder) nach Lhasa und zum größten Salzsee Tibets, dem Nam Tso.

Zu Hause hinterm Ofen kann man großartige Pläne schmieden und Weltrekorde planen. Die Wirklichkeit schaut dann ganz anders aus. Vollkommen geschlaucht schleppen wir nach neunzehn Flugstunden unser Gepäck aus dem Flughafengebäude in Kathmandu. Die drückende Hitze muntert uns auch nicht gerade auf. In München hatte es bei unserer Abreise noch geschneit. „Porter?“ – „Porter?“ – „Big Taxi?“ – „Change money?“ schreiend stürzt sich eine Horde Nepalis auf uns und will unsere Sachen gleich in einem Taxi verstauen. Müde wehren wir ab. Zelt, Schlafsack, Lebensmittel, Kocher, Werkzeug, Ersatzteile, Reserveschläuche werden auf die Räder gepackt – rund 35 Kilogramm für jeden. Nur weg hier, ins ruhige, einsame Tibet, nach dem Streß der letzten Wochen, ist mein einziger Gedanke. Das schwer beladene Rad bremst meinen Schwung. Ich balanciere darauf wie ein Akrobat auf dem Drahtseil. Um zehn Uhr abends erreichen wir unser Tagesziel. Sechs Stunden Schlaf müssen genügen. Die Sonne geht auf, als wir schon längst unterwegs sind. Der Monsunregen dringt durch jede Faser unserer Kleidung. Die Nacht verbringen wir in der nepalischen Grenzstation auf dem Erdboden. Unsere Reisekleidung bekommt allmählich einen unauffälligen, graubraunen Farbton. Nach zwei Tagen erreichen wir die tibetische Grenze. Die Chinesischen Zollbeamten können sich für unsere Radtour nicht begeistern. „It is not allowed!“ hören wir hundert Mal. Die Einreise mit Fahrrädern ist in China verboten – und Tibet ist seit dreißig Jahren ein gut bewachter Teil Chinas. Radfahrer sind beweglich – zu beweglich. Man kann sie nicht ständig kontrollieren. Viel Geduld und Verständnis helfen uns weiter. Nach eineinhalb Tagen erhalten wir die Erlaubnis, mit den Rädern

nach Lhasa zu fahren. Steine, Schlamm, Hitze, Kälte, Schlaglöcher, Waschbrettspisten, Sandstürme und der in Augen, Ohren, Mund und Nase eindringende gelbe Staub sind mörderisch. Eine Felsstufe wirft mich quer über die Piste ab wie ein wildgewordenes Pferd seinen Reiter. Ich bringe eine relativ „sanfte Landung“ zustande. Nur ein Rückenmuskel ist gezerrt statt Totalschaden. Ich schaffe es mit Mühe und Not bis zur nächsten Zwangsrast. Die Karte zeigt eine große, neue Straße an – für tibetische Begriffe fast eine Autobahn. Was dem Kartographen leider keiner sagte: Die Straße wird erst gebaut. Was bleibt, ist der alte Karawanenweg durch die Wüste.

Mühsam quälen wir uns Meter für Meter weiter. Immer wieder bleibe ich im tiefen Sand stecken. Nur acht Kilometer haben wir in der letzten Stunde geschafft. Unbarmherzig brennt die Sonne vom Himmel. Die Straße flimmert in der Hitze vor den Augen. Die hellbraunen Sanddünen scheinen vor uns herzutanzten. Endlich tauchen in der Ferne die weißen Häuser eines Dorfes auf. Unsere Wassertanks sind fast leer. Die Zunge klebt mir am Gaumen. Einige Kilometer links von uns glitzert der Tsangpo Fluß verlockend zwischen den Sanddünen hervor. Er scheint ganz nahe. Aber wir wissen, daß der Weg durch den grundlosen Sand stundenlang dauern würde. Entfernungen sind schwer zu schätzen in Tibet. Durch die klare Luft wirkt alles viel näher. Außerdem können wir unsere Räder mit dem Gepäck nirgends unbeaufsichtigt lassen. Sie sind in diesem Land ein Vermögen wert.

Eine chinesische Militärkolonne überholt uns. Fünfzig, sechzig Lastautos rasen vorbei. Jeder hüllt uns sekundenlang in eine dichte Staubwolke. Ich springe vom Rad, kauere mich in den Straßengraben. Immer wieder prasseln Sandkörner auf mich herunter. Nimmt das gar kein Ende? Charly fährt weiter. Ich begreife nicht, wie er atmen kann. Die Luft ist mit gelbem Staub durchsetzt. Wie durch einen Nebelschleier taucht er vor mir auf und wieder unter, als der nächste Lastwagen kommt. Plötzlich ertönt lautes Hundegebell aus der Staubwolke, die Charly umgibt. Schemenhaft erscheinen drei Hunde und stürzen sich im nächsten Augenblick wieder wütend in die Staubwolke. Charly ist noch nicht zu entdecken. Er wehrt die Köter mit Steinen ab. Immer wieder schmeißt er nach den wild gewordenen Bestien. Endlich trollen sie sich mit kläglichem Jaulen, doch kaum steigt

Charly auf's Rad, sind sie schon wieder hinter ihm her. Er wirft sein Rad in den Sand und gibt mir Rückendeckung. Ein paar gezielte Steinwürfe, dann können wir endlich weiterfahren. Bevor wir die ersten Häuser des Dorfes erreichen, werden wir von den Feldern her mit lautem „Bye, Bye-Geschrei“ empfangen. Wie von der Tarantel gestochen rennen Tibeterkinder über die Felder auf uns zu. Immer mehr kommen gelaufen. Wir versuchen freundlich zu bleiben und grüßen auch mit „Bye, bye“. Da erreichen uns die ersten Kinder, stürzen sich auf unsere schwer beladenen Drahtesel, reißen uns vom Rad und schreien: „Sweets“ – „Dalai Lama Picture“ und noch einige für uns unverständliche Worte. Wir sind entsetzt, können uns nur mit Mühe und Not wehren, nach minutenlangem Ringen endlich wieder aufsteigen und weiterfahren. Aber das war nur der Beginn einer Serie. Im nächsten Dorf erwischen uns die „Fans“ wieder. „Bakschisch“, fordern Halbwüchsige. Wir winken ab – Hände zerren an unserem Gepäck, an unserer Kleidung – ich springe vom Rad, hundert Hände grapschen nach meinen Sachen, ich werde aggressiv, schreie, schimpfe. Die Kinder weichen langsam zurück, Erwachsene am Straßenrand lachen blöd. Ich steige auf's Rad will weiterfahren, im nächsten Augenblick hängen sich drei, vier, fünf Kinder an meinen Gepäckträger. Zu allem entschlossen lasse ich das Rad fallen, ein Lastauto bremsst hinter mir laut quietschend, und renne hinter der Kinderschar her, wenn ich nur eines in die Finger bekomme...

Wir lernen die Dörfer hassen. Fast in jedem Dorf erwarten uns die gleichen Probleme: aufgehetzte Hunde, wilde Straßenarbeiter, lästige Tibeter und von Touristen verdorbene Kinderhorden. Wir können beobachten, wie auf den Hauptreiserouten die klimatisierten, luftgefederten Busse anhalten und gelbgrün gesichtige, höhenkranke Touristen kiloweise Zuckerltn und Dalai-Lama-Bilder, manchmal sogar haufenweise Kleingeld beim Busfenster hinauswerfen. Den Touristen ist nicht klar, daß sie aus einem einst freundlichen Volk, wie es zum Beispiel Herbert Tichy erlebte, bettelnde Tagediebe machen, die vielleicht in ein paar Jahren Reisende überfallen und ausrauben, statt Felder zu bestellen.

Das Schicksal Tibets hat einen tiefen Widerhall in aller Welt gefunden. Das mystische Tibet ist zum Symbol verlorener Ideale geworden. Die Menschen haben verlernt, die geistige Schöpferkraft in ihrem Innersten zu wecken, alle Kräfte werden zur Durchsetzung materieller Wünsche vergeudet. Die Vorgänge in Tibet sind symbolisch für das Schicksal der Erde. Vor unseren Augen spielt sich der Kampf zwischen zwei Welten ab: zwischen Vergangenheit und Zukunft, Rückständigkeit und Fortschritt, Religion und Wissenschaft, Aberglaube und Vernunft, zwischen Mensch und Maschine, geistiger Freiheit und materieller Macht, Weisheit des Herzens und intellektuellem Wissen, der Würde des einzelnen menschlichen Individuums und dem Herdeninstinkt der Masse, dem Glauben an die höhere Bestimmung des Menschen durch innere Entwicklung und dem Glauben an materiellen Wohlstand. Wir sind Zeugen der Tragödie eines

Volkes, das von seinem mächtigen Nachbarn seiner Freiheit beraubt wurde – und das im Namen des Fortschrittes, der der Menschheit seit jeher als Deckmantel für Brutalitäten diene. Doch der Geist Tibets hat die Grenzen seines Landes längst überschritten und übt einen ständig wachsenden Eindruck auf die Welt aus. Der Zauber tibetischer Kultur und die Lehren ferner Vergangenheit werden in westlichen Kulturkreisen wiederentdeckt. Die geistige Überlegenheit Tibets läßt sich weder ausrotten noch einsperren.

## Endlich in Lhasa

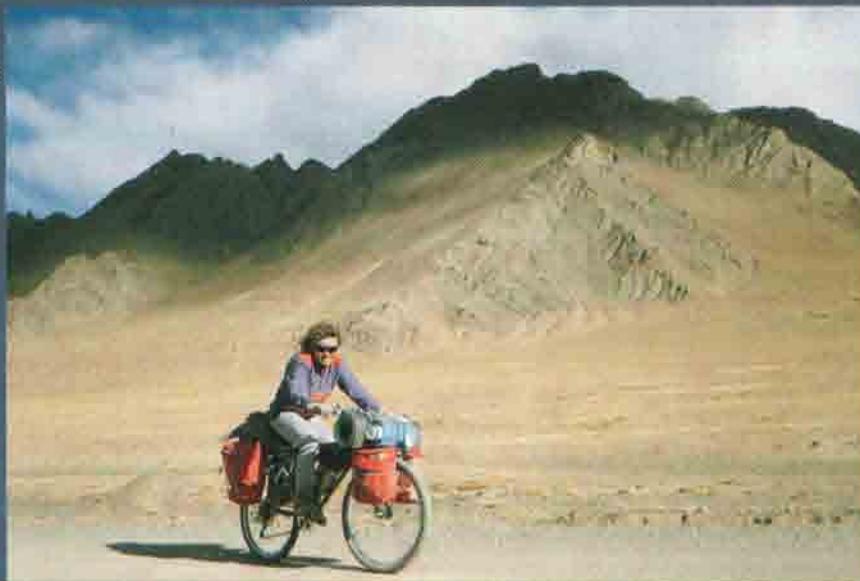
Wir treiben uns stundenlang fasziniert am Markt umher, bevor wir uns aufraffen, die berühmten Tempelanlagen und Klöster in Lhasa zu besuchen. Im riesigen Potala-Palast sind nur wenige Räume für Fremde geöffnet, vielleicht noch gar nicht alle Kammern des ungeheuren Labyrinths entdeckt. Das Grab des dreizehnten Dalai Lama ist so groß wie ein dreistöckiges Haus, ganz mit Gold überzogen und mit handtellergroßen Edelsteinen geschmückt. Gegenüber von Potala liegt der Chokpori-Hügel, auf dem einst die mächtige Klosteranlage der medizinischen Universität thronte. Kein Stein liegt mehr auf dem anderen. Nur Schutt ist geblieben. Als Krönung wurde von den Chinesen ein Sender auf den Hügel gestellt.

## Der See des Himmels

Nach wenigen Tagen reicht uns der Trubel in Lhasa. Wir fahren weiter nach Norden ins einsame Hochland der Yaknomaden. Wir tauschen unsere bequemen Betten wieder gegen das harte Lager im luftigen Zelt und die wärmende Geborgenheit einer häuslichen Unterkunft gegen die unbegrenzte Freiheit des Nomadenlebens. Tagsüber verbrennt uns die heiße Sonne das Gesicht und Sandstürme wirbeln auf uns zu. Die Kälte der Nacht läßt alle Bäche zu Eis erstarren. Nach drei Tagen lassen wir das letzte kleine Dorf hinter uns und steuern auf einem kaum zu erkennenden Karawanenpfad einen Paß im Transhimalaya an. Mühsam schieben wir unsere Drahtesel durch den hohen Schnee, vorbei am über 7000 Meter hohen Nyanchen Thangla (König der Berge), hinauf zum Lar-geh-La (5300 m). Ein See, viel größer als der Bodensee, liegt uns zu Füßen. Türkisblau bis smaragdgrün, eingebettet in eine gelbbraune Hügellandschaft und weite Ebenen, haben wir den Nam Tso (Himmelssee) in unseren Träumen gesehen. Nun starren wir entsetzt in eine Eiswüste. Minus 35 Grad zeigt unser Thermometer. Die Landschaft, die vor uns liegt, erstarrt in Eis und Schnee. Der endlos scheinende Salzsee ist zugefroren. Schneestürme fegen über den größten Eislaufplatz der Welt. Für dieses arktische Klima ist unsere Ausrüstung nicht mehr geeignet. Enttäuscht kehren wir zurück nach Lhasa.

Auf Klostersuche begeben wir uns, als wir die Transhimalayakette entlangfahren. Vom Himalaya durch hunderte von Kilometern öder Wüsten und einsamer Steppen getrennt ragen die

# Dieses Tibet läßt sich nicht ausrotten



*Oben: Himalaja-Hauptkette vom Norden mit Makalu, Everest und Cho Oyu.*

*Links: 2500 Kilometer auf Straßen, die diesen Namen nicht verdienen.*

*Fotos:  
Jürgen Winkler  
Karl Ölmüller*

Foto: Karl Ölmüller

Berge des Transhimalaya in den Himmel, unberührt und drohend. Auf den silbrigglänzenden Gipfeln wohnen die Götter, die das Schicksal der Tibeter bestimmen. Die Menschen, die am Fuß dieser Berge leben, haben kein Verlangen, ihre Gipfel zu erreichen. Ihr Leben ist hart genug.

Durch die wildesten Schluchten schleppen wir unsere Fahrräder, immer in der Hoffnung, ein Kloster zu entdecken, das weder von den Chinesen noch vom Tourismus zerstört ist. Der Rauch der Yakfeuer lockt uns auf die richtige Spur und ein Lama empfängt uns freundlich. Der herbe Duft der Butterlampen erfüllt den großen Raum mit den vielen goldenen Buddhastatuen. Beeindruckt genießen wir die Friedlichkeit, die dieses Kloster ausstrahlt. Als wir uns bedanken und verabschieden, beschenkt mich der Lama mit einem blutroten, großen Butter – Tsampakuchen, den ich sofort der großen Buddhastatue opfere.

Ich bin todmüde. Zwar haben wir heute erst 35 Kilometer zurückgelegt, doch der Gegenwind raubte mir meine letzten Kräfte. Ich fühle mich ausgelaugt, fertig, will nur mehr schlafen. Aber ich weiß auch, daß es höchste Zeit ist, nach Nepal zurückzukehren, wenn wir unseren gebuchten Flug erreichen wollen. Mindestens 100 Kilometer sollten wir jeden Tag radeln. Im Gegensatz zu unseren letzten Erfahrungen mit den meisten Tibetern funktioniert die Unterhaltung mit Körpersprache und ein paar tibetischen Wörtern mit dem Lama hervorragend. Er erkundigt sich genau nach unserer Reiseroute und will wissen, wie viele Tage wir noch unterwegs sein werden. Zum Abschied legt er uns noch mit vielen Segenswünschen weiße Glücksschleifen um den Hals. Besonders für mich hat er viele Sprüche und ein wärmendes Lächeln. In den nächsten drei Stunden bewältigen wir noch eine Strecke von 65 Kilometern, einen Paß mit 4900 Metern Höhe, und der Gegenwind wird nach wenigen Minuten zu Rückenwind, obwohl wir die Fahrtrichtung nicht ändern. Ob es Zufall ist, mich der Buttertee so gestärkt hat oder die Zaubersprüche des alten Lama geholfen haben, bleibt meiner Fantasie überlassen.

## Wir radeln über den Himalaya

Das schönste Gebirge der Welt taucht vor uns auf, der Cho Oyu, der Mount Everest, der Shisha Pangma. Serpentine für Serpentine fahren wir höher. Zwei ca. fünftausend Meter hohe Pässe liegen vor uns. Adler kreisen über uns. Keuchend und stoßweise steigt unser Atem in Eiskristallen zum Himmel, der sich tiefblau von der blendendweißen Bergkette abhebt. Nach dem ersten Paß fegt ein eisiger Wind über die Hochfläche. Wir bleiben immer wieder im Schnee und Schlamm stecken. Endlich sind wir oben, ganz oben, und vor uns liegen 4000 Höhenmeter Abfahrt auf einer Strecke von 100 Kilometern, durch eine der wildesten Schluchten der Welt. Wir folgen dem Sun Kosi (Sonnenfluß), der gischtend immer wieder über 50 Meter hohe Felswände hinabstürzt und mit seinem Tosen jedes Wort im Keim erstickt. Der türkisblaue Fluß mit seinem klaren Wasser entspringt beim Mount Everest und stürzt wild die Himalayaschluchten und Bergflanken zu Tal, bis er die gigantischen Ebenen des indi-



schen Urwaldes erreicht. Dort wird er breit und ruhig, bis er schließlich in den Ganges mündet.

Aber wir genießen unseren Höllenritt. Riesige Steinblöcke sind auf die Straße gestürzt. Immer wieder müssen wir ausweichen oder rasch vom Rad springen, um einen Sturz zu vermeiden. Hunderte Meter tief brechen die Felswände am Rande der schmalen Fahrbahn ab. In den steilen Kurven gibt's nichts, was einen aufhalten würde. Die Kontrolle über das Fahrzeug darf man hier nicht verlieren. Plötzlich winken und schreien einige Chinesen am anderen Flußufer wie verrückt, trotzdem sind sie durch das Rauschen des Flusses nicht zu verstehen. Da erkenne ich, wie sie sich bei einem Felsbrocken unterstellen und begreife – eine Straßensprengung! Jeden Moment werden uns die Steine um den Kopf fliegen. Wir springen vom Rad und rennen so schnell es nur geht wieder bergauf. Ein paar Sekunden nur, dann zerreißt mir der Knall fast das Trommelfell, und keine zehn Meter von uns entfernt stürzen Felsen auf die Straße. Wir warten bis sich die Staubwolke lichtet und hoffen, daß keine Steine mehr nachkommen, als wir, so schnell es nur geht, unsere Abfahrt fortsetzen.

Dann tauchen die ersten Bäume auf. Subtropischer Urwald säumt die steilen Hänge des Himalaya. In wenigen Stunden sind wir in Nepal. Betörend duften die Pflanzen. Dunkelrot blühen die Rhododendrenbäume. Orchideen schlängeln sich über Baumstämme.

Schon morgen werden wir wieder in Kathmandu sein. Dort gibt's wieder genug zu essen, zu trinken, heiße Duschen und saubere Kleider. Nach vier Wochen in Tibet kann ich es kaum mehr erwarten. Wir sind auf Straßen, die diesen Namen nicht verdienen, rund 2500 Kilometer mit dem Rad gefahren; sind jeden Tag zwischen acht und elf Stunden auf dem Rad gesessen, haben nur fünf Nächte in einem Bett geschlafen; haben uns von Mineralgetränken, Vitamintabletten, Müsli, gefriergetrockneten Mahlzeiten und – als Festessen – Westfäler Schinken (Spende einer deutschen Reisegruppe!) – ernährt. Spätestens jetzt ist mir klar, wenn irgend etwas härter ist als Höhenbergsteigen, dann: eine Radfahrt durch Tibet.

# Wo Berge segeln

## Als Bergsteiger mit Kanu und Jacht von Grönland nach Island

Von Michael Vogeley\*

### Der Plan

Mein Freund Walter und ich sind Bergsteiger seit zwei Jahrzehnten und eine eingespielte Seilschaft. Daneben bekennen wir uns zur alpinen Dreifaltigkeit und schätzen es, Wildflüsse per Kajak zu erleben. Wir beide haben einen Freund, der Erich heißt und Ostfrieser ist. Der Erich ist das, was man alpennah respektvoll als einen „Hund“ tituliert. Er ist Segler, hat ein eigenes Fünfzehnmeterschiff und ist in Fachkreisen so etwas wie ein „Reinhold Messner der Meere“. Er wurde mehrfach ausgezeichnet, segelte mit seinem Schiff u.a. rund um Kap Horn und heimste den Ruhm ein, der erste deutsche Jachtensegler in der Antarktis gewesen zu sein.

Der Erich hatte zusammen mit seinem segelnden Freund Folkmar die Idee, einen ungewöhnlichen Törn rund um den Atlantik zu machen. In sechs Monaten und mit wechselnder Crew sollte die Reise von Deutschland über den Atlantik führen, dann von Neufundland nach Grönland, von dort nach Island, weiter über nochmals Grönland nach Spitzbergen an die Packeisgrenze und über Norwegen zurück ins feuchte Ostfriesland. Um es vorweg zu nehmen: die Reise klappte wie geplant. Zu diesem Törn erging an uns zwei Alpinisten die Einladung, auf der Grönland-Island-Etappe mitzusegeln, „... weil wir in Grönland Bergsteiger wahrscheinlich brauchen können...!“.

In mir reift der Plan, Bergsteigen, Kanufahren und Segeln zu verbinden, und so sage ich spontan zu. Walter zögert, als ich vorschlage: „Wir zwei fliegen nach *Narssarssuaq* in Südwestgrönland, paddeln dann im Kanu durch die Fjorde und das Eismeer bis nach *Julianehab*, wo wir die Jacht treffen wollen, und segeln dann mit nach *Island*.“ Die Paddelstrecke hat etwa die Entfernung München-Innsbruck, das erscheint uns machbar. Da die FREYDIS, das ist Erichs Schiff, auch noch die südgrönländischen Fjorde und Schären besegeln will, schlage ich vor, eine Eiskletterausrüstung mitzunehmen, um die eine oder andere Wand „zu packen“. „Oder vielleicht besteigen wir einen Eisberg“, versuche ich Walter zu motivieren.

Hinsichtlich der geplanten Eisbergbesteigung wird beim Einlesen in die Literatur bald klar, daß die labilen, weißen Brocken sich wälzen können. Nachts wache ich oft schweißgebadet auf. Es ist immer derselbe Traum. Wir zwei klettern an einem Eisberg,

mehrere Haken zur Zwischensicherung haben wir geschlagen, das Seil ist eingehängt und wir sind damit an das Stück Eis geschmiedet. Ich stehe auf den Frontalzacken und hänge mit den Eisklettergeräten an einem senkrechten Stück, weit unter uns ist das Meer. Und dann kentert der Eisberg durch...

Plötzlich der Entschluß von Walter: „Ich bin dabei!“ Unser Plan ist ein wenig verrückt, und deshalb ist gerade er der richtige Partner. Die kommenden Monate sind ausgefüllt mit Planen, Testen, Organisieren, Trainieren...

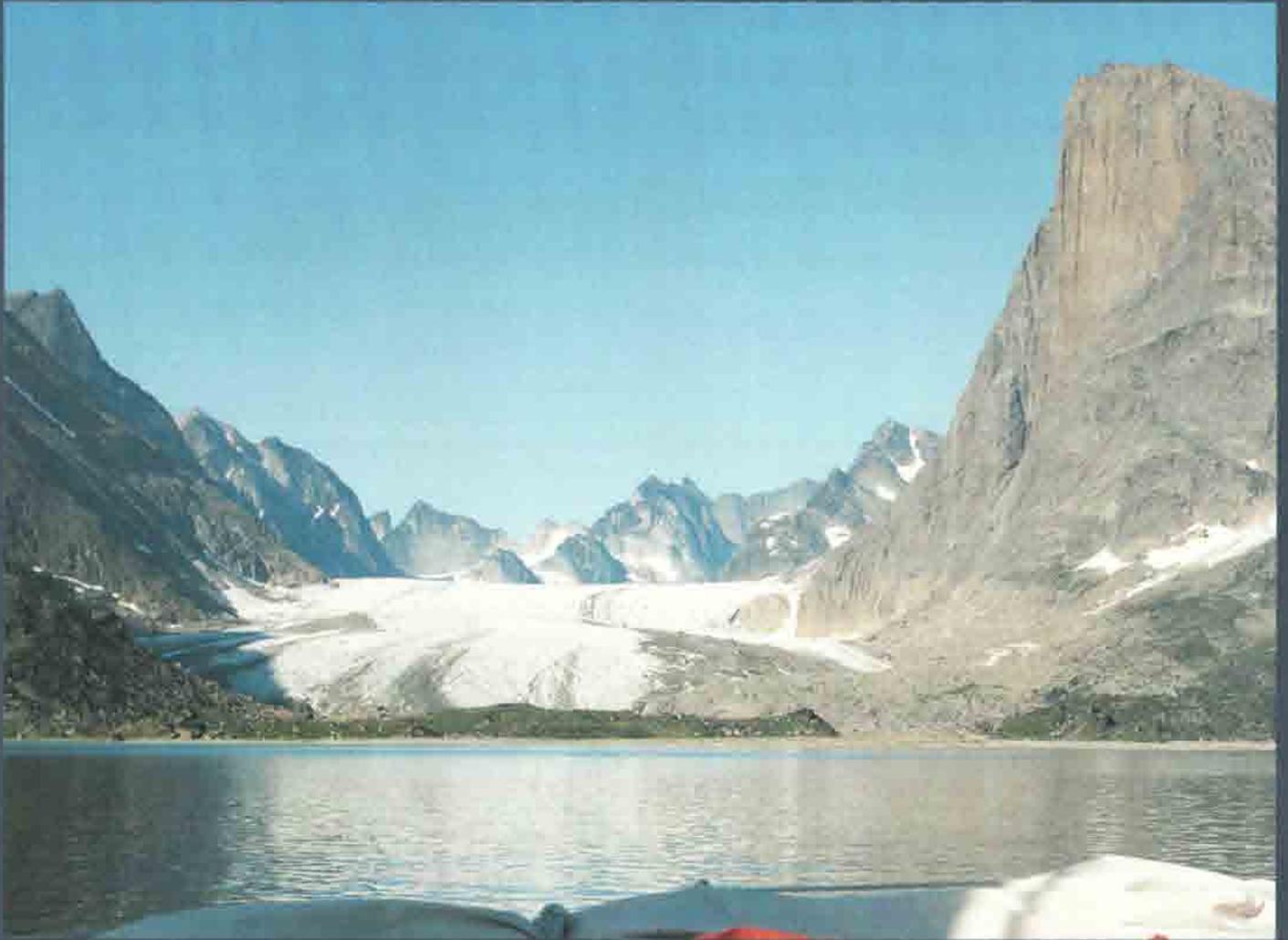
### Durch den Eriks-Fjord

Grönlands Küste, welche die Boeing 727 anfliegt, ist eisgepanzert, felsig, steigt schnell auf 2000 Meter und geht unvermittelt in die weiße Fläche des Inlandeises über. Es ist ein strahlend schöner Tag. Ein breiter Wasserarm mit Treibeis erscheint im Blickfeld: der *Eriks-Fjord*. Der Pilot überfliegt ihn, kurvt eine Schleife und landet perfekt auf der Piste in *Narssarssuaq*. Der „Ort“ hat fünf Häuser, einen Minihafen und ein modernes Hotel. Es gibt einen bescheidenen Tourismus, der sich auf die umliegenden Wikingeruinen konzentriert. Wir holen das Wetter vom Tower. Der vollbärtige Wissenschaftler berichtet wenig Ermutigendes: „A front of low pressure is coming quickly from Newfoundland to the coast of Eastgreenland. Wind 35 to 50 knots. Perhaps it is better in the fjords. But Julianehab is critically!“

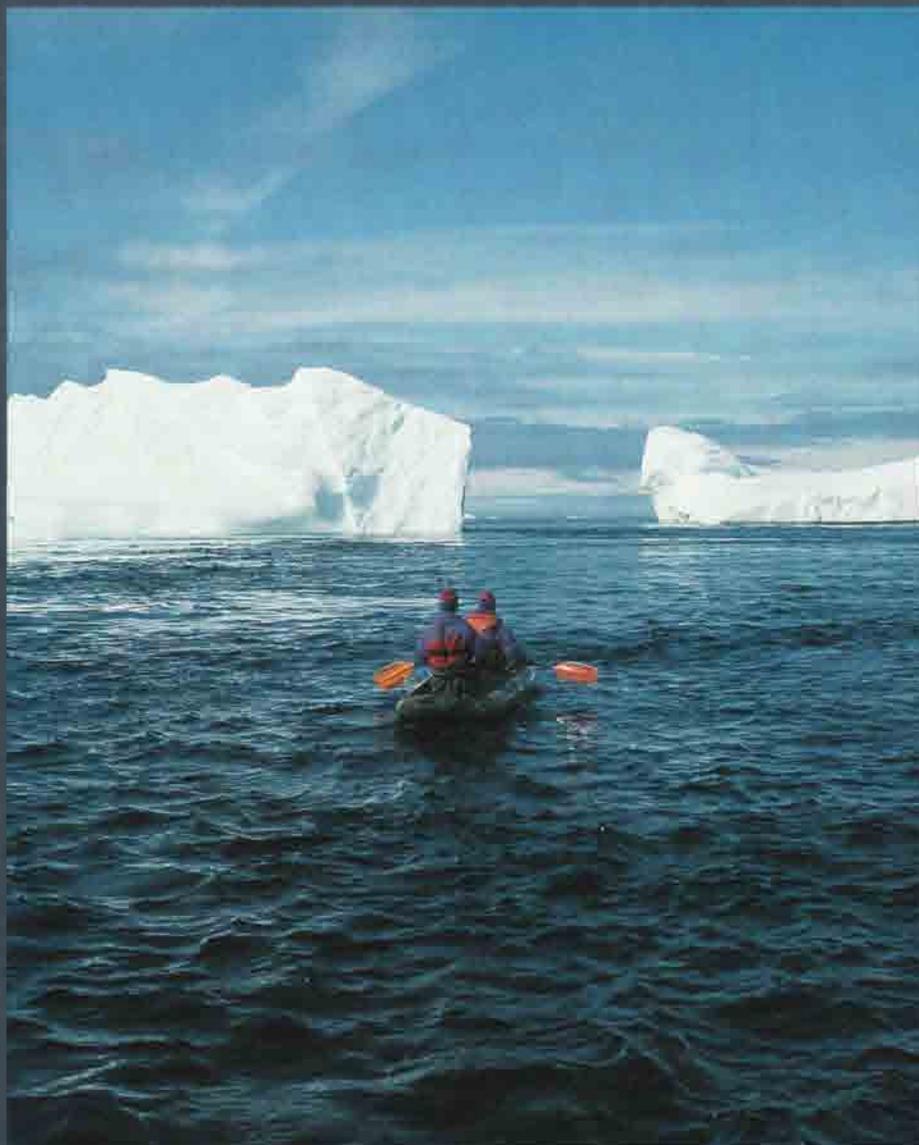
10 Uhr 10 starten wir bei beginnender Ebbe, erstaunt beguckt von ein paar Eskimos, die ihre Schiffe hier im winzigen Hafen liegen haben. Über die spiegelglatte See paddeln wir in fast direkter Linie auf unser Ziel, die Landenge von *Igaliko*, zu und gewinnen langsam an innerer Sicherheit. Der erste Eisberg wird passiert, respektvoll halten wir Abstand. Das Monster knirzt und knarrt. Vor uns ist die geplante Fahrroute mit einem blendend weißen Gürtel von Eisbergen – groß, klein, riesig – verrammelt, die aus dem *Qoroq-Fjord* heraustreiben. Im Südwesten verliert sich der *Eriks-Fjord*, spielerisch gespickt mit riesigen Eistrümmern, im leichten Dunst. Mit ablaufendem Strom fahren wir ein relativ flottes Tempo von ca. 4 km/h. Die Eisbrocken werden dichter. Eindringlich hat man uns in *Narssarssuaq* vor den Growlern, den sich drehenden Eisbergen, gewarnt. Die ganz großen Brocken verursachen dabei vielmeterhohe Flutwellen.

\* Unter Verwendung eines gemeinsamen Tagebuches mit Walter Obster

# Schwimmende Berge vor einer phantastischen Landschaft.

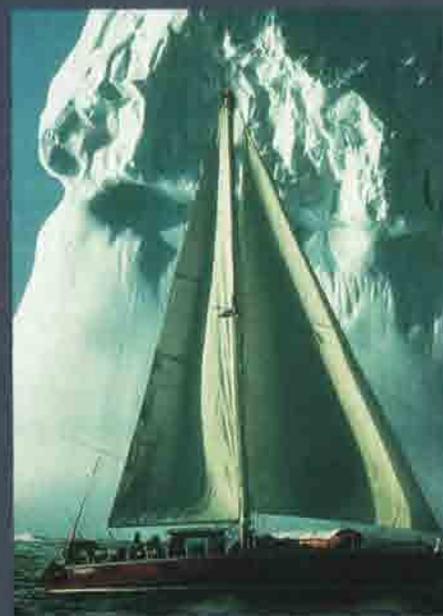


*Es ist, als ob man an der Badille-Nordost  
oder an der Ago di Sciora vorbeisegelt.*



*Links: Die Strömung drohte uns auf zwei Eisberge zu treiben. Plötzlich waren wir wieder hellwach und paddelten kräftig und in Eintracht der Küste entgegen.*

*Unten links: Wir pullten auf Arpatsivik zu, bogen um eine Ecke und spürten auf einmal nicht mehr die schmerzenden Rückenmuskeln, die wunden Knie und die Blasen an den Fingern. Vor uns wieder Eisberge. Diese instabilen, phantastisch geformten weißen Riesen waren hier gestrandet.*



*Oben: Die FREYDIS gleitet ruhig durchs Meer. Eisberge – natürlich – ringsum. Eine geradezu überirdische Stimmung.*

*Fotos:  
Walter Obster  
und Michael Vogeley*

Ringsum kracht es ähnlich wie bei Lawinendonnern. Ein Growler dreht sich, oder ein ganzer Berg bricht auseinander. Die Formen des Eises sind grundverschieden: Tafelbrocken, bizarre filigrane Gebilde, turmhohe, klitzekleine. Alle haben eines gemeinsam: sie sind schöne Wunderwerke der Natur. Obwohl sie aussehen, als wären sie für die Ewigkeit gemauert, überleben nur wenige die Drift. Selten erreichen sie den Ostgrönlandstrom, der um die Südspitze bei Kap Farvel von Norden kommend abschwemmt, an der Westküste wieder nach Norden driftet, dort in weitem Bogen auf den Labradorstrom trifft, der an Nordamerikas Ostküste wieder südliche Richtung einnimmt und dann einen Arm des Golfstroms erreicht.

Wir nähern uns dem Eisgürtel des *Eriks-Fjords*, die Sonne brennt. Unmittelbar vor uns kentert plötzlich ein Eisberg. Die Vorwarnung war nur kurz. Ein Schwanken, und dann wälzt sich der Bursche lautlos, bringt eine vom Seewasser zerfressene Unterseite zum Vorschein. Eisstücke klickern an unser Paddel und drücken unser Boot aus der Fahrtrichtung. Walter protestiert lauthals etwas von „... aufschlitzen...“. Aber gefährlich kann es höchstens werden, wenn wir auf die scharfe Kante eines Unterwassereisberges größerer Masse auflaufen sollten.

Der Blick rundum ist für europäische Augen berückend schön. Wir sind in einer euphorischen Stimmung. Der Gedanke an Autos, Geschäftshektik oder Umweltprobleme erscheint absurd in Anbetracht der Größe der Landschaft und der vorbeitreibenden Eisberge. Hier ist das Land, wo Berge segeln! Sie werden vom Wind in die engen, mit bis zu tausendfünfhundert Meter hohen Gipfeln eingerahmten Fjorde getrieben. Dann sind wir da. Die Halbinsel, von der wir bei *Narssarsuaq* starteten, ist noch zu erkennen. Riesige, rote Kiesel am Strand und Felsbänke unter Wasser, die von der Ebbe bald ganz freigelegt sind. Unser Plan ist, über die angelaufene Landenge den *Igaliko-Fjord* zu erreichen und in dessen wind- und eisgeschützten Wassern *Julianehab* anzupaddeln. Es ist so warm, daß wir nackt in der Sonne schmoren. Sind wir wirklich in Grönland? Das Zelt lockt. Da wir auf Schlafmatten aus Gewichtsgründen bewußt verzichtet haben, müssen Rucksäcke und Kleidungsstücke als Unterlage herhalten.

## Sturmfahrt

„Pull, Walter, pull!“ schreie ich. Den Freund hebt es wieder hoch, Schaum gischtet vorbei. Er kracht vor mir mit dem Bug ins Wellental wie auf ein Brett. Der Sturm orgelt, und wir paddeln wie die Wilden gegen den Wind, der uns direkt ins Gesicht steht. Unsere Geschwindigkeit hat sich dramatisch verringert. Wir drohen an die Felsküste gedrückt zu werden und legen uns mächtig ins Zeug.

Der Sturm überfiel uns urplötzlich nach vier Stunden ruhigen Wassers. Fast 20 Kilometer hatten wir zurückgelegt. Dann kam plötzlich Wind auf. Innerhalb weniger Minuten bildeten sich hohe Wogen, dann die ersten Schaumkronen. Bald paddelten wir gegen den Sturm aus der Mitte in Richtung des östlichen Ufers des *Igaliko-Fjords*. „Wir probieren noch, um dieses Kap zu kommentieren!“ brüllte ich. Unmerklich kommen wir vorwärts, das nahe

Ufer signalisiert es uns. Eine endlose Stunde halten wir so gegen die Wellen, rudern vielleicht einen Kilometer. „Wir schaffen auch noch den nächsten Felsen!“ Diesmal ist es Walter, der schreit. Die Brecher kommen jetzt über den Bug. Die Wellen werden kürzer, und das Kanu tanzt auf den Schaumkronen. Das Paddel findet im weißen Gischt manchmal keinen Halt. Das kleine Kap kommt näher. Dahinter muß nach der Karte eine Bucht sein. Die Rettung! Wir pullen, den Wind nun seitlich, darauf zu. „Da sind Hütten!“ Wir schreien es gleichzeitig, spüren plötzlich unsere verhärteten Rückenmuskeln nicht mehr. Links ist ein winziger Fjord. Mit dem Sturm im Rücken surfen wir auf den Wogen in die ideale Bucht und schlittern auf den Kiesstrand.

Walter will aus dem Boot springen, knickt ein, kriecht über den Bug und läßt sich an Land fallen. Die schlecht durchbluteten Beine, nach fast sechs Stunden knien gefühllos, versagen den Dienst. Schwer atmend sitzen wir im Kies, lachen uns an: „Das war ein Ding!“ Männer laufen zu uns. „Where are you from?“ „Germany!“ Ungläubig die Gesichter, als wir berichten, daß wir gestern von *Narssarsuaq* losgepaddelt sind. Eskimos bauen hier eine Hütte für Bergwanderer. Der Platz ist gut gewählt, die Sicht reicht bis ins Inselgewirr von *Julianehab*. Ein kleiner See hat Trinkwasser. Im Osten die mit Eisrinnen durchzogenen Fastzweitausender der *Kugssuatsiaup-qaqa-Gruppe*. Der Eskimo lacht respektvoll über das breite Gesicht. Mandelförmige schwarze Augen blitzten, die schwarzen Haare hängen wirr nach allen Seiten, braun das Gesicht. So müssen Indianer aussehen oder besser Inuit – Menschen –, wie die Eskimos sich selbst nennen. „Eskimo“ nannten die Dänen die Ureinwohner, das bedeutet „Rohfleisshesser“. Unser Eskimo hat nur einen Schönheitsfehler: der Bauarbeiter-Overall erinnert sehr schnell daran, im 20. Jahrhundert zu sein. Oben brüllt der Chef aus dem halbfertigen Haus. Die Arbeit ruft, der dänische Fleiß hat den grönländischen Schlendrian im Griff.

Es ist neun Uhr abends und noch taghell. Unsere Bauarbeiter besuchen uns, Walter unterhält alle sieben: „I am a Bayer, Grüß Gott, everybody.“ Und zu unseren Elektrolytegetränken mit wichtiger Miene: „Natrium, Kalzium, Strontium. Very power for Rudern.“ Alle lachen. Wir werden in die wacklige Bretterbude eingeladen. „Good day, ich bin der Walter“, knackt er mit Charme den reservierten Chef. Vergessen ist der harte Tag, die stürmische Paddelei und die letzte Kalorie, auf der wir diesen Naturhafen erreichten.

## Im Höllentempo nach Upernaviarssuk

Im Schutz der vorgelagerten Halbinsel *Putoq* arbeiten wir uns anderntags in Landnähe vor. Für achteinhalb Kilometer haben wir nur eine Stunde und 20 Minuten gebraucht, und das, obwohl wir lange die Flut gegen uns hatten. Mit dem ziehenden Strom der Ebbe fliegen wir vorwärts, jeden Moment kann wie gestern der Sturm aufkommen. Ungeahnte Unterstützung wird uns zuteil. Der Fjord verengt sich, nur so erklären wir uns die schiebende Kraft des Wassers. Die Wassermassen müssen durch diesen natürlichen Kanal schneller fließen. Eine starke Strömung zieht

uns nach Süden und wir machen irrsinnig Fahrt. Phantastische Felsen, Auswaschungen und Unterwasserhöhlen werden in diesem extrem den Naturgewalten ausgesetzten Gebiet sichtbar. Zwei der schönsten Eisberge liegen vor unserem Ziel, der Halbinsel *Upernaviarssuk*. Wir haben die Strecke von knapp 30 Kilometern in viereinhalb Stunden geschafft...

## Kanufahrt auf einem Spiegel

Wieder einmal packen und mit der Flut in See stechen. Diesmal geht es fjordaufwärts, in den hintersten Teil des *Qaqortup ima*. Die Besteigung des kühnen *Redekammen* lockt. Das Meer ist nur leicht gekräuselt, und wir peilen in direkter Linie auf den steilen Granitberg die Ostseite der Insel *Qarsna* an. Die See wird immer glatter. Unglaublich, keine Bewegung des Wassers ist sichtbar. Im Meer spiegeln sich steile Granitberge. Dieses Land ist wunderschön, aber auch hart und verzeiht kaum Fehler.

Das Zelt am Bach steht gut geschützt. Die Vorräte sind weniger geworden, wir müssen maßhalten. Schwammerl, die wir brocken, sehen unseren Birkenpilzen sehr ähnlich. Wir putzen und kochen sie, geben dann das Kartoffelfertiggericht dazu. Das ergibt ein Menue à la Grönland. Das vom Wetter gebleichte Krüppelholz brennt rauchlos wie Zunder. In Grönland gibt es keinen Baum. Die Stimmung ist unübertrefflich. Das sichere Zelt, die gute Ausrüstung, kein Hunger, der Durst im Abflauen, der wunderbare Blick auf unsere Anfahrtstrecke, der stählern schimmernde Fjord, das Tosen des Baches und die Aussicht auf eine Bergtour versetzen uns in Hochstimmung.

## Handstreich am Redekammen

Die Musicbox neben uns ist auf volle Lautstärke gedreht. Mehrere Grönländer mit ihren Frauen stehen am Spielautomaten. Die Windjacken tragen die Aufschrift KAMASAKI oder ADIDAS, Jeans hat jeder an. In der Hand die obligate Bierbüchse, grölen einige, schwanken. Es wird gelacht, gesungen, getrunken, geraucht. Man fühlt sich in eine billige Kneipe irgendwo in Europa versetzt, amerikanische „Kultur“ überall. Die zwei Hamburger, die jeder von uns auf dem Teller hat, sind – haps – gleich weg. Die leeren Bierdosen auf unserem Tisch nehmen rasant zu. Entspannt lehnen wir uns zurück und strahlen uns an, resümieren glücklich vor Müdigkeit die letzten Stunden: wir haben den *Redekammen* bestiegen, sind dann noch 23 Kilometer gepaddelt und haben unser Ziel – *Julianehab* – erreicht. Blick zurück, was für ein Tag...

... Sechs Uhr piepste der Wecker der Armbanduhr. Der Blick aus dem Zelt zeigte rundum Tristesse, Nebel, Wolken und feuchtes Gras. Mit leichten Rucksäcken waren wir in wenigen Minuten am kleinen See im Kessel unter dem *Redekammen*. Darüber stand eine breite Nebelbank, durch die wir hindurch mußten. Über weiße Granitplatten turnten wir aufwärts. Dann waren wir aus den Wolken, orientierten uns und nördeten die Karte ein. Ein kurzer Abstieg und über heikles Geröll querten wir zum Gratfuß, die Eile im Genick. Denn die Nebelbank unten am See begann sich zu heben. Eindrucksvoll unten die Öde des *Laksefjellet*. Über Blöcke aus bestem Mont-Blanc-Granit kletterten wir, der

Reibung unserer Kajakschuhe vertrauend, über den Grat. Der Weg war von der Natur vorgezeichnet, Begehungsspuren, Steinmandl oder gar Markierungen fehlten. Das Wetter wurde besser. *Redekammen* bedeutet „Frisierkamm“. Auf dem standen wir nach launigem Anstieg und beschlossen, daß der Name gut gewählt ist. Vom Südwestgipfel setzt sich ein gezackter Grat fort, pralle Granitwände streichen nach Westen. Von unserem 1210 Meter über dem Meer gelegenen Aussichtspunkt offenbarte sich ein nur atemberaubend zu nennendes Panorama. Braun und schwarz das Land, dunkel die Fjorde, in denen Eisberge blinkten. Der *Eriks-Fjord* war klar zu sehen, stückchenweise der *Igaliko-Fjord*. Einen Dämpfer gab uns die gut einsehbare Paddelstrecke bis *Julianehab*. Was für ein gewaltiges Land!!

## Noch fünf Stunden bis Julianehab

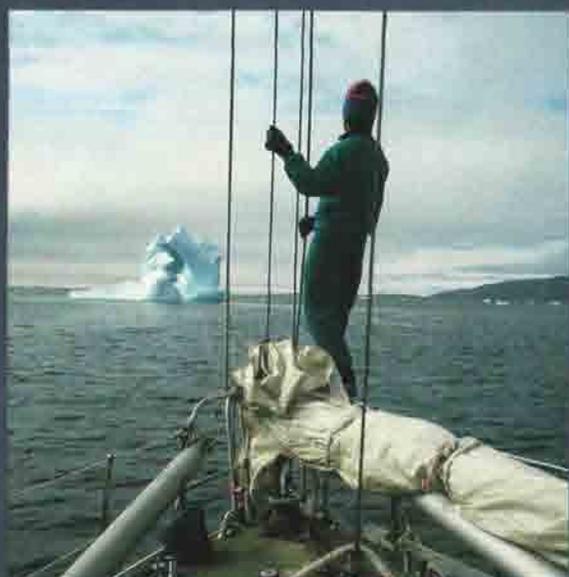
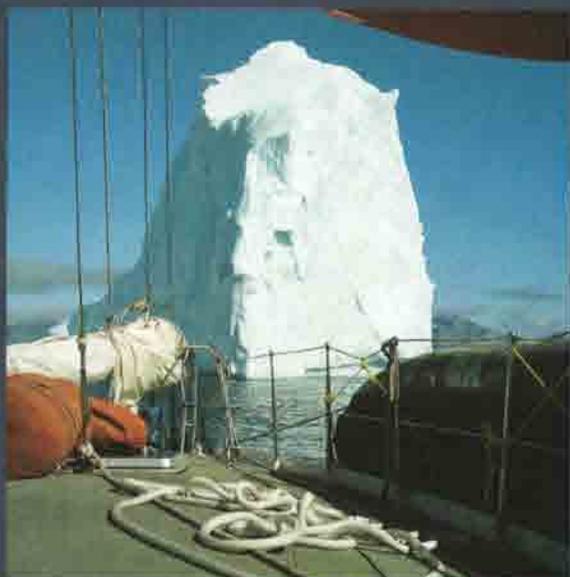
Beim Abstieg trieb uns die Zeitnot zu wahren Bocksprüngen. Noch bei Flut peilten wir nachmittags die markante Ecke am Nordteil der Insel *Iviannussatsangat* an. Gegenwind machte uns zu schaffen. Wir paddelten kräftig und hielten uns, immer zum Auskneifen bereit, in Ufernähe. Die Angst, nochmals vom Sturm wie vor Tagen überfallen zu werden, saß uns im Nacken.

Eine Stunde brauchten wir für 4000 Meter. Nur noch 18 Kilometer bis zur Zivilisation. Die Bergbesteigung heute und die vergangenen Tage waren nicht spurlos an uns vorübergegangen, hatten an Kondition und auch Moral gezehrt. Heute wollten wir endlich ein Bier, wollten nicht mehr daran denken, ob der nächste Tag gute Verhältnisse bringt, nicht wieder die Route durchdenken und rechnen, wie lange die Verpflegung reicht. Wir verlangten unsere körperliche und geistige Ruhe. Wir pulkten auf *Arpatsivik* zu, bogen bei der Insel um die Ecke, und spürten auf einmal nicht mehr die schmerzenden Rückenmuskeln, die wunden Knie, die Blasen an den Fingern. Da, wieder Eisberge. Die instabilen, phantastisch geformten Riesen waren hier gestrandet, leuchteten auf im direkten Sonnenlicht. Drüben, fünf Kilometer weiter, das Festland. Mein rechter Ellenbogen war nur noch in gestrecktem Zustand zu gebrauchen. Walter jammerte: „Meine Knie“. Ich fuhr ihn an: „Wir haben alle unsere Wehwechen“, und moserte weiter: „Rühre nicht in der Suppe, sondern paddele lieber!“ Natürlich legte er sich sofort ins Zeug, daß jeder Paddelschlag einen trichterförmigen Sog bildete. Ungeduldig kritisierte ich weiter: „Du ziehst nicht ökonomisch, und ich habe Mühe, die Richtung zu halten!“ Wenig später: „Zieh das Paddel gleichmäßiger durch und laß es danach nicht erst abtropfen!“ Walter nahm meine ungerechten Vorwürfe als das, was sie waren, gelassen hin: als Ausdruck des überbeanspruchten Körpers und der überreizten Nerven.

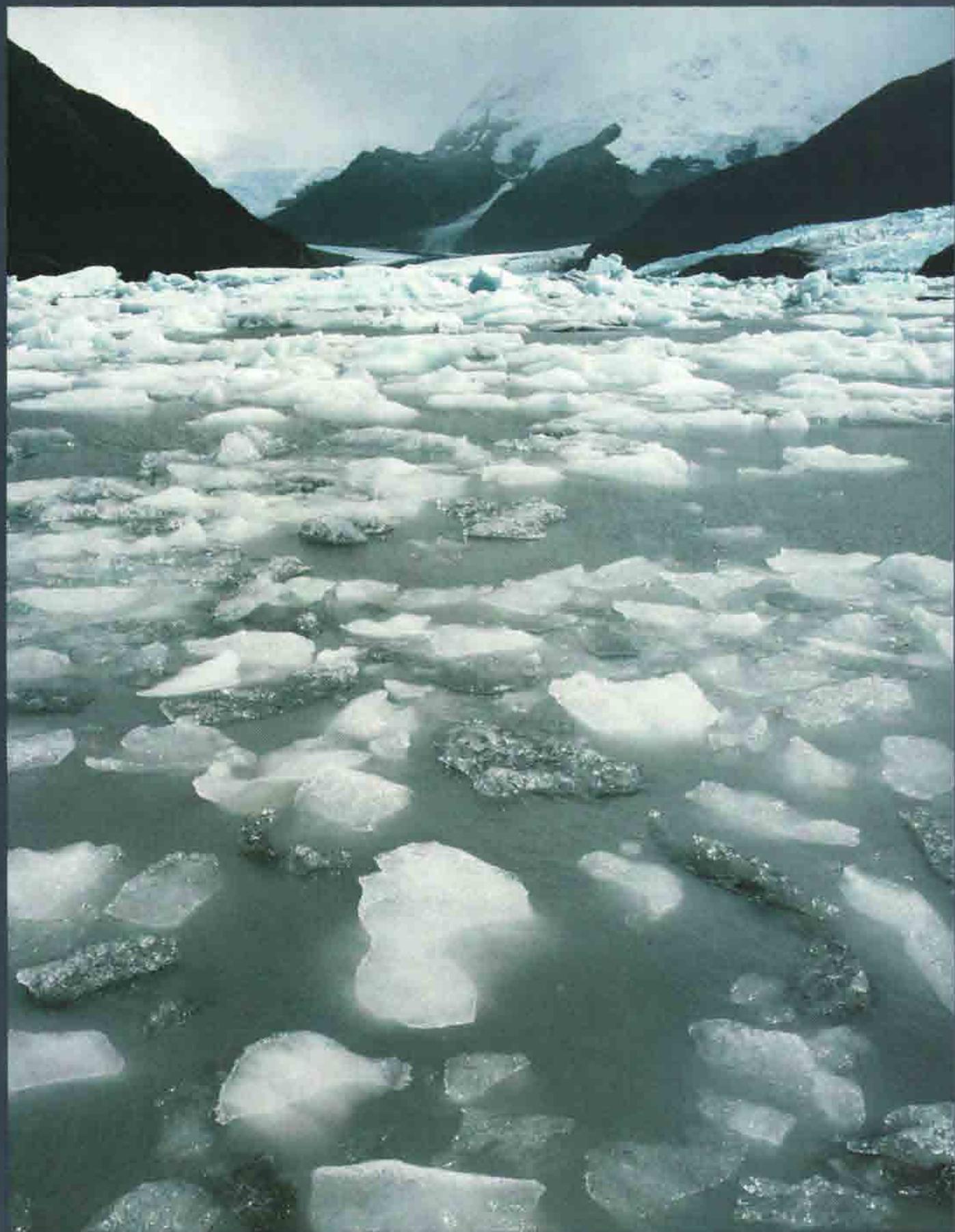
Die Strömung drohte uns auf zwei riesige Kawenzmänner aus Eis zu treiben. Plötzlich wurden wir wieder hellwach, paddelten kräftig und in Einigkeit der Küste entgegen. Die Gereiztheit und das Selbstmitleid ließen nach, wichen einer stoischen Gelassenheit. Wir wußten, heute Abend liegen wir in einem Bett. Nur noch zwölf Kilometer bis *Julianehab*.

Der Eisberg hinter uns wurde von der Sonne angestrahlt. Dahinter, kohlrabenschwarz, das Massiv des *Redekammen* gegen

# Eine Märchenwelt aus Wasser und Eis



Fotos:  
Jürgen Winkler  
Walter Obster  
Michael Vogeley



einen dunklen Himmel. Noch fünf Kilometer. Das Kap Peders Varde ist von den Wogen glattgewaschen. Emotionslos paddelten wir darauf zu. Hier muß sich bei Sturm eine riesige Dünung aufbauen. Wir sangen: „Blow, boys, blow“; und ich pfiß: „An der Saale hellem Strande“. Unerklärlich, aus welchem Hirnregister dieses Lied meiner Kindheit auftauchte.

Am Ufer die ersten Kinder beim Fischen. Der Blick auf zwei häßliche Tanks öffnete sich und dann... Die farbigen Häuser der schönsten Stadt Grönlands waren für uns das Paradies. Vergessen die Schinderei. Der Hafen lag im flachen Sonnenlicht, als wir mit geradem Rücken und stählernem Blick zur Mole paddelten. Helden waren wir. Jawohl! Dann, unglaublich, die FREYDIS war tatsächlich schon da. Lächelnde Gesichter an Bord. Der Arrak aus dem Wasserglas warf uns fast um...

... Die Musicbox spielt überlaut „Jeanny“. In deutsch! Der Song ist bei uns längst auf dem Index. Wir lachen uns wieder an, öffnen eine neue Bierbüchse. Nicht nur die Eskimos neben uns werden betrunken. Acht Tage Eismeer im Kanu liegen hinter uns. Der erste Teil des Plans hat sich erfüllt...

## Im Kanu durch die südwestgrönländischen Fjorde: ein Saldo

„In der Wildnis liegt die Rettung der Erde!“ behauptete der amerikanische Naturphilosoph *Thoreau*. So ein Stückchen Rettung trafen wir an. Sie beginnt einen Kilometer hinter jeder grönländischen Ortschaft oder Schafsfarm. „Da oben ist es wohl wenig überlaufen“, sagte ein Bekannter vor unserer Abreise. Dieses bewußte Untertreiben trifft den Kern. In Grönland spielt der Tourist eine untergeordnete Rolle, sein Auftreten erfolgt sparsam und zentriert. In ganz Grönland, einer Insel mit 3000 Kilometern Länge, wohnen keine 60000 Menschen. Die Einwohner einer Kleinstadt sind verstreut über eine Fläche wie in Europa vom Nordkap bis Sizilien.

Von den Eskimos wurden wir mit Erstaunen und prüfendem Daumendruck auf die Gummiwände unseres Kanus empfangen. Die Kunst, ein Kajak zu bauen, wurde verlernt. Vielleicht leben wir in den Sagen der Grönländer weiter. Dieses Mischvolk aus Ureinwohnern und Dänen ist ein Problem für den dänischen Staat, der sich bemüht, Vergangenes der Kolonialzeit wieder gutzumachen und Grönland als riesigen Zuschußbetrieb der Krone zu erhalten. Die bitteren Untertöne mancher Inuit bei diesem Thema sind nicht zu überhören. Die Natur ist rau und wild. Wir trafen Traumtemperaturen an. Das darf nicht täuschen. Bei Schlechtwetter ist die Hölle los, werden die Wellen für ein Kanu unbefahrbar, frißt der kalte Wind die letzte Kraft aus den Knochen. Eine ernste Landschaft ist das hier oben im Norden. Zelt und Boot sind ohne Zweifel die beste Möglichkeit, diese Wildnis kennenzulernen. Die Kälte der arktischen Gewässer verzeiht jedoch keine Fehler.

Die FREYDIS läuft unter Motor aus, *Julianehab* verschwindet hinter einem Kap. Irrsinnige Eisberge, klare Luft und ruhige See. Vorn eine Nebelbank, in die wir eintauchen. Sofort ist es düster,

unsichtig, eiskalt. Wie Schemen erscheinen die Eisberge und verschwinden wieder im Grau. Nervig ist dieses Fahren. Plötzlich, als wenn man einen Vorhang aufreißt, teilt sich die Wolkenbank. Das Schiff gleitet in eine geradezu überirdisch schöne Stimmung. Eisberge – natürlich – ringsum. Hinten Berge, die schönsten, die sich Bergsteiger, Kletterer, Alpinisten vorstellen können. Und dann dieses Licht! Arktisches Licht ist unvergleichlich. Drohend und sinnlich zugleich.

Felsen, kleine und gefährliche, tauchen auf. Die Jacht fährt mit geringer Motorkraft. Nervös werden die Echolotwerte ausgerufen. Die FREYDIS schwindelt sich durch eine enge Einfahrt. Beunruhigend scharrt der Schwenkkiel über Unterwasserfelsen. Dann liegen wir in einer Bucht, sind umgeben von kleinen Eisbergen, und werfen Anker. Der Mond geht voll auf. Unwirklich segeln Eisstücke an uns vorbei. Die See ist spiegelglatt, und es ist eiskalt. Der Vollmond beleuchtet eine unwirkliche Szenerie. Das arktische Segeln hat begonnen!

Wieder mit kratzendem Kiel laufen wir in spannendem Manöver in der Morgendämmerung aus. In Schlangenlinien tasten sich die beiden Skipper – Erich und Folkmar – durch die auf der Karte nicht verzeichneten Untiefen. Es ist wieder eiskalt und neblig. 50 Meter über uns wissen wir die Sonne. Wieder tauchen unwirklich Eisberge aus dem Nebel auf, verschwinden bei unserer Sechsknotenfahrt sehr schnell. Wir sind mitten im südwestgrönländischen Schärengebiet. Gigantisch – nicht anders zu nennen – die Eisberge, die hier segeln, große Gruppen gebildet haben und auf Land gelaufen sind...

Große Wogen lassen die FREYDIS plötzlich rollen. Erich erkennt die Lage sofort und brüllt: „Grundseen!!!“ Wir drehen wieder weg vom Land hinaus aufs Meer. Zwischen den Schären tasten sich die Skipper durch das Gewirr von Eisbergen, Growlern und Riffen. „So was wie heute geht hundertmal gut. Das hundertste Mal kommt irgendwann!“ murmelt der arktisierprobte Erich nachdenklich.

Rieseneisberge tauchen auf, wir halten respektvoll Abstand. Es hat aufgefrischt, und wir segeln mit fünf, manchmal sechs Knoten unter Spinnacker in eine gewaltige Szenerie: Eisbrocken von Großstadthäusergröße auf blauem Wasser. Beiderseits kilometerhohe Felsen und darüber blauer Himmel. Die Berge werden höher und spitzer, Turm an Turm baut sich auf, wunderbare Wände dazwischen.

## Augpilagtoq im Prins-Christian-Sund

Im strahlenden Abendlicht legen wir in einem kleinen Hafen an. Sauber sind die Häuser, eine ältere Eskimofrau kommt an Bord. Es riecht intensiv nach Fisch. Plötzlich ist das ganze Schiff voller Kinder, die wir mit Macht davon abhalten, die FREYDIS zu zerlegen. „Nordlicht!“ Am nachtblauen Himmel flimmern hellgelbe, ständig wechselnde Streifen und Zirren. Dann werden sie zu einem Kreis, der sich flammend schließt. Vor dem Einschlafen denken wir noch an die zwei Wale, die wir heute gesehen haben. Einer hat auch geblasen.

Morgens geht die Sonne hinter einer Granitpyramide auf, die wir „Dru“ getauft haben. An der Pier des Zweihundertseelendorfes

herrscht Hochbetrieb. Boot auf Boot läuft ein, Lachse werden aus den Netzen gezerrt. Herrlich glänzen die gefleckten, meterlangen Exemplare. Belderseits des Fjordes türmen sich gewaltige Wände zu spitzen Kegeln auf. Das Wasser gibt die Felsen spiegelbildlich wieder. Eisberge von der Größe eines Wohnhauses zeugen von der Tätigkeit der eingeschlossenen Gletscher. An den steilen Flanken sind Eisbrüche entstanden. Hohe Wasserfälle donnern ins Meer.

### Mit dem Schiff durchs „Bergell“: Ilua-Fjord

Die Jacht legt ab, und es folgt eine Fahrt durchs Hochgebirge. Die Landschaft ist geradezu atemberaubend schön. Gelegentlich ein lautes Krachen, wenn einige tausend Tonnen Eis gekalbt werden. Ringsum Berge aus bestem Granit, die rotgolden in der Sonne glänzen. Wände mit eineinhalb Kilometern Höhe setzen unmittelbar am Wasser an. Es ist, als ob man an der Badile-Nordostwand oder der Ago di Sciora vorbeisegelt. Unseres Wissens ist keiner der Berge bestiegen, sind die Wände unberührt. Das müßten Idealziele für ein schlagkräftiges Kletterteam sein. In drei Tagen ist man unter Ausnutzung der modernen Verkehrsmöglichkeiten hier. Drei Wochen Zeit, fast rund um die Uhr Tageslicht, und im August meist gutes Wetter. Ein neuer Plan beginnt in uns zu reifen...

### Auf den Eisberg: eine Frage der Statistik!

Fehler machen heißt, eine Situation falsch einzuschätzen. Diesmal ist es anders, diesmal sind wir uns des Risikos voll bewußt. Erstmals, soweit wir zurückdenken, gehen wir bewußt ein Risiko ein, von dem wir wissen, daß es nicht kalkulierbar ist. Walter und ich, die beiden Bergsteiger an Bord der Jacht, wollen einen Eisberg erklettern. Wenn das Risiko nicht auszuschließen ist, kann das Motto nur heißen: Reduzierung der Gefahr durch Schnelligkeit, optimale Ausrüstung, Training, und auch dadurch, allein und immer nur allein auf ein solches Ding zu steigen. Allein heißt, daß nur immer einer von uns beiden auf dem kenterbereiten Brocken klettern darf. Schnell heißt, seilfrei rauf und so schnell wie möglich wieder runter. Optimal ausgerüstet bedeutet, eine Mischung aus Bergsteiger, Taucher und Segler herzustellen: mit Eiskletterausrüstung, Trockentauchanzug und Schwimmweste. Wir wissen außerdem, so etwas machen wir nur einmal im Leben. Zweimal hieße, das Schicksal herauszufordern. Uns ist klar, daß ein Pickelschlag einen Eisberg zum Bersten bringen kann, und daß die Eisbrocken sich urplötzlich wälzen können. Alles ist also eine Frage der Statistik und der Wahrscheinlichkeit.

Blendend weiß liegt ein kleines Gebirge im spiegelglatten Wasser des *Prins-Christian-Sundes*. Hinten die kilometerbreite Front eines Gletschers. Das Inlandeis schiebt hier über den Schüsselrand der grönländischen Randgebirge gigantische Mengen von Eis, grauschwarz und mit Moränenschutt bedeckt. „Unser“ Eisberg ist eher ein mittelgroßer Gebirgsstock inclusive eines matterhornähnlichen Kulminationspunktes mit vielleicht 50 Metern über dem Wasser, zwei runden Vorgipfeln und einem eigenen

See. 150 Meter sind es sicher vom einen zum anderen Ende. Das, was wir sehen, ist im wahrsten Sinne des Wortes nur die Spitze des Eisberges. Ungefähr sieben Achtel der Masse liegen unsichtbar unter Wasser. In blendendes Sonnenlicht getaucht, wird in uns sprunghaft die Lust zur Erkletterung dieses Ungetüms wach. Wie für die Ewigkeit gemauert liegt das wohnblockgroße Stück, von Treibeis umspielt, im Fjord.

Die Eiskletterausrüstung wirkt deplaciert auf dem Vorschiff. Folkmar liegt längsseits der FREYDIS mit seinem Schlauchboot, der Motor tuckert. Ich klettere runter und lege vorsichtig die Steigeisen und Eisklettergeräte neben mich. Nach einigen Minuten sind wir drüben in einer kleinen Miniaturbucht des Eisberges. Zuerst zaghaft, dann fester, schlage ich den Pickel ins Eis, ziehe das Boot näher. Mit den Beinen über Bord werden die Steigeisen angelegt, und mit einem Schwung bin ich auf dem Eis. Folkmar haut sofort den Rückwärtsgang rein und ist im Nu 100 Meter weg. Ich bin allein, unendlich allein! Der Adrenalinspiegel ist ganz oben, Körper und Geist sind sensibilisiert, die Gefahr ist körperlich spürbar. Unschuldiger dümpelt der Berg vor sich hin, dreht sich unmerklich in der Strömung.

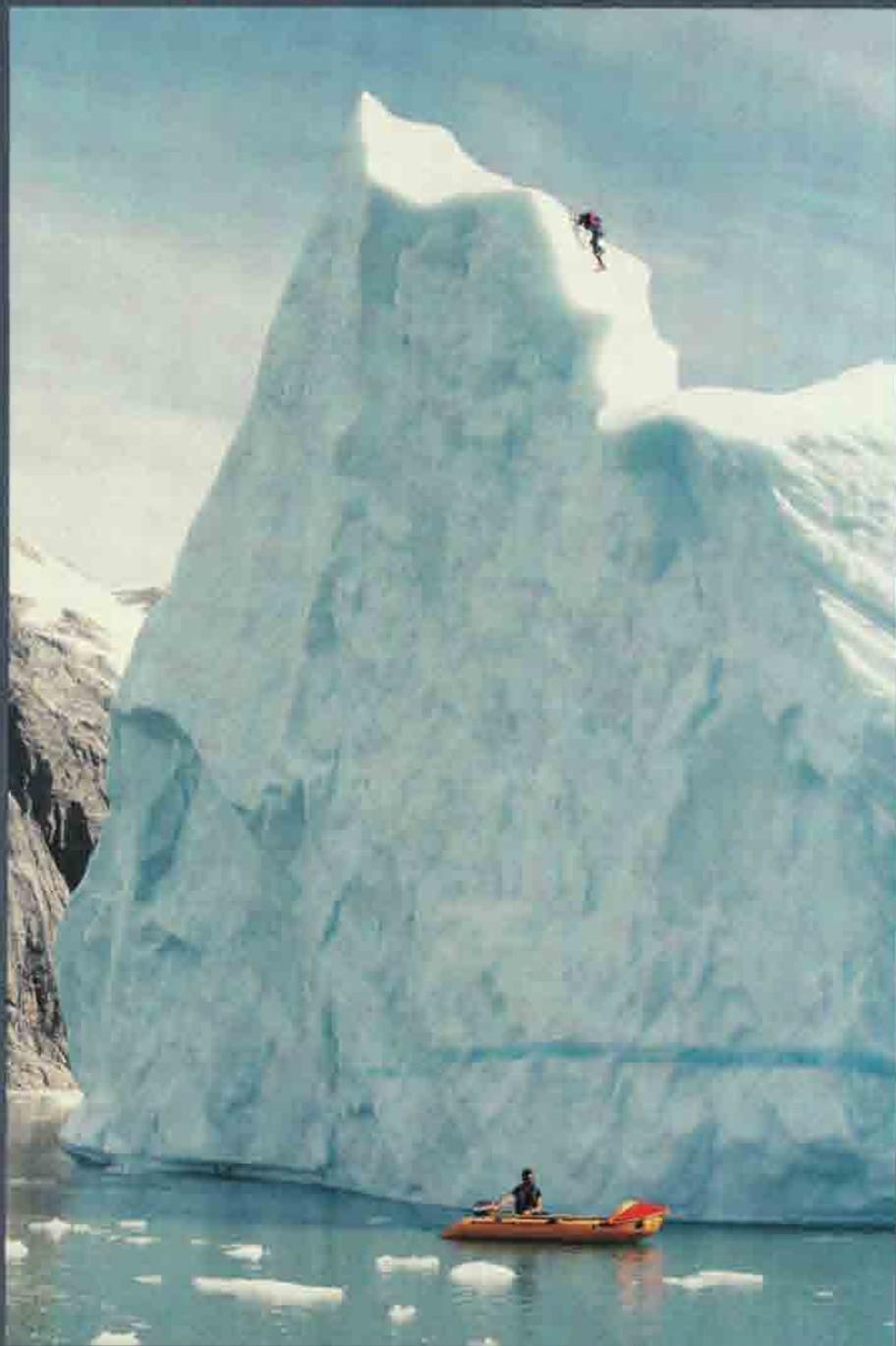
Eine erste kleine Steilstufe bietet keine Probleme. Das Eis ist phantastisch, denn der Berg ist noch jung. Die Frontalzacken der Steigeisen dringen einige Millimeter ein, halten sicher. Die Hohlrohrhauen der Eisklettergeräte fressen sich geradezu ins weiße Firneis. Schulmäßig hüftbreit die Eisen einsetzend, klettere ich, die Dreipunktregel beachtend, über die vielleicht 60 Grad steile Rampe zum flachen Vorgipfel hoch. Unter mir, winzig, Folkmar in seinem gelben Schlauchboot, ein bißchen weiter der riesige Mast der FREYDIS.

### „Wahnsinn!“

Ich höre Erichs Kommentar bis hierher und meine das Klicken der Fotoapparate zu hören. Für Segler muß die Steilheit des Anstiegs – unser bergsteigerischer Alltag – die Tat von Selbstmördern sein. Aus dem Schatten klettere ich ins Sonnenlicht, irrsinnig ist der Blick nach unten. Das Eis hängt hier über, und außer den Frontalzacken der Steigeisen ist drunten nur Wasser und Eis zu sehen. Nur einige Minuten hat es vom Schlauchboot aus gedauert, bis ich auf dem Vorgipfel stehe. Einen Fehler darf man hier nicht machen. Ein Dreißigmeterfall aufs Wasser ist wie ein Sturz auf Beton. Der eigentliche Gipfel wird durch eine stufige, teilweise 90 Grad steile Achtmeterwand gebildet. Konzentriert pickle ich mich hinauf, ein irrsinniges Gefühl ist es, auf den Frontalzacken viele Meter über dem Meer zu stehen. Die Steilstufe geht in eine 55 Grad geneigte Flanke über. Ich schwinde das rechte Bein hoch, haue die Eisgeräte so weit oben wie möglich ein und ziehe mich daran hoch. Noch fünf Schritte. Dann stehe ich auf dem messerscharfen Gipfel. Unter mir bricht überhängend das Eis zum Wasser ab.

Ich fühle keine Erleichterung, die Gefahr ist noch immer da. Getreu dem Motto „Schnelligkeit contra Wahrscheinlichkeit“ richte ich mich auf der Gratschneide kurz auf, der „Gipfel“ ist bestiegen, und klettere sofort, Gesicht zum Eis, wieder abwärts. Beim Übergang der geneigten Gipfelkalotte zum senkrechten

# Alptraum Eisberg



Oben: „Alles ist eine Frage der Statistik.“  
Rechts: „In rasender Fahrt bin ich bald  
über dem Schlauchboot und strecke die  
Füße mit den Steigeisen hin.“

Fotos: Walter Obster und Michael Vogeley



Wandl haue ich die Eisgeräte so tief wie möglich ein, lasse mich daran hinunter und schlage die Steigeisen, ohne etwas zu sehen, aus dem Knie heraus mit Schwung ins Eis. Sie halten. Dann stehe ich wieder auf dem flachen Gupf des markanten Vorgipfels. Zwei Snarghaken werden ins Eis gehämmert. Die Elfmillimeterreepschnur ist schnell zu einem Kraftdreieck geknüpft und ein HMS-Karabiner eingehängt. Das im Rucksack mitgeführte Seil wird durchgezogen und ausgeworfen. Ein prüfender Ruck an der Verankerung, dann beginne ich mit der seltsamsten Abseilfahrt meines Lebens. Nach vielleicht zehn Metern steilem Eis pendle ich unter einem Überhang. Schmelzwasser tropft auf den Trockentauchanzug. Ich spüre es kaum. Folkmar mit seinem winzigen Schlauchboot ist direkt unter mir. Frei hänge ich in der Luft, drehe mich mit dem entkrangelnden Seil über dem empfindlichen Dinghi. In rasanter Fahrt bin ich bald über ihm und strecke die Füße mit den spitzen Steigeisen hin. Er hebelt den Kippverschluß auf und nimmt die Steigeisen ab. Das eine Ende des Doppelseils in der Hand sitze ich auf der Vorderbank. Folkmar gibt Rückwärtsgas, und schnell sind wir aus dem Gefahrenbereich des Eisberges. Das Seil klatscht hinter uns ins Wasser... Ein Eisberg ist bestiegen, und alles verlief reibungslos! Hatten wir uns zu lange verrückt gemacht, hatten wir das Problem überschätzt? Waren wir Feiglinge? Oder vielleicht sogar Angeber, die sich im Risiko sonnten, indem sie immer wieder ihren Befürchtungen Ausdruck gaben? Ich komme an Bord und lache. Die Crew ist begeistert...

Solide und zuverlässig liegen die hunderttausend Tonnen Eis im ruhigen Wasser. Auch Walter steht bald auf dem Plateau beim Gletschersee, richtet Eisgeräte, Sicherungsschlingen und Karabiner. „Walter! Schneller!“ denke ich, verfallende jedoch der Schönheit des Anblicks. Da steht ein bunt gekleideter Mensch am Fuße eines Kolosses. Ein unwirkliches Bild. Die letzten Eisberge sind 1933 erklettert worden, als *Dr. Arnold Fanck*, Film- und Skipionier, hier in Grönland Eisberge bestieg, um seinen Film „SOS Eisberg“ zu drehen. *Hans Ertl*, der Erstbegeher der Ortler-Nordwand, ging dabei fast zugrunde...

Walter klettert an der steilen Wand aufwärts. Phantastisch die Silhouette des Kletterers gegen das leuchtende Weiß des Eises. Endlos für mich seine Manöver, bis das Seil durch das Kraftdreieck gezogen und über den Überhang geworfen ist. „Walter, mach schneller!“ Dann schwebt auch er am Strick hinab, sitzt bald im Boot, und mit heulendem Motor, das Seil gleichzeitig abziehend, verlassen die beiden den Klotz.

„Geschafft“, jubele ich innerlich, „geschafft!“ Keine Probleme, unser Traum hat sich erfüllt, die Rechnung ist aufgegangen. Wieder überlege ich, ob wir nicht zuviel Respekt hatten, oder zuviel Angst... Es kann nichts mehr passieren! Erleichterung übermannt mich.

„Er kentert!!!“

Das ist kein Rufen mehr, eher ein Aufschrei. Kitschig und kinoreif spult die Situation ab, die wir in unseren Alpträumen erlebt hatten, die es nach der Statistik jetzt nicht geben dürfte. Das

Gebirge aus Eis neigt sich. Ein unwirklicher Anblick, wie in einem Horrorfilm. Als wenn ein ganzer Häuserblock langsam umfällt. Wo ist das gelbe Schlauchboot? Der Koloß wälzt sich, unheimlich ist das Knarren und Knacken. Ein turmhohes Eisstück bricht ab, verlagert die Schwerkraft des Riesen, fördert das Kentern noch mehr.

„Wo sind Walter und Folkmar!?“ Irgend jemand schreit es. Die ungeheure Masse des Berges dreht sich. Wie ein riesiger Hohlspiegel hängt eine überhängende schwarze Wand über dem winzigen Dinghi, droht wie eine Falle über dem Schlauchboot zusammenzuschlagen und es einfach zu bedecken. Auf einmal wissen wir, daß es um Leben und Tod geht. Folkmar sieht die Wand über sich und gibt Gas. Er kommt sehr schnell aus dem Bereich des kenternden Eises. Folkmar? Er ist allein. Aber wo ist Walter? „Wo ist Walter?“ schreit jemand. Ich weiß plötzlich, daß „es“ passiert ist. Die gräßlichen Möglichkeiten, die wir durchdacht haben, sind eingetroffen...

Der Hohlspiegel verharrt drei Meter über dem Wasser, bleibt dann zögernd stehen und pendelt unmerklich zurück. Die Falle ist noch nicht zugeschlagen. „Wo ist Walter?“ Wir sehen den schwarzen Punkt im Wasser, vielleicht 80 Meter vom Schlauchboot entfernt, unter der Hohlkehle. Das muß Walters Kopf sein. Folkmars Schlauchboot braust darauf zu. Wieder droht die Eisschüssel über den beiden zuzuschnappen. Wir sehen, daß sich das gelbe Schlauchboot mit Vollgas vom schwankenden Eis entfernt, doch Walter muß daranhängen. Ich weiß plötzlich, daß er nicht tot ist, ersäuft, erschlagen, wie ich es mit eiskaltem Entsetzen noch Sekunden vorher gedacht habe. Sie werden es schaffen, Folkmar wird es schaffen...

Das Dinghi kommt längsseits. Walter liegt pudelnaß im Boot, doch der Taucheranzug hat ihn vor dem Schlimmsten bewahrt. Sein Gesichtsausdruck erinnert an jemanden, der von einem Blitz getroffen wurde. Die Handknöchel sind ein wenig aufgeschürft, er steht unter Schock, sonst fehlt nichts. Die Witze, die er reißt, als er an Bord klettert, sind schal. Drüben liegt der „Gipfel“ des Eisberges fast flach auf dem Wasser. Die Abseilverankerung ist nicht mehr zu sehen... Was war passiert?

## Manöverkritik

Was war passiert? Walter hatte versucht, eine dritte Besteigung durchzuführen, um das Material zu bergen. DM 80 für Karabiner, Schlingen und Eishaken waren die Beweggründe für ein neues Risiko. Er stieg nochmals auf den Berg. Oder wollte es zumindest versuchen! Dann kenterte die riesige Eismasse. Walter, noch am Anfang, wurde unter Wasser gedrückt. Wieviel, weiß er nicht mehr. Er löste seine Eisgeräte geistesgegenwärtig und wurde vom Trockentauchanzug nach oben getragen. Das Glück war, daß die Falle nicht zuschnappte, daß die Hohlkehle des Eisüberganges nicht durchkenterte und den Kletterer erbarmlich ersäufte. Und daß Folkmar im richtigen Moment die richtigen Entscheidungen traf. Kaltblütig! Die Statistik war auf unserer



„Drüben liegt der Gipfel des Eisberges flach auf dem Wasser. Der Taucheranzug hat Walter vor dem Schlimmsten bewahrt.“

Foto: Walter Obster und Michael Vogeley

Seite. Denn ebenso, wie man im Leben einen Lottofünfer haben kann, kentert ein Eisberg, wenn man ihn besteigt. Was wäre passiert, wenn sich im senkrechten Kletterstück, wo die Steigeisen millimetertief eingeschlagen waren, der Winkel nur um wenige Grad zum Überhängenden hin verändert hätte. Wir wären aus der Wand gefallen wie Steine. Es ist gutgegangen, haarscharf. Der wahre Held ist Folkmar, er war „Spitze“. Wir taufte deshalb den Eisberg „Folkmars toppen“, nach alter grönländischer Manier...

### „Auf nach Island!“

Hinter uns die weiße Küste Grönlands, die Felsen mit dem bezeichnenden Namen *Hells Corner* sind noch zu sehen. Wir setzen Segel. Zunächst den Blister mit dem Groß und später die Genua. Der Wind trägt die FREYDIS mit neun bis zehn Knoten aus der Eisbergzone. Die Segler sprechen von einem Geschenk des Himmels. Wellen überfluten das Vorschiff, und manchmal trifft den Steuermann ein Brecher. Der Seegang ist ideal, um seekrank zu werden. Erich gibt Anweisungen für den Ernstfall: „Wenn es soweit ist, müßt ihr sofort rufen, damit der Weg frei ist! Die Kotzstelle ist hier in Lee. Du, Walter, wirst wahrscheinlich mit ‚aaaauhoh‘ spucken! Der Micha eventuell mit ‚ehiaohiauh‘!

Wir werden es ja hören!“ Von der Seekrankheit bleiben wir Bergsteiger jedoch verschont, dafür hat unser Käptn drei Tage lang glasige Augen und bleichen Teint!

Die Wachen tragen Rettungswesten und Life-Belts. Alle notwendigen Manöver werden durchgeführt, egal, ob es Tag oder Nacht ist. Reffen, Segel setzen oder bergen, ausbaumen, Baum einholen. Wir sind Kletterer und keine Segler: „Wo ist denn die Dirk?“, oder: „Was soll ich denn mit dem Schnürl machen?“ sind unsere Standardfragen. Am Ende der Reise werden wir gelobt: „Ihr habt überhaupt nicht gestört!“

„We Are Sailing!“ Irgend jemand singt das wunderbare Lied von Rod Stewart. Die Jacht macht wahnsinnig Fahrt und braucht vier Tage und 17 Stunden von der Südspitze Grönlands bis *Reykjavik*. Das sind 700 Seemeilen oder 1300 Kilometer. Ein ständiger Wind zwischen fünf und sieben Beaufort mit Sturmstärken um acht peitschen das Schiff in fast idealer Linie über die grönländische *Irmingersee*. Die ersten 36 Stunden ist an Schlaf nicht zu denken. Das Schiff krängt in der riesigen Dünung, als würde es umschlagen. Wir haben auf dem Törn ein Riesenglück und bekommen „...keinen auf die Mütze...“ (Originalton Erich). Dieser hatte uns prophezeit, daß wir Bergsteiger in *Reykjavik* die Pier hochkrabbeln und dann den Boden Islands küssen werden. Am Ruder scheint man mitten in den Wellen zu sitzen, ringsum eine Wasserwüste. Das Schiff taucht in ein Wellental, Brecher rollen über das Vorschiff. Der Bug taucht auf, ragt weit in die Luft, dann fällt das Schiff wieder in die nächste Woge. Wieder wird man in der Koje hin und her geworfen.

Der Rhythmus auf dem Schiff wird bestimmt durch Wachen und Schlafen: Acht Stunden „Freizeit“ und vier Stunden Wache gehen. Das heißt Ruder bedienen, Segel setzen. Abbacken – abwaschen – kommt extra dazu, jeden Tag ist, gottseidank, ein anderer dran. Besonders schön sind die Wachen in der Früh, zweimal geht die Sonne als roter Ball auf. In der Nacht zuckendes, waberndes Nordlicht.

Die weitgereiste FREYDIS ist ein 15-Meter-Knickspanter, als Slup getakelt (hört sich fachmännisch an!). Slupgetakelt heißt, mit einem Mast und einer Fock. Und der Name FREYDIS? „Er kommt aus der Wikingergeschichte“, erzählt Erich. Freydis war die Tochter *Eriks des Roten* („...kennt jeder aus dem Geschichtsunterricht...“) und siedelte mit *Leif Erikson* („...kennt auch jeder als Entdecker Amerikas...“) im neuen Kontinent. Die nette Freydis erschlug einige Nebenbuhlerinnen mit der Axt und vertrieb schwanger („...mit blanken Brüsten...“) eine Horde Indianer mit dem Schwert. So eine Frau hätten wir unserem Skipper manchmal gewünscht!

Für uns Bergsteiger war diese Schifffahrt eine vollkommen neue Dimension. Auch Segeln führt mitten durch die Natur. Der Körper hatte sich an den Seegang gewöhnt. Noch zwei Tage lang schwankte der isländische Boden nach, als wir wieder Land betraten. Unter der Dusche in den Thermalquellen *Reykjaviks* taumelten wir wie betrunken. Ohne Alkohol. Ehrenwort!



# Entwicklungshilfe für das Bergsteigen in Bolivien

Von Hermann Wolf unter Mitarbeit von José Camarlinghi und Luis Zapata

Seite 192: In der Condoriri-Gruppe hatten die bolivianischen Andinisten ihre ersten Erfolge.

Foto: Jürgen Winkler

Es ist möglich, daß mancher Leser nach dem Überfliegen dieser Überschrift innehält und sich fragt, welchen Sinn es haben soll, ausgerechnet im ärmsten Land Südamerikas öffentliche Mittel für eine so überflüssige Sache wie das Bergsteigen zu vergeuden. Gäbe es dort nicht wesentlich wichtigere Dinge zu unterstützen?

Dieser Frage kann man entgegenhalten, daß aus der „Hilfe zur Selbsthilfe“ ein gesellschaftspolitisch so wichtiger Bereich wie der Sport nicht ausgeklammert werden kann. Man denke auch daran, daß Inflation, Arbeitslosigkeit und Lebensmittelrationierung nach den beiden Weltkriegen auch die Bergsteiger hierzulande nicht entmutigt, sondern im Gegenteil zu großen Leistungen angespornt haben.

In Bolivien sind von der Großstadt La Paz aus zahllose Fünftausender und sogar ein Sechstausender an einem Tag erreichbar, einzigartige Möglichkeiten also für einheimische „Andinisten“. Weshalb diese lange Zeit nicht entsprechend genutzt wurden und erst seit wenigen Jahren Vereine entstanden sind, die das reichlich vorhandene Interesse fördern und entwickeln, mögen dem Leser die folgenden kurzen Beiträge der Präsidenten zweier junger Clubs aus La Paz erklären, die gleichzeitig auch ein Licht auf das Selbstverständnis bolivianischer Bergsteiger werfen.

## Der Club Andino Boliviano CAB.

(J.C.): Man kann sagen, daß der „Andinismus“ in Bolivien im Jahre 1877 begann, als der französische Geograph *Charles Wiener* zusammen mit drei Bolivianern den Südostgipfel des Illimani 6131 m bestieg. Er nannte ihn Pico Paris.

Auf diese Besteigung folgten weitere von Bedeutung. Sie alle wurden von ausländischen Bergsteigern durchgeführt, die gelegentlich von dem einen oder anderen Bolivianer begleitet wurden. Alle Erstbesteigungen der hohen Berge des Landes, besonders der Sechstausender, wurden von Europäern gemacht, in der Hauptsache von Deutschen und Österreichern.

Erst in den vierziger Jahren begannen mit der Gründung des *Club Andino Boliviano* auch Einheimische mit dem Bergsteigen. Es muß aber betont werden, daß die Gründung und die Ziele des Clubs besonders der Förderung des Skilaufes dienten.

Der CAB verdankt seine Existenz praktisch einem einzigen Mann, dem Ingenieur *Raul Posnansky*. Posnansky trachtete nach der Rückkehr von einer Europareise danach, den Skilauf in

Bolivien einzuführen. Im Jahre 1938 stieg er mit Kameraden auf den *Chacaltaya* (5300 m). Er war danach überzeugt, daß dies der ideale Platz für die Einrichtung einer Skipiste wäre.

Am 26. März 1939 gründete Posnansky zusammen mit einigen Freunden den Club Andino Boliviano mit dem erklärten Ziel, den Skilauf am Chacaltaya zu realisieren. Um 1943 begannen sich seine Pläne zu verwirklichen. Man begann eine Bergstraße zu bauen, plante die Errichtung einer Hütte und die Installation eines Lifts für die damals einzige Skipiste in ganz Südamerika. Nach Überwindung vieler bürokratischer Hürden erhielt der CAB die Konzession für die Erhebung einer Straßenmauth, mit der man einige Kosten decken konnte. Geld kam auch von den Einnahmen für das Gletschereis vom Chacaltaya, das in der Stadt sehr wichtig war, weil es noch keine Kühlschränke gab. Ein großer Teil der Mitglieder des Clubs waren Ausländer oder stammten von Ausländern ab. Nach und nach erlernten durch sie auch Einheimische den neuen Sport.

In den Jahren 1942 bis 1947 erreichte der Club seine „Goldene Zeit“, als etwa ein Dutzend Alpinisten verschiedene Erstbesteigungen der kleineren Gipfel rund um La Paz durchführten. 1945 gab es im Club eine sehr gut organisierte Bergsteigergruppe. Als Folge begannen viele Bolivianer Bergsport zu betreiben, und es gelangen bemerkenswerte Besteigungen. Sie erreichten mit der Eroberung des *Chachacomani* (6100 m), des letzten jungfräulichen Sechstausenders und des einzigen, der von Bolivianern erstbestiegen wurde, ihren Höhepunkt.

Von diesem Zeitpunkt an durchquerte der CAB mehr Tiefen als Höhen. Einige seiner Andinisten taten sich in den letzten vierzig Jahren hervor. Sie fanden einige leichtere Routen in der Condoriri-Gruppe, und zwischen 1950 und Anfang der 70er Jahre wurden von „Coco“ Sanchez einige neue schwierige Anstiege eröffnet. Leider wurde dieser kurze erneute Aufschwung des bolivianischen Andinismus durch den unerwarteten Tod „Cocos“ am Illimani 6462 m beendet. Seitdem ist bis zu den von der Bundesrepublik Deutschland und vom Deutschen Alpenverein ausgerichteten Kursen 1984 bis 1986 kein besonderer Fortschritt mehr zu erkennen. Heute zählt der CAB etwa 50 Skiläufer und vier oder fünf Andinisten. Zwei hoffnungsvolle Talente des Club stürzten 1986 in der schwierigen Westwand des Huayna Potosi (6088 m) tödlich ab.

## Der Club de Excursionismo, Andinismo y Camping CEAC.

(L.Z.): Der CEAC wurde im Januar 1980 gegründet. Er hatte anfangs 25 Mitglieder, von denen viele bereits Erfahrungen im Wandern und Bergsteigen hatten. Der CEAC hat folgende Ziele: *Förderung des Bergsteigens und anderer Aktivitäten im Freien, wie Wandern, Schifahren, Zelten usw., besonders bei der Jugend, und Verbreitung der Erfahrungen, die bei diesen Unternehmungen gewonnen werden, u.a. mit Hilfe der Herausgabe von Zeitschriften.*

Unter diesen Gesichtspunkten hat der CEAC in den Mittelpunkt seiner Möglichkeiten Einführungskurse für Bergsteiger gestellt. Daneben gibt es Basis- und Fortgeschrittenenkurse in Fels und Eis. Diese Aktivitäten fallen unter die Verantwortung der Bergsteigerschule des CEAC, die seit 1980 insgesamt 16 Lehrgänge durchgeführt hat.

Im Juli des Jahres 1984 hat der CEAC ein internationales Bergsteigertreffen veranstaltet, an dem Franzosen, Deutsche, Argentinier, Chilenen und eigene Mitglieder teilnahmen.

Im Mai 1984 fand unter der Schirmherrschaft der Bundesrepublik Deutschland und des Deutschen Alpenvereins der erste Kurs in Bolivien für Ausbilder und Bergführer statt. Von den zehn Teilnehmern waren acht Mitglieder des CEAC. Sie alle beendeten ein Jahr später die abschließende Prüfung mit Erfolg.

Seit 1981 veranstaltet der Club einen jährlichen Wettbewerb, der für jedermann offen ist, besonders für die Jugend der Stadt. Es handelt sich um einen *Ausdauermarsch* im Stil der Regelmäßigkeitsbewerbe, wie sie in Spanien von den Mitgliedsvereinen des spanischen Bergsteigerverbandes FEM durchgeführt werden. An der ersten Veranstaltung nahmen 25 Personen teil, der 4. Marsch vereinigte bereits 96 Teilnehmer in 32 Mannschaften. Die letzten drei Wettbewerbe wurden als Orientierungsläufe durchgeführt.

Eine andere Veranstaltung des CEAC sind die *Weitwanderungen*, die meist länger als eine Woche dauern und die eine sorgfältige Planung erfordern. Eine solche interessante Unternehmung war die Durchquerung des *Salars von Uyuni*, einer weißen Wüste mit dem größten Salzlager der Erde im Süden Boliviens, die in sechs Tagen durchgeführt wurde.

Unter den *Expeditionen* zu den großen Bergen Boliviens sind folgende zu nennen: Illampu, Sajama, Tres Cruces, Payachatas, Condoriri, Negruni und andere, die jährlich wiederholt werden. Im Ausland wurden Besteigungen des Aconcagua in Argentinien über die Polenroute, des Chimborazo in Ecuador, der Cordillera Blanca in Peru und des Tupungato in Chile durchgeführt.

Die Mitglieder des CEAC betätigten sich jedoch nicht nur als Bergsteiger, sondern sie befaßten sich auch mit Fragen der *Bergrettung*. Zum Beispiel nahmen 1984 und 1986 zwei Gruppen des CEAC an Bergrettungskursen in der Cordillera Blanca bei Huaraz in Peru teil, aus denen eine internationale lateinamerikanische Bergrettungsgruppe hervorging. Sechs Mitglieder des Clubs waren auch an dem Fortbildungskurs des DAV 1986 mit dem Schwerpunkt „Behelfsmäßige Bergrettung“ beteiligt.

Der CEAC wird durch einen Vorstand von acht Personen geleitet. Darunter sind die Referenten für Bergsteigen und Wandern sowie der Leiter der Bergsteigerschule. Zur Zeit hat der Club etwa 100 aktive und 60 passive Mitglieder. Etwa 40 Prozent davon sind Frauen, die sich an allen Veranstaltungen unseres Programmes beteiligen.

Wir laden alle Bergfreunde, die unsere Stadt La Paz und die wunderbaren Berge in der Umgebung besuchen ein, unseren *Vereinsabend* an jedem Mittwoch um 19.00 Uhr im *Salon Universitario* der *Pfarrei Maria Auxiliadora* auf dem *Prado* zu besuchen.

## Die Asociación de Guías de Montana y Trekking AGMT.

(J.C.): Die Berg- und Trekkingführervereinigung Boliviens entstand im Oktober 1982. Die Gründer waren Wanderer und Bergsteiger ohne die technischen und organisatorischen Voraussetzungen, um vorerst eine erwähnenswerte Rolle zu spielen. In der Vergangenheit arbeitete so mancher Bolivianer als Berg- oder Trekkingführer, der nicht die geringste Erfahrung oder Sicherheitskenntnis besaß. In der AGMT setzte man sich mit dieser Tatsache auseinander. Die Probleme, denen man sich gegenüber sah, ließen die dringende Notwendigkeit erkennen, sich zu richtigen Bergführern heranzubilden.

Diese Träume wurden Wirklichkeit, als der *Deutsche Alpenverein* einen Lehrgang für Bergführer und Ausbilder in Bolivien veranstaltete, der von dem Bergführer *Hermann Wolf* durchgeführt wurde.

Im Jahre 1984 fand der erste Anwärterkurs statt. Die Teilnehmer kamen aus drei bolivianischen Vereinen, dem CAB, dem CEAC und der AGMT. Obwohl Technik und Erfahrung der Beteiligten anfangs nicht besonders gut waren, endete dieser Kurs mit einem ermutigenden Ergebnis.

Unmittelbar nach dem Lehrgang begannen sich die bergsteigerischen Aktivitäten zu beleben. Die Zahl der Unternehmungen und Besteigungen stieg an, ebenso die veranstalteten Basiskurse für Wandern und Bergsteigen.

1985 fanden der zweite Teil des DAV-Lehrganges und die Prüfungen statt, aus denen die ersten neun examinierten bolivianischen Instruktoren und Bergführer hervorgingen.

Im Augenblick sind noch sechs Teilnehmer des erwähnten Kurses als Bergführer und Ausbilder tätig.

Die sechs veranstalten im Rahmen ihrer Möglichkeiten verschiedene Lehrgänge für Bergwanderer, in Fels und Eis, und in Orientierung. Diese Kurse für Bolivianer sind ohne Ausnahme völlig kostenlos, aber der Mangel an finanziellen und anderen Mitteln bremst leider die Weiterentwicklung des Bergsteigens sehr. Ganz besonders stört das nahezu völlige Fehlen geeigneter Ausrüstung für die Veranstaltung von Lehrgängen.

Zusammenfassend kann man sagen, daß die Probleme, welche den Fortschritt des Bergsteigens in Bolivien behindern, vor allem wirtschaftlicher Art sind und sich grundlegend nur durch die

*Foto: Hermann Wolf*



Gesamtentwicklung des Landes bessern werden. Ohne Zweifel ist es aber möglich, schon jetzt einige Grundlagen zu schaffen, um den Fortschritt des Andinismus als Sport und Beruf zu erleichtern.

## Die Kurse des DAV 1984 bis 1986

Der Andenstaat Bolivien liegt geographisch weit entfernt von den Zentren des sich weltweit schnell entwickelnden Alpinismus. Dies und die permanent schlechte wirtschaftliche Situation der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Bevölkerung sind die Gründe, daß Bolivien auch aus der Sicht des Bergsteigens vom allgemeinen Aufschwung abgekoppelt blieb und einen der letzten Plätze auf dem südamerikanischen Kontinent belegt.

Nachdem die Bolivianer einst wegen mangelnder Kenntnisse und fehlender Ausrüstung tatenlos beim Ausverkauf der Erstbesteigungen ihrer Heimatberge zusehen mußten, sind sie auch heute noch in jeder Hinsicht von ausländischer Unterstützung abhängig. Sei es das dringend benötigte Material, die Vermittlung neuer Techniken und Sicherheitserkenntnisse oder allgemeine Informationen über Ereignisse und Trends. Ohne Ausländer läuft bei Boliviens Bergsteigern nichts. Denn weder die Regierung noch Streitkräfte oder Polizei dieses Berglandes nehmen erstaunlicherweise groß Notiz von den – beispielsweise touristischen oder strategischen – Möglichkeiten des Bergsteigens. Als einzige Alpin-Nachrichten erreichen übertriebene Unfallmeldungen der Sensationspresse die Bevölkerung.

Es ist sicher verständlich, daß die bolivianischen Andinisten Auswege aus diesem Dilemma suchen, das auch durch den vereinzelt Einsatz deutscher Landsleute, durch Geld- und Ausrüstungsspenden nicht gebessert wurde. Die Hilfen versickerten irgendwo, es blieb alles beim alten.

1983 hatten die Bitten um eine grundlegende Unterstützung Erfolg. Die Bundesrepublik Deutschland erklärte sich bereit, die Entwicklung des Bergsteigens in Bolivien aus Mitteln des Programmes „Förderung des Sports in Entwicklungsländern“ zu unterstützen. Der DAV wurde mit der Durchführung beauftragt. Mit Rücksicht auf den dafür notwendigen Urlaub der Teilnehmer und auf die Touristiksaison mit ihren Beschäftigungsmöglichkeiten wurden vorerst zwei Kurse im Frühjahr 1984 und 1985 geplant.

Das Ziel war, durch die Ausbildung bolivianischer Instruktoressen einen Vervielfältigungseffekt zu erreichen und einigen Bergführern fundierte Kenntnisse zu vermitteln, sie für ihren Beruf besser zu schulen und damit gegenüber den landesüblichen Gepflogenheiten ein Signal zu setzen. Ich wurde für diese Aufgabe ausgewählt, weil ich bereits Erfahrungen mit ähnlichen Kursen in Peru und Chile hatte.

April 1984, Landeanflug zum Zwischenstop in Lima. Hier hatte mich damals eine Gruppe goldbetreffter Offiziere zackig empfangen, zum sichtlichen Erstaunen des gleichzeitig eintreffenden Bundestagsvizepräsidenten.

Wie würde es diesmal in Bolivien werden? Am Flughafen in La Paz empfingen mich ein Dutzend sympatischer Burschen. Dabei

auch Rainer, der deutsche Lehrer, der die Dinge im letzten Jahr vorangetrieben hatte. Die nächsten Tage verliefen hektisch: Botschaft, Präsidenten der Clubs, Presse, Teilnehmertreffen, Programmarbeit, Zoll und die Eröffnungsveranstaltung, diesmal mit gelungener Ansprache.

Danach gleich die *Eingangsprüfung* am *Chacaltaya* (5000 m). Höhenkrankheit und ein sehr mäßiges Ergebnis im Fels, der unbekannt Disziplin hierzulande. Bessere Leistungen im Eis, aber die ernüchternde Erkenntnis, daß es bei den „Muchachos“ noch an sehr vielem krankte.

Zurück in La Paz, holte mich Rainer aus dem Hotel zu sich ins Haus. Gerade rechtzeitig, denn in der gleichen Nacht wanderte ein ahnungsloser Gringo aus dieser Bleibe unversehens in den Knast, weil die Drogenfahndung in seinem Zimmer Kokain „gefunden“ hatte. Die „Kautions“ für den umgekehrten Weg soll ziemlich kostspielig sein!

Während der nächsten drei Wochen fuhren wir sehr früh am Montag hinauf zum *Zongopaß* (4700 m). Am Freitagabend kamen wir dann müde, verdreckt und ausgehungert wieder nach La Paz zurück. Rainers Jeep und der Campingbus Helmars, eines weiteren hilfreichen deutschen Lehrers, wurden dafür unentbehrlich. Als Unterkünfte dienten DAV-Zelte und der Bus; Küche und Unterrichtsraum wurden in zwei erbärmlichen Unterschlupfen der Staudammarbeiter eingerichtet.

Nachdem vier angemeldete CAB-Leute und zwei Militärs gleich gar nicht antraten, wurde mit zehn Bolivianern und Rainer das gesamte Fels- und Eisausbildungsprogramm des DAV für Hochtouristenführer erarbeitet. Die Bedingungen waren im Schnee und Eis ausgezeichnet. Mangels geeigneten Geländes wurde dagegen für die Felsausbildung der ausgewaschene Beton der Zongostaumauer zweckentfremdet. Außer der praktischen und theoretischen Schulung wurde auf die Vermittlung der Methodik größter Wert gelegt, um eine möglichst erfolgreiche Weitergabe des Erlernten abzusichern. Daneben wurden alle mit Führungsaufgaben und Lehrproben betraut, und es war eine schriftliche

Arbeit anzufertigen. Obwohl bergsteigerische Erfahrung, technische Fertigkeiten und theoretische Kenntnisse nur selten unseren Standard erreichten, verstanden es die Teilnehmer, dies durch Aufmerksamkeit, Lerneifer und schnelle Auffassung einigermmaßen auszugleichen. Bis unsere Normen zur Selbstverständlichkeit geworden sind, wird allerdings noch einige Zeit vergehen. Überraschungen gab es genug. Neben den fast täglichen Schneefällen sorgte oft der Wind für gleichmäßige Durchfeuchtung, wenn er den Überlauf der Staumauer auf uns herabregnen ließ. Rainers Hund überstand unversehrt ein einsames Wochenende am Zongo, wo wir ihn vergessen hatten. Mäuse holten sich ihren Anteil an der Verpflegung. Als eine Gönnerin unseren kärglichen Speisezettel mit einem riesigen Fleischtopf aufwertete, veranstalteten wir ein Galaessen mit eleganten Bandschlingenkrawatten.

Dann verfügten die Behörden über Nacht eine 500prozentige Preiserhöhung für Lebensmittel und Treibstoff. Das vorzeitige Ende des Lehrgangs schien sicher. Der mühsam zusammengesparte Etat der Teilnehmer war plötzlich wertlos geworden. Und schlimmer, es drohten Straßensperren, Generalstreik, Putsch und Bürgerkrieg. Die vielen Probleme des Landes wurden auch unsere. Es fehlten Brot, Mehl, Fett, Fleisch, Eier, Käse und Treibstoff, nur den Familien Rainers und Helmars war es zu danken, daß der Lehrgang nicht platzte. Die Rangeleien zwischen den Präsidenten der Clubs um die Gestaltung der Teilnehmerkunden wirkten daneben reichlich grotesk.

So wurde es, aus sehr verschiedenen Gründen, für alle Beteiligten ein großer Erfolg, als nach vier Wochen in unserer Botschaft die Schlußfeier stattfand. Botschafter, Präsidenten, Generalsekretäre und der Lehrgangsleiter übten sich in schönen Ansprachen, die Urkunden wurden überreicht, und man wünschte sich für das nächste Jahr viel Glück.

Diesmal war vieles einfacher. Helmar hatte für unsere Leute einen Erste-Hilfe-Kurs abgehalten. Sie hatten fleißig trainiert, die Bundesregierung übernahm selbst die Finanzierung des Lehrganges und hatte außerdem für die Teilnehmer eine besondere persönliche Überraschung bereit. Im übrigen mußten nur die eingespielten Abläufe des vergangenen Jahres aktiviert werden. Allerdings gab es neue Aufregung. Am Illimani war in 6300 m Höhe ein Passagierjet mit über 30 Leuten abgestürzt. Die späten und unkoordinierten Bergungsversuche der verschiedenen Organisationen, die sich für zuständig hielten, waren sämtliche schon am Fuß des Berges gescheitert. Drei Bergsteigern war es nach einigen Tagen gelungen, zum Wrack vorzudringen. Sie hatten nur Tote gefunden. Nach ihrer Rückkehr hatte man sie für kurze Zeit verhaftet, und nun schwirrten die wildesten Gerüchte durch die Stadt. Die Leichen allerdings blieben am Berg.

Wir wiederholten den Felsteil des Kurses mangels besserer Möglichkeiten in einem wenig geeigneten Gebiet am *Titicacasee*. Die Eisausbildung am Zongopaß hatte mit den schon bekannten Hindernissen zu kämpfen. Der gesamte Ablauf wurde von den Teilnehmern bereits selbständig gestaltet.

Inzwischen war mit der Lufthansa die erwähnte Überraschung eingetroffen. Ein halbes Dutzend Weihnachten, Geburtstage und

sonstige Gelegenheiten fielen für unsere strahlenden Jungs zusammen, als jedem von ihnen eine komplette Bergausrüstung übergeben wurde. Ein wertvoller Besitz, dessen Erwerb aus eigenen Mitteln für sie undenkbar gewesen wäre.

Mit einer höchst abenteuerlichen Schlammfahrt bis über 5000 m Höhe zogen wir dann zur Prüfungswoche in die *Cordillera Quimsa Cruz*. Die Erledigung der praktischen und theoretischen Aufgaben ließ die Tage schnell vergehen. Schließlich beendeten neun von den zehn Teilnehmern die Ausbildung mit Erfolg.

Die Schlußveranstaltung in den Räumen unserer diplomatischen Vertretung verlief erfolgreich nach bewährtem Muster. Presse und Rundfunk berichteten von der Übergabe der Diplome. Am Abend organisierten unsere „Muchachos“ ein gelungenes Abschiedstreffen und wählten mich unerwartet zum Ehrenpräsidenten der bolivianischen Bergführervereinigung. Für mich eine große Freude und der Beweis, daß wir gemeinsam unter schwierigsten Bedingungen nicht nur einen Auftrag erfüllt hatten, sondern dabei auch Freunde geworden waren.

Der nächste Schritt wurde unerwartet rasch getan. Diesmal mit persönlichen Freistellungsproblemen nicht unerheblich belastet, war ich im April 1986 erneut auf dem Weg nach Bolivien. Neben Bergrettungsgerät befanden sich zwei Aufgaben im Reisegepäck. Einmal sollten, vermutlich als Folge des tragischen Flugzeugabsturzes, die Absolventen des ersten Kurses eine Zusatzausbildung in behelfsmäßiger Bergrettung erhalten. Außerdem gab es inzwischen eine Reihe weiterer „Anwärter“, die in einem Lehrgang weitergebracht werden sollten.

Der erste Teil verlief, dank guter Fortschritte im Skilauf, recht erfreulich. Unter den verschiedenen Bergungsmethoden fanden besonders Akja und Skischlitten großes Interesse.

Im folgenden Kurs für fünfzehn Ausbilder- und Führeranwärter erwiesen sich die Erwartungen als zu hoch gesteckt. Er mußte mangels „Masse“ kurzfristig auf die Inhalte eines alpinen Basisurses zurückgenommen werden.

Daneben gab es mit vielen mehr oder weniger kompetenten Leuten Besprechungen über die Einrichtung des dringend erforderlichen Rettungswesens. Soviel wurde klar: Die zum Teil gegensätzlichen Interessen von Luftwaffe, Verkehrsfliegerei, Polizei, Gesundheits- und Finanzministerium, Rotem Kreuz und Bergführern sind auf diesem Weg ein unlösbares Puzzle. Über das „wer“ und „wie“ mußten sich die Gastgeber erst einmal selbst einig werden.

Ausländische Bergsteiger müssen sich in Bolivien deshalb entsprechend verhalten und dürfen mit keiner schnellen Hilfe rechnen. Auf alle Fälle aber sollten sie sich an die Einladung der bolivianischen Bergfreunde erinnern und Verbindung zu ihnen aufnehmen, zum beiderseitigen Nutzen.

### Anschriften:

Club Andino Boliviano, Casilla 1346, La Paz / Bolivien  
Club de Excursionismo, Andinismo y Camping, Casilla 3817, La Paz / Bolivien  
Asociación de Guías de Montana y Trekking, Casilla 21217, La Paz / Bolivien

# Auf dem Dach der Neuen Welt

## Zur Ersteigungsgeschichte der Cordillera Real

Von Fritz März

Die Cordillera Real ist für den heutigen Bergsteiger vom Gesichtspunkt der Erreichbarkeit sowohl des Ausgangspunktes als auch der verkehrsmäßigen Erschließung der Gebirgskette selbst sozusagen ein bequemes Gebirge. Ein gut trainierter Bergsteiger, höhenangepaßt muß er natürlich sein, landet mit dem Jet im Direktflug von jeder europäischen oder US-Metropole in 4080 m Höhe auf dem internationalen Flughafen von *La Paz, El Alto*, zu deutsch *Der Hohe* und das zurecht. Auch aus dem ostasiatischen Raum, aus dem immer mehr Bergsteiger kommen, erreicht man die bolivianische Metropole schnell und einfach. Gerade angekommen könnte man sich unmittelbar am Flughafen ins Taxi setzen, um in für südamerikanische Verhältnisse kurzer Zeit und auf durchaus passablen Straßen in die Fünftausenderregion zu fahren. Dort, im Gebiet des Chalcataya, wo es auch die einzige Hütte des bolivianischen Alpenvereins (natürlich mit dem Auto zu erreichen) in einer Höhe von etwa 5000 m gibt, kann man wirklich „billig“ seine ersten Fünftausender ersteigen. Zu empfehlen ist dieser Ausflug von La Paz vor allem zur Höhenanpassung. Sogar einen Skilift gibt es da in dieser dünnen Luft. Doch auch einige der größten, bekannten Gipfel der Cordillera Real liegen in Sichtweite der Hauptstadt des Landes. So sind es zum Huayna Potosi gerade 30 km Luftlinie, zum Illimani, der mit seiner imposanten Größe den Talkessel von La Paz beherrscht, 46 km. Wobei man infolge der dünnen Luft und der riesigen Gestalt des Illimani ihn viel näher wähnt, als er in Wirklichkeit ist. Die Ausgangspunkte beider Gipfel sind in einfachen Tagereisen von La Paz aus zu erreichen. Doch der Bergsteiger tut gut daran, vom Flughafen zunächst einmal hinunter zu fahren in den weiten Talkessel von La Paz um sich zu akklimatisieren, Besorgungen zu machen, die Landesbewohner kennenzulernen, kurz, um eben einmal dazusein. So einfach ist das heute!

Früher war das ganz anders. Da war beispielsweise der Himalaya leichter erreichbar. Drei Wochen Schiffsreise nach Bombay, ein paar Tage mehr nach Kalkutta, den Anschluß schaffte das vorzügliche anglo-indische Eisenbahnnetz (noch heute hat Indien das ausgedehnteste Eisenbahnnetz Asiens!) und dann half die effiziente englische Verwaltung weiter. Die Bezirksbeamten waren zumeist aufgeschlossene Männer, die mit britischem Sportsgeist verrückten Bergsteigern halfen, wo es eben nur ging.

Da war es in Südamerika doch ein wenig anders. Hilfe hatte man von den Behörden sicherlich keine zu erwarten, man mußte sich eben selbst helfen. Doch zunächst gab es bis zur Eröffnung des Panamakanals 1914 keine direkte Schiffsverbindung an die Westküste Südamerikas, es sei denn, man wagte die lange und für die meist wasserscheuen Alpinisten recht unkommode Fahrt ums sturmumtoste Kap Horn. So blieb nur, irgendwo den Kontinent, am einfachsten in den Staaten, zu durchqueren und von dort eine Schifffahrtslinie nach Süden zu benützen oder mit der Bahn die endlose Reise von Buenos Aires nach La Paz zu unternehmen.

Diese höchstgelegene Großstadt der Welt war und ist heute noch der Ausgangspunkt für alle Expeditionen, Trekkings und sonstigen Exkursionen in die Cordillera Real. Von der Westküste her führen zwei Bahnlinien nach La Paz, eine von Chile, die andere von Peru. Reisende aus Europa, wie zum Beispiel die Expedition des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 1928 unter Leitung von Hans Pfann, gingen diesen Weg. Sechs Wochen war man zuerst unterwegs mit einem Frachter, was zu mehrtägigen Hafenaufenthalten mit Landausflügen Anlaß war, um endlich nach Mollendo, einem Hafennest in Südp Peru zu gelangen. Von dort ging es per Bahn nach Arequipa, 2600 m hoch, einer der reizvollsten Städte in den Anden, und dann weiter, immer mit der Bahn, nach Juliaca, wo sich die Bahn verzweigt. Nach Norden geht es in die alte Inkahauptstadt Cuzco, südlich zum Titicacasee. Über diesen höchsten schiffbaren Binnensee der Erde, 3812 m hoch gelegen, 6900 qkm groß (wohingegen der Bodensee nur 540 qkm aufweist) schaukelte man mit dem Dampfer nach Quaquí, dem bolivianischen Hafen, von dem die Bahn endlich nach La Paz führte. Da mußte man schon mindestens ein halbes Jahr rechnen für eine Expedition. Fast zwei Monate Hinreise, zwei im Gebirge, wo alles zu Fuß oder hoch zu Roß, besser zu Muli, gemacht werden mußte und zwei Monate wieder für den Heimweg. Heute führt von La Paz ein verhältnismäßig umfangreiches Straßennetz in die Cordillera Real, zumeist eine Folge des Minenreichtums von Bolivien, denn auf diesem Weg muß das gewonnene Erz zu Tale gebracht werden.

Toni Hiebeler klagt, „weder über die langgezogene Kette der Anden – 7300 km zwischen karibischem Meer und Feuerland – noch über die arktische Hochgebirgswelt gibt es ein gründliches

Nachschlagewerk". Darum weist er darauf hin, daß seine Tabelle über die Sechstausender Südamerikas keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben könne. Das gleiche kann man auch über die Cordillera Real sagen. Es gibt keine umfangreichere Beschreibung, geschweige denn eine echte Monographie dieser hochinteressanten Gebirgsgruppe, noch gibt es eine einigermaßen brauchbare Darstellung der Ersteigungsgeschichte. So kann auch ich heute nur einen etwas holprigen Versuch machen zum Beginn einer Ersteigungsgeschichte.

## Das Dach der Neuen Welt

Die Hochebene des *Altiplano*, auch das Dach der Neuen Welt oder das Südamerikanische Tibet genannt, ist eine 1000 km lange und bis zu 200 km breite durch kleinere Beckenlandschaften gegliederte Hochfläche, die im Osten und im Westen von zwei Kordillerenzügen begrenzt wird. Die durchschnittliche Höhe von etwa 3800 bis 4000 m über dem Meer und die beinahe reinrassige eingeborene Bevölkerung lassen diesen Vergleich durchaus gerechtfertigt erscheinen. Der Geograph *Troll* charakterisiert das Gebiet so: „*Wie das große abflußlose Hochplateau im Herzen Asiens, das tibetanische, ist auch dieser bolivianische Altiplano mit seinen Randgebirgen der Ausgangspunkt großer Stromgebiete, der Scheitel des Kontinents. Zwischen ihm und seinen Abfall zum tropisch-feuchten Tiefland des Amazonas-Beckens legt sich die Cordillera Real wie der Himalaya zwischen Tibet und den Abfall Hochasiens zum tropischen Tiefland Indiens. Nach der Seite zu begrenzen die Cordillere jäh eingesägte Durchbruchstäler, die im Hochplateau und am Innenabfall der Cordillere ihren Ursprung nehmen und in reißendem Lauf schon zur Seite des Cordillerenkammes tropische Tiefen erreichen: die Täler des Rio de la Paz und des Soratoflusses, Spiegelbilder des Indus und Bramaputra, wie die ganze Cordillere ein kleines, aber umso getreueres Spiegelbild des Himalaya.*“

Doch, meine ich, hat sich dieses Herz von Bolivien mittlerweile nicht nur unter Bergsteigern einen solchen Ruf erworben, daß es nicht mehr solch poetischer Vergleiche bedarf, um es zu charakterisieren. Die Küstenkordillere, die in dem Vulkan Sajama mit 6530 m den höchsten Berg Boliviens stellt, ist für den Bergsteiger nicht so sehr ergiebig als die Cordillera Real, zu deutsch die Königskordillere, die ihren Namen angesichts ihrer Gipfelwelt durchaus zu Recht trägt. Der Name Cordillera Real scheint übrigens bereits erstmals um 1570 auf und deutet darauf hin, daß diese gewaltige Gipfelwelt auf die spanischen Eroberer gehörigen Eindruck gemacht hat.

Im Norden der Cordillera Real grenzt den Altiplano die Apolobamba-Kette, im Süden die Cordillera Quimsa Cruz nach Osten ab. Zwischen diesen beiden Kordilleren, die über 5000 m aufragen, erhebt sich mächtig die 140 km lange Cordillera Real, etwa 15,5 Grad südlicher Breite im Sorata-Tal bis zum Rio de la Paz auf etwa 17 Grad südlicher Breite. Oder, um es etwas greifbarer zu machen: Die Cordillera Real hat etwa die gleiche Ausdehnung wie die gesamten Zillertaler und die Hohen Tauern vom Brenner bis zum Ankogel. Die Schneegrenze hält sich auf etwa 5200 bis

5300 m während die Gletscher bis zu 4800 m hinab vorstoßen. Der Wald auf den Osthängen geht geschlossen bis zu 3500 m, die höher gelegene Hochebene ist durchwegs baumlos. Die absoluten Höhenunterschiede zwischen Ebene und Gipfeln bewegen sich auf der Hochfläche zwischen 2000 und 3000 Metern, erhöhen sich jedoch sofort beträchtlich, wenn man in die Täler hinabsteigt. Vom Tal des La Paz-Flusses bis zum Illimani-Gipfel sind es immerhin 5000 Meter Höhenunterschied. Der Abfall gegen die Hochsteppen des Altiplano, also nach Südwesten, ist verhältnismäßig sanft, während auf der nordöstlichen, regenfeuchten Seite gewaltige Talschlünde in ein finsternes, tropisches Waldland hinabstürzen, das mit seiner Grenzzone ganz verfilzten, tiefenden Nebelwaldes an den Flanken der Kordillere hinaufklimmt. In Tallandschaften, die den Übergang zwischen Hochland und Tropenland vermitteln, konnten sich bei mäßiger Feuchtigkeit, mildem Klima und großer Fruchtbarkeit Zentren alter Kultur entwickeln. Der Abstieg von den Eisgipfeln der Kordillere hinunter in das Waldland der Yungas ist eine der großartigsten landschaftlichen Impressionen, die der Bergsteiger auf dieser Welt haben kann. Und deswegen sollte sie ein Besucher der Cordillera Real auch nicht versäumen.

Die Südhälfte der Kordillere vom Illimani bis zum zentralen Huayna Potosi, früher mehr Caca-Aca genannt, ist im Durchschnitt weniger hoch, aufgelöster und daher wegsamer als die Nordhälfte. Aus allen Tälern des La Paz-Systems führen Pässe über die Cordillera nach der Yungas-Seite, einer wird von der Eisenbahn überwunden. Der gewaltige Stock des Illimani, eigentlich für sich schon ein ganzes Gebirge, überragt alles – kein Wunder, daß ihm die Indianer noch heute göttliche Verehrung erweisen. Nach der Sage der Indianer hat auch nur einer von den übrigen Berggöttern, der dem Illimani benachbarte Mururata, den Versuch gemacht, ihm an Größe gleichzukommen. Von Zorn entbrannt griff Illimani zum Schwert und schlug ihm sein Haupt ab, es mit dem Wort „sajam“ (geh weg!) nach Westen schleudernd. Jenseits des Altiplano in der Küstenkordillere in 200 km Entfernung liegt es heute in der Gestalt des Sajama, des gewaltigsten der erloschenen Vulkankegel, auf dessen Basis sich die Indianer das wie abgeschnitten erscheinende Gipfelplateau des Mururata hinaufgesetzt denken. Eine durchaus phantasievolle und auch dem geologischen Laien verständliche Erklärung, mögen auch die Fachleute eine etwas wissenschaftlichere zur Hand haben.

Die Grenze zwischen südlicher und nördlicher Kordillerenküste liegt am Chalcaltaya, dem zunächst der Zongopaß und das Granitmassiv des Huayna Potosi folgen. Die im Norden anschließende Condoririgruppe ist ein Gebirge besonderer Art. Mit dunklen, flach gebankten Schiefermassen baut sie schroffe Berge auf, in deren Zentrum die frechen Eistürme des Condoriri sich in schwer zugänglicher Lage erheben. Die Gletscherarmut dieses Abschnittes ist nur eine Täuschung. Infolge der steilen Felsabstürze fehlen häufig die Firnfelder, und das Eis sammelt sich erst in tieferen, versteckten Ecken. Weiter im Norden beginnt die große Verbreiterung des Gebirges und seine Mas-



Foto:  
Franz Bauer

besitzt zwar durchaus europäische oder besser nordamerikanische Dimension und verleiht den Geschäftsstraßen Santa Cruz und Camacho weltstädtischen Charakter, während der Villenvorort Calacoto insofern eine Besonderheit aufweist, als dieses Prominentenviertel um einige hundert Meter tiefer liegt als der Kern der Hauptstadt, während doch sonst meistens die Honoratioren sich auf Hügeln anzusiedeln pflegen, um in die Stadt hinabzuschauen. Aber das Klima macht sich in den paar hundert Metern schon etwas bemerkbar.

Den Fremden – so er aus nördlichen Ländern kommt, wird er etwas abschätzig Gringo genannt – interessiert sicher mehr das spanische La Paz aus der Zeit der Konquista, der Eroberung durch die Spanier und der nachfolgenden Epoche. Die Kathedrale, altspanische Paläste und Häuser mit maurischem Einschlag erinnern daran. Die Läden der Geschäftsstraßen, die Stände der Straßenhändler, der kleine und große Mercado Negro, sonstige Märkte einschließlich offiziöser Schwarzmärkte bieten einem eine Menge einheimischer und importierter Artikel an. Doch im Gegensatz etwa zu Kathmandu wird man vergeblich nach brauchbarer Bergsteigerausrüstung Ausschau halten. Bergsteigen und Skifahren sind eben wie überall in Südamerika noch nicht populär, wengleich es einen Club Andino Boliviano schon seit langer Zeit gibt. Der Deutsche Alpenverein hat seit einigen Jahren damit begonnen, junge bolivianische Bergsteiger auszubilden, damit sie bei Expeditionen und Trekkinggruppen, aber auch bei individuellen Unternehmungen als landeskundige und bergsteigerisch erfahrene Begleiter mitgehen können, um vielleicht später einmal tatsächlich zu Bergführern zu werden. Es wird aber noch ein langer Weg dorthin sein.

Das Land, dessen tatsächliche Hauptstadt La Paz ist, umfaßt knapp 1,1 Millionen qkm und ist damit viereinhalb mal größer als Deutschland und das fünftgrößte Land Südamerikas. Die Bevölkerung umfaßt zwischen 5,2 und 5,5 Millionen Menschen, genauere Zahlen gibt es nicht. Die Bevölkerungsdichte ist sehr gering, sie liegt weit unter 5 Personen pro qkm, wenn man die Ballungszentren La Paz, die schon weit kleineren von Cochabamba, Sucre und Potosi berücksichtigt. Etwa 85 Prozent der Einwohner sind Indios und Mestizen mit einer hohen Analphabetenquote, die in der Hauptsache von den älteren und auf dem Land lebenden Indios gestellt wird. Deren Sprache ist in der Region des Titicacasees Aymará, während im Norden und Süden davon das im Andengebiet weitverbreitete Quechua gesprochen wird. Trotz der allgemeinen Schulpflicht fehlen in den abgelegenen Gebieten Schulen und Lehrer. Der Staat unternimmt zwar erhebliche Anstrengungen, doch muß er da noch einen steinig und steilen Weg zurücklegen. Denn Bolivien ist derzeit eines der ärmsten Länder der Welt. Dies ist vornehmlich darauf zurückzuführen, daß der Erzreichtum nicht mehr das Geld bringt wie früher. Nachdem die Edelmetalle sich nicht mehr lohnten, bildete Zinn den wahren Reichtum Boliviens. Die Weltmarktpreise für diese Urprodukte sind jedoch seit Jahren so schlecht, daß Bolivien mit ganz erheblichen wirtschaftlichen Schwierigkeiten, unter anderem einer galoppierenden Infla-

senzunahme, die bis zum nördlichen Ende der Cordillera Real, die im Illampu gipfelt, anhält. Es handelt sich um ein kompliziertes Massiv, das seinerseits wieder in verschiedene große Gruppen, darunter Chearoco- und Casirigruppe, zerfällt. Dieser Nordteil der Cordillera Real entsendet gegen die Hochebene des Altiplano nicht weniger als neun große Täler, teilweise von großer landschaftlicher Schönheit, während die Yungasseite der Cordillera vom Huayna Potosi bis zum Illampu so unübersichtlich ist, daß sie lange Zeit unerforscht blieb.

Die Namen der Sechstausender der Cordillera Real sind von Norden nach Süden: Illampu, Ancohumá, Chearoco, Chachacamani, Huayna Potosi und Illimani; der höchste Berg der Königskordillere und unvergleichliche Kulsse der bolivianischen Hauptstadt. Daneben eine Reihe beeindruckender Fünftausender, die nicht im entferntesten aufgezählt werden können. Hat doch die Cordillera Real etwa insgesamt 600 Gipfel aufzuweisen.

## Die Stadt der Revolution

Der ideale Ausgangspunkt ist wie gesagt La Paz, Regierungssitz, geistiges, politisches und wirtschaftliches Zentrum Boliviens. Es ist die tatsächliche Hauptstadt Boliviens, dessen juristische Hauptstadt Sucre weit weit im Süden liegt und im Grunde genommen nichts ist als ein verschlafenes Provinznest. Die Ehre, in der juristischen Hauptstadt tätig zu sein, ist bei den Beamten nicht sehr hoch geschätzt, denn alles spielt sich in La Paz ab. So finden Revolutionen zweckmäßigerweise eben auch dort statt. Mit über 180 Revolutionen seit der Selbständigkeit im Jahre 1825 hält Bolivien den wohl absoluten Weltrekord an diesem dort sehr beliebten Gesellschaftsspiel, wengleich es in den letzten Jahrzehnten weniger und weniger Revolutionen gab, die aber umso ernster genommen werden mußten.

La Paz liegt in einem riesigen Kessel. Wer nachts vom Altiplano kommt, den empfängt das Lichtermeer einer Weltstadt. Aber ganz so strahlend ist der Eindruck am Tage nicht, denn von einer echten, großen Weltstadt ist La Paz noch etwas entfernt. Das Zentrum dieser Stadt mit weit einer halben Million Einwohner

tion zu kämpfen hat. In dieser Situation wäre der Tourismus eine sehr hoch zu veranschlagende Einnahmequelle – wenn er stärker wäre! Insbesondere der Bergtourismus tröpfelt nur, und es gibt eine ganze Menge von Bolivianern, die sich viel, viel mehr Bergsteiger wünschen würden, um sich damit eine wenn auch bescheidene Existenz aufzubauen. Jede Expedition, jede Trekkingtour ist nur ein Tropfen auf einen heißen Stein, jedoch vermögen viele Tropfen auch einmal einen heißen Stein zu kühlen.

Die Ersteigungsgeschichte der Cordillera Real ist zunächst geprägt von Forschern. Das hat sie eigentlich mit allen Berggebieten der Welt, von den Alpen bis zum Himalaya, gemein. Die wissenschaftliche Neugier paarte sich mit sportlichem Ehrgeiz, und so waren denn Leute wie Saussure oder die Brüder Schlagintweit Forscher und Bergsteiger zugleich. Auch in der Cordillera Real werden wir solche Gestalten antreffen, doch mit einer Besonderheit. Der immense Erzreichtum Boliviens lockte eine große Zahl von Geologen und Bergingenieuren an, so daß man sagen kann, die Ersteigungsgeschichte der Cordillera Real wurde von ihnen geschrieben. So tauchen denn Namen wie *Schulze*, *Dienst*, *Ahlfeldt* und andere auf. Auch der verhältnismäßig große Anteil an deutschen Namen in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts hängt wenigstens zum Teil mit diesem Phänomen zusammen, wengleich man sagen muß, daß deutsche und österreichische Bergsteiger überhaupt einen überproportionalen Anteil an der Erschließung der Cordillera Real haben. Dies allerdings nur in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Später tummeln sich dann Bergsteiger aus aller Herren Länder dort. Kein Wunder, wenn man überlegt, welch rasanten Aufschwung zum Beispiel das Bergsteigen nach dem Zweiten Weltkrieg in den USA oder Japan genommen hat. Immer mehr finden sich auch Namen Einheimischer, doch vielfach ging der Antrieb zu solchen Unternehmungen von den in Bolivien ansässigen Europäern aus, wie übrigens auch die erwähnten Bergleute, in Bolivien auch *Cateadores* = Erzsucher genannt, im Lande blieben und ansässig wurden wie Ahlfeldt oder Schulze.

### Illimani: wer war der erste?

Als Ersteiger des Illimani gilt allgemein der bekannte englische Bergsteiger *Sir Martin Conway* mit seinen Führern *Maquinaz* und *Belletier*, doch findet sich in den dürftigen Quellen ein recht konkreter Hinweis, daß eine Expedition, die im Auftrag der französischen Regierung eine Forschungsreise in Südamerika unternahm, präzise am 19. Mai 1877 um 14.50 den Illimani 20112 foot über dem Meer erreichte. Leiter war ein *Charles Wiener*, Franzose, der bald nach der Ersteigung starb. Seine Begleiter waren *José María Ocampo*, Ingenieur seines Zeichens und offenbar Einheimischer, was die vaterländischen Gefühle sicher hebt, sowie ein *Baron von Grunkow*. Sie erreichten den 6450 m hohen *Pico del Indio*, während *Conway*, *Maquinaz* und *Belletier* den 6498 m hohen *Südgipfel* und damit den höchsten Punkt erreichten. Dieser kleine Höhenunterschied läßt also die Frage offen, wer als erster den Illimani wirklich erstiegen hat.

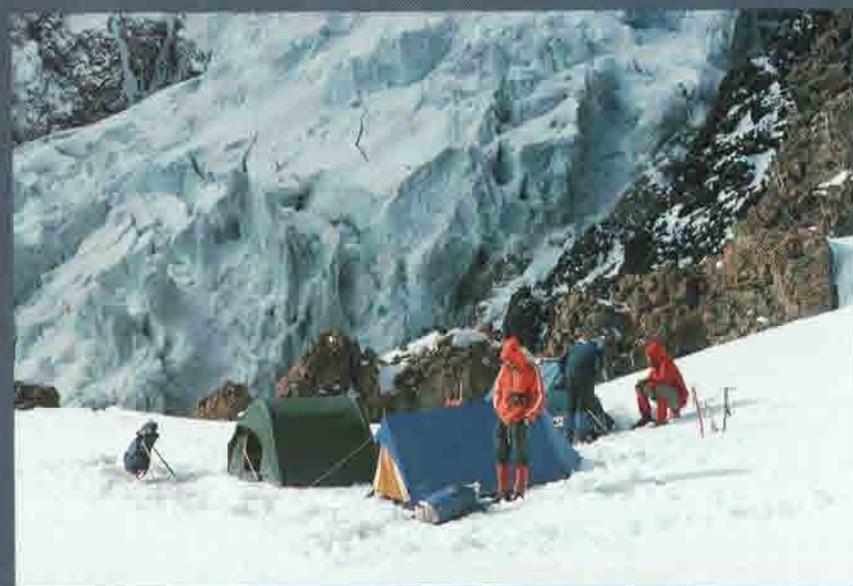
Gerade in den Anden muß man mit Ersteigungsdaten manchmal etwas vorsichtig umgehen. Es mag sein, daß die Emotionen, vielleicht etwas beflügelt vom lateinamerikanischen Temperament, überschwappen und durch persönlichen oder nationalen Ehrgeiz noch potenziert werden und so zu falschen Angaben führen. So war der Illimani lange Zeit auf bolivianischen Karten beharrlich 1000 m höher, als er in Wirklichkeit ist, während sich ein *Piero Ghignoni* zu Erstersteigungen nicht vorhandener Gipfel verstieg.

So sei denn aus sicheren Quellen berichtet. *Rudolf Dienst*, der lange Zeit, auch während des I. Weltkriegs, als Bergwerksingenieur in Bolivien lebte, erstieg zusammen mit seinen deutschen Berufskollegen *Schulze*, *Overlak* und *Bengel* im Mai 1915 den Illimani, und zwar den höchsten Punkt. Je nach Betrachtungsweise also die zweite oder dritte Ersteigung. Von seinen Begleitern war *Adolf Schulze* der bekannteste Bergsteiger. In viertägigem schwierigen Anstieg fanden die vier eine Weg von Süden her. Eine Arabeske am Rande: Auf dem Gipfel hißten sie eine große deutsche Fahne an einer 3 Meter langen Stange, die sie hinaufgeschleppt hatten und ließen sie oben „ad maiorem patriae gloriam“, wie Dienst schrieb. Man befand sich im Weltkrieg, Bolivien war neutral, doch die Kriegsbegeisterung vom August 1914 war denen in Südamerika – weit vom Schuß – noch nicht vergangen. 1919 erstieg Dienst zusammen mit seinem deutschen Berufskollegen *O. Lose* den *Huayna Potosí*, damals allgemein noch *Caca-Aca* genannt, den schon *Conway* versucht hatte, der dann schrieb: „*Mount Caca-Aca presents quite unusual difficulties from all sides*“.

Mittlerweile ist der *Huayna Potosí* Ziel von Trekkinggruppen aus aller Welt, wobei gesagt werden muß, daß neben bergsteigerischem Können auch eine gehörige Portion Kondition zur Besteigung gehört. Jeder kommt nicht hinauf! 1978 wurde die erste Skibesteigung von *D. Chapuis* auf der Franzosenroute registriert. Mittlerweile empfiehlt sogar ein in Deutsch erschiener Führer den *Huayna Potosí* mit Skiern zu ersteigen, allerdings nur bis zu einer Höhe von 5400 m. Übrigens soll der *Huayna Potosí* schon 1877 von einer deutschen Expedition erkundet worden sein, während die zweite Ersteigung 20 Jahre auf sich warten ließ. *R. Bauer* und *A. Böttger* wählten 1939 einen neuen Weg, während *Dienst* und *Lose* den heute noch gebräuchlichen fanden. Schließlich wandten sich *Dienst* und *Schulze* dem nördlichen Teil der Cordillera Real zu, der vom *Illampu* und seinem südlichen Bruder *Ancohuma* beherrscht wird. Die Höhe des letzteren wurde damals, 1919, übrigens mit 6640 m angegeben, während jetzt die Höhenangaben so um die 6420 m schwanken. Jedenfalls ist der *Ancohuma* der zweithöchste Berg der Cordillera Real. *Dienst* und *Schulze* erstiegen den Gipfel mit ziemlicher Rauferei und unter, wie ein bolivianischer Chronist schreibt, „*mala condiciones climáticas*“.

Doch schon 1879 soll eine ziemlich anonyme österreichische Expedition den *Ancohuma* erkundet haben, während 1895 der wackere *Sir Martin Conway* mit Schlitten (!) und Führern einen Versuch unternahm und auch ziemlich hoch hinaufkam ehe er

# Der Höchste in der Königskordillere



*Oben: Lange Zeit war der Illimani auf bolivianischen Karten beharrlich um 1000 Meter höher.  
Links: Hochlager am Illimani.*

*Fotos:  
Jürgen Winkler*

umdrehen mußte. *Dienst* und *Schulze* gelangen noch andere Erstersteigungen, so zum Beispiel der *Haucãa*, ca. 6200 m.

Dann kam schließlich *Hans Pfann* mit den Österreichern *Alfred Horeschowsky*, *Hugo Hörtnagl* und *Erwin Hein* sowie Bergassessor *Dr. Friedrich Ahlfeldt*, der das Land schon von einem früheren Aufenthalt her kannte, denen sich in La Paz *Dr. Karl Troll* anschloß, der ebenfalls schon Jahre dort weilte. Alter Alpenvereinstradition folgend ging es damals (und auch später) nicht ohne wissenschaftlichen Teil. Nachdem der D.u.ÖAV 1913 seine erste Expedition, bescheiden Auslandsbergfahrt genannt (wie sich heute noch der dafür zuständige Unterausschuß nennt), in den Pamir veranstaltet hatte, war die wirtschaftliche Erholung nach dem Ersten Weltkrieg und seinen Folgen 1928 endlich so weit fortgeschritten, daß man wieder Expeditionen veranstalten konnte. Der Leiter dieser Unternehmung, *Hans Pfann*, war sicher einer der besten Bergsteiger der Epoche vor und nach dem Ersten Weltkrieg. Die Zusammensetzung der Mannschaft garantierte den Erfolg, es waren bekannte Alpinisten. *Horeschowsky* konstruierte bekanntlich einen Eispickel, der lange Zeit als der beste galt.

## Illampu, der schwierigste von den großen

Etwas trockeneres als die Berichte Pfanns über seine Bergfahrten kann man sich kaum vorstellen. Aber vielleicht sind sie gerade deshalb faszinierend zu lesen. Jedenfalls verstand es *Pfann*, seine Gemütsregungen, so er welche hatte, bestens zu verstecken. Er hatte überhaupt seine Eigenheiten, dieser ausgezeichnete, schnelle Geher, der mit 80 noch auf einem Viertausender stand. Dazu gehörte zum Beispiel sein sprichwörtlicher Geiz. Da er fürchtete, von seinem uralten Freund *Adolf Schulze*, einem Luftikus, mit dem zusammen und mit Männern wie *Leberle*, *Leuchs* oder *Distl* er dem Freundeskreis des Akademischen Alpenvereins München angehörte, angepumpt zu werden, vermied er es 1928 geflissentlich, diesen zu treffen. Als Bergsteiger jedenfalls war er ganz große Klasse. Der hervorstechende Erfolg dieser Expedition war die Ersteigung des *Illampu*, des wohl schwierigsten der großen Berge der Cordillera Real. Am Fronleichnamstag, der gerade in Südamerika ein großer, ausgelassen gefeierter Tag ist, standen die Bergsteiger auf dem 6348 m hohen Gipfel. Gerade diese Expedition ist ein anschauliches Beispiel, um wieviel einfacher es wir heutigen doch haben. *Pfann* und seine Mannen mußten fast den ganzen Berg umrunden, immer wieder den Anstieg versuchen, ehe sie den Weg zum Gipfel fanden. Unglaublich viel Zeit ging auch dadurch verloren, daß man per Muli und zu Fuß enorme Strecken überwinden mußte, die heute, wenn auch manchmal auf abenteuerlichen Straßen und ebensolchen Camiones (LKW) oder Jeeps zurückgelegt werden. Doch konnte die Gruppe *Pfann* neben kleineren Gipfelerfolgen noch den 6118 m hohen *Chearoco* und den imposanten, etwa gleich hohen *Chacomani* ersteigen. Dann mußte schon wieder der lange Heimweg angetreten werden, wobei *Hein* und *Troll* in Bolivien blieben, um die Vermessungsarbeiten fortzusetzen.

## Die erste Karte

Ein bleibendes Ergebnis dieser Unternehmung des Alpenvereins war die von *Troll* unter Mitwirkung *Heins* – der, wie könnte es in Bolivien anders sein, Bergingenieur war – erstellte Karte. Die diesem Jahrbuch BERG '88 beiliegende, von *Finsterwalder* betreute Karte, baut auf den Arbeiten von 1928 und der folgenden Zeit auf. Ein wirklich glänzendes Beispiel der Kontinuität der kulturellen Leistung des Alpenvereins über fast ein halbes Jahrhundert hinweg!

Recht spärlich sind die Nachrichten in den folgenden Jahren bis zum zweiten Krieg. Von *Albert Borsig* und *Fritz Kübler* berichtet eine bolivianische Quelle, daß sie 1929 den *Illimani* erreicht hätten, doch schreibt *Wilfried Kühm*, der auch zu denen gehörte, die dem Lande verfallen waren, nichts darüber. Es handelte sich um einen Versuch, der wohl erst hoch oben abgebrochen werden mußte. 1940 erstieg er mit seinen Freunden *Rolf Böttger* und *Friedrich Fritz* den *Illimani* auf der heute gebräuchlichen Route in der La Paz-Flanke, während *Conway* und *Schulze* von der Yungas-Seite her kamen und andere, so sie droben waren, wohl auch. *Kühm* und seine Freunde hißten damals eine Hakenkreuzfahne auf dem *Illimani*, die anlässlich der vierten Ersteigung durch den Bolivianer *Jesus Torres* und den Engländer *de la Motte* wenige Tage später wieder heruntergeholt wurde. 1941 gelingt einer Expedition unter der Leitung *Kühms* die Ersteigung des wohl formstschönsten Berges der Cordillera Real, des schwierigen *Condoriri*. 1943 fand *Wilfried Kühm* zusammen mit seinem Freund *Gahrmann* am Westgrat des *Illimani-Nordgipfels* vermutlich durch einen plötzlich auftretenden Sturm den Tod.

Und dann, nach dem großen Völkermorden, öffnet sich die Cordillera Real allmählich den Bergsteigern der Welt. Das Bergsteigen, bis dahin vorwiegend – Ausnahmen bestätigen die Regel – eine europäische Angelegenheit, fand Eingang in den meisten Ländern der Welt, die Technik wurde verbessert, ganz wesentlich war die Entwicklung des Verkehrswesens, Flugzeug und Auto eröffneten ganz neue Perspektiven, die Jugend, so sie überlebt hatte, wollte nach diesem schrecklichsten aller Kriege einfach hinaus in die Welt. Kurz, das Bergsteigen nahm eine geradezu explosive Entwicklung. Auch in der Cordillera Real waren die Verkehrsverhältnisse wesentlich anders, besser geworden. Schon die letzten Expeditionen vor dem Krieg benutzten den LKW, wo die Vorgänger noch reiten mußten. Übrigens bürgerte es sich langsam ein, im straßenlosen Gelände nicht mehr zu reiten, sondern, *horribile dictu*, zu Fuß zu gehen. Man stelle sich vor: ein *Caballero*, auch wenn er ein *Gringo* ist, zu Fuß! Wo doch schon das Wort *Caballero* von *cavallo*, das Roß, kommt! So ändern sich die Zeiten, doch spart man Geld, und es bringt Kondition.

Ehe wir uns der Ersteigungsgeschichte der Cordillera Real nach dem Krieg zuwenden, sollten wir kurz bei einem Phänomen verweilen, das typisch für das Hochland der Anden ist: Viele Bergsteiger verfielen dem herben Zauber dieses Landes und

Foto:  
Jürgen Winkler

blieben einfach dort, manche für Jahre, manche für ihr ganzes Leben. Und viele kamen und kommen immer wieder. Nur einige Beispiele: Von *Ahlfeldt* war schon die Rede. Er stammte aus Marburg, 1892 geboren, und studierte in Clausthal und München Bergbau und Geologie. 35 Jahre lebte er in Bolivien und wurde dort Universitätsprofessor, wobei er auf geologischem, mineralogischem und botanischem Gebiet ungeheuer viel leistete. Seine Arbeiten waren für die Entwicklung des Landes grundlegend, Bolivien verdankt ihm viel, nicht nur in wissenschaftlicher, sondern auch in materieller Hinsicht, und die Bolivianer haben das nicht vergessen. Er gehört zu den großen Pionieren der Anden.

Von anderer Art war *Adolf Schulze*. In Mexico im Schoß einer deutschen Familie geboren und aufgewachsen, studierte er in München Geologie, was damals ein Modeberuf für Bergsteiger war und schloß sich kurz nach der Jahrhundertwende dem illustren Freundeskreis des AAVM an. Sein Name, vielen war er mehr unter seinem Spitznamen „Frosch“ bekannt und der seines Bruders scheint oft in der Ersteigungsgeschichte vieler bekannter Alpenberge auf, zusammen mit anderen erlauchten Namen. An seine überschäumende Fröhlichkeit erinnerten sich seine Freunde noch Jahrzehnte später. Eine seiner bekanntesten Taten ist die Erstersteigung des Uschba-Südgipfels, 4698 m, im Kaukasus im Jahre 1903. Dann ging er mit einigen Umwegen nach Südamerika, um dort dem Glück nachzujagen, das er in Form einer ertragreichen Mine zu finden hoffte und doch nie fand. Er war halt ein Bruder Leichtfuß, wie er im Buche steht. Seine bergsteigerischen Erfolge wurden schon geschildert. In der Cordillera Real erinnert der Pico Schulze an ihn. Später lebte er in Cuzco, arm wie eine Kirchenmaus, auch im hohen Alter dem Glück noch nachjagend, von dem er jungen Bergsteigern in seinem original Münchner Dialekt, den er nie ablegte, vorschwärmte, doch immer noch hellwach, freundlich und lustig. In den sechziger Jahren ist er dort gestorben.

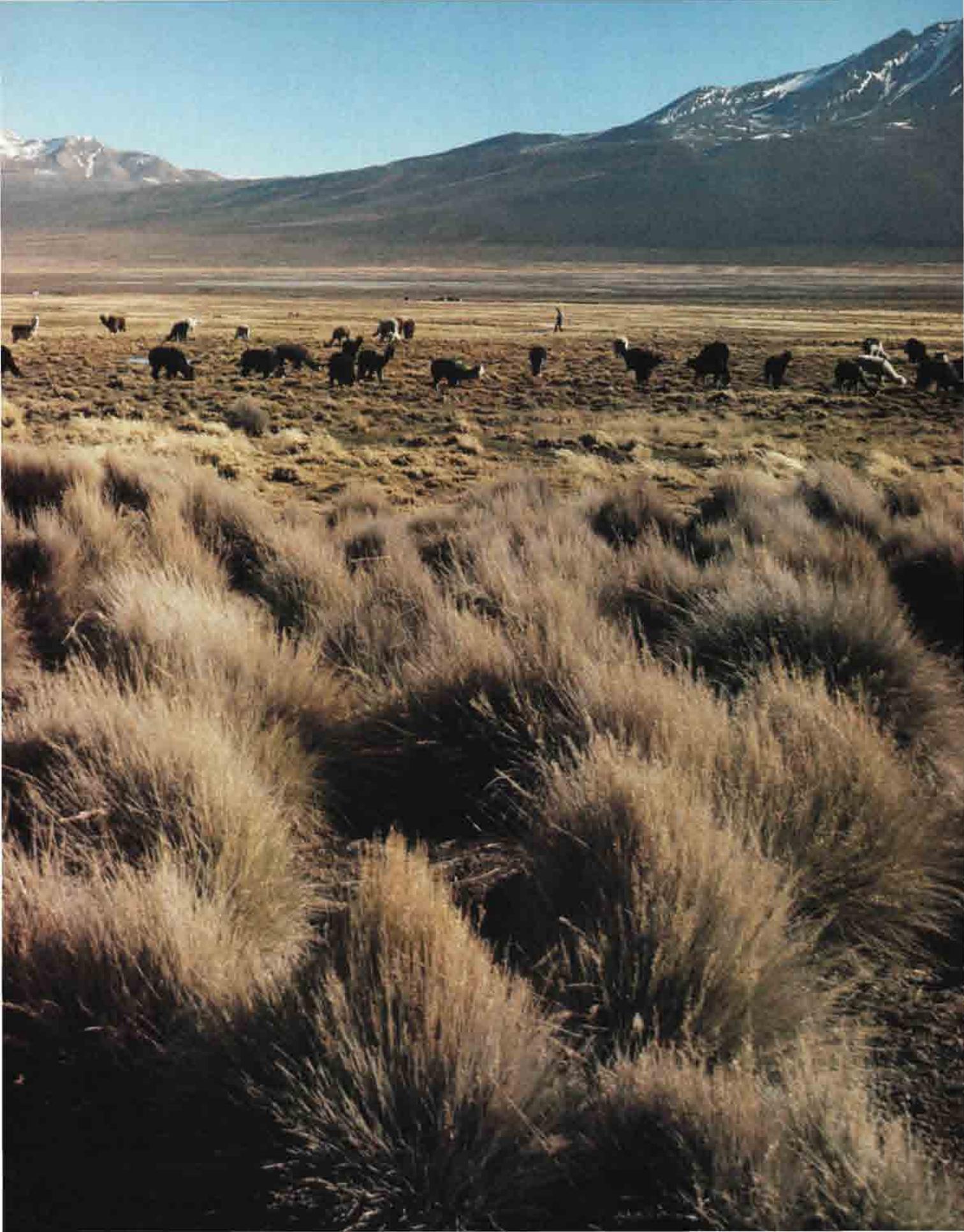
## Die neue Heimat des Bergvagabunden

Einer der unbedingt in diese Reihe paßt, ist *Hans Ertl*, das Urbild des Bergvagabunden. Die Deutsche Andenkundfahrt 1950 wurde sein Schicksal. Mit den andinen Erfolgen werden wir uns gleich beschäftigen. Hans Ertl kam nach Bolivien als Bergsteiger und blieb dort. Vielleicht paßte gerade dieses Land zu seiner unerhört farbigen und facettenreichen Persönlichkeit, deren vielfältige Interessen sich dort entfalten konnten, mehr als im alten Europa. Auch ein Abstecher in den Himalaya, wo er 1953 bei der Erstersteigung des Nanga Parbat – Hermann Buhl erreichte bekanntlich im Alleingang den Gipfel – als Kameramann mit dabei war, konnte ihn nicht ablenken. Allerdings blieb er nicht im Hochland der Anden, die wilde Welt des Urwaldes wurde seine Heimat, wo er sich buchstäblich im Schweiß seines Angesichtes sein hartes Brot verdient, seine Neigungen pflegt, seine Fäden spinnt, seinen Zorn auf manche Leute kultiviert und einfach der Hans Ertl ist. Noch viele Bergsteiger gäbe es, die dem südamerikanischen Hochland verfallen waren. Lassen wir es bei diesen Beispielen bewenden.

Hans Ertl leitete die *Deutsche Andenkundfahrt 1950*. Im Gegensatz zu anderen Expeditionen, die zeitlich begrenzt, oft sehr begrenzt waren, hatte diese Unternehmung viel Zeit. In neu-deutsch würde man heute vielleicht sagen, es war eine open end-Expedition. Die Erfolge waren recht beachtlich: Der *Illimani-Südgipfel* wurde von Hans Ertl insgesamt dreimal erreicht, davon das erste Mal im Alleingang, das zweite Mal mit einem Leutnant und drei Soldaten des Regiments Andino und das dritte Mal mit *Gert Schröder*, einem Geologen. Der Nordgipfel, der von Ertl als Hauptgipfel betrachtet wurde, wurde ebenfalls mit Gert Schröder erstiegen, während bei der dritten Besteigung des *Condoriri* Ertls Begleiter *Alfons Hundhammer*, der Bruder des damals amtierenden bayerischen Kultusministers war. Der wesentlich umgänglichere Bergsteigerbruder Hundhammer war Ertls Begleiter auch am *Ancohuma*, wo den beiden die zweite Ersteigung und zugleich der erste Aufstieg über die Nordwestflanke gelang. Schließlich bestieg das Gespann Ertl/Hundhammer noch den *Pico Esperanza*, den *Pic Laramcota* und verschiedene andere Gipfel. Das Überraschende war, daß Ertl meinte, er habe eigentlich den Illimani überhaupt als erster erstiegen, weil der von ihm erstmals erreichte Nordgipfel zirka 30 m höher sei als der Südgipfel, der bisher als der höchste Punkt des Illimani galt. Doch sollte man solche Sachen in Südamerika und bei Hans Ertl nicht so eng sehen. Mittlerweile hat sich die Sache eingependelt. Im Verlaufe der Ertelschen Unternehmungen im Jahre 1950 kam es zu einem dramatischen Wettlauf zum Gipfel des Illimani mit acht Besteigungen in sechs Wochen. Den Auftakt zu dieser Besteigungsserie gab Ertls Alleingang zum Illimani am 3. April. Durch die Veröffentlichung des Expeditionsprogramms wurden bei offiziellen Stellen und dem Club Andino Boliviano die bolivianischen Bergsteiger in Wettkampfstimmung versetzt, schreibt Ertl. Er startete mit einem Tag Vorsprung vor der besten bolivianischen Partie mit Douglas Moore, einem „sehr nationalbewußten Bolivianer englischer Abstammung“, wie Ertl sagt. Seine Unternehmung wurde durch Spuarbeit, Schlechtwetter und eine schwere Kopfverletzung durch Steinschlag seines Kameraden Gert Schröder in 5300 m Höhe am Westsporn aufgehalten, von den Bolivianern überholt, und zwar als Ertl seinen blutenden Kameraden hinabtransportierte. Hilfsangebote der Bolivianer lehnte er stolz wie ein Spanier ab. In einer ziemlich dramatischen Nacht überholte Ertl dann wieder die biwakierenden Bolivianer „mutterseelenallein“ und ging am nächsten Tag „frischen Mutes“ zum Gipfel.

Und jetzt explodiert die ganze Sache sozusagen, Expeditionen, Kundfahrten und wie die Unternehmungen immer heißen, Alleingänger, Individualreisende wie man so schön sagt, wohl Ausgestattete und arme Schlucker, auch Rucksacktouristen genannt, Gruppen und Grüppchen kommen aus aller Herren Länder. Immer neue Gipfel werden erstiegen, Zacken, die bisher nicht als Gipfel betrachtet wurden, erhielten Bedeutung. Grate wurden allmählich alle bezwungen, die Flanken und Wände kamen an die Reihe. 1977 fuhr zum ersten Mal ein Mensch mit Skiern den Normalweg des Illimani hinunter: *Alain Mesili*, dem viele andere







Alpamayo Chico.

Foto:  
Jürgen Winkler

Unternehmungen in der Cordillera Real gelangen und der den Versuch unternommen hat, die Besteigungen in der Cordillera Real zu protokollieren. Es würde den Rahmen dieser Arbeit völlig sprengen und die Leser wohl auch langweilen, wollte man alle Gipfelerfolge der neueren Zeit registrieren. Schon die deutschen Unternehmungen sind kaum noch überschaubar, darum sei nur eine Anzahl mehr oder weniger wahllos herausgegriffen:

1957 starteten drei junge Bergsteiger zur *Anden-Expedition der Sektion Berchtesgaden*, bei der u.a. alle drei Illimani-Hauptgipfel erstmals überschritten wurden. Die *Sektion Berlin* veranstaltete, wie später übrigens andere Sektionen auch, anlässlich ihres 100jährigen Jubiläums 1969 eine Expedition. Es erscheint mir dies als eine recht angemessene und dem Alpenverein wohl anstehende Art, Jubiläen zu feiern. Neben vielen anderen Erfolgen wurde der Illampu erstmals erstiegen.

Die Naturfreunde entwickelten starke Affinitäten zur Cordillera Real und starteten 1969 ebenfalls eine *Anden-Expedition der Bayerischen Naturfreunde*, bei der 25 Gipfel erstiegen wurden. Auch eine Überschreitung des Illimani, teilweise auf neuen Wegen, war dabei. Die Bayerischen Naturfreunde waren 1975 wieder, ihre württembergischen Kollegen zwei Jahre vorher in der Cordillera Real. Wie bei fast jeder Expedition wurden diesmal Gipfelerfolge sozusagen im dutzend eingeheimst. Die *Regensburger Anden-Expedition* 1971 machte allein in der bergsteigerisch unerschlossenen und schwer zu erreichenden *Negruni-Gruppe* 24 Gipfel, um sich dann der Illampu-Gruppe sehr erfolgreich zuzuwenden. Ihr 25jähriges Jubiläum nahm die wackere *Sektion Schorndorf* zum Anlaß, 1974 ihre jungen Spitzenbergsteiger zu einer Anden-Expedition in die *Cordillera Real* zu entsenden, wobei der Ancohumá erstmals eine Gesamtüberschreitung erhielt.

Schlußendlich verließen sie ihn. Die Berichte nämlich den Chronisten. Allmählich wurde weniger und weniger registriert, weil der Unternehmungen so viele wurden. Auch die Verließe der Prater-

insel gaben nichts mehr her. Doch zum Abschluß eine Charakterisierung der heutigen Art, die Cordillera Real zu bereisen oder, besser gesagt, eine der heutigen Arten. Denn Gottseidank ist Bergsteigen eine so vielfältige Sportart, daß jeder auf seine Weise selig werden kann. Der eine hat viel Zeit und wenig Geld und schlägt sich dann so durch, der andere muß mit einem Drei- oder Vierwochen-Urlaub zurecht kommen und will auf seine Weise die Berge der Welt kennenlernen. Trekking-Unternehmen bieten dem Normalbergsteiger in einem Normalurlaub zu erschwinglichen Preisen Bergerlebnisse an, die ihm sonst eben nicht möglich wären. Das schaut beispielsweise dann im Prospekt des DAV Summit Club der Bergsteigerschule des Deutschen Alpenvereins so aus:

Bolivien-Peru Huayna Potosi, 6088 m, Fünftausender zum Aussuchen und der Huayna Potosi, ein grandioser Sechstausender, sind die Gipfelziele, Inkakulturen und das pralle Leben Südamerikas keineswegs nur Beiprogramm.

Gipfelmöglichkeiten: Huayna Potosi, 6088 m; Alpamayo Chico, 5430 m; Nevado Condoriri, 5320 m. Schwere Hochtouren, 22 Tage.

Das Reiseprogramm: Das Kennenlernen präkolumbianischer Kulturen und ein kompaktes Bergsteigerprogramm in der Cordillera Real prägen diese Tour. Mehrere Fünftausender und ein Sechstausender stehen zur Wahl. Einmal Granitmauern der Inkas, einmal Eiswände der zahllosen Andenriesen. Dichter Dschungel um Machu Picchu, eintönig braunes Altiplano, der azurblaue Titicaca-See, lebhaftes Treiben in La Paz vermitteln großartige Eindrücke...

12. bis 15. Tag: Vier volle Tage stehen nun zum Bergsteigen und acht großartige Fünftausender zum Besteigen zur Verfügung. Davon sind fünf Gipfel, nämlich der Nevado Condoriri (5320 m), der Nev. Yawaka (5420 m), der Nev. Illusion (5370 m), der Nev. Illusion Chico (5230 m) und die Aguja Negra (5270 m) für gut trainierte Bergsteiger problemlos zu bewältigen. Dagegen sind der Cerro Condoriri (5580 m), der Wyoming (5400 m), der Wallomen (5500 m) und der Alpamayo Chico nur bei guten Verhältnissen und nur von sehr leistungsfähigen selbständigen Alpinisten zu bezwingen.

18. bis 20. Tag: Diese drei Tage stehen dem Huayna Potosi (6088 m) zur Verfügung. Auf einer großartigen Aussichtskanzel bei 5200 m Höhe steht das Hochlager. Der Gipfelsturm kann nach den sorgfältigen Vorbereitungen gelassen angegangen werden. Am 20. Tag wird nach La Paz zurückgekehrt.

21. Tag: Am Vormittag wird der Rückflug nach Deutschland angetreten.

22. Tag: Ankunft in Frankfurt.

So spielt sich das heute ab. Mag einer, der's gern anders hat, die Nase rümpfen, es ist einfach eine Möglichkeit für viele Bergsteiger, die Berge der Welt, in diesem Fall die Cordillera Real zu erleben. Vor zwanzig, dreißig Jahren war dies schlicht unerfüllbarer Traum.

Das Bergsteigen in der Cordillera Real ist heute etwa mit dem Stand zu vergleichen, den die Erschließung der Alpen zur Jahrhundertwende hatte. Die Gipfel sind bis auf unbedeutende Nebengipfel alle erstiegen. Die großen Grate und Flanken ebenfalls. Und nun werden einzelne Varianten gesucht, werden noch ganze Wände und Grate neu entdeckt. Die Bergsteiger der Zukunft werden in der Cordillera Real auch in ferneren Zeiten noch ein freies Feld vorfinden.

# Zur Alpenvereinskarte 1:50 000 der Nördlichen Cordillera Real

Von Rüdiger Finsterwalder

Die Alpenvereinskarten 1:25 000 von touristisch interessanten Gebirgsgruppen der Alpen sind wohl den meisten Alpenvereinsmitgliedern bekannt und werden im großen Umfang benutzt. Weniger bekannt ist die Tatsache, daß der Alpenverein auch in außeralpinen Hochgebirgen, z.B. im Himalaya oder in den Anden kartographisch tätig war und bemerkenswerte Karten aufgenommen und bearbeitet hat. Diese Karten waren wertvolle Ergebnisse von Expeditionen, die neben den bergsteigerischen auch wissenschaftliche Zielsetzungen hatten. Beispiele für solche Expeditionskarten sind die Alpenvereinskarten des Nanga Parbat, der Cordillera Blanca oder des Mount Everest. Über ihre ursprüngliche wissenschaftliche Zielsetzung hinaus haben diese Karten heute im Rahmen des Trekking-Tourismus auch für den Bergsteiger und Wanderer bei der Planung von Touren und als Orientierungshilfsmittel praktische Bedeutung erlangt. Die ständige Nachfrage nach solchen Karten und ihre steigenden Verkaufszahlen sind dafür die Bestätigung.

In der Reihe der außeralpinen Alpenvereinskarten ist in diesem Jahr eine Karte 1:50 000 der Nördlichen Cordillera Real Boliviens mit den Hauptgipfeln des Jankhouma, 6429 m, und des Illampu, 6368 m, erschienen (Beilage zum Alpenvereinsjahrbuch 1988). Die Aufnahme dieser Gebirgsgruppe erfolgte im Rahmen eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Forschungsprojektes über die Vergletscherung Boliviens. Das Gebiet der Nördlichen Cordillera Real nimmt dabei insofern eine Sonderstellung ein, als im Bereich des Illampu bereits Gletscheraufnahmen aus früherer Zeit, durchgeführt von *C. Troll* im Rahmen einer Alpenvereinsexpedition (1928), vorliegen und somit ein Vergleich unterschiedlicher Gletscherstände möglich ist.

Um die für die glaziologischen Arbeiten notwendigen umfangreichen Geländeaufnahmen über die wissenschaftliche Zielsetzung hinaus noch weiter nutzen zu können, faßte der Verfasser den Entschluß, das Arbeitsgebiet zu erweitern und in einer topographischen Karte im Maßstab 1:50 000 darzustellen. Der Deutsche Alpenverein zeigte sich an dem Projekt interessiert, beteiligte sich an der Finanzierung und ermöglichte die Herausgabe als Alpenvereinskarte.

Das Kartengebiet mit den Ausmaßen von 25 x 33 km liegt etwa 80 km (Luftlinie) nordwestlich von La Paz und ist über eine gute Straße erreichbar. Es umfaßt neben dem stark vergletscherten

zentralen Teil um den Illampu im Südwesten noch einen kleinen Teil der Hochebene des „Altiplano“ mit einer Höhe von über 4000 m, im Norden den Gebirgsabfall in das Tiefland des Beni, eines Zuflusses des Amazonas. Im Westen bildet der Calcada-Paß die Grenze des Gebiets, im Osten der tiefe Einschnitt des San Cristobal-Flusses, über dem in 2670 m Meereshöhe das Städtchen Sorata liegt. Da im Kartengebiet bis in große Höhen Bergbau betrieben wird, ist es durch eine Reihe von Minenstraßen erschlossen, die mit geländegängigen Fahrzeugen in der Trockenzeit befahren werden können. Diese Straßen verkürzen natürlich die Anstiege zu den Hochgipfeln der Gebirgsgruppe nicht unwesentlich.

Die Bearbeitung der Karte der Nördlichen Cordillera Real geschah nach den in der Alpenvereinskartographie heute angewandten Methoden. Die Herstellung des Schichtlinienplanes (Höhenlinienabstand 40 m) erfolgte mit Hilfe von Luftaufnahmen des *Militärgeographischen Instituts in La Paz* am Lehrstuhl für Kartographie und Reproduktionstechnik der Technischen Universität München. Die Luftaufnahmen stammen überwiegend vom Jahr 1963 und hatten einen Bildmaßstab von etwa 1:40 000. Zur Ergänzung des Wegenetzes konnten außerdem noch Luftaufnahmen vom Jahr 1975 herangezogen werden. Zusätzliche Erhebungen im Gelände wurden im Jahr 1982 vom Verfasser sowie *Dr. Jordan*, Hannover, gemacht. Letzterer hatte die Anregung zu dem Kartenprojekt gegeben und durch die Bereitstellung des Luftbildmaterials und der Paßpunktkoordinaten u.a. ganz wesentlich zum Gelingen der Vermessungsarbeiten beigetragen. Das Namengut für die Karte hat dankenswerterweise das Militärgeographische Institut zur Verfügung gestellt.

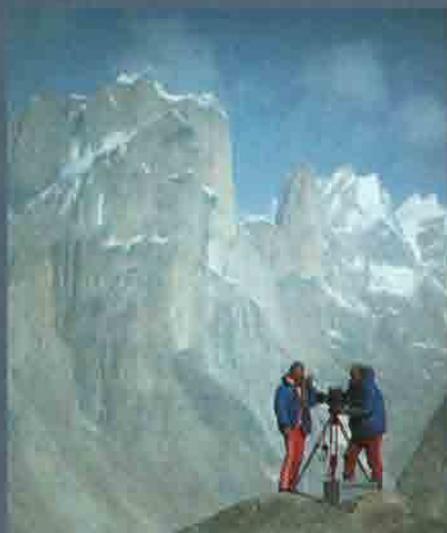
Die kartographische Bearbeitung erfolgte am Lehrstuhl für Kartographie der Technischen Universität München, wobei *Th. Geiß* die Geländedarstellung ausgeführt hat. Das Kartenblatt ist in sieben Farben gedruckt und entspricht in der Ausführung durchaus einer modernen Alpenvereinskarte aus dem Alpenraum. Es zeigt das Bild einer von dieser Landschaft zwar abweichenden aber nicht weniger interessanten Hochgebirgsregion, die dank der modernen Verkehrsmittel auch dem europäischen Bergsteiger nähergerückt ist. So könnte die vorliegende Karte auch manchem Alpenvereinsmitglied ein zuverlässiger Führer bei der Planung und Durchführung von Bergtouren sein.

# Sinnlos ist nichts . . .

Großes Bild: K2 vom Basecamp.

Bildreihe unten (v.l.n.r.): Alfred Imitzer,  
Julie Tullis mit Kurt Diemberger, Hannes Wieser  
und Wanda Rutkiewicz.

Fotos: Rudi Lindner (2), Helmut Steinmaßl (2)



Von Ingrid Ring

16. August 1986. Im Radio wird die Meldung durchgegeben, daß im Himalaja am 8611 m hohen K 2, dem zweithöchsten Berg der Erde, sieben Bergsteiger, darunter vier Österreicher vermißt werden. Ein Unfall wird befürchtet...

22. November 1969. Auch damals kam die schreckliche Meldung durch den Rundfunk, daß bei der Österr. Himalaja-Expedition zum 7660 m hohen Dhaulagiri IV die 6köpfige Gipfelmansschaft vermißt wird. Der Funkverkehr war abgebrochen.

Das war der schrecklichste Augenblick meines Lebens, denn mein Mann war Teilnehmer an dieser Expedition. Damals begannen für mich die furchtbaren Stunden des Wartens, des Zitterns und des Hoffens, daß sich doch noch alles zum Guten wenden könnte...

Aus eigener Erfahrung kann ich nun fühlen, wie es den Angehörigen der Vermißten am K 2 zumute sein mußte, in diesen Stunden der Ungewißheit zwischen Hoffnung und Verzweiflung.

Man findet nachts keinen Schlaf, die Gedanken beschäftigen sich mit den Ereignissen am Berg. Es waren doch alle erfahrene Alpinisten, bestens ausgerüstet und auf das große Unternehmen gut vorbereitet. Da mußte schon etwas Außergewöhnliches geschehen sein...

Oder gibt es doch noch eine Chance, daß alle wohlbehalten zurückkommen? Vielleicht haben sie einen anderen Abstieg gefunden, oder war nur das Funkgerät ausgefallen? Wenn es doch einen Wettersturz gegeben hätte, oder wenn sie von einer Lawine in die Tiefe gerissen worden sind?

Solche und noch hundert andere Gedanken kreisen in diesen Tagen des Bangens durch meinen Kopf – bis das Schreckliche zur Gewißheit wird – sie werden aus den fernen Himalajabergen nicht heimkehren.

Nie mehr werde ich mit meinem lieben Kurt durch das Seil verbunden Wände durchsteigen und Gipfel erklimmen, nie mehr im Winter durch den Tiefschnee wedeln; unsere Familie wird zerrissen sein und mein dreijähriger Gerald keinen Vater mehr haben.

Ein Gedanke, der kaum zu ertragen ist. Wo man meint, es wäre alles sinnlos geworden...

In dieser schweren Zeit haben mir meine Familie und gute Freunde geholfen, diesen Verlust leichter zu ertragen. Ich bin trotzdem weiter in die Berge gegangen, und in vielen einsamen Gipfelstunden faßte ich wieder neuen Lebensmut.

Trost brachte auch der Gedanke, daß mein Mann Kurt in seinen geliebten Bergen gestorben ist, für die er so gerne gelebt hat...

Tage später wird auch die Schreckensmeldung von der Tragödie am K 2 zur Gewißheit.

Aus Rundfunkmeldungen, aus Zeitungsberichten, aus Gesprächen mit Freunden setze ich mir Stück für Stück den Ablauf des

Dramas zusammen, schäle aus den gefühlstriefenden Kommentaren das für mich wesentliche heraus:

Sieben Alpinisten verschiedener Nationalität, darunter die Österreicher Willi Bauer, Hannes Wieser und Alfred Imitzer, die als erste unseres Landes auf dem zweithöchsten Berg der Welt standen, waren zum Gipfelgang aufgebrochen.

Beim Abstieg wurden sie in ca. 8000 m Höhe vom Schlechtwetter überrascht, wurden im Hochlager IV in der Todeszone festgehalten. An einen weiteren Abstieg war vorläufig nicht zu denken.

Dann war da noch eine zweite Gruppe: Kurt Diemberger und seine Berggefährtin Julie Tullis aus England überlebten nach ihrem Gipfelgang einen Hundert-Meter-Sturz, mußten ein Notbiwak beziehen und kamen erst am darauffolgenden Tag abgekämpft ebenfalls in das Hochlager. Hier starben Julie Tullis und ihr Landsmann Alan Rouse an Erschöpfung. Schwer gezeichnet von Kälte, Hunger und Durst wagten sich die übrigen fünf an den langen Abstieg, wobei Hannes Wieser und Alfred Imitzer bereits hundert Meter tiefer liegen blieben.

Willi Bauer, Kurt Diemberger und die Polin Dobroslava Miodowicz-Wolf setzten den Abstieg fort.

Bauer und Diemberger erreichten mit schweren Erfrierungen an Händen und Füßen das rettende Basislager. Von der Polin fehlte jede Spur...

Solange es bergbegeisterte Menschen gibt, werden sie weiterhin in die Berge gehen, hohe und schwierige Gipfel auf verschiedensten Routen besteigen, und einige von ihnen werden ihre Begeisterung mit dem Leben bezahlen.

Vielleicht ist das nicht mehr als eine Sucht, sinnlos, wertlos? Wir, die wir zurückbleiben, sind – auch als Bergsteiger – in diesen Fragen nur Außenseiter, Nichtwissende, Nichtverstehenkönigende und -wollende. Für die am Berg Gebliebenen war es sicher die Erfüllung.

Sinnlos ist nichts .....

Auch Deinen Tod werden wir einmal begreifen, später vielleicht in der Stille der Berge, wenn der Schmerz endlich nachläßt. Vogelruf, Raunen des Windes und der murmelnde Bach werden dann wie ein Gruß sein, wie ein Lächeln von Dir aus fernsten Fernen des Lichts, wenn wir auch jetzt noch verzweifeln:

Sinnlos ist nichts .....

Von irgendwoher aus den Bergen habe ich diese Worte in Erinnerung. Lange Zeit taten sie mir weh. Heute sind sie mir auch schon ein Trost.



# Steinkult und Kultsteine in den Alpen

Von Karl Lukan

*Seite 210: Uralt und weltweit,  
Tschorten in Tibet. Steinmänner waren  
ursprünglich auch in den Alpen  
Kult-Denkmäler.*

*Foto: Herbert Tichy*

Vom Grundsee sind es fünf Wegstunden hinauf zu der in zweitausend Meter Höhe gelegenen Salzofenhöhle. Faszinierend ist die Schau aus dem mächtigen Höhlenportal auf die darunterliegende Karsthochfläche des Toten Gebirges und zu dem weißen Dachsteingletscher in der Ferne. Und ein recht eigenartiges Gefühl stellt sich ein bei dem Gedanken, daß an diesem Platz schon vor 30–40.000 Jahren Menschen gesessen sind: Höhlenbärenjäger der letzten Eiszeit.

Schon seit dem Jahre 1924 wird die Salzofenhöhle erforscht; fast 4000 Meter Länge wurden bisher vermessen. Die Holzkohlenreste einer Herdstelle in ihrem Vorraum haben nach der Radiokarbonmethode ein Mindestalter von 30.000 Jahren. Doch eine Sensation waren die Funde, welche die Grabungen in den Innenräumen der Höhle brachten – kultische Bestattungen von Höhlenbärenschädeln. Man kann diese jetzt – so wie sie gefunden wurden – im Heimatmuseum von Bad Aussee besichtigen. Da sehen wir einen Schädel, in den ein Schenkelknochen hineingesteckt worden ist. Vor dem Schnauzenteil eines anderen liegt ein kleines Steinhäufchen. Nach dem Bericht der Ausgräber war es ringsum von Höhlenlehm umgeben, ist also eindeutig von Menschenhänden gehäuft worden. Ähnliche Deponierungen von Höhlenbärenschädeln und Steinen fand man bereits in den Zwanzigerjahren im Drachenloch bei Vättis (Schweiz) und diese brachten die Erkenntnis, daß die altsteinzeitlichen Höhlenbärenjäger keineswegs so primitive Wesen waren, für die man sie bisher hielt. Das Steinhäuflein vor dem Kopf des erlegten Tieres hatte nämlich eine magische Bedeutung. Mit einer solchen Schädelbestattung wollte man das Jagdglück weiterhin beschwören – die Höhlenbärenjäger glaubten bereits an eine höhere Macht.

In dem Steinhäufchen vor dem Höhlenbärenschädel aus der Salzofenhöhle können wir zugleich die älteste und ursprünglichste Form aller Monumente erkennen. Ein Zeichen setzen, ein „Denk-Mal“ errichten. Schon vor mehr als hundert Jahren hatte der Völkerkundler Richard Andree festgestellt, daß der Brauch des Steinaufeinanderhäufens nicht nur uralt sondern auch weltweit ist und keineswegs von einem Volk zum anderen übertragen wurde sondern sich immer – ob bei den Hottentotten, Indianern oder Nepalesen – an Ort und Stelle entwickelt hat.

## Der Gipfelsteinmann hat Tradition

Auf dem Gipfel des Großen Reisch (er ist genau 2000 Meter hoch) in den Sarntaler Alpen steht nicht ein Steinmann, da stehen auf ihm und um ihn hunderte kleine, größere und ganz große Steinmänner. Darum ist der Berg auch besser unter dem Namen „Stoanerne Mandlen“ bekannt. In den Akten über einen Hexenprozeß im Jahre 1540 wird der Gipfel bereits als Versammlungsort der Hexen genannt; Südtiroler Heimatforscher sehen in ihm eine Schicksalsbefragungsstätte aus vorchristlicher Zeit. Tatsache ist jedenfalls, daß der Brauch des Aufstellens wie auch des Wiederaufrichtens umgefallener Steinmänner auf einen alten Kult hinweist. Dazu sei eine boshafte Bemerkung des bekannten Prähistorikers *Franz Eppel* notiert: „Wenn man über etwas nix weiß, dann sagt man, es ist kultisch!“

Aber schon in der Bibel wird vom Steinkult erzählt. Nachdem Jakob den Traum von der Himmelsleiter geträumt, nahm er den Stein, auf dem er geschlafen hatte, und richtete ihn auf zu einem Denkmal. Später wird allerdings dieser archaische Steinkult von den Juden strikt abgelehnt... „Ihr sollt keine Götzen machen, noch Bilder, noch einen heiligen Stein aufrichten!“

An den Gräbern ihrer Toten hinterlegen die Juden allerdings auch heute noch Steine. Das Steinhinterlegen auf Kalvarienbergen und das Tragen von Steinen als Buße wurde auch lange Zeit von christlichen Wallfahrern praktiziert. So liegen z.B. bei der Kreuzkapelle auf dem Falkenstein bei St. Wolfgang ganze Wagenladungen von Steinen, die von Wallfahrern heraufgetragen worden sind. Einst tat man dies als Buße; später hieß es, aus den Steinen soll an dieser Stelle eine Kirche gebaut werden, und noch später trug jeder brav einen Stein hinauf, „weils halt so der Brauch ist“. In unserer sachlich gewordenen Zeit haben nun schon Besucher die gewaltigen und dick mit grünem Moos bedeckten Steinhäufen für Lawinenreste gehalten...

Wenn der Mensch eine Anzahl von Steinen zu einem Kreis formte und dann darin gewisse Kulthandlungen ausübte, so kann man in einem solchen Steinkreis wohl auch den ersten Tempel, das erste Gotteshaus sehen (ein sehr eindrucksvoller Steinkreis befindet sich auf der Höhe des Kleinen St. Bernhardpasses).

Auch das Aufrichten großer Steine entwickelte sich zum Kult. In Ägypten stellte man Obelisken auf, in Frankreich Menhire (= langer Stein). Sie waren Markierungen besonderer Punkte,

Richtsteine; im Verlauf der Zeit machten sie einen Bedeutungswandel durch vom Gedenkstein und Kultstein zum symbolischen Seelensitz. Auch in den Alpen – in Südtirol und im Valtellin – wurden Menhire gefunden. Dort will man in ihnen Götterbilder erkennen. Einer der eindrucksvollsten ist der Stein im Museum von Teglio mit dem eingeritzten Bild einer Muttergottheit. Der Glaube an die Große Erdmutter hatte im 2. Jahrtausend v. Chr. auch die unter den Eisgipfeln der Bernina lebenden Menschen erfaßt. Von den Menhiren Südtirols hat einer (er ist jetzt im Bozener Stadtmuseum zu sehen) sogar einem Ort den Namen gegeben – Lengstein (= althochdeutsch für „langer Stein“); dieser Stein hat es den Gelehrten mit seiner Datierung leicht gemacht, weil er auf seiner Schauseite eingeritzte bronzezeitliche Dolche zeigt. Fast alle dieser Menhire wurden erst in den letzten Jahrzehnten entdeckt, sie waren umgefallen und von Erde überdeckt gewesen, oder man hatte sie zum Mauerbau verwendet. Ganz bestimmt warten in den Alpen noch viele verborgene Menhire auf ihre Auferstehung.

Der Mensch der Vorzeit fühlte sich stark der Erde verbunden ... auf ihr lebte er und aus ihr – so glaubte er – kam alles Leben. Im Stein sah er das Unvergängliche dieser Erde, zu ihm fand er eine besondere Beziehung. Und als Grabstein existiert der deponierte Stein, der aufgerichtete Stein auch noch in unserer Zeit. Ein bißerl Steinzeit gibts noch immer...

## Was ist ein Schalenstein?

Wenn für uns Leute von heute viele Denkweisen und Handlungen der Vorfahren als geheimnisvoll, unbegreiflich oder abstrus erscheinen, dann zeigt dies auch gleichzeitig die Grenzen aller Versuche, diese Zeit zu verstehen. Wir denken zusehr in heutigen Vorstellungen. Diese müssen wir jedenfalls ablegen, wenn wir vor Schalensteinen stehen.

So nennt man Felsen mit künstlichen Vertiefungen, welche eindeutig von Menschenhand ausgerieben sind. Das können winzige Näpfchen sein aber auch richtige Schüsseln; oft trägt ein großer Stein nur eine einzige kleine Schale, manchmal finden sich auch hunderte dicht nebeneinander. Das Volk sah in diesen Steinen schon immer etwas Besonderes, und so gibt es auch viele Sagen, nach denen diese Vertiefungen von himmlischen oder heiligen Gestalten hinterlassen wurden – oder vom Teufel. Schalensteine gibt es auf der ganzen Welt; mit denen im Alpenraum beschäftigte sich als erster Wissenschaftler intensiv der Schweizer *Ferdinand Keller* und er schrieb dann auch im Jahre 1870 resignierend: „*Es sind archäologische Rätsel, deren Lösung kaum je gelingen wird, es sind Hieroglyphen und Symbole, zu deren Erklärung der Schlüssel verlorengegangen und wohl nie wieder gefunden werden wird.*“

Man fand ihn bis heute nicht – diesen Schlüssel. Aber man kam inzwischen zu der recht wesentlichen Erkenntnis, daß die Schalensteine zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten auch eine verschiedene Bedeutung gehabt haben.

Als der älteste Schalenstein Europas gilt eine in einem Grab bei La Ferrassie (Frankreich) gefundene und mit Näpfchen verse-

hene Steinplatte. Alter etwa 50.000 Jahre, wahrscheinlich dem Totenkult zuzusprechen.

Lange Zeit hielt man die Schalensteine auf dem Pfitscherjöchel (2150 Meter) bei Meran für Totenkultsteine. Ein Bericht des Heimatforschers *Josef Tscholl* in der Zeitschrift „Der Schlern“ (Jahrgang 1933) war die Ursache. Alte Hirten hatten ihm erzählt, daß sie sich noch an die Zeit erinnern könnten, in der die Toten aus dem Hinterpasseier in ihre Pfarrkirche St. Peter bei Meran getragen wurden. Auf dem Jöchel stellten die Träger den Toten ab, und bevor sie in den Almhütten rasteten, gossen sie Öl in die Schalen und zündeten „ein Meer von Lichtern“ an. Doch jeder Besucher des Pfitscherjöchls wird feststellen müssen, daß die Schalen auf den Felsplatten viel zu klein sind und auch viel zu schräg liegen, um Öl aufnehmen zu können. Wenn das wahr wäre, was die Alten dem Heimatforscher erzählten, dann hätte es bei der Rast dort oben kein „Meer von Lichtern“ sondern nur riesige Ölflecken gegeben.

Konzentrische Kreise um Schalen werden – mit guten Gründen – als Sonnensymbole gedeutet. Und weil es auf dem Pfitscherjöchel auch solche gibt, will der in Südtirol weitbekannte Frauenarzt und Schalensteinforscher *Dr. Franz Haller* (Meran) in diesem Ensemble von insgesamt siebzehn Schalensteinen eine Sonnenkultstätte aus dem Neolithikum erkennen.

Auch die um Schalen konzentrierten Kreise und Spiralen auf Carschenna bei Sils/Domleschg werden von den Schweizer Forschern einem Sonnenkult zugeschrieben. Diese prachtvollen Gravuren wurden erst im Jahre 1965 bei Forstbestandsaufnahmen auf der Suche nach einem Meßpunkt durch Zufall unter einer zähen Humusschicht gefunden. Ihr hohes Alter ist unbestritten.

Der Basler *Hans Lininger* will in vielen Schalengruppen eine Art „Steinernen Kalender“ erkennen; er meint: „*Astronomie und Zeitbestimmung waren vielleicht die wichtigsten Themen geistiger Beschäftigung der Vorzeit.*“ Tatsächlich gibt es viele Steine, an denen die Schalen nach einer gewissen Ordnung (oder Ordnung) ausgerieben worden sind.

Auf manchen Steinen sind etliche Schalen durch Rillen miteinander verbunden. In diesen will man astronomische „Richtlinien“ sehen. Einst nannte man sie „Blutrillen“. Das war noch in der Zeit, in der alle Schalensteine als heidnische Opfersteine galten, auf denen das Blut in Strömen floß.

Ein besonders interessanter Schalenstein mit solchen angeblichen „Blutrillen“ ist auf der Akropolis der Alpenstadt Susa zu sehen, in der um die Zeitenwende König Cottius (der den Cottischen Alpen den Namen gab) über die kelto-ligurischen Völker dieses Gebietes herrschte. Seine Schalen entstanden eindeutig in prähistorischer Zeit – das beweist der römische Aquaedukt, dessen Fundament auf der Kuppe des Steins fußt und einen Teil der Schalen überdeckt. Bei solchen Steinen mit schönausgearbeiteten Schalen soll das Hineingießen von Öl, Milch, Wein oder auch Blut eine Fruchtbarkeitskulturhandlung gewesen sein. (Bei manchen Schalensteinen im niederösterreichischen Waldviertel konnte festgestellt werden, daß ältere

Leute noch vor ganz kurzer Zeit frischgepflückte Beeren in die Schalen legten – „weil das die Mutter auch schon getan hat!“) Ebenfalls eindeutig in prähistorische Zeit zu datieren ist nach den Funden rundum die große Opferschale (Durchmesser 45 cm, Tiefe 25 cm) des erst 1973 ausgegrabenen Kultplatzes „Berglitzl“ (bei Mauthausen). Die Funde reichen in das 4. Jahrtausend v. Chr., der Fels mit der einen Schale war das sakrale Zentrum dieser Opferstätte.

Es gibt aber auch Steine, auf denen sehr viele und sehr flache (oft vom Auge gar nicht sofort erkennbare) Näpfchen ganz dicht und wirr nebeneinander liegen. Am „Pierre des sauvages“ bei St. Luc unter den Walliser Viertausendern kann man innerhalb eines Quadratmeters bis zu fünfzig Näpfchen zählen. Das führte auch schon zu dieser Hypothese: Das Ausreiben eines Näpfchens oder einer Schale war die eigentliche Kulthandlung, könnte eine symbolische Befruchtung bedeutet haben, war eine Bitte an die Erdgottheit (Erdmutter) um Fruchtbarkeit des Menschen, der Tiere, der Felder. Das große Anliegen des Menschen: Wohlergehen auf dieser Erde. In der Schweiz wurden Schalensteine einst auch „Kindlisteine“ genannt, weil sich dort – so erzählte man zumindest – die Mütter ihre Kinder holten. Das wird auch von einigen Schalensteinen Südtirols erzählt.

Ausgeriebene Näpfchen oder Schalen finden sich nicht nur auf Felsblöcken in der Landschaft – und das ist bisher noch viel zu wenig beachtet worden – sondern auch an allen möglichen anderen Stellen.

So steht, zum Beispiel, im Archäologischen Museum von Aime (Savoyen) ein mächtiger Römergrabstein, der mit den an allen seinen Flächen ausgeriebenen Schalen eher einem aufgestellten und zu Stein gewordenen Stück Emmentaler gleicht. Näpfchen oder Schalen sind aber auch an vielen mittelalterlichen Grabsteinen zu sehen. Darüber wissen wir Genaueres: Man glaubte damals an wunderwirkende Kräfte in diesen ehrwürdigen Steinen und schluckte das aus ihnen geriebene Pulver in Wasser aufgelöst als Medizin.

Auch an vielen der kleinen Kirchen und Kapellen in den Alpentälern Piemonts finden sich Schälchen an den Schwellsteinen oder Steinportalen, die ebenfalls bei solcher „Medizingewinnung“ entstanden sind. Und ganz offiziell wurde lange Zeit von den Patres am Wallfahrtsort Sonntagsberg (Niederösterreichische Voralpen) Pulver des in der Kirche stehenden „Zeichensteines“ mit Lehm vermischt und gepreßt an die Wallfahrer verkauft. In Wasser aufgelöst sollte das ein für Mensch und Tier heilsames Trankl ergeben.

In jüngster Zeit wird auch immer mehr die Meinung vertreten, daß die sogenannten „Wetzrillen“ an den Quadern alter Kirchen nicht vom Schärfer der Messer und Schwerter für einen „heiligen Kampf“ stammen, sondern bei der Gewinnung von heilsamen Steinpulver entstanden sind.

Aufbaukalk und Quarz werden heute auch von Ärzten als homöopathische Heilmittel verschrieben. Und vor einiger Zeit haben in Österreich clevere Leute einen gewöhnlichen Steinbruch zur Goldmine gemacht, haben einige Wundergeschichten

den Illustriertenreportern erzählt und verkauften dann ein „Wundersteinpulver aus der Wachau“ zu stolzen Preisen. Als im Sommer 1986 die Behörde verbot, das Steinpulver als Heilmittel anzubieten, wurde es dann flugs zum Düngemittel umbenannt – was aber die eingebildeten Kranken nicht hinderte, es weiterhin als Medizin zu kaufen („Täglich zwei gehäufte Teelöffel einnehmen und mit Wasser nachspülen“). Der Glaube an die wunderwirkenden Kräfte im Stein! Als Papst Clemens VII. im Jahre 1534 erkrankte, bekam er ein Pulver aus zerriebenen Edelsteinen verordnet und verschluckte dann innerhalb von vierzehn Tagen Steine im Werte von 40.000 Dukaten...

Ohne Zweifel sind also auch viele Schalensteine „Apotheken der Volksmedizin“ gewesen. Das erklärt die manchmal unregelmäßigen und oft wannengroßen Ausreibungen. Interessant ist, daß auch das Regenwasser, das sich in so großen Vertiefungen sammelt, als besonders heilsam (vor allem bei Augenleiden) galt – eine Verbindung von Stein- und Wasserkult.

Lange Zeit wurde von Skeptikern behauptet, daß alle diese Schalen natürlichen Ursprungs seien; Vertiefungen, die vom windbewegten Regenwasser erweitert worden sind. Von solchen generellen Verallgemeinerungen ist man jetzt schon abgekommen, wobei nicht ausgeschlossen wird, daß es auch natürlich entstandene Schalen gibt (z.B. auf den Granitblöcken des österreichischen Wald- und Mühlviertels), um die erst später das Volk seine Legenden spann. Aber bereits 1950 hatte der große Mann der österreichischen Volkskunde *Gustav Gugitz* darauf aufmerksam gemacht, daß für eine Deutung des Phänomens Schalensteine die Frage nach deren natürlicher oder künstlicher Entstehung gar nicht so wichtig sei sondern vielmehr die nach ihrer Funktion im Volksglauben und Brauch.

Die Schalensteine sind heute als Faktum anerkannt. Und von Jahr zu Jahr werden neue entdeckt, und das nun auch in jenen Gebieten, von denen bisher gesagt wurde, daß es dort keine gäbe. Kärnten – zum Beispiel – galt als ein solches Gebiet. Doch seit einiger Zeit veröffentlicht der rührige Heimatforscher *Hans Viertler* in der Zeitschrift „Carinthia“ immer wieder Berichte über „Neue Funde von Schalensteinen in Kärnten“. Von diesem Gebiet wurde bis dahin nur deswegen angenommen, daß es schalensteinleer sei, weil sich noch niemand dafür interessiert und nach solchen gesucht hatte...

Wie man Schalensteine entdeckt? Das ist fast eine Detektivarbeit... Studium von Sagen, Verhören von Einheimischen, ob sie etwas von besonderen Steinen wissen, Untersuchungen an schalensteinverdächtigen Felsen in der Nähe alter Kirchen...

In Südtirol interessierte man sich schon seit langem für Schalensteine, jetzt sind auch in den übrigen Alpengebieten Italiens die Heimatforscher recht eifrig auf der Suche nach den „Sassi con copelle“. Und haben sie welche entdeckt (zu denen man nicht allzuweit gehen muß), dann sorgen die örtlichen Fremdenverkehrsverbände sofort für Hinweisschilder. Datierungsprobleme

hat man dabei noch keine ... die Herren haben sich darauf geeinigt, daß alle Schalensteine aus der Steinzeit stammen...

Was ist ein Schalenstein?

Weil schon der Mensch in der Altsteinzeit Näpfcchen ausgerieben hat und das auch noch an den Türschwellen barocker Kirchen getan wurde, und weil auch die modernen naturwissenschaftlichen Datierungsmöglichkeiten bei den Felsen nicht anwendbar sind – darum sind Schalensteine so gut wie undatierbar. Und weil ihr Sinn und Zweck im Verlauf der Zeit sehr verschieden war, kann es auch keine eindeutige Antwort auf diese Frage geben. Aber zuletzt hätten wir fast noch eine Deutung anzuführen vergessen: Die Schalen sind Startlöcher von Fliegenden Untertassen!

## Geheimnisvolle Fußspuren

Überall in der Welt werden Steine mit Abdrücken gezeigt, welche irdische oder himmlische Gestalten hinterlassen haben sollen. Es gibt Steine mit Fußspuren von Buddha, Mohammed und auch von Jesus Christus (in Rom), vom Erzengel Michael und vom Teufel, von einer Unzahl von Heiligen und sogar vom Esel der Heiligen Familie auf der Flucht nach Ägypten (bei Annaberg in den Niederösterreichischen Voralpen).

In Ägypten gibt es an Felsen Fußumrisse, die aus dem 4. und 3. Jahrtausend v. Chr. stammen und als Schutzsymbole für Wanderer gegen giftige Schlangen und Skorpione gedeutet werden. Umriss von Fußpaaren finden sich aber auch unter den Felsbildern im Val Camonica am Fuß der Adamellogruppe – und dort dürften sie wohl kaum diese Schutzfunktion gehabt haben.

Sehr sorgfältig ausgemeißelte Fußabdrücke sind auf dem nun schon berühmt gewordenen Stein von Soglio (Bergell) zu sehen. Dieser wurde im Jahre 1922 durch Zufall inmitten eines Waldes entdeckt und später als Sehenswürdigkeit in den Ort geschafft. Drei Fußpaare und elf einzelne Fußabdrücke sind erkennbar; die meisten der etwa 3 cm tief eingeschnittenen Fußabdrücke haben kleine Damenfußgröße. Die Muttergottes soll sie hinterlassen haben, als sie aus Zorn über die Reformation heftig aufstampfte. Zornig hatte auch oft der Teufel aufgestampft, wenn er eine arme Seele nicht bekommen konnte, oder heilige Personen hatten so „steinerweichend“ gebetet, daß eine Spur erhalten blieb. Mit solchen Geschichten wurden in christlicher Zeit diese alten Kultsteine „verhimmelt“ oder „verteufelt“.

Daß diese Steine für den Alpenbewohner in christlicher Zeit ebenfalls noch eine besondere Bedeutung hatten, zeigt der „*Pierre aux Pieds*“ bei Lanslevillard (Savoyen). Er ist von allen Spursteinen der allerschönste und er befindet sich in einer Höhe von 2600 Metern. Der Felsblock gleicht einem großen Altar und auf seiner flachgeneigten Oberfläche sind 30 Fußpaare und fünf einzelne Fußabdrücke zu sehen – alle drei bis sechs Zentimeter tief und sauber aus dem Stein gearbeitet. Vor diesem Stein hoch über dem Tal scheint es, als hätten die Menschen diese Fußspuren hinterlassen, die von hier geradewegs in den Himmel hineingegangen sind. Und um diesen Stein befinden sich auf den vielen anderen Felsen Inschriften und Jahreszahlen, darunter

auch viele aus dem 17. und 18. Jahrhundert, die – nach ihrem Duktus – keineswegs von simplen Hirten hinterlassen wurden sondern von schreibkundigen Leuten, die aus dem Tal eigens zu diesem Stein aufgestiegen sind.

Eine bemerkenswerte Tatsache: Auf den Felsen mit Fußabdrücken sind sehr oft auch Schalen zu sehen. Und manche etwas deformierte Schalen werden auch oft irrtümlich als Spur angesprochen (z.B. viele der „Teufelstritte“).

Selbstverständlich ist auch die Frage nach der Bedeutung dieser Fußspuren noch immer ein Diskussionsthema. Sicher ist nur, daß sie kein „Verewigen“ waren (so wie in Hollywood berühmte Filmstars ihre Fußabdrücke in Beton hinterlassen). Waren es Symbole der Besitzergreifung („Er setzte seinen Fuß auf das Land“) von imaginären (Mutter)Gottheiten?

In seiner schon am Beginn unseres Jahrhunderts erschienenen Arbeit über „*Fuß- und Schuh-Symbolik*“ meinte der Verfasser Dr. Aigremont, daß „*der Fuß den Menschen mit der segenspendenden fruchtbaren mütterlichen Erde verband, so daß ihre Kraft wie ihr Segen durch die Füße auf ihn übergangen*“, daß also das Einmeißeln von Fußspuren zu den Zeremonien eines Fruchtbarkeitskultes gehört habe. Das würde in einer Beziehung stehen zu Walliser Sagen, nach denen die Almleute barfuß zum Rand der Gletscher pilgerten, wenn die Wiesen dürr waren und die Kühe keine Milch gaben.

Eine andere Deutung: Es waren symbolische Fußspuren von Ahnen, und das Eintreten in die Spur bedeutete das Antreten einer Nachfolge. Volkskundler haben auch schon versucht, eine Verbindung mit diesen Fußspuren und dem heftigen Stampfen bei alten Fruchtbarkeitstänzen herzustellen. Es fällt nur nicht leicht, in den von den heutigen sogenannten Volkstanzgruppen dargebotenen „Fremdenverkehrs-G'strampfen“ ein Nachleben alter Kulttänze zu erkennen...

## Kaisersitz und Hexensessel

„Kaisersitz“ wird eine aus dem Fels gehauene Mulde am Rande des Wienerwaldes bei Vöslau genannt. Aber kein Kaiser hat jemals auf diesem Kaisersitz Platz genommen. Es sind auch niemals Götzen auf dem „Götzensitz“ des Sonnsteins (bei Traunkirchen) gesessen und keine Liebe Frau auf den „Muttergottessitzen“ Südtirols bei Aldein und Lajen und auch keine Hexen auf den „Hexenstühlen“ bei Kastelruth...

Weit aus unserer Zeit steht dieser zweiseitige Steinhron im stillen Wald unter der Seiseralm, aber imponierend ist er trotzdem und man spürt vor ihm, daß das Sitzen darauf nur bestimmten Personen vorbehalten gewesen sein muß und auch eine besondere Bedeutung gehabt hatte. Auch heute noch ist ein „Thron“ (selbst wenn die meisten schon etwas wacklig geworden sind) mehr als nur eine Sitzgelegenheit.

Ebenso beeindruckend wie diese Hexenstühle sind die nicht weit davon entfernten „Hexensessel“ auf dem 2174 Meter hohen Gipfel des Pufplatsch. Dort erscheinen die glatten Köpfe von basaltsäulenähnlichem Augitporphyrit wie ein römisches Pflaster, und in dieses sind an seinem Abbruchrand ebenfalls zwei

Im Durchkriechstein  
auf dem Falkenstein  
bei St. Wolfgang.

Foto:  
Fritzi Lukan

Steinsitze eingeschnitten. Nimmt man darin Platz, kann man im wahrsten Sinne des Wortes das Land „zu Füßen“ überschauen. Bleibt die Frage: Wer hat wann und wozu diese „Hexensitze“ geschaffen?

„Alle die vielen in unserem Lande vorkommenden Hexenplätze erweisen sich früher oder später als ehemalige Vorzeitstätten“ hatte schon der Südtiroler Urgeschichtsforscher Georg Innerebner erkannt. Er neigte dazu, diese Steinsitze einem Sonnenkult zuzuschreiben.

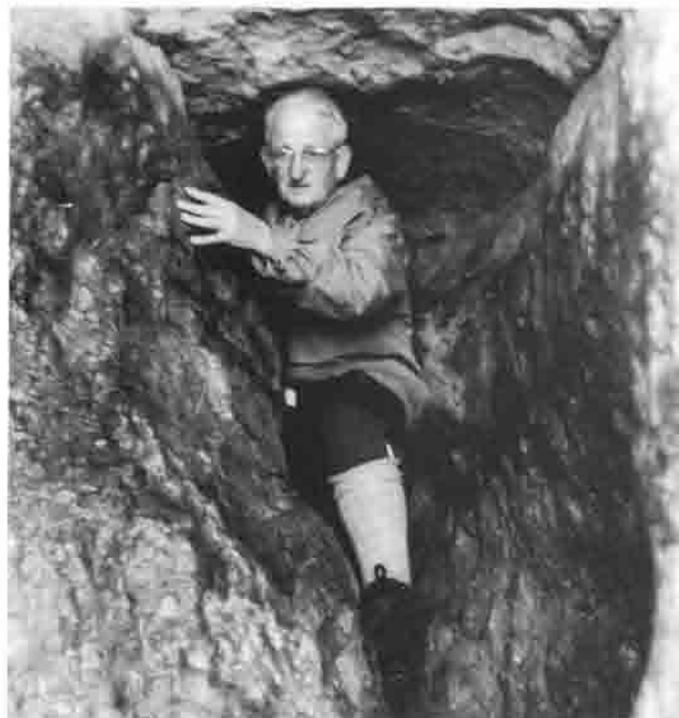
Dazu wäre nun zu bemerken, daß der „Hexensessel“ auf dem Pufplatsch einst auch „Königsstuhl“ genannt wurde. Und bei Evolène im Wallis heißt ein solcher Steinsitz „Chésal du Rey“ = Haus des Königs. Auf dem „Banco della Reson“ bei Cavalese im Fleimstal fanden einst die Versammlungen der „Magnifica Comunità“ statt, wobei die Herren auf den kreisförmig angeordneten Steinbänken saßen. Und über den „Herzogstuhl“ auf dem Boden der einstigen Römerstadt Virunum bei Klagenfurt gibt es ebenfalls etwas Schriftliches. Abt Johann des Klosters Viktring beschreibt den „uralten Brauch“, dem sich Herzog Otto (der Fröhliche) im Jahre 1335 unterwerfen mußte, um Landesherr von Kärnten zu werden. Nach diesem wurde er erst dann wirklich der Landesherr, wenn er auf dem im 9. Jahrhundert aus Steinplatten der Ruinen Virunums zusammengefügt „Herzogstuhl“ Platz genommen hatte.

Das Platznehmen auf einem bestimmten Sitz bedeutete schon immer gleichzeitig auch Autorität. So könnten solche Sitze wohl auch Priestersitze gewesen sein. Der Sitz auf dem Sonnstein wie auch der auf dem Pufplatsch animieren förmlich dazu, sie mit einem Sonnenkult in Verbindung zu bringen. Man liegt (in diesem Fall: sitzt) aber immer richtig, wenn man bei diesen alten Kultrelikten verschiedene Spielarten nebeneinanderlegt...

## Kurioses wie Gleit- und Durchkriechsteine

Französische Archäologen berichten, daß noch Ende des vergangenen Jahrhunderts in der Bretagne und Normandie heiratslustige Mädchen nachts und nackt ihren Nabel an den Menhiren rieben. Und der berühmte Volkskundler Rudolf Kriss erzählt, daß man am Nymphenhügel in Athen „heute noch glattgewetzte Stellen findet, die daher rühren, daß schon in der Antike die Frauen hieherkamen, um ihren Leib an dem Stein zu reiben, um auf diese Weise von Unfruchtbarkeit geheilt zu werden“. In einem 1971 erschienenen Expeditionsbericht aus der DDR über Bergfahrten im Pamir wird auch über den „Thron Suleimans“ berichtet, ein Felsriff, auf dem es eine glatte Rinne gibt, „in der, wie die Sage behauptet, Frauen ohne sonstiges Zutun schwanger werden, wenn sie hinunterrutschen“.

Der Mensch der Urzeit glaubte an die Wirkung der Magie (oder des Zaubers), er glaubte, daß durch eine bestimmte Handlung auch ein bestimmter Wunsch erfüllt wird. In der Erde sah der Mensch den Urgrund des Lebens, der Stein war für ihn eine Verkörperung der lebensspendenden Kräfte der Mutter Erde.



Und so rutschten auch noch am Anfang unseres Jahrhunderts junge Wallfahrerinnen über den „Heiratsstein“ an der nach Mariazell führenden Seebergstraße hinunter.

„Kommst guat unten an,  
kriegst an guten Mann“

riefen ihnen dabei die verheirateten Frauen zu. Alle diese Gleitsteine – wie man sie nennt – sind mit den Vorstellungen Heiraten und Kinderbekommen verbunden.

Es gibt viele solche Gleitsteine in den Alpen. In der Schweiz haben sich die Volkskundler mit diesen Steinen im Val d'Anniviers, Lötschental und im Jura schon am Beginn unseres Jahrhunderts beschäftigt. Auf den meisten dieser Steine sind außerdem eingeriebene Näpflchen zu sehen. Auch die Rutschbahn auf dem Boden der prähistorischen Siedlungsstätte Castelfeder in Südtirol führt über eine schön ausgearbeitete Schale. Später wurde dann allerdings noch ein Kreuz in die Rutschbahn geschlagen, um diesen Heidenstein zu christianisieren. Und die Rutschbahn über die „Kreuzplatte“ im Gebiet von Elvas (bei Brixen) führt sogar über eine ganze Reihe von Näpflchen dahin wie auch über neun schön symmetrisch zu einem Quadrat geordnete Schalen.

Die meisten Rutschbahnen blieben bis in unsere Zeit unbeachtet, weil man glaubte, daß sie spielenden Kindern ihre Entstehung verdanken. Im Sommer 1978 suchte der Kärntner Heimatforscher Hans Viertler den „Weiberzahn“ bei Pritschitz am Wörthersee auf, weil er einige Geschichten über diesen Felsblock gehört hatte. Die „Saligen Frauen“ (Wildfrauen, die den Menschen und Tieren helfen) sollten sich bei dem Stein aufhalten und geheimnisvolle Zeichen hinterlassen haben, die kein Mensch deuten kann. Schatzgräber sind oft in den Vollmondnächten zum „Weiberzahn“ ausgezogen. Der Heimatforscher fand darauf zwei sorgfältig ausgeriebene Schalen und – zu seinem Erstaunen – eine Rutschbahn! So sind auch in einem für den Fremdenverkehr übererschlossenen Gebiet noch höchst überraschende Entdeckungen zu machen.

Für den Menschen der Urzeit kam aus der Erde nicht nur das Gute sondern auch das Übel, also die Krankheiten. Diese wollte

er wie ein lästiges Gewand abstreifen. So kroch er durch enge Felsspalten, um seine Leiden der Erde wieder zurückzugeben. Schon in den Weden, den heiligen Schriften der Inder, wird ein solches Durchkriechen „unheilabnehmend“ genannt.

Die „Heidnische Kirche“ auf dem Moserboden bei Kaprun ist ein gespaltener Felsblock, auf dem sich heute das Denkmal für die beim Bau des Kraftwerks Verunglückten erhebt. Bis zur Erbauung des Kraftwerkes kamen die Menschen von weit her und krochen durch den Spalt, um das Bucklweh (Rheuma) loszuwerden. Und 1792 ließ der Erzbischof von Salzburg einen ähnlichen Durchkriechstein sprengen, weil er den Aberglauben des Volkes ausrotten wollte.

Um einen solchen Durchkriechspalt in ein christliches Gotteshaus miteinzubeziehen, wurde auf dem Falkenstein bei St. Wolfgang eine Kirche förmlich an den Fels geklebt. Der vom Hindurchzwängen unzähliger Wallfahrer schon marmorglatt gewordene Felsspalt soll sogar das ursprüngliche Heiligtum dieser Gegend gewesen sein, bevor sie von St. Wolfgang christianisiert wurde.

Und die Wallfahrer sagten: Schwere Krankheiten und leichte Sünden kann man in dem Spalt abstreifen, nur wer eine Todsünde begangen hat, bleibt in dem Spalt stecken.

Der „Gespaltene Fels“ bei Mariazell dürfte einst mit dem Kult um eine heidnische Muttergottheit verbunden gewesen sein. Nachdem im 12. Jahrhundert der Mönch Magnus aus St. Lambrecht in dieses Gebiet gezogen war, um die noch „in blinder Heydenschaft“ lebenden Berglandbewohner zu bekehren, entstand dann auch die Legende, daß sich der seinen Weg sperrende Fels geteilt habe, als Magnus eine Holzstatue der Madonna erhoben hatte. In Wirklichkeit hätte der „den Weg sperrende Fels“ leicht links oder rechts umgangen werden können, und außerdem ist der Spalt eindeutig von Menschenhand ausgehauen worden. Mit dieser Legende wurde also der heidnische Kultstein christianisiert, und jahrhundertlang zogen dann die aus dem Süden kommenden Wallfahrer durch diesen Spalt im „Ursprungsfelsen“.

Wenn heute noch in christlichen Gotteshäusern bei Wallfahrten oder Opfergängen von Gläubigen die Engstelle hinter dem Hochaltar und der Chorwand durchschritten wird, dann darf man darin wohl ein Weiterleben des heidnischen Durchkriechbrauches sehen. Nach Erzählungen alter Senner haben sogar noch am Anfang unseres Jahrhunderts einige ihrer Vorgänger daran geglaubt, bei gewissen Felsen oder Felsblöcken in der Umgebung der Hochalmen ihre Wehwechen abstreifen zu können. Leid ist der Boden, auf dem der Aberglaube besonders gut gedeiht – und die Berglandbewohner von einst waren keineswegs nur „kerngesunde Leut“...

## Felsbilder: Viele Fragen ohne Antwort

*„Den Fels zum Träger kultischer oder religiöser Vorstellungen zu machen, gilt als ein Elementargedanke der Menschheit ohne räumliche und zeitliche Begrenzung“. (Friedrich Behn)*

Im Jahre 1881 kam der englische Botaniker *Clarence Bicknell*

zum *Monte Bego* (2873 Meter) in den Meeralpen, sah dort auf den Felsen geheimnisvolle Zeichen und war davon so fasziniert, daß er seine Blümchen vergaß und sich fortan nur noch mit der Erforschung dieser Felsbilder beschäftigte. Der Beginn der Felsbilderforschung ist so simpel wie eine Lesebuchgeschichte.

Überhaupt erschien damals alles noch so einfach. Der Gipfel des Monte Bego war Sitz einer Gottheit, und zu ihr kamen die Menschen mit ihren Anliegen. Um den Bitten mehr Nachdruck zu geben, schlugen sie diese in Form von Symbolen mit Stein- oder Metallwerkzeugen – Punkt neben Punkt – in den Fels.

Ein Rinderkopf = die Tiere mögen gedeihen.

Zwei Rinderköpfe und ein Pflug = gutes Wachstum auf den Feldern.

Ein Dolch = die Waffe möge siegreich sein.

Und weil diese Dolchdarstellungen haargenau den Dolchen glichen, welche man in bronzezeitlichen Gräbern gefunden hatte, war gleichzeitig eine Datierung der Felsbilder gegeben: 2. Jahrtausend v. Chr.

Rund um den Monte Bego gibt es kein Ackerland. Die Menschen, welche um Wachstum für ihre Felder baten, müssen daher von weither (wahrscheinlich aus der Poebene) gekommen sein. Der Monte Bego mit seinen Felsbildern war also schon ein richtiger Wallfahrtsort.

Die Bilder befinden sich in einer Höhenlage zwischen 1800 und 2400 Metern auf den Gletscherschliffen unterhalb des Gipfels; der wahrscheinlich nicht betreten wurde. Jeder Besucher von heute wundert sich darüber, daß die Menschen damals schon in eine so wüste Felslandschaft vorgedrungen sind. Ihre Wallfahrt zum Monte Bego war auch eine Bergfahrt.

Schon im Jahre 1909 wurden auch im *Val Camonica* (zwischen den Bergamasker Alpen und der Adamellogruppe) Felsbilder erkannt, doch die wirkliche Entdeckung und Erforschung begann erst ab dem Jahre 1929. Heute gibt es in Capo di Ponte ein „Forschungszentrum der Steinzeichenkunst“ und das *Val Camonica* gilt mit seinen aus dem 3. Jahrtausend v. Chr. bis zur Zeitenwende stammenden Felsbildern als der bedeutendste Fundplatz im Alpenraum. Und eigentlich ist es paradox: Ausgerechnet die Arbeit dieses Forschungszentrums der Steinzeichenkunst ergab, daß die Steinzeichen gar keine Kunst im strengeren Sinn sind. So wurden in dem langen Zeitraum später sehr oft Bilder an Stellen eingeschlagen, an denen es bereits ältere gab. Folgerung: Nicht das fertige schöne Bild zählte im Ritual sondern seine Herstellung, das Einschlagen war die Kulthandlung. Das Besondere dieser Fundstelle (mit ihren mehr als 100.000 Figuren) ist, daß hier auch richtige Szenen zu sehen sind ... ein Jäger mit Hund beim Erlegen eines Hirschen; pflügende Bauern wie auch ein Schmied vor seinem Amboß; eine Bestattung mit einer Aschenurne auf einem Wagen; Hütten mit Haustieren, große Webstühle ... ein Bilderbuch aus der Vergangenheit.

# Der Fels als Träger kultischer Vorstellungen



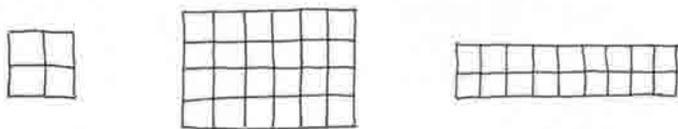
*Oben: Monte Bego  
in den Meeralpen.  
Rechts: Tierköpfe,  
Dolche und Pflug.*



*Fotos:  
Fritzi Lukan*

Neben den unzähligen Menschen- und Tierdarstellungen stehen aber auch viele Symbole, deren Deutung zum großen Problem der Felsbilderforschung wurde.

Ein Beispiel:



Solche Zeichen finden sich fast an allen Felsbilderfundstätten. Man nennt sie Felder oder Gitter. Aus der Anzahl der Felder lassen sich keine Schlüsse ziehen, sie ist unterschiedlich.

Seinerzeit deutete man solche Darstellungen als Fallensymbole. Bitte an die Gottheit: „Meine Tierfallen sollen reiche Beute bringen!“

Später sah man darin ein Symbol für die Ordnung (Abgrenzungen) dieser Welt. Man kann sich allerdings nicht vorstellen, daß der Urälpler allzusehr an einer Weltordnung interessiert war.

Man deutete das Zeichen als ein Haus mit einzelnen Räumen. Dagegen spricht die oft hohe Anzahl der Unterteilungen.

Andere Hypothese: es sind abgegrenzte Felder oder Gehege, um deren Gedeihen gebeten wurde. Aber auch wenn man annimmt, daß mit diesem Symbol der mitunter weitverstreute Gesamtbesitz gemeint ist, so spricht auch dagegen die oft hohe Zahl der Unterteilungen.

Oberhalb von Aime (Savoyen, Frankreich) steht das Kirchlein St. Sigismund an der Stelle eines keltischen Oppidums. Bei Ausgrabungen in der letzten Zeit wurde auch ein mächtiger Quader freigelegt, der an seiner Oberfläche eine Gravur aufweist – ein Feld mit 22 Unterteilungen. Für diese allein stehende Gravur auf einem Baustein (wahrscheinlich für ein sakrales Gebäude) paßt eigentlich keine der angeführten Hypothesen.

So läßt also allein schon dieses eine Symbol erkennen, wie richtig die vor kurzem gemachte Feststellung von *Ausilio Priuli* (dem Leiter des Forschungszentrums) ist, daß die Felsbilderforschung noch fast am Anfang steht. Priuli schätzt die Zahl der Felsbilder im Westalpengebiet auf mehr als eine Million!

Als man im Jahre 1966 auf einem Felsen bei Grosio im Veltellin einige Moospolster löste, zeigte sich, daß der einem riesigen Walfisch ähnelnde Stein förmlich übersät mit Bildern ist. Jetzt ist auch das Gebiet um diesen „Rupe Magna“ zu einem „Parco delle incisioni rupestri“ erklärt worden.

Das Besondere an diesen in das 3. Jahrtausend v. Chr. zurückreichenden Felsbildern ist, daß etliche auch mit Schalen kombiniert sind. Wenn man an einigen der meist mit erhobenen Händen (Bitt- und Unterwerfungsgestus) dargestellten Figuren eingeriebene Schalen in der Bauchgegend sieht, dann verleitet das zu Kombinationen ... Imaginative Magie – symbolische Befruchtung ... augenfälliges Beispiel für einen Fruchtbarkeitskult. Aber da gibt es auch einige Figuren, welche die Schale nicht

an der Stelle des Bauches sondern des Kopfes haben – und damit ist wieder einmal eine wunderschöne Kombinationskette jäh zu Ende.

Selbstverständlich wirken solche Entdeckungen wie der Walfischfelsen von Grosio anregend. Immer mehr Heimatforscher beginnen jetzt in ihrem lokalen Bereich nach Felsbildern zu suchen – und meist finden sie auch solche! Eine Liste all der Felsbilderfundstätten in den Alpengebieten Frankreichs, Italiens und der Schweiz würde heute bereits endlos lang und morgen schon wieder überholt sein. Und die Entdeckerfreude schlägt sich dann oft auch in den sehr phantasievollen Deutungen nieder. So soll im Val Germanasca auf einem überschwänglich „Altar von Lauson“ bezeichneten Stein eine Felsbilderszene „von stärkster erotischer Ausdruckskraft“ zu sehen sein. Erreicht aber der Wanderer nach stundenlangem Anstieg die Alpe Lauson, dann steht er vor einem ganz gewöhnlichen Felsblock, auf dem ein Strichmännchen, ein Kreis und zwei Kreuze eingraviert sind ... was angeblich heißen soll: Aus einer Vereinigung von Mann und Frau sind zwei Kinder entstanden.

In den Ostalpen begann die Entdeckung von Felsbildern erst nach dem Zweiten Weltkrieg. Die „Höll“ im Toten Gebirge, die Kienbachklamm bei Strobl und die Notgasse im Kammergebirge waren die ersten Stationen. Doch die erste Publikation – der 1961 von dem Leiter des Institutes für Landeskunde von Oberösterreich *Ernst Burgstaller* veröffentlichte Bericht über „Felsbilder und Inschriften im Toten Gebirge“ – wurde zum Teil sehr skeptisch aufgenommen. Univ.-Prof. Dr. Richard Pittioni – damals der „Papst für österreichische Vorgeschichte“ – ließ sich nicht einmal dazu animieren, Originalfotos und Abgüsse der Felsbilder anzusehen, und schon gar nicht, eine der Fundstellen aufzusuchen. Er lehnte eine Datierung in frühere Zeiträume ab, weil das „grundsätzlich falsch ist“. Andere Experten wie Univ.-Prof. Breuil (Paris), Univ.-Prof. Anati (Capo di Ponte), Univ.-Prof. Kühn (Mainz), Univ.-Prof. Menghin (Buenos Aires) vertraten die Meinung, daß die Zeichen aus dem ersten Jahrtausend v. Chr. stammen.

Heute gibt es das im ehemaligen Stift Spital am Pyhrn untergebrachte „Felsbildermuseum“, in dem Fotos, Abgüsse und Vergleichsbilder eine hochinteressante Dokumentation darstellen. Und heute wird auch Ernst Burgstaller als „Vater der österreichischen Felsbilderforschung“ gefeiert. Doch die Frage, ob die Bilder der Archäologie oder der Volkskunde zugehören, die wird noch immer diskutiert.

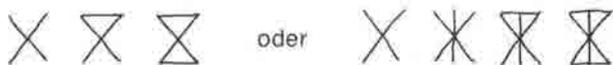
Im Ostalpenraum sind die Bilder in dem Kalkgestein nicht eingeschlagen sondern eingraviert, und bei vielen Felsbilderstationen ist ein oft verwirrendes Nebeneinander von uralten Zeichen und Motiven, aber auch neuzeitlichen Darstellungen, Christogrammen und Jahreszahlen zu sehen. Doch dies bezeugt weder ein hohes noch ein niedriges Alter des Bildfelsens. Es gibt uralte Symbole, die bis in die Neuzeit lebendig geblieben sind, und es können aus alten Zeiten stammende Zeichen in Menschen späterer Zeit den Verewigungsdrang erweckt haben.

Grundsätzliche Feststellungen über Felsbilder im Ostalpenraum: „Fast alle Fundstellen wirken auch auf den heutigen Besucher in

ihrer Einsamkeit, Düsternis und Erhabenheit nahezu bedrückend. Es ist kaum anzunehmen, daß das Tremendum des Numinosen, das auf allen diesen Örtlichkeiten lastet, nicht in gleicher Weise auch die Menschen früherer Generationen berührt und mit einem gewissen Schauer durchdrungen hätte“ schreibt Burgstaller. Bei den Höhlen und Halbhöhlen (z.B. Ligloch und Mooskeller im Toten Gebirge, Mausbündloch im Kammergebirge) ist auffallend, daß sich die Gravuren nur im Eingangsbereich befinden und die oft weitaus günstigeren Zeichenflächen im Inneren der Höhle nicht benützt wurden – so, als ob dieser Raum tabu gewesen wäre.

Am häufigsten sind ganz einfache Zeichen zu erkennen wie Kreuze und Schrägkreuze. Die bis jetzt älteste Schrägkreuzdarstellung wurde 1940 auf einem bei Wyhlen (Baden/Württemberg) gefundenen Bruchstück eines Wildpferdunterkiefers gefunden und ist etwa 200.000 Jahre alt. Auch das einfache Kreuz ist ein uraltes Symbol, es ist die älteste schematische Form der Menschendarstellung (zum Heilssymbol wurde es erst später). Noch bis in unser Jahrhundert war das Kreuz das Signum von Analphabeten, als Felsbild könnte es ebenfalls diese Bedeutung gehabt haben.

Einfache Motive wie Dreiecke, Quadrate oder verschiedene Strichvariationen sind auch Besitzzeichen oder Hausmarken. In dem 1870 erschienenen Lebenswerk des Professors der Rechte zu Berlin *Gustav Homeyer „Die Haus- und Hofmarken“* sind 3000 solche Zeichen aus ganz Europa abgebildet, von denen viele auch als Felsbilder zu sehen sind. Interessant ist bei diesen Hausmarken die Wandlung eines Zeichens nach Übergabe des Besitzes an Nachfolger:



Prof. Pittioni fand solche Zeichen bereits auf sogenannten Kerbhölzern, die bei den Ausgrabungen im Bergbauggebiet Kelchalpe bei Kitzbühel entdeckt wurden. Die Funde stammen aus der Zeit der Urnenfelderkultur (ca. 900–800 v. Chr.). Pittioni hat (in der österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, 1952) Vergleiche gezogen mit diesen Kerbholzzeichen und den auch noch nach dem Zweiten Weltkrieg gebräuchlichen Haus-(Holz-)marken und erstaunlich viele Übereinstimmungen gefunden. Selbstverständlich erklären auch Material, Werkzeug und der einfache Arbeitsvorgang das Beibehalten dieser Zeichen durch Jahrtausende hindurch.

Solche Primitivzeichen wurden aber von den Alpenbewohnern nicht nur an Felswänden hinterlassen sondern auch an den Holztüren katholischer Kirchen, wie der Maler und Grafiker *Richard Treuer aus Zell am See in jahrelanger Arbeit erkundet* hat. Er fand solche Ritzzeichen auch außerhalb des alpinen Raumes in Deutschland, Frankreich und Süditalien. In seiner Zusammenstellung der vorkommenden Zeichen sind alle vertreten, die auch unter den Felsbildern aufscheinen. Er schreibt darüber (in der Zeitschrift „Mannus“, Jg. 1979): „Gleiche Zeichen

wurden zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Gegenden angebracht. Man wollte also Bestimmtes damit ausdrücken. Es handelt sich wohl um weitverbreitete und einst wohlverstandene Zeichen, volkstümlich vereinfachte lineare Symbole. Nirgends fand ich Naturalistisches.“

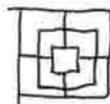
Auch an den Felsbilderfundplätzen der Ostalpen scheinen vielfach die gleichen Zeichen auf wie an den als prähistorisch anerkannten Fundplätzen in Skandinavien oder in Italien oder Frankreich. Sehr oft sind diese Motive zu sehen:



Sonnenrad



Leiter



Mühlespiel

Das Rad wird als Sonnensymbol gedeutet. Ob die Leiterdarstellungen eine Verbindung zwischen Erde und Himmel (die Himmelsleiter des Jakob der Bibel) bedeuten sollen und die sogenannten Mühlespiele „Welteinteilungen“ darstellen, das wird noch immer diskutiert. Das berühmteste und am meisten abgebildete Mühlespiel ist das auf der Tschötscher Heide bei Brixen. Ein Fragment eines solchen Mühlespiels ist auch auf dem Thron Karls d. Gr. in Aachen zu sehen; da die Marmorplatten dafür aus Rom nach Aachen gebracht worden sein sollen, wird angenommen, daß ein edler Römer die Gravur hinterlassen hat (die nach neuester Deutung ein Siebenarmiger Leuchter der Juden sein soll). Sicher ist jedenfalls, daß diese Mühlespiele niemals zum Mühlespielen dienten, weil es sie auch an senkrechten Felsflächen (wie z.B. in der „Höll“) gibt.

Daß unter den Felsbildern auch Zeichen zu finden sind, die bereits in neolithischen Gräbern oder auf keltischen Münzen aufscheinen, ergibt keine Grundlage für eine Datierung. Gewisse Symbole (wie z.B. das Pentagramm) haben im Aberglauben noch bis in unser Jahrhundert ihre Bedeutung gehabt.

Felsbilder sind schwer zu datieren, wenn sie nicht zeitgebundene Waffen oder Arbeitsgeräte zeigen (wie z.B. im Val Camonica oder am Monte Bego). Vorlateinische Inschriften lassen nur annehmen, daß die daneben befindlichen Bilder ebenfalls aus dieser Zeit stammen. Solche Inschriften wurden im Ostalpenraum bis jetzt nur an zwei Stellen gefunden: in der Kienbachklamm (Weiheinschrift an den keltischen Fruchtbarkeits- und Todesgott Mars Latobius) und bei dem Quellheiligtum am Guffert im Rofengebirge (Weiheinschrift an Kastor).

Es wurde auch schon versucht, aus einem Vergleich der Dicke von Sinterbildungen an jüngst eingravierte Jahreszahlen und der an älteren Felsbildern Richtzahlen zu gewinnen. Jedoch: Sinterbildungen sind zu variabel, sie entwickeln sich an einem Felsen – je nach der Lage – in verschiedenen Zeiträumen.

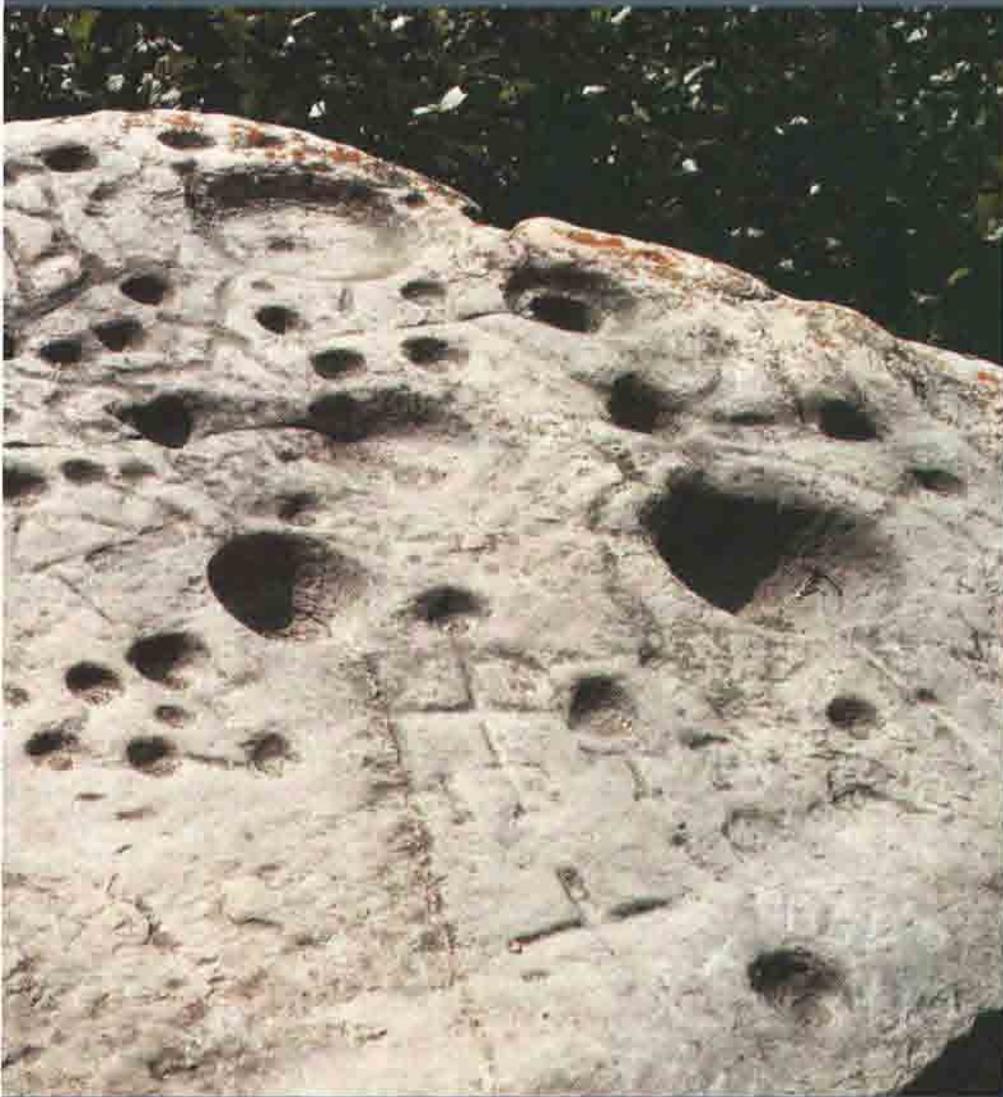
So bleibt noch immer der Motivvergleich als – zugegeben: sehr unsichere! – Datierungshilfe. Wie unsicher solche Vergleiche

# Steinkult in den Alpen: Ein Rest wird Geheimnis bleiben.

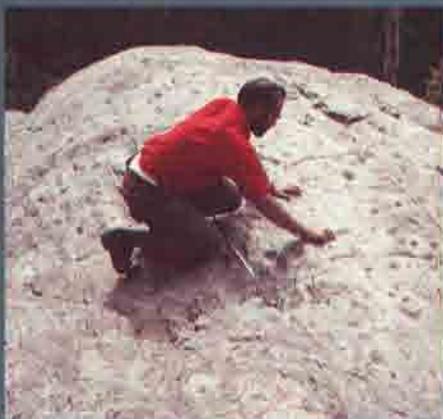
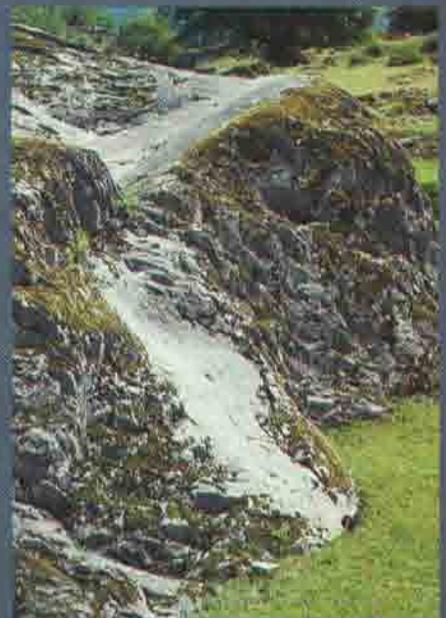
*Rechts: Der „Pierre des Saints“  
in Savoyen. Unten links: Hexensessel  
auf dem 2174 m hohen Pufflatsch. Unten rechts:  
Einem Altar gleich liegt der „Pierre aux Pieds“  
in 2600 m Höhe in den Bergen Savoyens.  
Ganz unten: Ein Bilderbuch der Vergangenheit  
bilden die Felszeichnungen im Val Camonica  
zwischen Bergamasker Alpen und Adamello.*



Alle Fotos:  
Fritzi Lukan



Unten: Zum Heiraten  
und für den Kindersegen.  
Der Rutschstein bei  
Castellfeder.



Links: Die Höll  
im Toten Gebirge.  
Ganz links: 50 Näpfchen  
auf einem Quadratmeter.  
Der „Pierre des Sauvages“  
in St. Luc im Wallis.

sind, möge wiederum ein Beispiel zeigen. Am Eingang des (gar nicht leicht zu findenden) Mausbündllochs im Kammergebirge ist die mehr als dreißig Zentimeter hohe Figur eines Mannes mit einer Hellebarde zu sehen. Solche Hellebardenträger gibt es auch am Monte Bego, und dort werden die Hellebarden als bronzezeitliche Kultgegenstände, als Symbole heiliger Macht gedeutet. Der Hellebardenträger vom Mausbündlloch hat aber noch einen anderen Kollegen, und dieser befindet sich justament am Portal des ehemaligen Klosters von Spital am Pyhrn, in dem heute das „Felsbildermuseum“ untergebracht ist. Es ist eine von jenen sogenannten Schlüsselloch- oder Türwächterfiguren, von denen es heute leider nur noch wenige Exemplare gibt. Das waren kleine Eisenreliefs von Männern mit Hellebarden, welche bei den Schlüsselöchern angebracht waren und diese Öffnung – symbolisch – schützen sollten. Eine barocke Idee; das Portal des Stiftes stammt aus dem Jahre 1652. Auch der Hellebardenträger am Eingang des Mausbündllochs dürfte eine symbolische Schutzfunktion gehabt haben. Aber: Wann wurde er dort eingraviert?

Sicher ist, daß das Einschlagen oder Eingravieren von Symbolen oder Bildern in den Fels ein Kultbrauch ist, der in prähistorische Zeit zurückreicht. Und ebenso sicher ist, daß dieser Brauch auch noch bis in das 18. und 19. Jahrhundert ausgeübt wurde, und das nicht wegen einer sentimental Brauchtumpflege sondern aus einem echten Bedürfnis. Die Gravuren mit Darstellungen von neuzeitlichen bäuerlichen Arbeitsgeräten sind auch keine „spielerischen Kitzeleien gelangweilter Leute“ (wie man lange glaubte), sondern stellen „eine Art von permanentem Gerätebeuten dar“ (wie Ernst Burgstaller festgestellt hat: „Einst war es in der Weihnacht nacht üblich, daß der Hausvater über die landwirtschaftlichen Geräte das Johannis-Evangelium sprach, auf daß das kommende Jahr fruchtbar sein möge und sich niemand an den Geräten verletze“). Und die in sorgfältig glattgeschabten Rechtecken angebrachten Initialen sollen im Ewigen Fels Verstorbene ein Ewiges Andenken sichern. Auf den Bildfelsen verewigte man sich nicht zufällig im Vorbeigehen, sie wurden mit der Absicht aufgesucht, dort ein bestimmtes Anliegen festzuhalten.

So wie in den Westalpen steht auch im Ostalpenraum die Felsbildforschung erst am Anfang, aber Jahr um Jahr werden auch da von bienenfleißigen Amateuren neue Bildstellen entdeckt. Der in Gröbmung gegründete „Verein ANISA für die Erforschung und Erhaltung der Altertümer im speziellen der Felsbilder in den österreichischen Alpen“ fand bis 1985 allein im Dachsteingebiet 130 Felsbildstationen mit einigen tausend Einzeldarstellungen. Anfang der Siebzigerjahre begann man auch in den Bayerischen Alpen nach Felsbildern zu suchen und tatsächlich wurden zwischen dem Berchtesgadner Land und dem Oberammergau unzählige gefunden. Die originellste Fundstelle dürfte wohl der „Parkplatzstein“ in Königsee-Ort sein, wo die Auspuffrohre und Stoßstangen der dort geparkten Autos fast an die Ritzzeichen (Pentagramme, Kreuze, Sonnenrad) stoßen!

Die allgemeine Situation ist heute so: Es wurden wohl – im wahrsten Sinne des Wortes – unzählige Felsbilder gefunden,

aber man ist ihnen noch nicht sehr viel näher gekommen. Symbole haben ihr Eigenleben. Wie wohl Gelehrte in tausend Jahren unsere Verkehrszeichen interpretieren würden, wenn sie nichts Schriftliches über unsere Zeit hätten?

## Denkmäler des Steinkults

„Nicht alles hat sicheren Geburts- und Heimatschein. Aber auch kleinste Bruchstücke können sich allmählich zum Ganzen fügen und sprechen dann ihre eigene Sprache“ schrieb Christian Caminada, der emsige Erforscher des Steinkults in seiner rätschen Heimat – er war außerdem der Bischof von Chur!

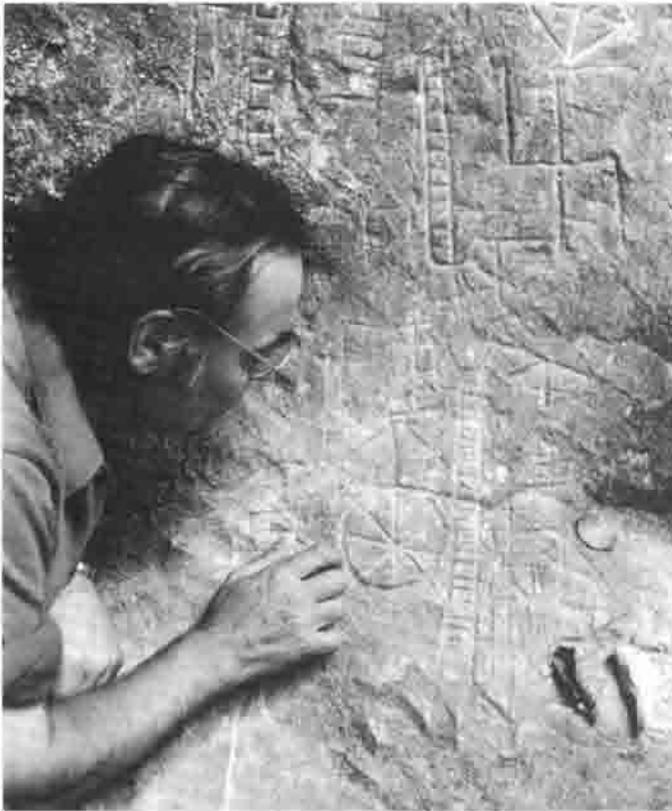
Auch dieser katholische Bischof sprach sich schon in seinem Buch „Die verzauberten Täler“ (1961 erschienen) gegen die allgemeine Geringschätzung der Denkmäler des Steinkults aus. Daran hat sich leider bis heute nicht viel geändert. Die meisten Schalensteine oder Felsbilderstationen genießen noch immer keinen Denkmalschutz und sind allen mutwilligen Zerstörungen preisgegeben.

Der Grund liegt darin, daß sich bis jetzt noch keine der für solche Denkmäler zuständigen Wissenschaften dafür zuständig halten will, weil die Gelehrten befürchten, daß bei der Beschäftigung mit diesen Teufels- oder Hexenfelsen ein gewisser Pech- und Schwefelgeruch der Unseriosität an ihnen haften bleiben könnte. Es gibt ja nichts Schriftliches über diese Steine. Selbst in den Pfarr- und Ortschroniken, in denen oft sogar jeder Dachschaden an der Kirche gewissenhaft notiert wird, ist darüber nichts zu finden. Es ist wie verhext!

Es waren also vor allem Laien, Amateure, welche bis jetzt zu Entdeckern von Denkmälern des Steinkults wurden. Sie haben auch alle Sagen und mündlichen Überlieferungen aufgenommen und natürlich außerdem noch versucht, auf die vielen offenen Fragen eine Antwort zu finden. Das verlangt Phantasie; allerdings – zuviel Phantasie darfs auch nicht sein...

1981 erschien ein großformatiges umfangreiches Werk (484 Seiten) von Elisabeth Neumann-Gundrum mit dem Titel „Europas Kultur der Groß-Skulpturen“. Die Autorin will in unseren Siebzigerjahren eine bisher völlig unbekannt Gattung prähistorischer Denkmäler entdeckt haben, nämlich Groß-Skulpturen, die unter Nutzung naturgegebener Gesteinsformen von Menschen geschaffen worden sein sollen. Konkret: Die oft verblüffend einem Lebewesen ähnelnden Felsbildungen sollen keine zufälligen Naturspiele sondern Menschenwerk aus dem Ende der Altsteinzeit sein. Die Autorin zeigt vor allem Beispiele aus Norddeutschland (u.a. an den Externsteinen), aber auch zwei aus den Alpen.

An dem oft und gern fotografierten Menschenkopf in der Bretnachklamm (Allgäu) soll eine menschliche Arbeit von der Nasenspitze bis zur Oberlippe und am Kinn erfolgt sein. Diese Bearbeitung an dem etwa 50 Meter hohen Gebilde hätte nur ein an einem sehr langen Seil hängender Mensch mit seinem Steinwerkzeug durchführen können. Man darf wohl annehmen, daß der Mensch vor etwa 10.000 Jahren schon kürzere Stricke anfertigte, doch ein solch langes und auch reißfestes Seil konnte



„Wie wohl Gelehrte in tausend Jahren unsere Verkehrszeichen interpretieren würden ...“  
Felsbilder in der Kienbachklamm.

Foto: Fritz Lukan

er bestimmt nicht herstellen. Und wo und wie soll das Seil befestigt gewesen sein? Doch solche simple Fragen werden in dem voluminösen Bildband nicht einmal erwähnt, desto ausführlicher schwelgt die Autorin in ihren Interpretationen.

Was so ein Riesenkopf bedeutet haben soll? Ein „Hervorbringer-Wesen“, das Geschöpfe ausatmet; „Atemgeburt“ ist die genaue Beschreibung des Bildgeschehens...

Über den Kalmbergkopf (auch „Indianer“ genannt) bei Bad Gaisern schreibt die Autorin, daß noch heute die Einheimischen – einem mystischen Brauch folgend – das Steinhaupt behutsam mit einem Tuch von Moosbewuchs befreien. Tatsächlich hatte die Dame bei ihrem Besuch im Sommer 1980 einige junge Ischler Bergsteiger gesehen, die an dem Felsen Kletter- und Abseilübungen machten. Und wie es dann weiterging, erzählt der Heimatforscher Karl Pilz in der „Salzkammergut-Zeitung“ vom 14.8.1986: „Ein paar Stunden danach traf die Forscherin die Klettergruppe in der Goiserer Alpenvereinshütte auf der Scharfenschneid bei einer fröhlichen Unterhaltung. Da die Dame fest davon überzeugt war, daß die Kletterer nach einem uralten Brauch das steinerne Felsenhaupt gereinigt hätten, wollten die jungen Leute den deutschen Gast nicht enttäuschen, sondern

bestätigten spaßhalber die Vermutung. Schließlich ließen sie sich von der Dame dazu überreden, sich noch einmal vom Kalmbergkopf, und zwar diesmal mit Putztüchern und dergleichen bewaffnet, abzuseilen...“

Die Phantasie führt auch in Sackgassen. Doch ohne sie würden wir auch heute noch an vielen Denkmälern des Steinkults achtlos vorbeigehen. Vom großen Historiker Theodor Mommsen stammt der schon klassisch gewordene Ausspruch „Die Phantasie ist wie aller Poesie so auch der Historie Mutter“.

### „Alpenwanderungen in die Vorzeit“

– das war der Titel meines 1965 erschienenen Buches, in dem ich an markanten und zugleich sehenswerten Stätten nachweisen wollte, daß unsere Alpen schon seit der Zeit des Neandertalers für den Menschen ein Lebensraum waren. Zu den vielen noch offenen Fragen über die alten Kultstätten und den Steinkult in seinen verschiedenen Erscheinungsformen stellte ich alle bis dahin vorgebrachten Hypothesen zur Diskussion, und damals dachte ich, daß man in zwanzig, dreißig Jahren über alles sicherlich mehr wissen wird...

Die Jahre sind vergangen. Alpinarchäologie erscheint jetzt verhältnismäßig vielen Leuten als interessant, neue Fundstellen wurden entdeckt und neue Hypothesen aufgestellt, und wer sich heute mit Schalensteinen oder Felsbildern beschäftigt, gilt nicht mehr als ein armer Spinner. Doch die vielen offenen Fragen gibts noch immer, und heute glaube ich, daß ein gewisser Rest Schweigen um sie wohl immer bleiben wird. Und gerade darum sind Alpenwanderungen in die Vorzeit auch noch immer ein Abenteuer. Denn dieses Unterwegssein ist jedesmal mit der Hoffnung verknüpft, etwas Neues zu entdecken oder zumindest etwas zu sehen, das andere übersehen haben (was bei Felsbildern, bei denen gute Lichtverhältnisse sehr wichtig sind, durchaus der Fall sein kann). Außerdem freut man sich bei so manchen Steinen inniglich, daß man sie überhaupt gefunden hat. Denn nicht immer führt ein markierter Weg zu ihnen hin; jedenfalls bin ich auf all meinen Bergtouren nur höchst selten in ein so unwegsames grausiges Gelände gekommen wie schon sehr oft auf der Suche nach so einem verdammten „heiligen Stein“.

Auf diesen Alpenwanderungen in die Vorzeit habe ich auch die „anderen Alpen“ kennengelernt, jene, in denen keine berühmten Gipfel stehen und wo keine knalligen Fotomotive für einen „Herrliche Berge-Kalender“ zu finden sind. Für unsere Vorfahren war aber auch dieses Bergland ein Lebensraum. Und wo immer heute ihre Kultstätten vermutet oder festgestellt werden – so sind es zumeist Punkte in der Landschaft, die auch heute noch auf das Gemüt des Menschen in besonderer Weise wirken. Ebenso wenig wie der Dichter Petrarca der „Vater des Alpinismus“ war, so hat auch kein Dichter oder Schwärmer und auch nicht ein Rousseau das Naturgefühl erst entdeckt – das steckt schon seit der Steinzeit im Menschen.

# Der Mythos kam von den Bergen



*Oben: Machu Picchu,  
eine Opferstätte der  
Inka in Peru. Rechts:  
Blick vom Berg Horeb  
auf die Berge Sinais.*



*Fotos:  
Jürgen Winkler  
Herbert Guggenbichler*

# Wie die Berge den Menschen prägten

## Eine paläanthropologische und kulturhistorische Betrachtung

Von Herbert Guggenbichler

„Auch im Verhältnis zwischen Berg und Mensch spiegelt sich das Wesen einer Zeit und die Entwicklung dieses Verhältnisses ist charakteristisch für die Entwicklung der Menschheit.“ Karl Ziak<sup>1</sup>

Was in einem Menschen zum Blühen kommt, hängt davon ab, wo er wurzelt: Dem Präriebewohner geht in der ungeheuren Weite das Herz auf; wer am Meer aufgewachsen ist, den beschwingt die Unendlichkeit der See; und derjenige, dessen Augen von Kindestagen an mit den Bergen vertraut sind, empfindet bei deren Anblick Sicherheit. Die Natur ist vielseitig. Sie ist – und der Mensch in ihr – nach allen Seiten hin offen.

Das Meer war dem Menschen, so scheint es wenigstens, schon in ferner Vergangenheit die eigentliche Lebensquelle. An seinen Küsten fühlte er sich wohl, seinen Reichtum machte er sich nutzbar. Dem Element Meer vertraute er sich schon frühzeitig an; noch mehr: die See beflügelte seinen Mut, weckte seine Neugier, regte ihn an zum Handel und zur Eroberung neuen Bodens. Tatsächlich, es scheint, als habe der Mensch schon frühzeitig erkannt, daß es das flüssige Element ist, das alles belebt, bewegt, erhält. So wird denn auch *Thales von Milet* (um 600 v.Chr.) verständlich, wenn er im Wasser den Urstoff schlechthin sieht. Seine Ansicht wurde beinahe zu einer Weltanschauung, der sich noch Denker des 18. und 19. Jahrhunderts, unter ihnen auch Goethe, auf ihre Weise zugetan fühlten.

Doch der Schein trügt: Der dem Menschen in seiner Vor- und Frühgeschichte adäquate Lebensraum war das Meer mit seiner Küste *nicht*.

### Der afrikanische Graben – des Menschen eigentliche Heimat

Die Gattung Mensch, deren erster Vertreter der *Homo Erectus* (der aufrechtgehende Mensch) war, trat vor rund zwei Millionen Jahren ins Rampenlicht der Vorgeschichte. Seine Heimat war Ostafrika. Dort, im großen afrikanischen Graben, der knapp den halben Kontinent durchzieht, von hohen Gebirgsstöcken unterbrochen, eingefaßt und zweigeteilt wird, haben sich gegen Ende des Tertiärs mannigfaltige neue Lebensräume geformt.<sup>2</sup> Unter unvorstellbar heftigen Vulkanausbrüchen, dauernden Beben, Großbränden und Überschwemmungen kam es an den Hängen der Berge und in den weiten Flußtälern zwischen ihnen zur

Ausbildung tropischer Savannen. Die Ereignisse führten zwar zum Untergang unzähliger Lebewesen, verliehen jedoch andererseits der biologischen Evolution zahlreicher anderer Arten einen mächtigen Auftrieb. Unter diesen Arten waren auch Primaten, Herrentiere also. Nur ein Teil von diesen wählte die immer noch riesigen Urwälder des schwarzen Kontinents zu ihrem Lebensraum. Aus ihnen gingen unter anderem auch die bekannten Menschenaffen hervor. Andere Zweige der Primaten (man nennt sie die Hominiden, die Menschenähnlichen) wollten oder mußten damals, das heißt vor 15 bis 12 Millionen Jahren in die Savannen ausweichen. Sie kamen im riesigen Graben in einen fruchtbaren Lebensraum auf düngerreicher Vulkanerde. Freilich gab es auch dort Lebensfeindliches genug, vor allem immer wieder neue Vulkanausbrüche und Erdbeben. Indes: Leben gedeiht eben dort am besten, wo es ihm nicht allzu leicht gemacht wird; wo Not und Überfluß sich abwechseln, wo das harte Müssen im allgemeinen die Regel ist. Ja, es scheint damals im großen Bruch eine dauernd leicht störende Kraft am Werke gewesen zu sein, indes doch anregend genug, um Zügen des Lebendigen zum Durchbruch zu verhelfen, die eine andauernd günstigere Anpassung an die natürlichen Gegebenheiten ermöglichten.<sup>3</sup>

Während dieser sehr langen Zeit erwarben Hominidenarten in einem kaum vorstellbar schwierigen Prozeß den aufrechten Gang, das binokulare Sehen sowie den systematischen Gebrauch, ja auch die Herstellung einfacher Werkzeuge und Waffen. Diese evolutiven Vorgänge führten zu einer stetigen Zunahme des Hirnvolumens. Damit war die unerlässliche Voraussetzung für die Hominisation, die Menschwerdung also, gegeben. Kein Zweifel denn auch, daß die Weite der Savanne diesen unglaublich kühnen Prozeß begünstigte. Trotzdem indes, das Auge des *Homo erectus* (der Name wurde beibehalten, obschon, wie man heute weiß, auch viele seiner Vorgänger aufrecht gingen) hing an der Silhouette der Berge am Horizont. Ihnen galt, freilich im Unterbewußtsein, die Erinnerung, die Sehnsucht, die Verehrung. Dorthin kehrte er immer wieder zurück, sei es, um sich an den Quellen zu laben, sei es, um vor Raubtieren sicher zu sein, sei es der Sonne, dem Mond, den Sternen – aus welchen Gründen auch immer, – näher zu sein. Die ersten Menschen und vorher schon die Hominiden blieben freilich nicht auf Ostafrika, ihrer Stammheimat, beschränkt. Im Laufe sehr langer Zeiträume verbreiteten sie sich über die ganze

damals bewohnbare alte Welt. Wo immer sie jedoch hinkamen, bevorzugten sie vorwiegend wohl fruchtbare, jedoch nach Möglichkeit gebirgige Gegenden.

Die gut begründeten Hinweise, daß es sich im Grunde so verhielt, lieferten und liefern noch heute die Paläontologen. Vom Homo erectus kamen im Laufe der letzten 120 Jahre zahllose fossile Überreste zutage. Es überrascht nun nicht mehr, daß die meisten von ihnen aus Gebirgsgegenden stammen; wobei freilich nicht verschwiegen sei, daß gerade an den Hängen von Bergen die Erosion das Auffinden fossiler Gegenstände wesentlich erleichtert.\* Es sei auch zugegeben, daß es bisher nicht gelang, alle Lücken im Tier-Mensch-Übergangsfeld (TMÜ) zu schließen. Am Grundsätzlichen freilich, daß es sich so wie geschildert verhielt, kann kein seriöser Wissenschaftler mehr zweifeln.

Von den zahllosen paläanthropologischen Fundstellen seien für den interessierten Leser einige der bedeutendsten genannt.<sup>4</sup>

**Afrika** (dort wurden die jeweils ältesten Fossilien der Hominidengattungen gefunden):

Fort Ternan (Kenia): älteste hominide Formen

Makapantal (Transwaal): Australopithecinen (= „südliche Affenmenschen“)

Olduwayschlucht (Tansanien): Homo habilis (ein Vorläufer des Homo erectus)

Turkanasee oder Rudolfsee (Kenia) an den Vulkanen Nyiara, Kulal: Homo habilis

Afardrieck (Äthiopien) in der Nähe des Vulkan Esta Ale (= „rauchender Berg“): ältestes bisher gefundenes, sehr gut erhaltenes Australopithecinen-Skelett „Lucy“, über drei Millionen Jahre alt.

**Asien:**

Siwalikberge (Nordindien): pongide und hominide Formen

Potawar (am Oberlauf des Indus): pongide und hominide Frühformen

Trinil (Java) im Solotal am Vulkan Lawu: Vor- und Frühformen des Homo erectus

Tschou Kou Tien (Gebirgszug westlich von Peking): „Sinanthropus“, ein Homo erectus-Typ

Berg Karmel (im Norden Israels): Frühformen des Homo sapiens

**Europa** wurde erst allmählich in die Besiedlung mit-einbezogen, als sich die Formen der Gattung Homo stärker als Vorformen durchzusetzen begannen:

Mauer (bei Heidelberg): Frühform des Homo erectus

Monte Bamboli (Toscana): dem Homo erectus vermutlich nahestehend

Vertezöllös (bei Budapest): Formen zwischen Homo erectus und Homo sapiens

Steinheim (Württemberg): Frühformen des Homo sapiens.

Nicht weniger Bedeutendes brachten Paläanthropologen aus beinahe allen Ländern des Mittelmeerraumes ans Licht. Das meiste stammt aus geologisch gesehen jüngerer Zeit. Nur Amerika und Australien waren damals noch frei von pongiden

\* Fossilierung i.S. dieser Arbeit bedeutet Versteinigung durch gewisse chemische Substanzumwandlung, wobei die ursprüngliche Form von pflanzlichen, tierischen und menschlichen Überresten erhalten bleibt. Allgemein kann der Begriff ‚fossil‘ auch im Gegensatz zum Begriff ‚rezent‘ (Lebewesen der Gegenwart) verwendet werden.

(menschenaffenartigen) und hominiden Lebewesen. Auch der Alpenraum wurde bis in junge Vergangenheit als Siedlungsgebiet gemieden. Leitner<sup>5</sup> schreibt dazu: „Es mag wohl vorwiegend mit morphologischen und klimatischen Verhältnissen im Alpenraum zusammenhängen, daß dieser in den letzten Jahrtausenden v.Chr. als Siedlungsgebiet gemieden wurde. Spuren menschlicher Siedlungstätigkeit wurden zudem bei nachfolgenden Klimaverschlechterungen verwischt.“

Der erste Mensch der Art *Homo sapiens sapiens*, der Mensch der Jetztzeit also, ist der *Cro Magnon-Mensch* (nach einer Höhle in Südfrankreich so benannt), der vor rund 40.000 Jahren erschien, sich mit seinem Vetter, dem *Homo sapiens Neandertalensis* auseinandersetzte und sich ganz sicher auch mit ihm vermischte. Er erreichte über Landbrücken, Furten oder über das Eis im Norden Alaskas auch Amerika und – verschlagen auf Flößen – etwas später auch Australien.

## Der Mythos kam von den Bergen

Das älteste Gefühl des Menschen der Natur gegenüber war die Ehrfurcht. Sie kam nicht von ungefähr. Der Mensch wurde sich der eigenen Schwäche bewußt gegenüber Kräften, die er nicht begreift und noch weniger zu zähmen versteht. Er kannte nur Furcht und Hoffnung. Sie weckten sein Erstaunen, seine Verehrung.

Nach dem geschilderten unendlich langen Zeitraum der Homination wurde sich der Mensch zu einem wissenschaftlich nicht feststellbaren Zeitpunkt\*\* erstmalig des „Numinosen“, des „Heiligen ohne sein sittliches Moment“ (so Rudolf Otto<sup>6</sup>) bewußt. Der Mythos war geboren.

Das Numinose ist ambivalent. Es verkörpert Verehrung, ja auch Liebe ebenso wie Ängste und Abscheu. Der Mensch vermutete diese ihm unerklärliche alles beherrschende Urkraft in der Höhe, auf den Bergen also, ebenso wie am Himmel. Er nahte sich daher der Höhe betend, bittend, Opfer bringend oder aber – er mied es tunlichst, den Sitz des Unbegreiflichen zu stören. Mehr noch: Im Besitze seines Ichbewußtseins suchte sich jetzt der Mensch auch über seine Bestimmung klar zu werden. So wurden die Berge – und in Sonderheit solche des ewigen Schnee's oder solche, die Feuer speien, zu Stätten geheimnisvoller Mächte, von denen man sich Einsicht in die eigene Bestimmung erbat. So gewann sogar auch der Höhlenkult zunehmend an Bedeutung, eben aus der Vorstellung heraus, dort dem Numinosen besonders nahe zu sein.

Die Berge waren es jedoch auch, die dem ersten Menschen aus mannigfachen anderen Gründen verehrungswürdig erschienen:

\*\* Alle Ursprungstheorien zur Entstehung des Mythos sind wissenschaftlich nicht belegbar. Auch alle Beobachtungen primitiver rezenter Völker geben höchstens vage Anhaltspunkte, aber durchaus keinen Aufschluß über metaphysische Anschauungen der Vormenschen (sofern sie solche hatten) und der frühesten echten Menschen.

Über den Bergen ging die Sonne auf, über ihnen zog der Mond in stetigem Wechsel seine geheimnisvolle Bahn, von ihnen floß das lebensspendende Wasser.

So kam es schließlich zur Entwicklung des Religiösen. Über ein ganz und gar urtümliches mythisches Gefühl folgte ein animistischer Polydämonismus und später ein spezifischer Polytheismus. Erst in sehr junger, bereits historischer Zeit, der „*Achsenzeit*“ (nach *Jaspers*<sup>7</sup>) entstanden die Religionen mit der Idee einer einzigen beherrschenden Gottheit. Über dieses Religiöse, welcher Art immer, weitete sich die menschliche Denk- und Handlungsfähigkeit in neue Dimensionen aus: Es kam zu einer für das menschliche Handeln verbindlichen Ordnung, zur Regelung der menschlichen Sozialbeziehungen, die über das bei vormenschlichen Gruppen Übliche weit hinausreichte.<sup>8</sup>

Es ist schwierig, aus der Fülle der seit Urzeiten religions- und kulturgeschichtlich bedeutsamen Berge eine auch nur beispielgebende Auswahl zu treffen. So muß es bei einem Versuch bleiben.<sup>9</sup>

#### *Afrika:*

Ngaje Nagai („Wohnstätte Gottes“) heißt der Kibo in der Sprache der Massai.

Oldoyno Lengai („Erhabener Lengai“) ist ein Götterberg der Kikujus. Nyaragongo („Mutter des Königs Gongo“) und Nyamulagira sind zwei aktive Vulkane im Osten Zaire's. Ihnen brachten Bahutus und Watussis noch im letzten Jahrhundert regelmäßig Opfer, auch Menschenopfer dar. Baal Quarnaim („Herr der beiden Hörner“) in Tunesien; punischer Berggott.

#### *Asien:*

Asamajama und Fudschijama (Japan) hochverehrte Wallfahrtsberge, dem arabischen Mekka vergleichbar.

Yü Huang Shang Ti („erhabener Himmelsherr“), der höchste Gott des Taoismus.

Huang Fei Hu (China) „Herr des Berges T'ai Shau“; Richter über die Toten, die in den Berg einkehren.

Chomolungma (Mt. Everest) im göttlich verehrten Himavat (Himalaya); er heißt bei den Tibetern und Sherpas „Weißer Mantel der Mutter Göttin“. Meru (Indien), „der Weltenberg“, gilt als Göttersitz und Zentrum der Erde und der Gestirne.

Hardwar am Ganges nördlich von Dheli „Tor zu den Göttern“ großer Wallfahrtsort der Hindus.

Gung Rung Agun (Bali), Bima und Lawu (Java) werden als Vulkane göttlich verehrt, beschwört und durch Opfer gnädig gestimmt.

Samanala Kand („Berg des Gottes Saman“) heißt der Adams Peak auf Sri Lanka bei den Buddhisten und die fußähnlichen Eindrücke auf dem Gipfel des Berges heißen Sri Padai („Fußstapfen des Glückes“); bei den Hindus heißt der Berg Shiwa Nadi Padam (weil in ihrer Lehre Buddha eine Menschwerdung von Shiwa war); Mohammedaner meinen, Adam hätte von diesem Berg aus den Verlust des Paradieses beweint; für frühe Christen geht der Fußabdruck auf den Apostel Thomas zurück, der von dort aus seine Missionstätigkeit begonnen habe.

Hazzi (Kleinasien) war neben Elbrus, Demawend und Ararat einer der heiligen Berge der Hettiter.

Mina (ein Gipfel östlich von Mekka) war seit Urzeiten ein Wallfahrtsort der Beduinen.

Am Fuße des Berges Dschabal Abu Kubais liegt die Kaaba, das Heiligtum der Mohamedaner; der Berg birgt nach ihrer Meinung das Grab Adams.

Enlil war der sumerische Berggott. Er wird vom Volk Kur Gal („großer Berg“) genannt. Der Gott bestimmt das Schicksal der Erde.

Baal Karmel („Herr des Karmel“) ist ein kanaanischer Gott auf dem Berg Karmel im heutigen Israel.

Garizim (bei Nablus in Palästina) war der Tempelberg der Samaritaner. Jahwe (ursprünglich ein Berggott in Sinai), später so viel wie „Herr der Heerscharen“; der Name durfte nicht ausgesprochen werden und wurde wie Adonai gelesen.

#### *Süd- und Mittelamerika:*

Der oberste Gott der Andenindianer, der Berg Viracocha durfte nicht abgebildet werden; ihm wurden auf Bergen und Höhen zahllose Opfer, auch Menschenopfer dargebracht. Allgemein sind alle schneebedeckten Berge den Andenvölkern heilig; sie tragen das Vorwort Apu („der Erhabene“).

Auf Cerro Galan und Lullailaco fand Mathias Rebitsch Reste von Kultstätten in 6000 Meter Höhe.

El Misti (ein Vulkan in Peru); auf ihm wurde ein Tempellerrichtet und Opfer dargebracht.

Tepui's (Tafelberge im Süden Venezuelas) sind Häuser der Götter.

Die Vulkane Fuego, Atitlan und Zunil (in Guatemala) tragen heute noch Opfer- und Andachtsstätten.

Xuihtecutli wird als „göttlicher Herr des Türkieses“ im Hochland von Mexico verehrt.

#### *Europa:*

Kebnekaise (Schweden) und Hekla (Island) sind noch heute den Nordvölkern heilig.

Dem Taygetos (Lakonien) wurden weit in die christliche Zeit hinein Tieropfer dargebracht.

Berg Athos (Halbinsel Chalkidike) war lange vor der Zeitenwende schon ein heiliger Berg und ist heute ein Reservat asketisch lebender Mönche. Olymp, Sitz von Zeus, dem Gewaltigen; nach der Meinung der Menschen berief der Auserwählte dorthin zur Unsterblichkeit.

Ida (Gebirgsstock auf Kreta) wurde weit in römische Zeit hinein als „magna mater der Berge“ verehrt. Dort wurden alljährlich Stieropfer dargebracht.

IMonserrat (Spanien), steinzeitliches Heiligtum der Iberer, heute christlicher Wallfahrtsort.

#### *Ozeanien:*

Mauna Loa (Hawaii); die Vulkangöttin wird beim Volk Pele oder Hina Ai Malama genannt.

Wo Berge fehlen, werden in die Höhe strebende Bauwerke errichtet: Pyramiden, Zikkurate, Obeliske, Menhire, Türme, Kuppeln; oder es werden Felsgrotten verehrt (Lourdes) oder Quellen (Delphi).

Wie tief verwurzelt Bergkulte bis in die Gegenwart hinein sind, ergibt sich aus vielerlei Tatsachen. Nicht nur in den Ländern der Dritten Welt sind sie noch lebendig, selbst dort, wo die Menschen

einer oberflächlichen Christianisierung oder Islamisierung zum Opfer fielen. Ja, auch bei uns wurden ehemals „heidnische“ Kultstätten durch christliche Weihstätten ersetzt. Solche Stätten genießen zum großen Teil auch heute noch wunder tätigen Ruf. Ebenso ist erstaunlich, daß ein so hochstehendes Volk wie die Japaner an seinen Bergkulten so unumstößlich festhält.

## Die Felsmalerei wird zum Ausdruck des Numinosen

„Die Kunst ist die Vermittlerin des Unaussprechlichen“, schrieb Goethe.<sup>10</sup> Dies gilt in besonderem Maße für die Kunst der vorgeschichtlichen Epoche. Sie entstand, als der Mensch versuchte, durch Zeichen irgendwelcher Art auszudrücken, was ihm sein Gefühl eingab. Die ältesten bekannten Darstellungen reichen etwa 20 000 Jahre zurück.

Ein Beispiel künstlerischen Schaffens im Dienste der Mythologie bieten die Malereien und Zeichnungen im Tassilgebirge in der algerischen Sahara. Dem Kunstfreund erscheint diese ansich schon faszinierende Felsenwelt wie ein phantastisches Freilichtmuseum. An Wänden und Decken von Felsüberhängen, vereinzelt jedoch sogar an ungeschützten Stirnwänden haben Vorzeitkünstler an die 50 000 aus dem Mythos heraus geborene Bilder geschaffen.

Die Felsmalereien im Tassili wurden erst 1940 entdeckt, um 1950 erstmals beschrieben und 1956/57 vom französischen Forscher Lhote<sup>11</sup> systematisch erforscht, abgezogen und katalogisiert. Die Ausstellung seiner Abzüge 1958 in Paris galt damals als die größte kunsthistorische Sensation seit der Entdeckung der Mumie Tut Ench Amuns.

Lhote unterschied in seinem aufschlußreichen Buch rein formalistisch 32 Stilgruppen. Sein deutscher Kollege Kühn<sup>12</sup>, einer der bekanntesten Felsbildforscher, weist die Bilder vereinfachend vier großen Entwicklungsstufen zu, die auf eine kurze Formel gebracht, so lauten:

\* Periode der Jäger und Sammler. Die Bilder stammen aus der Jungsteinzeit. Der damalige Mensch verehrte das Tier, das ihm an Kraft und Wendigkeit überlegen schien, mußte es indes zu bannen versuchen, um es erlegen zu können. Es diente ihm ja weitgehend als Nahrung und Kraftquelle. Diese Periode zeichnet sich durch realistische Tier- und Jagddarstellungen aus.

\* Periode des Ackerbaues und der frühen Tierhaltung. Sie begann um 7000 vor der Zeitenwende. Die Stilwende geht vom Sensorischen zum Imaginativen. Der Ackerbauer denkt jahreszeitlich gebunden, er hängt an der Scholle, er braucht Sonne und Regen. So wendet sich sein Denken Höherem zu, nämlich den vielen Dämonen, die es zu besänftigen gilt. Dieser Gedanken gang ist realistisch kaum darstellbar; daher wird die Kunst jener Epoche abstrakt.

\* Periode der Streitwagen ab 3000 v. Chr. Als das Klima schlechter wurde, kam es oft zu Kämpfen zwischen rivalisierenden Stämmen um Acker- und Weideplätze. Der Feind wird jetzt an die Wand gebannt wie einst das Tier, im Wunschdenken, dadurch seine Kraft brechen zu können.

\* Nur wenig später wird im Tassili erstmals an den Felsbildern ägyptischer Einfluß spürbar, das Kamel wird zum Nutztier in Steppen- und Wüstengebieten. Abbildungen von Karawanen tauchen auf, der Handel mit dem nahen Osten ist erkennbar. Jedoch selbst diese Bilder hatten nie profanen Charakter. Im Gegenteil: jede dieser Darstellungen sollte Gefahren abwenden und für Unternehmungen den Schutz der Götter erleben. Die Tassilbilder sind ein großartiges Zeugnis der „grünen Wüste“. Mit Pfeil und Bogen stellen die Wildbeuter den Tieren nach, deren Lebensraum die feuchte Savanne oder der Regenwald ist. Viele andere Bilder weisen auf den Ackerbau hin: abstrakte Zeichen aus Drei- und Vierecken, in sich verschlungen oder gegenseitig verschoben; zudem Dämonenfiguren in surrealistischem Stil. Die Deutung etwa des großartigen Bildes des „Großen Gottes von Sefar“ ist nicht immer einfach. Die Mentalität des im Mythos aufgehenden Menschen von damals läßt sich kaum nachempfinden.

## Es kam zu einer Wende

Das mythische Zeitalter in seiner Selbstverständlichkeit ging zu Ende. Die griechischen, die indischen, die chinesischen Philosophen waren in ihren „entscheidenden Ansichten“ (Jaspers), die großen Religionsstifter in ihrem „Gottesgedanken“ unmythisch. An die Stelle des Mythos trat der Logos. Zunächst freilich nur für eine verschwindend kleine Minderheit von hochstehenden Menschen. Und trotzdem: Als die Eiszeit auch den Norden Europas und Asiens freigab, als die ersten primitiven Boote aus gebündelten Papyrusstämmen am Nil (um 4000 v. Chr.<sup>13</sup>) und wenig später auch Segelboote im Zweistromland (um 3500 v. Chr.<sup>13</sup>) auftauchten, als behutsam und vorsichtig auch die Küsten der Meere befahren – und Inselgruppen besiedelt wurden, kurz, als der Mensch es verstand, sich auch das Meer nutzbar zu machen und die Scheu vor dem großen Wasser verlor, änderte sich die Einstellung des Menschen zum Gebirge.

In zunehmendem Maße sah man nun rundum im Gebirge im Vergleich zum Meer das statische, das lebensabweisende, ja das lebensfeindliche Element. Das soll freilich nicht heißen, als hätte der Mensch die Gebirge fortan gemieden. Das konnte er nicht. Denn um der zunehmenden Bevölkerungszahl Rechnung zu tragen, mußte neuer Lebensraum gesucht werden. Dazu waren Gebirge immer wieder zu überqueren. Der Mensch durchzog sie jedoch auch im kriegerischen Angriff – oder verbarg sich in Tälern, Höhlen oder Schluchten auf der Flucht vor Seinesgleichen. Er entdeckte auf seinen Fahrten schließlich die Schätze der Berge, Edelsteine, Minerale, Holz, Pflanzen, Wild und das kostbare Salz. Er konnte sich auch in geschichtlicher Zeit vom Gebirge nie mehr ganz trennen.

Zu den Ausnahmen zählen freilich jene Stämme, die seit ehe dem Hoch- und Mittelgebirgsgegenden zu ihrem Wohnsitz erkorren hatten. Nach wie vor waren die bewohnbaren Täler der großen Gebirgszüge in aller Welt besiedelt. Diese Bergvölker blieben, wie wir wissen, mit großer Beharrlichkeit und Liebe zur Scholle ihrer Eigenart und ihren angestammten mythischen Vorstellungen treu.

Gleichermaßen dürfen wir zu den Ausnahmen die großartigen Leistungen Einzelner zählen: Es gab immer wieder Menschen, die, sich über Vorurteile hinwegsetzend, dem Berg mit dem Drang nach mehr Wissen naheten. Beispiele sind:

- \* die uns glaubhaft überlieferte Besteigung von Gipfeln im thessalischen Rohodopegebirge (ca. 2800 Meter hoch) durch König *Philipp von Mazedonien* um 180 v. Chr.;
- \* die Besteigung des Ätna durch *Kaiser Hadrian* um 130 n. Chr.;
- \* die griechischen Wissenschaftler *Xenagoras* und *Dikaerch*, die uns schon um die Zeitenwende erstaunlich genaue Schilderung griechischer Gebirge und dazu auch trigonometrische Zeichnungen hinterlassen haben;
- \* schließlich die unbekanntenen Forscher, die um 375 n. Chr. eine kartographische Vermessung des Alpengebietes vornahm, die „*Tabula Pertignana*“, eine wissenschaftliche Großtat ersten Ranges;
- \* erwähnt seien auch die einsamen, jedoch urkundlich überlieferten Gipfelbesteigungen durch Mönche und Hirten im Mittelalter.

Es bedurfte indes auch umwälzender philosophischer Anschauungen (etwa die von Bacon, Looke, Hume in England wie die von Voltaire und Rousseau in Frankreich). Sie schufen die Grundlagen für die Experimentalwissenschaften und machten damit den Weltkörper zum größten und interessantesten Experimentierboden.

Erst auf der Basis solcher Errungenschaften schufen Dichter wie *Konrad Geßner* und *Albrecht von Haller* ihre Werke. „*Die Alpen*“, Hallers Hymnus auf die Berge, wurde zum Bestseller und *Schillers* „*Tell*“ ließ die Welt aufhorchen. Im Zuge so umwälzender Ereignisse wurde schließlich das Gebirge wiederentdeckt. Seit dem 17. und 18. Jahrhundert riß die Kette jener nicht mehr ab, die ihre Arbeit dem Gebirge widmeten. Genannt seien der Schweizer Naturforscher *Jakob Scheuchzer* (um 1700), die Tiroler Geographen *Warmund Ygl* (um 1600), *Peter Anich* (um 1750) und *Blasius Hueber* (gegen Ende des 18. Jahrhunderts) und der französische Geologe *Deodat Dolomieu* (1750–1801). Schließlich hat ein anderer Franzose, *Horace Benedict de Saussure*, der Erschließer und systematische Erforscher des Mt. Blanc (1786 durch *Michel Paccard* und *Jacques Palmat* erstmals erstiegen) unaufhaltsam das Zeitalter des Alpinismus eingeleitet.

## Heute ist alles anders

Der Mythos zu den Bergen hin ist weltweit gesehen keineswegs ausgestorben. Abgesehen davon sind jedoch die Beziehungen der Menschen zu den Gebirgen allumfassend und mannigfaltig. Dazu bedarf es keiner Erklärung. Nur ein verschwindend kleiner Teil der Menschheit befaßt sich indes mit den Bergen aus sportlichen Gründen, oft genug freilich verquickt mit wissenschaftlichen oder kulturhistorischen Interessen: die Alpinisten. Der klassische Alpinismus strebt gerade in unseren Jahrzehnten durch die Ersteigung der höchsten Berge und der schwierigsten Wände im „Westalpenstil“ einem Höhepunkt zu. Die Beweg-

gründe der Elite der Bergsteiger, die kaum vorstellbaren Mühen und Entbehrungen auf sich zu nehmen und das eigene Leben beinahe jedes Mal zu riskieren, sind mannigfaltig und nicht immer leicht durchschaubar. Ein Großteil von ihnen antwortet auf die Frage so, wie es *Messner*<sup>14</sup> meint: „*Die Vernünftigkeit ist gegen dieses mein Abenteuerleben .... Aber wir wollen die Grenzen der eigenen Belastbarkeit testen*“. Und: „*ich glaube, daß gerade dieses gesteigerte Empfindungs- und Sehvermögen im Grenzbereich des Todes es ist, das für mich das Bergsteigen so lebenswichtig macht*.“ Ob freilich diese erweiterte Sicht, von der mancher so wie eben *Messner* überzeugt ist, das Existenzproblem zu durchleuchten vermag, bleibe dahingestellt. *Messner* selbst zweifelt: „... *Da es höher nicht ging, suchte ich weiter, in der Wiederholung, der Serie glaubte ich endlich, die Antwort zu finden: ‚Bis hierher und nicht weiter.‘ Die Tat aber löste die Antwort wieder auf.*“

Eine große Zukunft für einen erhabenen Zweck ist dem wissenschaftlichen Alpinismus beschieden. Dazu zwei Beispiele: Der Geologe *Diethard Mager*<sup>15</sup>: „*Wir wissen bis heute nicht einmal, was einen Meter unter der Alpendecke los ist. Freilich können wir Löcher in das Gestein bohren und gewinnen dadurch da und dort wertvolle Aufschlüsse. Indes – nicht selten werden dabei der offenen Fragen eher mehr. Und dies, obschon uns die Alpen ja verhältnismäßig so gut bekannt sind. Vom Himalaya z. B. kennen wir wohl die Entstehungsgeschichte in großen Zügen. Darüber hinaus aber betreten wir dort, wie anderswo auch, eben erst Neuland.*“

Die Biologen *Lorus J.* und *Margery Milne*<sup>16</sup> berichten: „*Man stelle sich die Überraschung britischer Bergsteiger vor, als sie in 6700 Metern Höhe auf dem Mt. Everest Springspinnen fanden; waren sie vom Wind heraufgeweht worden? Wenn nicht, von welchen Insekten lebten sie dann und was wiederum fraßen diese Insekten? ... Tatsächlich entdeckten dann auch amerikanische Biologen die Beutetiere der Springspinnen, nämlich kleine Fliegen und Springschwänze (Gletscherflöhe). Seitdem darf man diese Tiere als Dauerbewohner dieser unglaublichen Höhen betrachten ... in der Tat, auf den Zinnen des Himalaya ist ein neues ökologisches System zu erforschen, die supraalpine Gemeinschaft, die sich von den Abfällen, die der Wind heraufträgt, ernährt. Leben existiert also in der einen oder anderen Form vermutlich auch auf den höchsten Gipfeln der Welt*“.

Steht also dem wissenschaftlichen Alpinismus ein unerschöpfliches Betätigungsfeld offen, so gilt dies für den kulturhistorisch oder auch künstlerisch geprägten Alpinismus nicht minder. Einem Teil der Alpinisten sagen die überkommenen Formen alpinistischer Tätigkeit nicht mehr zu. Ihnen geht es in zunehmendem Maße, wie es den Anschein hat, nicht mehr um die Höhe, auch nicht um den Gipfel, noch weniger um die Natur; was für sie zählt, ist der Neigungswinkel, der Spaltenreichtum, die Gesteinsart, kurz der Schwierigkeitsgrad. Sie wollen die extremsten Schwierigkeiten ohne technische Hilfsmittel (von pulverisiertem Magnesium abgesehen) in möglichst kurzer Zeit und

tunlichst auch in eleganter Form bewältigen und sich dabei gegenseitig überbieten. Technische Perfektion und Stil werden in Schauwettbewerben auch dem Publikum zugänglich gemacht. Von Zeit zu Zeit stellt sich ein Teil der Sportkletterer auch einem Preisgericht. Der Südtiroler Kletterer *Eisendle*<sup>17</sup> schreibt zu dieser Form des Bergsteigens: „*Es sind nicht mehr die großen Gipfel, die anziehen, die großen Wände, sondern eine Seillänge oder eine Stelle des xten Grades an dieser oder jener Wand.*“ Ähnlich deutlich drückt sich ein anderer der Elite der Sportkletterer, Kubin<sup>18</sup>, aus.

Ich bin nun nicht der Ansicht, daß alle Sportkletterer so denken. Die Italienerin *Iovane*<sup>19</sup> zum Beispiel sagt: „*Auch wenn ein Konkurrenzkampf besteht und wir uns gern mit anderen vergleichen, so ist das von nebensächlicher Bedeutung. Der Vergleich mit anderen Kletterern hilft uns, die eigenen Möglichkeiten und uns selbst besser einzuschätzen; der wirkliche Wettkampf findet aber in uns selber statt. Es geht nicht darum, andere Kletterer zu überwinden, sondern unsere Leistungsgrenze weiter hinaufzuschieben.*“ Nicht weniger aufgeschlossen der Österreicher *Mariacher*<sup>20</sup>: „*Eines steht fest: Das extreme alpine Klettern steht an einem Wendepunkt. Die Einflüsse des Sportkletterns werden sich immer mehr bemerkbar machen. Ich glaube aber nicht, daß deshalb der klassische Alpinismus aussterben wird. Vielmehr ist anzunehmen, daß die beiden Richtungen mit der Zeit ineinander verschmelzen, denn jede Seite kann von der anderen profitieren. Der alpine Kletterer wird die Vorteile des intensiven Klettergarterainings schätzen lernen und sicher auch Spaß an kurzen Wänden finden, und der Sportkletterer wird vielleicht sehen, daß man beim Klettern mehr finden kann, als nur den reinen Sport.*“ Hat in diesem Durcheinander der Interessen und Meinungen der „normale“ Bergsteiger schon noch eine Chance? Vielleicht denn doch, wenn er beherzigt, was große Alpinisten unserer Zeit zu sagen haben. Daß es nämlich im Wesentlichen auf das Gehen ankommt. Dazu *Toni Hiebeler*<sup>21</sup> (verunglückt 1984): „*Heute weiß ich, daß Gehen am Berg das Wichtigste ist. Und ich weiß, daß Klettern viel schneller erlernbar ist als Gehen, absolut sicheres Gehen auf jedem Gelände, bei jedem Wetter...*“ Und daß es dabei um mehr geht, als den einen oder anderen Gipfel; Heinrich *Harrer*<sup>22</sup> dazu: „*... Wer nur und nichts als Bergsteiger bleibt, hat sich nicht weiterentwickelt. Die Bergvölker, die Landschaft, ihre Menschen, die Blumen geben mir längst mehr als das vielberedete, ganz sicher sehr relative Gipfelglück.*“ Eine Sorge bleibt freilich – und keine geringe. Herbert *Tichy*<sup>23</sup> drückt sich so aus: „*... Es wird von uns Menschen abhängen, was wir aus dem Bergsteigen und damit aus den Bergen machen: Eine Schau der Sensationen, der Kunststücke für die Massenmedien? Oder: ein Refugium, in dem wir das nötige Gegengewicht unseres technischen Zeitalters finden können? Immer stärker wird das Verlangen nach einer besseren Lebensqualität – und die ist in den Bergen zu finden, optimal sogar, wenn wir die Berge unverändert lassen.*“ Wenn, ja wenn, dann hätte auch der Durchschnittsbergsteiger noch sein Refugium.

## Literatur

- 1) Ziak Karl, Alpinhistoriker in: „Der Mensch und die Berge“ 3. Aufl. Das Bergland-Buch Salzburg-Stuttgart 1965
- 2) Weiterführend: Willock Colin, am. Geograph in: „Das afrikanische Rift Valley“ New York 1974; dt. bei Time-Life Internat. Hamburg 1974
- 3) Dazu: Leakey Richard, keniat. Anthropologe brit. Abstammung in: „Die Suche nach dem Menschen“ London 1981; dt. bei Umschau Stuttgart 1981
- 4) Literatur dazu: Gieseler Wilhelm, dt. Anthropologe in: Die Fossilgeschichte des Menschen“ Fischer Stuttgart 1957. Johanson Donald/ Edey Maitland, am. Biologen in: „Lucy“ – Die Anfänge der Menschheit 1981; dt. Ausgabe Piper München 1982. White Edmund/Brown Dale, in: „Die ersten Menschen“ 1973 dt. Ausgabe Rowohlt Hamburg 1973
- 5) Leitner Walter, österr. Historiker in: „Geschichte des Landes Tirol“ Bd. 1 Athesia Bozen 1985
- 6) Otto Rudolf, dt. evang. Theologe in: „Das Heilige“ 1917, Ausgabe 1958
- 7) Jaspers Karl, dt. Philosoph in: „Von Ursprung und Ziel der Geschichte“ Piper München 1955
- 8) Dazu: Herbig Jost in „Bild der Wissenschaft“ 6/85
- 9) Literatur dazu: Lurker Manfred, „Lexikon der Götter und Dämonen“ Stuttgart 1984. „Die Religionen“ Lexikon der Religionen der Welt; Bibliograph. Inst. Mannheim-Wien-Zürich 1977. Lissner Ivan, „Der Mensch und seine Götterbilder“; Walter Olten-Freiburg/Brs. Firmica C., „Il Vesuvio – studio antropogeografico“; Napoli 1966. Zeitschrift „Geo“ 3/86. Zeitung „Dolomiten“ 15.4.86
- 10) Zitat aus: „Trost bei Goethe“, Tieck-Bücher Scheuermann Wien 1956
- 11) Lhote Henry, franz. Kunsthistoriker „Die Felsbilder der Sahara“ 1956; dt. Ausgabe Zettner Würzburg-Wien 1958
- 12) Kühn Herbert, dt. Archäologe u. Kunsthistoriker „Die Felsbilder Europas“ Kohlhammer Stuttgart 1953 (2. Aufl.)
- 13) Matthes Michael (Hgb.), „Geschichte der Technik“; Econ Düsseldorf 1983
- 14) Messner Reinhold, Südt. Expeditionsbergsteiger und Bergschriftsteller dazu in: „Grenzbereich Todeszone“; Kiepenheuer & Witsch Köln 1978. „Mein Weg“; Goldmann München 1982. „3 x 8000“; Herbig München-Berlin 1983
- 15) Mager Diethard, dt. Geologe und Bergsteiger im Gespräch 1986
- 16) Milne Lorus J./Milne Margery, „Die Berge“ Time-Life 1962 – Auflage 1975; dt. Ausgabe Rowohlt Hamburg 1975
- 17) Eisendle Andreas, Südt. Sportkletterer in „sturzfänge“ zit.: Zeitschrift FF Bozen Juli 86
- 18) Kubin Andreas, dt. Sportkletterer in „sturzfänge“ zit.: Zeitschrift FF Bozen Juli 86
- 19) Iovane Luisa, ital. Sportkletterin, Vortrag beim Grazer Alpinsymposium 1985
- 20) Mariacher Heinz, österr. Sportkletterer in: „Alpenvereinsjahrbuch 82/83“; München 1982
- 21) Hiebeler Toni, Bergsteiger u. Alpinschriftsteller (verunglückt 1985); Zit. aus: Morawetz (Hgb.), „Das große Buch der Berge“; Hoffman u. Campe Hamburg 1978
- 22) Harter Heinrich, Expeditionsbergsteiger u. Alpinschriftsteller; Zit. aus: Messner, „Arena der Einsamkeit“; Athesia Bozen, 1965
- 23) Tichy Herbert, Expeditionsbergsteiger und Wissenschaftler; zit. aus: Morawetz (Hgb.) in: „Das große Buch der Berge“; Hoffman u. Campe Hamburg 1978

# Endlos – die Geschichte eines Bergfilms

Von Stefan König

Im Spätsommer 1986 war ein Filmteam aus Bayern in Süd- und Mittelnorwegen unterwegs. Die Aufgabe bestand darin, die Reise zweier Radfahrer zu den Trolltinder Ostwänden und die Durchsteigung einer der großen Routen zu filmen.

Aus der Fülle des in dieser Art zusammengetragenen Materials entstand dann am Schneidetisch in langer und mühevoller Arbeit die fünfundvierzigminütige Dokumentation „ENDLOS – Die Reise zu einem norwegischen Berg“.

Ein Film, der schließlich vom Auftraggeber, dem Bayerischen Rundfunk, unter Verwendung recht zweifelhafter Begründungen abgelehnt wurde...

Doch soll an dieser Stelle vor allem von Eindrücken bei den Dreharbeiten die Rede sein, von einsamen, melancholischen Landschaften, von einer erstaunlich lebendigen Stadt und natürlich vom Bergsteigen über dem Romsdal, am eintausendfünfhundert Meter hohen Ostpfeiler des Søndre Trolltind.

## Usluu – Edvard Munch, Meryl Streep und Rock'n Roll

Usluu, wie Norwegens Hauptstadt in der Sprache der Einheimischen heißt, ist die Überraschung schlechthin. Mit dem weitverbreiteten Vorurteil, daß in den Nordländern strenge Kühle, fahle Blässe und unfreundliche Reserviertheit vorherrsche, waren wir hier angekommen, hatten uns vom Fährschiff der JAHRE – LINE ausspucken lassen, arme Jonasse, die nun allein dastanden mit ihren mitgebrachten dummen Meinungen.

Doch schon ein erster Gang in der Karl-Johans-Gate, der Hauptgeschäftsstraße Oslos, die sich vom Bahnhof bis zum königlichen Schloß erstreckt, räumt auf mit der einseitigen Vorstellung vom schwermütigen Norwegen.

Welch eine Buntheit hier herrscht, welch pulsierende, ansteckende Lebensfreude! Straßencafe neben Straßencafe, dazwischen „fliegende Händler“, die allerlei Krimskrums anzubieten haben und an jeder Ecke Musik: Unablässig klöppelt ein Neger auf der Steel Drum, ein paar Meter weiter klingen Banjo und Fidel im Duett, dann das Einmannorchester, ein einzelner Musikant, der gleichzeitig auf mehreren Instrumenten wütet; vor dem Bauch die Gitarre, große Trommel auf den Rücken geschallt, die Mundharmonika um den Hals und an jedem Bein Rasseln und Tschinellen.

Da ist es nicht weiter verwunderlich, daß in den Parkanlagen visavis der Universität, gleich beim Geplätschere der Springbrunnen, eine fetzige Rockband die Verstärker aufgebaut hat. „Prof. Washboard and Dr. Harmonica“ spielen legendäre Titel von legendären Guppen, von Cream, Jimi Hendrix, den Rolling Stones und dazwischen eine herrliche Version von George Gershwins „Summertime“. Evergreens, everblues.

Da sage noch einer etwas von nordischer Unterkühltheit. Verglichen mit dem swingenden, beschwingten Oslo ist München eine geradezu leblose Stadt, eine Weltstadt mit arg schwachem Herz. Wenn da in der Fußgängerzone einer auf dem Harmonium zum Vergnügen der Passanten Wohltemperiertes erklingen lassen will, dann muß er den Behördenapparat hinter sich wissen, sonst hat er die wie zufällig daherflanierenden Schutzmänner – wer schützt da wen vor was? – gegen sich.

Für die Atmosphäre Oslos bezeichnender noch als all die offensichtliche Musikalität ist das Miteinanderumgehenkönnen der Menschen, ist die unübersehbare Toleranz. Hunderte umringen mitklatschend, mitstampfend die laute Rockband, wem es nicht gefällt, der geht achtlos vorüber, doch keiner stört sich an der anderen Geschmack.

Auf einer Parkbank sitzen ein Ruheständler und ein Stadstreicher beieinander, sie mögen etwa das gleiche Alter haben, und unterhalten sich. Unterhalten sich freundlich, gut gelaunt, vielleicht über Politik, über das Königshaus, nein, eher über teures Bier und schlechten Fußball, am wahrscheinlichsten aber über die unzähligen hellblonden Mädchen in der Karl-Johans-Gate, die ohne Unterlaß zu lächeln scheinen.

Eines dieser Mädchen fällt uns ganz besonders auf. Es sitzt, Modeschmuck feilbietend, inmitten des lebhaften Treibens der Straße, lächelt uns herzlich entgegen, ist uns ein freundlicher, aufrichtiger Gruß des Willkommenseins in diesem Land. Bereitwillig läßt es sich filmen, wird so zu einer der Osloimpressionen des Films; eine von vielen zwar, die bezauberndste jedoch gewiß. Eigentlich eine skandinavische Meryl Streep.

Das alles ist Oslo – und noch vieles mehr. Natürlich stehen wir, nach so viel positiver Ausstrahlung, staunend vor den oft depressiven und oft auch deprimierenden Gemälden und Holzschnitten

Foto:  
Helmut Mägdefrau

im Munch-musset, wo Edvard Munchs gigantisches Werk – es soll circa zwanzigtausend Arbeiten umfassen – aufbewahrt und in ständigem Wechsel gezeigt wird.

Natürlich wohnen wir dem Schauspiel der Wachablösung vor dem königlichen Schlosse bei.

Natürlich schauen wir uns ...

Nein, das ist alles nicht mehr so wesentlich. Das Oslo, das ich meine und das mich derart in Erstaunen versetzt hat, ist die Stadt der heiteren Ausgelassenheit, schwungvoll, musikalisch und hellblond.

## Was wäre ein Norwegenfilm ohne Elch

Gleich hinter Oslo zeigt sich Norwegen als einsames, menschenleeres Land. Ein Land mit nicht viel mehr als vier Millionen Einwohnern, von denen ein Großteil in Oslo selbst und der näheren Umgebung lebt.

Kein Wunder, daß es ein Vergnügen ist, auf den Straßen unterwegs zu sein. Der Verkehr ist spärlich, und die Vorschriften werden allgemein auf das Genaueste eingehalten, wohl schon deshalb, weil die Strafen, auch bei sogenannten Kavaliersdelikten wie Falschparken etwa oder geringfügigem Überschreiten der Geschwindigkeit, drastisch wären.

So ist das häufigste Verkehrszeichen in Norwegen nicht irgendein Verbotsschild, sondern jenes, das auf die angeblich überall vorkommenden Elche hinweist. Hunderte solcher Schilder bekommen wir auf unserer Fahrt durch Süd- und Mittelnorwegen zu sehen – aber nie einen Elch. Da ist guter Rat teuer. Denn was wäre ein Film über Norwegen ohne den obligatorischen Elch?! Zweifellos ist die Chance, in diesem weiten Land Norwegern zu begegnen, ungleich größer. Weit verstreut liegen ihre Häuser, meist schlichte, schnörkellose Holzbauten, deren pastellfarbene Anstriche einen wundervollen Kontrast zu den Grüns der Wiesen und Felder und den Blaus des Wassers bilden. Kommt man einem dieser Häuser nahe, kann es schon sein, daß man einen Einheimischen trifft, einen, der vielleicht gerade Holzplatten an einem Schuppen erneuert oder mit matter, rotbrauner Farbe an seinem Hause streicht. Gleichgültig begegnet er den Fremden, grüßt emotionslos mit einem Wort, das so klingt wie „hei“ und vielleicht auch so ähnlich geschrieben wird, zeigt jedoch nicht die geringsten Anzeichen von Neugier oder gar Gesprächigkeit. Dominierte in der Großstadt Ausgelassenheit, zeigten dort die Gesichter Heiterkeit und Weltoffenheit, sind sie hier auf dem Land beherrscht von den Zügen freundlichen Desinteresses. Hei. Vielleicht noch ein kurzer, ungläubiger Blick auf die surrende Kamera und das riesige Mikrofon, dann wieder Übergehen zur Tagesordnung. Kein Wissenwollen des Woher und Wohin, des Warum und Weshalb. Alles geht seinen stillen, friedlichen Gang, unbehelligt vom Rest der Welt. Nicht einmal ein Hund kläfft, nicht einer zeigt sich wütend über uns Eindringlinge oder freut sich schwanzwedelnd über die unerwartete Abwechslung.

Heil! Wir fahren weiter. Suchen Elche und finden stattdessen Rentiere. Nicht etwa, daß es uns so hoch in den Norden

verschlagen hätte, dorthin, wo Rentiere üblicherweise heimisch sind, nein, die Rede ist vielmehr von den bedauernden Exemplaren, die als besondere Touristenattraktion vor „original camps“ der Lappen überall im Land Vorzeigezwecken dienen müssen. Angebundene Fotomotive, Rentiere, die zu Norwegen gehören wie der Schuhplattler zu Oberbayern.

Heil! Wir fahren weiter, an der Westküste entlang von Fjord zu Fjord. Die Fjorde, diese eigentlichen Wahrzeichen Norwegens, liegen zumeist da wie stille Seen und sind doch Meeresarme, die oft weit verzweigt, bis zu zweihundert Kilometer ins Festland hineinreichen. Es gibt unzählige davon. Würde man immer den Ufern folgen, jedem Fjord landeinwärts bis zu seinem Ende und wieder zurück zur offenen See, es wären von Oslo bis zum Nordkap annähernd zwanzigtausend Kilometer – der halbe Erdumfang. Aber das haben wir ja zum Glück nicht vor.

An den Spitzen der Fjorde, dort, wo sie seicht und unspektakulär im festen Land enden, liegen meist kleine Städtchen, Ballungszentren der Menschen in diesem weithin so einsamen Norwegen. Ihre Besonderheit ist die reizvolle Lage, ist die einzigartige Platzierung in einer unvergleichlichen Landschaft. Ansonsten aber kann diesen Ansiedlungen nur sehr schwer und nur in einzelnen Fällen außergewöhnlicher Reiz zugesprochen werden. Es dominiert das Durcheinander, der ständige und ungeordnete Wechsel zwischen Häusern in der herkömmlichen, typischen, meist freundlichen Holzbauweise und häßlichen Betonhallen, rechteckig oder quadratisch, schmuck- und einfallslos und wohl in jeder Ecke dieser Welt fehl am Platz. Da scheint oftmals gedankenlos gebaut und mit der Natur nicht gezeitigt worden zu sein. Doch wo wird das schon? Die Norweger können natürlich auch unbesorgt damit umgehen – sie haben genug davon. (Die Rechnung nämlich ist eine einfache: Je weniger Menschen, desto mehr Natur. Oder will jemand behaupten, daß der Mensch der Natur zuzurechnen sei?).

Uns hält es nicht in solchen Orten, denen wie schon gesagt, die Ausstrahlung fehlt. Bezeichnenderweise findet man selten eine Gaststätte, Treffpunkt von Einheimischen und Fremden, Versammlungsort für die Menschen, eine Einrichtung, die wohl in fast jedem Land einen festen Stellenwert hat. Nicht so in Norwegen. Noch vergeblicher ist es, ein Kaffeehaus zu suchen. Ein Kaffeehaus, wie wir uns das vorstellen, wie es sich vielleicht gar der Wiener vorstellen mag, gibt es nicht. Die Kaffeeceremonie, die ja auch in Norwegen durchaus gepflegt wird, das kann gar nicht bestritten werden, vollzieht sich in Kaufhäusern. Hier nämlich, und wie es scheint ausschließlich hier, ist dem Bedürfnis nach Koffein und einem Mindestmaß an Kommunikation Rechnung getragen. Wenig geschmackvoll zwar, in Form von Selbstbedienungscafeterias, die durch nichts, aber auch schon gar nichts von der Hut-, oder Schuh-, oder Damenmodenabteilung abgetrennt sind, aber immerhin. Stimmung freilich mag da, wo sich beispielsweise zartes Kaffeearoma mit strengem Ledergeruch vermischt, so recht nicht aufkommen.

Wir fahren weiter, hei. Fahren weiter, diesmal auf der Suche nach Stimmungen und werden bald und reichlich fündig. Einmal



steigen wir, nach einem kurzen, heftigen Platzregen, mit der schweren Kameraausrüstung auf einen kleinen, niedrigen Berg, lassen die Abendstimmung auf uns und das Zelluloid wirken. Ein Kameraschwenk von etwa hundertachtzig Grad bietet sich geradezu an. Im Südosten, gar nicht weit von unserem Gipfelchen, geht Regen nieder. Ein grauer Schleier, ein Vorhang aus Wasser, zeugt davon und löst die Konturen der im Regengebiet liegenden Hügelkette auf. Die Farben sind verwaschen, fahle Grau-, Grün- und Brauntöne dominieren, doch ist in diesem Bild kein bildnerisches System. Die Landschaft gleicht einem ehemals zarten Aquarell, über das ein Eimer Wasser gegossen wurde, auf daß alles zu einer kontrastlosen Brühe verschwimme. Die Kamera schwenkt. Langsam, gleichmäßig, ohne im geringsten zu rucken, schwenkt nach Süden, wo auf Bergweiden Schafherden grasen, die auch noch die letzte Stunde des Tages zum Fressen nutzen. Einige wenige Häuser, rostfarbene mit weißen Fensterumrandungen, scheinen sich an einen Hang zu ducken. Aus einem der Häuser steigt dünner Rauch. Und weiter, langsam weiter, gleitend, damit sich das Auge des Zuschauers später nicht an Unregelmäßigkeiten stören wird. Eine Seenkette glänzt silbergrau im Abendlicht, das uns eine, längst hinter irgend einem Berg versunkene Sonne noch gelassen hat. Dann nach Westen, den Konturen eines Höhenrückens folgend, immer den sanften Gipfeln nach. Darüber haben sich dicke Wolken aufgebaut, von denen man nicht recht weiß, was sie für den nächsten Tag bringen werden. Uns bleibt das Wetter in Norwegen während all der Tage, die wir dort verbringen, unberechenbar, ein Buch mit sieben Siegeln. Schönste Wetterzeichen erweisen sich oft nur allzu schnell als trügerisch, umgekehrt sind dicke Wolken nicht immer Grund genug, auf einen drehfreien Regentag zu spekulieren. Diese Wolken aber, die von Westen über die Berge kommen, halten was sie versprechen. Und mehr als das. Sie bringen Schnee, mitten im August, Schnee für nur ein paar Stunden, die aber eindringlich an die Nähe zum nördlichen Polarkreis erinnern. Das Sognefjell, ein Hochplateau, über dem sich die höchsten Berge Norwegens erheben, der Glittertind nämlich mit 2481 Metern und der Galdhöppigen, der nur wenig niedriger ist, gibt sich im Schneetreiben als überaus ungastliche, kalte, abweisende Landschaft. Die Filmarbeit entlang der Straße, die wie mit dem Lineal gezogen über das Hochplateau verläuft, ist unter diesen widrigen Bedingungen eine Tortur für alle Beteiligten: für das Kamerateam genauso wie für die beiden Radfahrer. Drei Stunden lang drehen wir das Radeln in der verschneiten Landschaft. Wir benötigen Totalen, um zu zeigen, wie hinter den Akteuren Erde und Himmel in ödem Grau ineinanderübergehen und wir benötigen Details von angespannten Gesichtern und klammen Händen. Es bedarf Aufnahmen, die eindringlich aufzuzeigen vermögen, wie wechselvoll und beschwerlich das Radfahren in Norwegen sein kann, die deutlich machen können, daß dieses rauhe Land an manchem Tag kein Land für Sommerfrischler ist. Sobald alles „im Kasten“ ist, verlassen wir schleunigst die kalte Gegend.

Irgendwann hört das Sognefjell auf, Hochplateau zu sein, die geradlinige Straße ist gewunden zu engen Serpentinaen, die

hinabführen in tiefere Lagen, zu milderem Klima, zur nächsten kleinen Stadt. Noch hat sich uns das Norwegen der melancholischen und dabei so malerischen Stimmungen nur in wenigen kurzen Momenten gezeigt. Aber wir geben die Suche nach diesem Norwegen, das Edvard Grieg so zauberhaft in Musik umzusetzen gewußt hat, nicht auf. Wir suchen weiter. Wir fahren weiter. Hei.

## Dreißig kulturelle Höhepunkte

„Der Beitrag Norwegens an die Architekturgeschichte ist recht bescheiden“, schreibt ein gewisser Gunnar Bugge im Vorwort zu seinem Buch *Stabkirchen in Norwegen*. Und weiter führt er aus: „Was Besucher des Landes indessen interessant finden, sind die Holzhäuser der Vergangenheit – in Stabbau, in Blockbau, und vor allem: die Stabkirchen“. Ja, diese Stabkirchen, die zu den ältesten, erhaltenen Holzbauten Europas gehören, dürfen nicht übersehen sein, dürfen nicht ungefilmt bleiben. Dreißig solcher Kirchen gibt es heute noch in Norwegen zu sehen – von den ehemals tausend, die im Mittelalter über das ganze Land verteilt waren, Zwei davon haben wir für die Filmarbeit ausgewählt: die von Lom und die von allen Stabkirchen wohl berühmteste, die in Borgund. Es ginge zu weit, an dieser Stelle gründlich auf Architektur, Geschichte, Herkunft einzugehen. Es darf wohl getrost auf den oben zitierten Gunnar Bugge verwiesen sein. Lediglich von ein paar augenscheinlichen Besonderheiten an diesen Stabkirchen soll etwas erzählt werden. Zunächst fällt an diesen Kirchen die pagodenartige Schichtung der Dächer auf, Asienerinnerungen drängen sich in den Vordergrund. Dann, das Faszinierendste, das Nebeneinander von christlicher und heidnischer Weltanschauung, von Kreuzen und Drachenköpfen, die, auf den Giebeln vereint, das Böse abhalten sollen. Und natürlich das symbolträchtige Schnitzwerk, das, reliefartig aus dem Holz gehauen, die alten, schwarzen Balken zielt. Meist muß Eintrittsgeld entrichtet werden, wenn man solche Kirchen besuchen will. Auch das eine Besonderheit. Doch wenn man erfährt warum, ist dieser Umstand nur allzu verständlich. In Borgund will mir die Kassiererin umgerechnet fast sieben Mark für den Kirchenbesuch abverlangen. Doch sie erklärt mir auch warum. Alljährlich kommen Hunderttausende zu dieser berühmten Stabkirche, das ist mehr, viel mehr, als der über achthundert Jahre alte Holzbau (Borgund ist um 1150 erbaut worden) vertragen kann. Jeder tappt mit seinen schwitzigen Händen an den Schnitzereien herum, der eine steckt Kaugummipapier in ein Astloch, ein anderer bricht sich einen kleinen Span als Souvenir aus dem Gebälk. Und um diesen Mißständen wenigstens in gewissem Maße entgegenzuwirken, werden eben abschreckend hohe Eintrittspreise verlangt. Ich denke mir, die Gelackmeierten sind wieder mal die, die nicht viel haben. Allerdings soll es derer, wie ich mir habe sagen lassen, in Norwegen so viele nicht geben. Denn seit vor der norwegischen Küste bedeutende Erdölvorkommen entdeckt worden sind, gehört Norwegen zu den reichsten Ländern der Erde, steht noch vor der Bundesrepublik Deutschland auf Platz sechs dieser etwas obskuren Weltrangliste und

wird sich, dank dem Werbeeffekt des Filmes ENDLOS noch um den einen oder anderen Platz verbessern können. Ähnliches denke ich mir, wie ich vor dem Häuschen der Kassiererin stehe. Dann zahle ich für ein Eintrittsticket die, wie schon gesagt umgerechnet fast sieben Mark – und bereue es nicht.

## Ein zusammengewürfelter Haufen und doch ein Team

Es ergeht mir, wie es so oft und so vielen ergeht, die über eine große Reise, ein großes Erlebnis erzählen sollen. Allzuvoll ist der Kopf, angefüllt mit ungeordneten Erinnerungen, schönen und weniger schönen. Wenn man dann aber die Augen schließt, wenn es um einen herum dunkel wird wie im Kino, beginnt auf einer imaginären Leinwand ein Film zu flimmern. Und plötzlich kommt ungebremst die Fülle der Worte daher, die nötig ist, um diese bewegten Bilder beschreiben zu können. Adjektive schmiegen sich an Hauptworte, werden weggestoßen, gehen andere Bindungen ein. Solche Wortverbindungen fügen sich zu Sätzen, etwa so wie die unförmigen Teilchen eines Puzzlespiels. Ist dann bereits ein neues Farbband in die Schreibmaschine eingelegt, kann, nein, muß es losgehen, stockend noch zunächst, doch bald schon schneller und schneller, ständig getrieben von der Angst, die weit vorauseilenden Gedanken könnten verfliegen sein, ehe man sie, hastig hinterhertippend, zu Papier zu bringen vermochte. Und ehe man sich versieht, hat man Wichtiges, für die Erzählung Wesentliches und Unverzichtbares zu schreiben vergessen, übersehen, hat kurzerhand daran vorbeigedacht.

Da habe ich also schon einige Eindrücke von den Dreharbeiten in Norwegen geschildert und dabei, was fast unverzeihlich ist, auf die Menschen vergessen. Gemeint sind nicht die Einheimischen, die trifft man ja zu meinem Bedauern ohnehin sehr selten (außer in den größeren Städten) und findet als Fremder auch nur in den seltensten Fällen Kontakt. Mein Versäumnis betrifft vielmehr die Menschen, die gemeinsam mit mir in Norwegen unterwegs waren, und deren Anwesenheit und entschiedenes Engagement den Film ENDLOS und damit auch diese Ausführungen erst möglich gemacht haben. Sie mögen es mir nachsehen, die Sache wird sofort in Ordnung gebracht.

Am Nachmittag sind wir in Andalsnes angekommen und haben die vorbestellten „hytter“ bezogen. Hytter sind Blockhäuser für Selbstversorger, meist gut ausgestattet und gemütlich eingerichtet und relativ preiswert zu mieten. Eine ideale Alternative zu den sehr teuren Hotels einerseits und dem unkomfortablen Zeltreisen andererseits. Bei unserem Eintreffen im Romsdal, nur wenige Kilometer vor Andalsnes, haben wir die Trollwände zum ersten Mal in ihrer ganzen Wucht gesehen. Gleich am nächsten Morgen wollen wir einen Erkundungsvorstoß am Ostpfeiler des Trollrygen unternehmen, einer überaus ersten Tour im sechsten Schwierigkeitsgrad, mit der wir schon bei der Planung dieser Filmreise insgeheim geliebäugelt hatten. Diese Route ist wohl

der absolute Klassiker an den Wänden über dem Romsdal, aber allein schon die heiklen Wetterbedingungen haben sie nicht zur Moderoute werden lassen. Morgen also wollen wir in den ersten Seillängen einen Eindruck vom Stil der Kletterei, von der Felsbeschaffenheit und der Art der Schwierigkeiten gewinnen. Jetzt sind wir gerade dabei, das gesamte Material in den Hütten zu verstauen und, fast gleichzeitig, schon all das an Ausrüstung vorzubereiten, was am nächsten Tag gebraucht werden wird. Ja, der in der Latzhose, der Schlanke, Hochgewachsene, mit der runden Brille, der penibel das Kletterzeug des sechsköpfigen Teams sortiert, ist *Doni Zebhauser*, einer der beiden Assistenten. Bei seiner Zusammenstellung von Karabinern, Haken und Hämmern, Klemmkellen und Schlingen werden alle Eventualitäten bedacht, die sich in so einer gewaltigen Wand einstellen können. Eventualitäten bedenken, das liegt ihm, der ja eigentlich Mathematik studiert, naturgemäß ganz besonders.

Der andere Assistent, *Heli Mägdefrau*, hat sich in die unweiten Büsche geschlagen: er, der Biologe, weiß, wo Pilze für das Abendessen zu finden sind. Bald wird er zurückkommen, reichlich fündig geworden, in der einen Hand einen Leinensack voll Steinpilzen, in der anderen eine Tüte mit köstlichen Himbeeren, die zur Nachspeise gereichen werden.

Unser Tontechniker *Karl „Rackl“ Rössle*, der vor einer der Hütten sitzt und die Qualität der Aufnahmen dieses Tages überprüft, scheint der einzige zu sein, der sich der postschornobylen Situation entsprechend zu ernähren versucht, von mitgebrachtem Körnerfutter nämlich und viel heißem Tee, gemäß den Sporternährungsvorschlägen eines gewissen Dr. Haas.

Daneben, an den widerspenstigen Fahrrädern hantierend, die uns eine Firma für die Reise gespendet hat, *Reinhold Obster*, ein sympathischer Weltenbummler, den seine zahlreichen Reisen jünger erhalten haben, als er tatsächlich ist. Obster ist einer der Darsteller in diesem Film, einer der radelnden Bergsteiger sozusagen.

Unser Kameramann hat sich zurückgezogen. Irgendwo, wo die notwendige Ruhe herrscht, hat er die Kamera zerlegt, gecheckt, gereinigt. Er heißt *Martin Block* und muß eigentlich nicht mehr besonders vorgestellt werden. Längst ist er als Bergfilmer hinreichend bekannt.

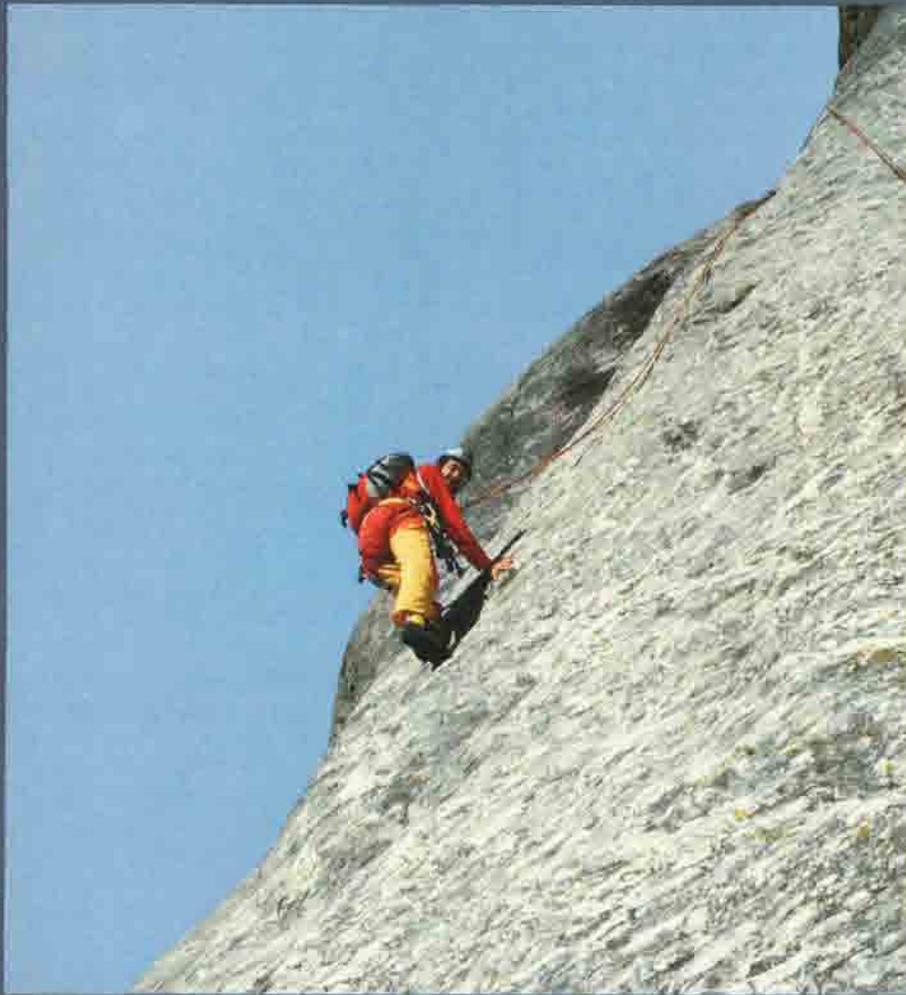
Ich habe in der Hütte den Kassettenrecorder angesteckt, und eine Kassette von „Prof. Washboard und Dr. Harmonica“ eingelegt. „Summertime“. Ach ja: Ich bin sozusagen das Mädchen für alles bei diesem Film. Mir obliegt die Regie, zudem bin ich der zweite Akteur im Film, später werde ich den Kommentartext verfassen und, auf Anraten des Produzenten, im Wechsel mit Reinhold Obster auch sprechen. Allein, die Filmmusik zu singen bleibt mir versagt.

Bei unserer Abreise in München waren wir ein zusammengewürfelter Haufen gewesen, wenige nur hatten sich vorher schon gut gekannt. Langsam aber war ein Team daraus geworden, mit dem ersten Reisetag begann das gegenseitige Verstehenlernen, die Harmonie innerhalb der Gruppe wurde täglich besser.

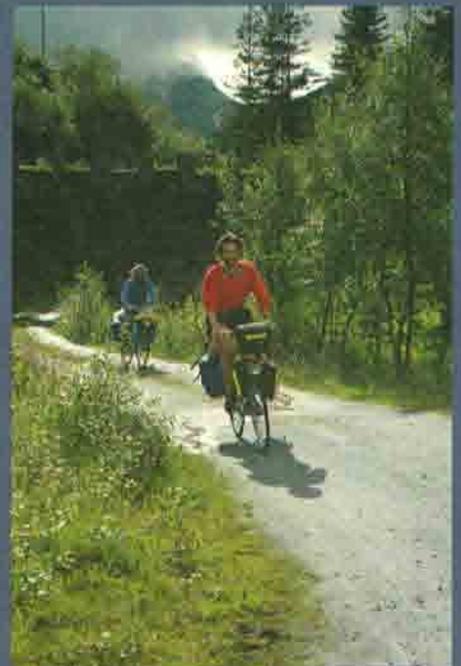
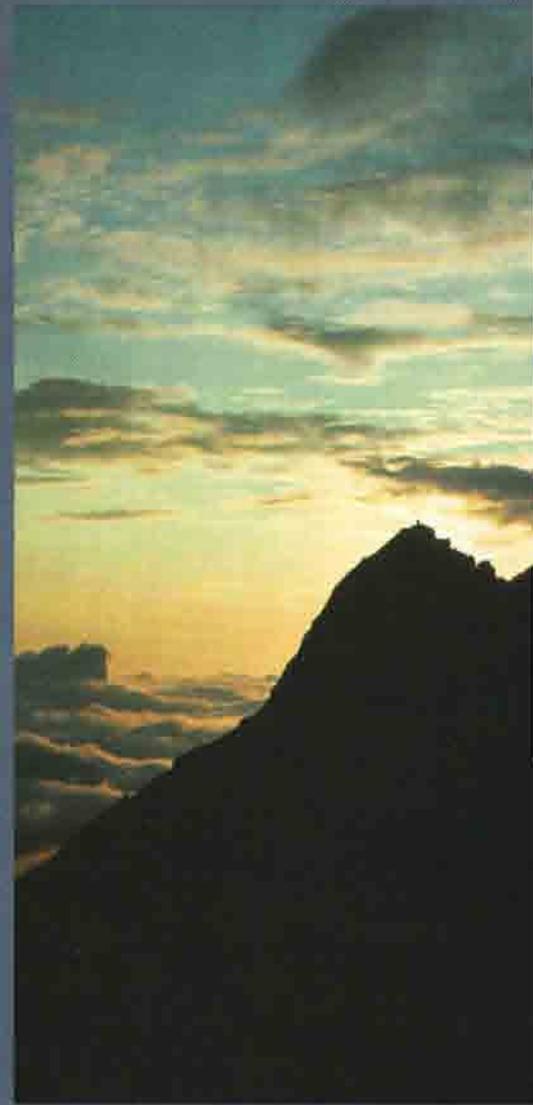
Natürlich gibt es auch Spannungen. Der Kameramann Martin Block und ich sind nicht immer ein und derselben Meinung,

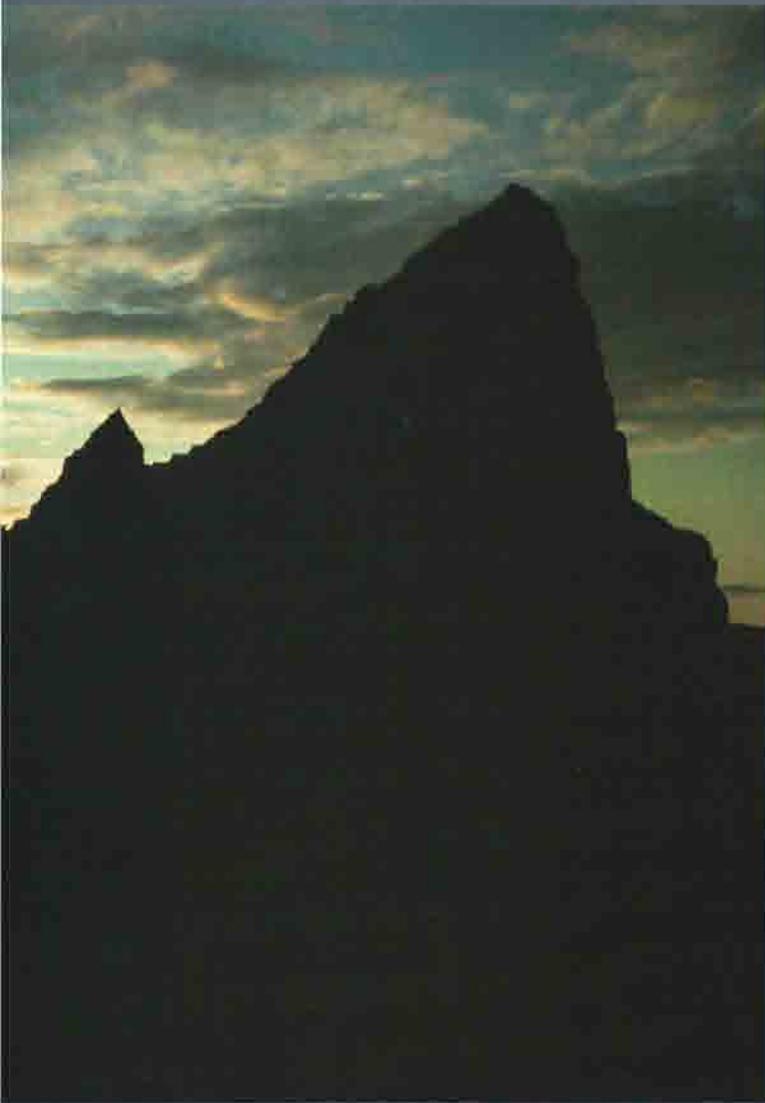
# Die Reise zu den Trollen im Romsdal

*Unten: Wenn die Sonne scheint  
und der raue Granit trocken ist,  
sind diese riesigen Platten ein Klettergenuß.  
Rechts: Im Abendlicht gleichen die Trolltinde  
einer Zauberwelt, bevölkert von Sagenwesen  
und Spukgestalten.*

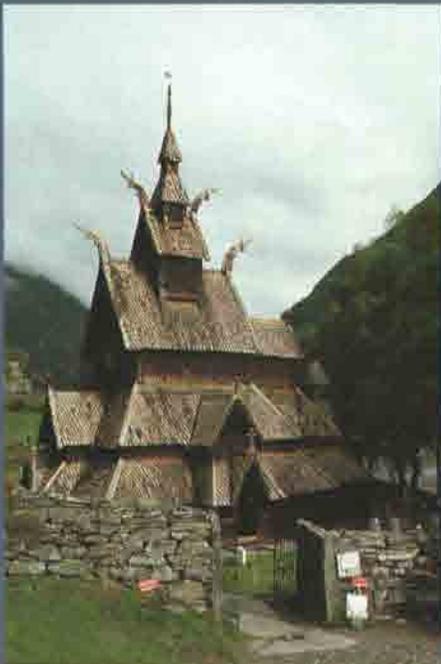


*Rechts: Unterwegs  
zu den Granitbergen  
im Romsdal*





*Unten: Einem senkrechten  
Blockhauflin gleich die Gipfelwand  
des Søndre Trollind.*



*Ganz links:  
Stabkirche in Lom.  
Links: Der Ostpfeller  
des Søndre Trollind.*

*Fotos:  
Helmut Mägdeltrau*

unsere Ansichten sind bisweilen nicht ohne weiteres unter einen Hut, oder sollte man sagen, da es sich ja um Bergfilm handelt, unter einen Helm zu bringen. Das liegt in der Natur der Dinge. Kreatives Arbeiten verläuft nicht eingleisig und nicht stets in die selbe Richtung. So verstanden sind interne Spannungen bei Filmarbeiten eigentlich nur zu begrüßen, vor allem dann, wenn sie dem optimalen Gelingen einer Aufgabe förderlich sind. Ich glaube, daß diese Spannungen, die ja auch Ausdruck starken Engagements sind, dem Film nur zum Vorteil gereichen werden. Wir werden sehen.

## Die Trolle sind gnädig

Am nächsten Morgen, da eigentlich einige Seillängen geklettert werden sollen, regnet es in Strömen. Und nicht nur am Morgen. Es regnet den ganzen Tag und den nächsten Tag und den Tag danach, und einen Tag später regnet es auch. Nur an den Nachmittagen stellen die Wolken den Dauerguß für ein paar Stunden ein und lichten sich ein wenig, um den einen oder anderen Sonnenstrahl zu uns durchzulassen. Das sind die Stunden der besonderen norwegischen Stimmungen. Aus einem größtenteils immer noch dunkelwolkigen Himmel zwängt sich warmes Licht, das die Landschaft, die vor kurzem noch in milchigem Grau dalag, in zarten Gelbtönen färbt. Die Wiesen, die Felder und auch die pastellfarbenen Häuser scheinen wie von einer hauchdünnen Goldfolie beschichtet. Den stillen Fjorden ist plötzlich ungeahntes Leben eingehaucht. Das Wasser beginnt zu glitzern, Millionen spiegelnder Dreieckchen tanzen auf der Oberfläche ein faszinierendes Ballett. Reisefilmlandschaften, Reisefilmstimmungen – wir schreien laut Hurra und kurbeln Filmmeter um Filmmeter herunter. Doch es dauert nicht lange, bis die anfängliche Begeisterung gedämpft wird. Radfahraufnahmen haben wir genug, auch Landschaften inzwischen reichlich. Doch was haben wir vom erklärten Ziel, von der Duchsteigung der Trollwände im Kasten? Nichts und nochmal nichts. Nicht einen Meter Film. Und die Tage vergehen erbarmungslos. Aber wir waren gewarnt worden, können uns nicht darauf hinausreden, von nichts gewußt zu haben. Befreundete Bergsteiger hatten in früheren Jahren drei Wochen in ununterbrochenem Dauerregen am Fuß des Trollryggen verbracht, um schließlich entnervt und enttäuscht und unverrichteter Dinge die Heimreise anzutreten. Andere wieder waren in ihrer Tour vom Schlechtwetter überrascht und tagelang in einer unbequemen Biwakhöhle festgehalten worden, bis sie endlich den Rückzug hatten antreten können.

Uns stellt sich von Tag zu Tag mehr die Frage: Warum die Trollwände? Warum Norwegen? Und, wenn es denn schon sein muß, warum unter der Belastung, einen Film daraus machen zu müssen? Die Situation ist prekär. Es bleiben nur noch wenige Tage bis zur unvermeidlichen, unaufschiebbaren Abreise. Die Hoffnung auf den Trollryggen, den eindrucksvollsten der Pfeiler über dem Romsdal, haben wir längst aufgeben müssen. Allenfalls die Tour daneben, der Ostpfeiler des Søndre Trollind, der

um einiges leichter ist als der Trollryggen, könnte noch gehen. Die letzte Chance sozusagen, wenn aus der ganzen Sache doch noch ein Bergfilm werden soll.

Wir haben das Glück der Tüchtigen. Nachts bläst der Wind den Himmel wolkenfrei, am Morgen scheint die Sonne. Es bedarf keiner langen Diskussionen mehr, das Ziel ist klar, es heißt Søndre Trollind, Ostpfeiler.

Von der Straße zum Einstieg ist es höchstens eine halbe Stunde. Wir beginnen damit, den Zustieg zu filmen: Erst geht es über eine sehr telegene Eisenbahnbrücke, dann durch wildes Unterholz, schließlich über ein hartes und nicht ganz angenehmes Firnfeld; danach ist der Fels erreicht, die Kletterei beginnt, die erste Seillänge von vielen. Martin Block und sein Assistent Heli Mägdefrau steigen voraus, es folgen Tonmeister Rackl und sein Helfer Doni, den Schluß bilden Reinhold Obster und ich, wir zweifelhaften Filmhelden, die wie Don Quichote und Sancho Pansa gegen steinerne Windmühlenflügel anrennen.

Die ersten Seillängen erweisen sich als grandioses Klettergelände. Kompakter, geschlossener Granit, oft marmorartig strukturiert, dabei Schwierigkeiten, die den vierten Grad nicht übersteigen – ein Dorado für Genußkletterer. Und wer ist das nicht?! Doch schon nach zehn, zwölf Seillängen ist der Drehtag zu Ende, es bleibt nichts anderes übrig, als über die Anstiegsroute wieder abzuseilen. Gewiß, es ist den ganzen Tag lang geklettert, gefilmt, wieder geklettert und wieder gefilmt, kurz: schwer geschuftet worden. Doch haben wir dabei nicht einmal ein Viertel der Pfeilerhöhe bewältigen können. Morgen werden wir nicht mehr abseilen. Wir werden hinaufsteigen, so weit wir eben kommen, gegebenenfalls biwakieren, um dann den Gipfel zu erreichen. Eine andere Möglichkeit steht nicht zur Wahl.

Früh am nächsten Morgen balancieren wir über das beinharte Firnfeld wieder hinauf zum Fuß des Pfeilers. Rasch sind heute die Seillängen, die wir vom Vortag bereits kennen, geklettert. Keine Drehanweisungen stören den Ablauf der Kletterei in diesem ersten Viertel der Tour, kein „Ton läuft!“, „Kamera läuft!“, „Action bitte!“ unterbricht die ständige Wiederholung der üblichen Seilkommandos. Zudem schleppt der Kameramann heute nicht die schwere Arriflex-SR-Kamera durch die Wand, sondern die kleine, leichte Bolex. Wir kommen flott voran.

Eine der Hauptschwierigkeiten in dieser Route ist das Anbringen von guten Sicherungspunkten, die für den oft sehr ausgesetzt arbeitenden Kameramann ohnehin und für uns Kletterer nicht minder unerlässlich sind. Allzu kompakt und hakenfeindlich erweist sich immer wieder das Gestein. Mit zunehmender Höhe wird dann die Routenfindung zum zusätzlichen Problem. Man stelle sich vor: Ein Pfeiler, eintausendfünfhundert Meter hoch, wuchtig und breit und nichts als unüberschaubare Platten, ein aufgestelltes Meer aus Stein. Soll man dieser Rißspur folgen? Oder der Rinne weiter rechts? Wird sich darüber gangbares Gelände auftun? Oder wäre es besser, nach links zu traversieren? Fragen über Fragen. Viele der Antworten, die es darauf zu finden gibt, haben wir dem siebten Sinn, dem Instinkt für einen Routenverlauf und der großen Routine des Heli Mägdefrau zu

verdanken. Seine außergewöhnlichen bergsteigerischen Fähigkeiten und seine starke positive Ausstrahlung, der sich wohl keiner entziehen kann, werden zu einem Garant für das Gelingen dieser außergewöhnlichen Tour.

So glatt freilich, wie es auf Papier gedruckt sich liest, so glatt geht es nicht. Vom Umkehrpunkt des Vortages setzt sich zunächst die überaus schöne Reibungskletterei fort. Später wird die Wand gegliederter, strukturierter. Mehr und mehr Risse, Rinnen, Kamme und Bänder geben nun den Routenverlauf vor und gestalten die Kletterei noch abwechslungsreicher. Die Tiefe nimmt ständig zu. Hätte man Zeit zum Verweilen, so könnte man tief im Romsdal einem Spielzeugtraktor zusehen, der eine winzige rechteckige Wiese mäht. Und Matchboxautos, die von Andalsnes nach Dombas, von Dombas nach Andalsnes sausen. Und alle Stunden eine Miniatureisenbahn, deren Gleise sich durchs enge Tal schlängeln. Doch wir müssen weiter; zum genießerischen Schauen und Träumen ist keine Gelegenheit. Dicke Fragezeichen stehen nämlich über unserem Unternehmen. Wird das Wetter halten? Werden wir an diesem Tag den Gipfel erreichen? Werden wir ohne leidiges Biwak durchkommen? Und vor allem: Werden die Trolle, die versteinert oben auf den Gipfelgraten hocken, werden diese häßlichen, buckligen, knorrigen und vor allem böswilligen Gnome gnädig gestimmt sein? Davon hängt letztlich doch alles ab.

Bei Wandmitte etwa, dort, wo zweihundert Höhenmeter auf unschwierigem Geschröf problemlos zu bewältigen sind, bekommen wir die sprichwörtliche Bösartigkeit dieser Trolle zu spüren. Dicke graue Wolken drängen ins Tal herein, hüllen die Gipfel ein und lassen rasch die zurückliegenden Genußseillängen in Vergessenheit geraten. Und es kommt, wie es kommen muß: Es beginnt zu regnen. Innerhalb weniger Minuten blüht die Flechtenschicht, die den Granit wie eine dünne Haut überzieht, auf und verwandelt die vormals reizvolle Kletterei in eine heikle Tapserei und Rutscherei auf schmierigem Untergrund. Zu allem Überfluß erweist sich auch noch das Gelände oberhalb der zweihundert Schrofenmeter als wenig einladend. Von kompaktem Granit kann nicht mehr die Rede sein. Bis zum Gipfel besteht dieser Pfeiler aus einem senkrechten Trümmerhaufen, einem felse gewordenen Alptraum eines jeden Kletterers. Die Hoffnung, noch am Abend den Gipfel zu erreichen, verliert sich unter der Last der Realitäten, wird von dicken Wolken erdrückt. Und noch einmal haben wir Glück, geradezu unverschämtes Glück. Nicht ein Glück der Tüchtigen, vielmehr ein solches, wie es im Normalfall nur den Einfältigen lacht. Wie dem auch sei –

nach einer Stunde reißt das bedrückende Gewölk auf, aus dem Regen wird ein zartes Nieseln, bis sich selbst das verliert. Welches Spiel spielen die Trolle mit uns kleinen Menschlein an diesem gewaltigen Pfeiler?

Sie sind uns gnädig, das darf schon jetzt verraten sein. Zwar geben sie uns noch so manche Nuß zu knacken, stapeln wacklige Blöcke über wackelige Blöcke, verdrehen und zerwurren und verquirren unsere Seile zu einem grandiosen Verhau, und einmal glauben wir sogar, sie lachen zu hören, oben auf den Gipfelgraten, lachen über uns Tolpatsche, die es gewagt haben, in ihr Reich, das Reich der Trolle einzudringen.

Gegen zweiundzwanzig Uhr stehen wir alle am Gipfel. Martin Block dreht die letzten Einstellungen in der späten Dämmerung. Der Himmel über den Bergen besteht nur aus Orange und Gelb. Die Gipfel der Umgebung sind dunkle Silhouetten. Sechzehn Stunden haben wir gebraucht vom Wandfuß bis hier herauf, bis zu den Schuttfeldern, die seicht nach Nordwesten hin abfallen und den Abstiegsweg vermitteln.

Es ist geschafft. ENDLOS wird ein Bergfilm sein, ein Film, der von zwei Kletterern erzählt, die durch Norwegen zum Søndre Trollind radeln, um dort den Ostpfeiler zu durchsteigen. Die mit dem Rad fahren, weil sie Land und Leute intensiver erleben wollen, als das mit dem Pkw der Fall sein kann. Zwei Kletterer, die sich langsam ihrem Ziel nähern wollen, die sich annähern wollen, für die der Weg zum Gebirge Teil des Unternehmens und nicht notwendiges Übel ist. Ja, davon wird ENDLOS erzählen. Es ist geschafft. Alle sind wir müde, ausgelaugt, aber glücklich. Am liebsten möchte ich jeden umarmen, danken für die großartige Leistung, die jeder einzelne bei der Durchsteigung dieses Pfeilers erbringen mußte. Irgendwann, wenn der Film einmal fertiggestellt ist, wird im Vorspann stehen „ein Film von Stefan König“. Und jeder, ausnahmslos jeder, hat mir nach Kräften geholfen. Aber jetzt kann ich niemand umarmen, mich bei niemandem bedanken, ich weiß nicht warum. Still machen wir uns an den langen, nächtlichen Abstieg. Nur Reinhold Obster flucht von Zeit zu Zeit, wenn er wieder einmal gestolpert ist – über einen Steinbrocken, wie er glaubt. Dabei, möchte ich wetten, war es sicher ein Troll, der ihm ein Bein gestellt hat. Würden wir stehen bleiben und uns einen Moment lang ganz ruhig verhalten, wir könnten sie kichern hören, die Trolle, die uns so manchen Schabernak gespielt, und die wir doch letztendlich liebgewonnen haben. Denn letztendlich ist alles gutgegangen. Die Trolle waren gnädig.

„...wir könnten sie  
kichern hören.“ Gipfelgrat  
der Trollinde.



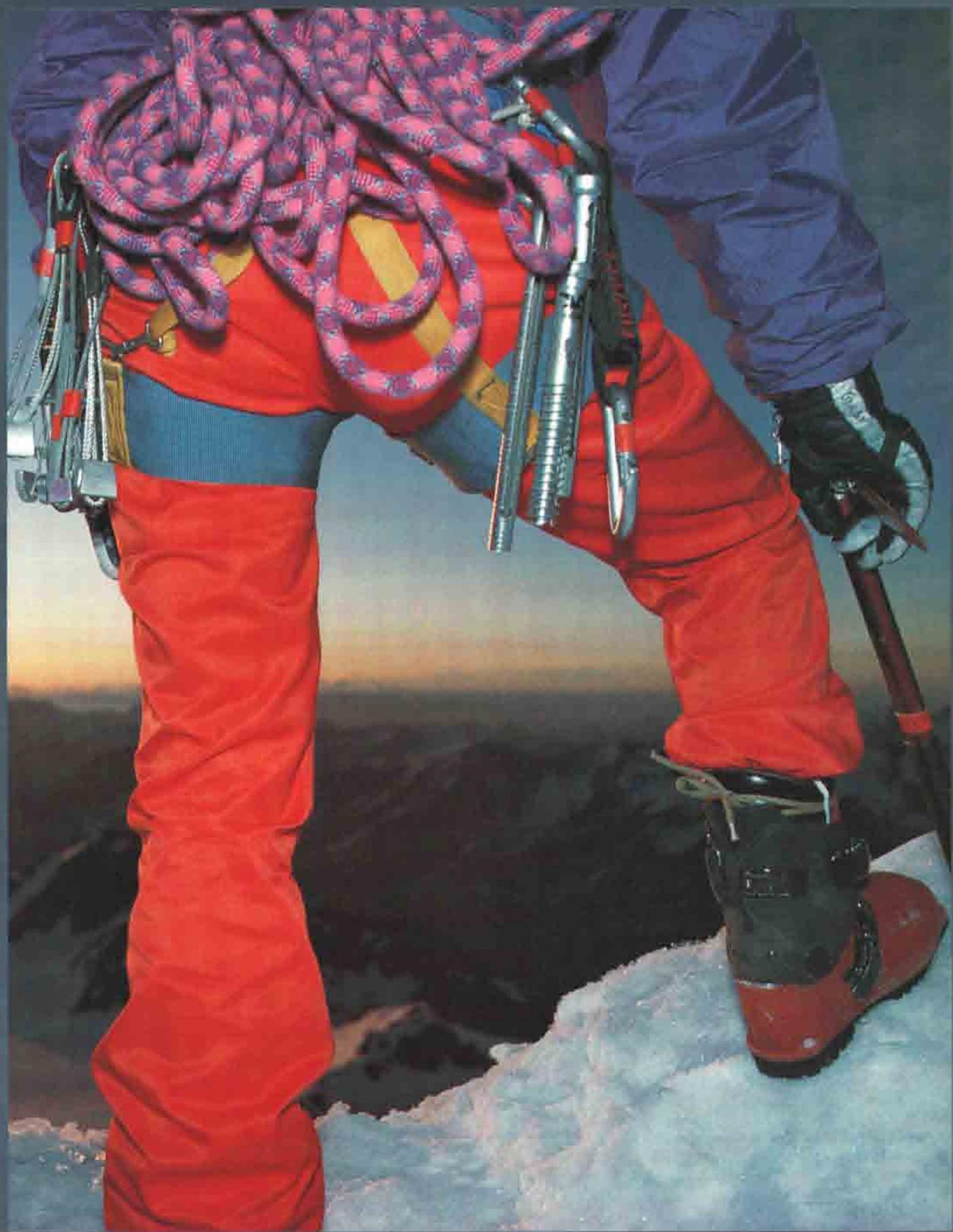
Foto:  
H. Mägdefrau

# Auf die Berge im Stubai . . .



. . . kann man steigen (ganz rechts),  
fahren (oben: Skitour auf den Sulzkogel)  
oder marathonlaufen. Rechts: Ein Teilnehmer  
am Stubai-Marathon. Erstmals fand diese  
„Tour der tausend Qualen“ am 19. August 1984  
statt, als Staffellauf in vier Etappen: von Neustift  
über das Seejochl zur Franz-Senn-Hütte,  
weiter über Schrimmieder und Grawagraben-  
nieder zur Dresdner Hütte, drittens über  
Peiljoch und Simmingjochl zur Bremer-Hütte und  
zuletzt durchs Pinnistal nach Neustift.  
Gesamtlänge ca. 120 km, Höhenunterschied  
8.014 m.  
Und was sich einer denkt, der auf dieser Strecke  
läuft, lesen Sie im folgenden Beitrag.





# Schritte fressen Kilometer

Von Luis Töchterle

Illustration: Alfred Kunzenmann

*Dein Körper dampft, die Schritte fressen Kilometer um Kilometer. Dein Pulsschlag bestimmt den Rhythmus. Du weißt, der Gegner ist in dir selbst. Und du bezwingst ihn. Die Überwindung wird zur Lust, der Wille peitscht dich vorwärts. Was hinter dir liegt, zählt nicht mehr ... (Werbetext)*

*Die Sache mit den Kreisen hat schon den Niki Lauda gestört. Plötzlich wollte er nicht mehr in Kreisen fahren. Vorübergehend störte ihn das Fahren. Meistens ist es umgekehrt: Den Vorüberfahrenden stören die Geher, die Fußgänger. Nicht einmal fahren muß man, damit einen die stören. Es genügt, wenn man läuft. Ist ja kein Wunder, auch Motoren laufen schließlich. „Läuft er?“, fragen Mechaniker nur allzu oft. Läuft wie geschmiert. Motoren und Politiker. Aber jetzt komme ich auf eine Nebenfahrbahn. Denn ich laufe gerade an einem Gehenden vorbei. Und der stört mich. Nicht weil er geht, das ginge ja noch. Mir geht's eher, darum, daß er mir gegen den Strich geht. Wer geht, geht dem, der läuft, gegen den Strich. So geht das. Automatisch. Ich meine, von selbst. Ich meine, ganz klar. Automatisch und von selbst geht's bergauf nämlich nie. Weder beim Gehen, noch beim Laufen. Niemals wird es möglich werden, daß einer durch Abwärtssteigen in die Höhe gelange (Petrarca). Ich hätte zwar Lust, mit Petrarca darüber zu streiten, aber irgendwo hat er recht. Bergab geht's leichter. Aber das geht in die Knie. Manchem so heftig, daß er in die Knie geht. So einen habe ich heute schon überholt. Unter der Schirmmennieder. Überholen tut gut. „Überhol – das tut wohl“, wäre ein guter Slogan. Wenn das mit den Stickoxiden nicht wäre. Die sich dann zu Photo-Oxidantien umwandeln oder so. Aber hier sieht man nichts vom Waldsterben. Erstens habe ich's eilig, und zweitens bin ich über der Waldgrenze. Drittens tun mir die Füße weh. Viertens brauche ich keines. Kein Mensch braucht vier Argumente, daß ihm der Wald wurscht ist. Da vorne ist wieder einer. Schluß mit dem Sinnieren. Bringt nichts. Mit Sinnieren wurde noch niemand überholt. Sogar wer einen Motor überholt, sinniert nicht mehr. Ist längst überholt. Das hat man doch beim Lauda gesehen. Wie der angefangen hat zu sinnieren, hat er keinen mehr überholt. Es muß schon eine Art Urtrieb sein, was das Überholen so schön macht, so befreiend. Aber der Jagdinstinkt ist's nicht. Der Jäger, der seinem Hirsch nachrennt, wird ihn nie überholen. Wäre schön blöd. Der packt ihn bei der Gurgel oder irgendwo, was weiß ich. Direkt lustig sich vorzustellen, wie ein Jäger durchs Holz biegt, um einen Hirschen nach dem andern zu überholen. Nein, der Jagdinstinkt ist's nicht. Obwohl ich mir bei den Jägern nie sicher bin. Ein Gepard zum Beispiel würde mich bestimmt auslachen, wenn ich ihm sagen würde, er soll seine Antilopen in Zukunft nur mehr überholen. Einfach so zum Sport. Ein Gepard ist da eher wie ein Casanova. Er verweilt bei seiner Antilope, wenn er sie hat. Dieser Vergleich ist vielleicht ein bißchen geschmacklos. Aber wenn man so nachdenkt ... Vergleiche hinken immer ein bißchen. Wie Antilopen nach der Sache mit dem Geparden. Hauptsache, der Gepard hinkt nicht. So wie der da vorn. Muß wohl umgeknackst sein, oder überknöchelt. Umgeknackst gefällt mir besser. Umgeknackst und angeknackst. Pech für ihn. Nummer elf. Ich glaub', das war bisher die*

*schnellste Staffel. Wieder ein Platz gutgemacht. Ich habe das zwar nicht gutgemacht, eher hat er's schlechtgemacht – aber wer fragt da schon. Reifenschaden, Motorschaden, des einen Leid – des andern Freud. Soll man etwa ans Siegerpodest einen Zettel kleben: X wäre schneller gewesen, wenn .... Das wäre ja noch schöner. Ein Siegespodest ist eine klare Sache. Erster, Zweiter, Dritter. Wenn man da anfängt, Kompromisse zu machen, hat man plötzlich nur mehr Sieger. Dann wimmelt's vor Siegern. Wie nach Nationalratswahlen. Dann brauchen wir kein Siegerpodest mehr, sondern nur mehr eine große Siegerplattform. Eine Art Tanzboden. Halt; jetzt wäre ich fast falsch gelaufen. Schlecht beschildert, diese Abzweigungen. Dabei sind die Stubai'er uraltes Alpenvereinsgebiet. Gründerzeit. Und eine Menge Fremdenverkehr dazu. Aber der Schweiß in den Augen macht einen fast blind. Ohne Fremdenverkehr gäb's ja auch keinen Marathon. Jetzt hätte ich eigentlich Zeit. Hoppla – fast umgeknackst. Jetzt hätte ich eigentlich Zeit zum Nachdenken. Warum ich das tue. Alles Schöne lernt man durchs Tun. Blödsinn. Entweder laufen oder denken. Beim Laufen geht's Denken schlecht. Aber Zeit hätte ich jetzt. Wenn ich nicht laufe, habe ich nie soviel Zeit. Wenn ich schlafe, kann ich nicht denken, wenn ich laufe, kann ich nicht denken, und wenn ich arbeite, arbeite ich. Wann soll ich eigentlich denken? Darüber sollten die Freizeitpädagogen einmal nachdenken. Aber vielleicht laufen die in ihrer Freizeit auch. Um fit zu bleiben. Wer neben Schlafen und Arbeiten auch noch fit bleiben will, kommt eigentlich nie zum Denken. Entweder du*



denkst und lebst ungesund, oder du hältst dich fit und denkst dir nichts dabei. Vielleicht kann man das lernen, laufen und denken. Wenn ich nicht weiß, warum ich laufe, sollte ich eigentlich stehbleiben. Das wäre auch bequemer. Aber bequem ist suspekt. Und die andern laufen schließlich auch. Und das Fernseh'n ist da und die Zuschauer. Und außerdem sind wir eine Staffel, und ich bin nur einer von vieren. Kameraden und so. Wie stehen die andern drei da, wenn ich jetzt auf einmal stehenbliebe, weil ich mir das so denke.

Aber für die Zukunft könnte ich denken, für die Zeit nach diesem Lauf. Diese Steigung macht mir jetzt zu schaffen. Ich hätte doch mehr trainieren sollen. Schön aus dem Sprunggelenk federn. Das ist meine private Technik bei Steigungen. Ich hab mir das von den Radlern abgeschaut. Bei Bergrennen. Sind ja auch nicht blöd, die Radler. Mit Hüfte und Oberkörper so richtig hin und her reiten. Das spart Kraft. Und man kriegt einen guten Rhythmus. Wer einen Rhythmus hat, kommt nicht so leicht draus. Trott kann man auch sagen, statt Rhythmus. Trottel fällt mir dazu ein. Steigungen drücken aufs Niveau.

Gott-oder-dem-Wegwartseidank, jetzt wird's wieder flacher. Ja wozu laufe ich eigentlich? Ich müßte so gut sein, daß alle von vornherein wüßten, daß ich als Sieger feststehe. Dann müßte ich mich jetzt nicht plagen. Aber wenn ich so gut wär, wär's für mich wohl keine Plage. Also würde ich erst recht locker mitlaufen und siegen.

Alle vier sind rotkariert. Vater, Mutter, Sohn und Tochter. Eine

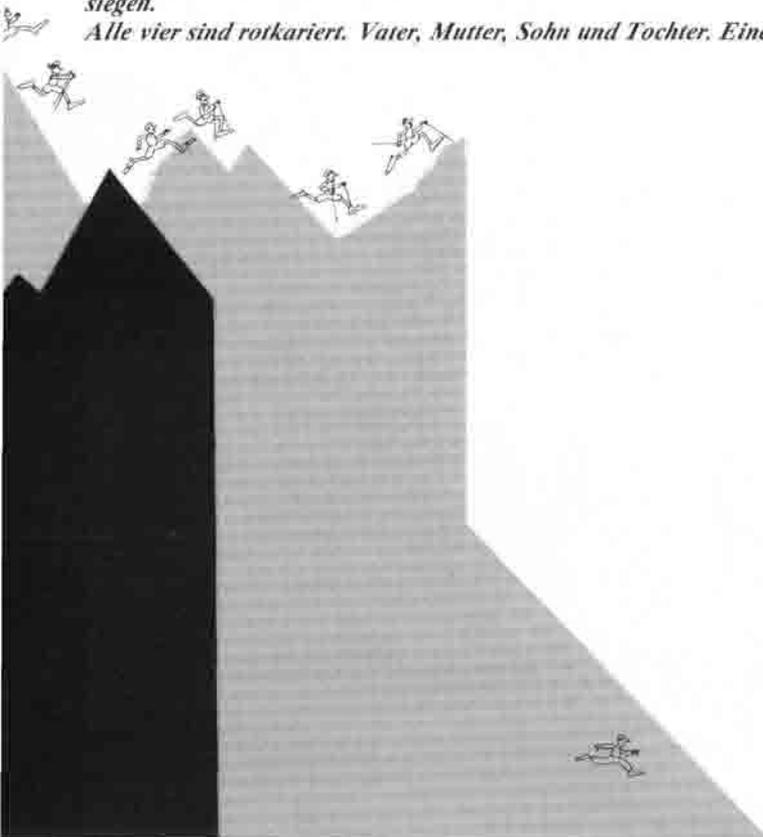
rotkarierte Familie. Nur Vater's Karo ist größer. Wäre interessant, warum die anderen kleiner kariert sind. Vielleicht gab's nicht mehr genug Stoff. Oder Vaters Hemd ist ein Erbstück. Oder als Vater darf und/oder muß man anders, größer kariert sein? Jedenfalls haben sie den Weg freigemacht. Ich brauch' ihn ja auch notwendiger. Bei deren Tempo wäre ich auch flexibler.

Nur, wenn man so überragend wäre, wäre es keine Kunst, auf den Start zu verzichten. Wahrscheinlich müßte man dafür allerdings Weltmeister im Trainieren sein. Wenn ich mehr trainieren würde, wäre ich auch besser. Noch besser. Die Vorstellung fasziniert mich schon manchmal: Das ganze Leben auf Leistung ausrichten; mit einem 10-Jahres-Trainingsplan. Einem exakten Ernährungsplan. Bestes Material. Die würden schauen. Drei Jahre lang an keinen Start gehen. Irgendwo unbemerkt trainieren. Und dann zuschlagen. Zack. Einen Sieg nach dem andern. Zack. Zack. Zack. Und dabei den Vorsprung immer gerade so dosieren, daß sie nicht die Lust verlieren. Die würden schauen.

Aber vielleicht trainieren die anderen eh soviel? So gesehen ist meine Leistung – Achtung, jetzt hätte ich mir beinahe den Kopf angehaut. Und dieser Fettsack von Zuschauer grinst. Hat sich von der Seilbahn heraufbaggern lassen und seinen Wanst ganze 100 Meter zur Rennstrecke gequält und grinst. Diese Leute fallen dem Staatsbürger als Gesundheitsrisiko zur Last, indem sie sich fett und krank fressen. Daß so einer hier überhaupt zuschauen mag. Der muß sich ja richtig fehlgeleitet vorkommen, mit seinen 120 Kilo formloser Masse. So einer müßte wenigstens ein paar Minuten mitlaufen. Wahrscheinlich wäre er dann tot. Aber grinsen. Wer nicht mitläuft, darf auch nicht mitreden. Ein Mann muß einen Baum pflanzen, ein Haus bauen, einen Sohn zeugen und einmal hier mitlaufen. Bei der Tour der tausend Qualen. Dieser Ausdruck stammt von einem Journalisten. Treffender könnte er es nicht sagen. Obwohl er nicht mitgelaufen ist. Aber daß sie vom Laufen nicht viel verstehen, sieht man an ihren Berichten. Da zeigen sie mehr Panorama als Puste. Unsereinem brennt der Schweiß in den Augen. Wir sind froh, wenn wir den Weg sehen. Und die Journalisten schwärmen vom Panorama. Wer mit dem Hubschrauber kommt, kann leicht schwärmen. Erst schwärmen sie aus der Stadt und dann von der Natur.

Warum ich mitlaufe, weiß ich immer noch nicht. Ich könnte vielleicht nachher einen Bericht schreiben. Oder die ganze Strecke in Wanderetappen zerstückeln und als Tourentips verkaufen. Das wäre wenigstens ein gutes Geschäft. Und der Fremdenverkehrsverband hätte auch seine Freude, wenn das Gebiet bekanntgemacht würde. Und der Touristenstrom würde sich auch besser verteilen. Das wäre noch dazu Naturschutz. Wenn die Wandertip- und Tourenbuchbergsteiger ein paar Plätze mehr zum Schwärmen haben. Und ich würde für diese gute Tat noch was verdienen. Mach ich es nicht, tut es ein anderer.

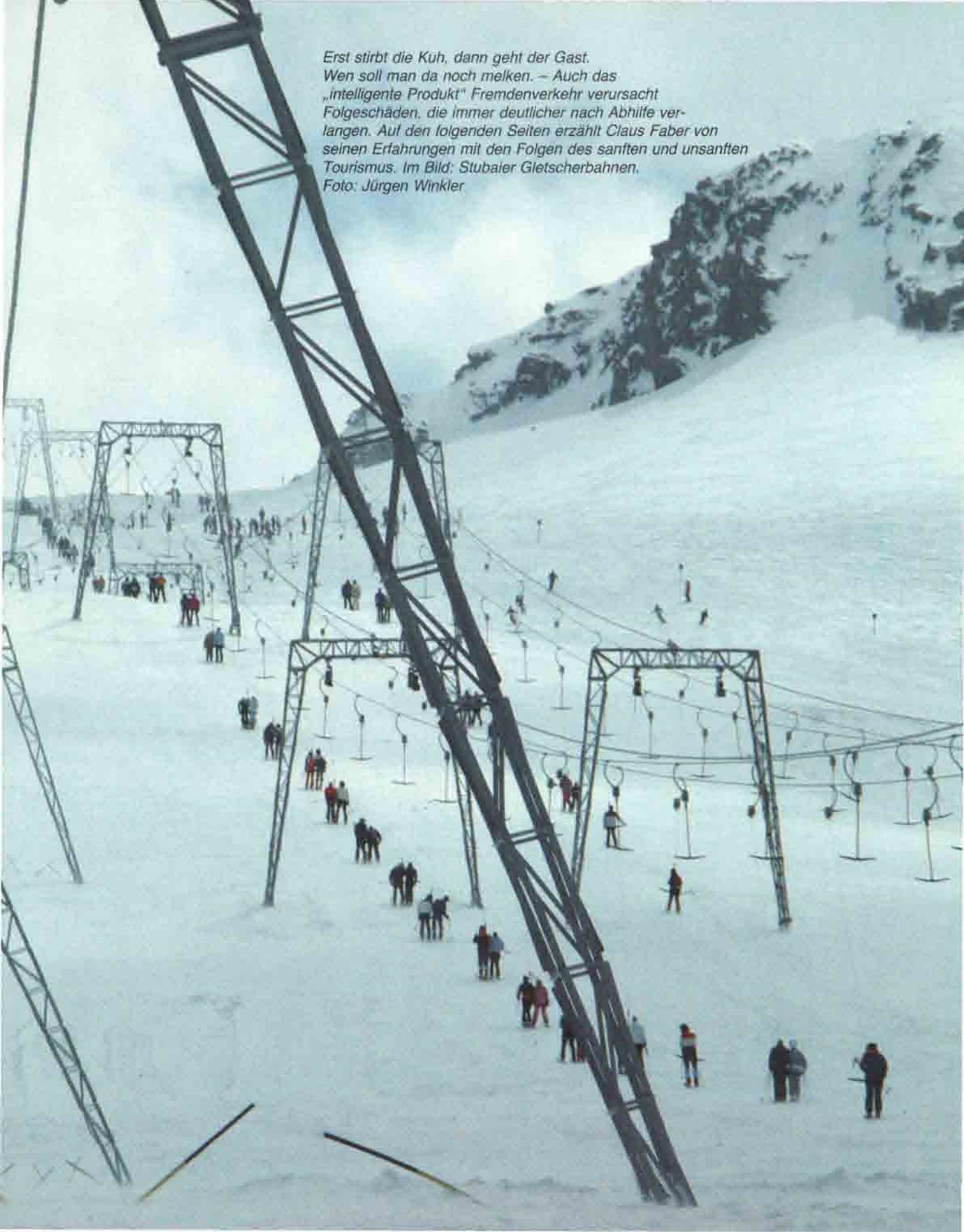
Jetzt kommt das Ziel. Ist ja auch Zeit, lange wär's nicht mehr gegangen mit dem Laufen. Die Blasen brennen, im Schritt bin ich wund, die Knie spüre ich schon nicht mehr, und der Kopf ist wie ein Knie. Wenn die Symptome in Wirklichkeit anders aussehen, macht das auch nichts. Ich kenne sie nur von meinem bescheidenen Training. Zum Mitlaufen hat's bisher nicht gereicht.





Bitte beachten Sie die  
Anweisungen des  
Personals der Lift-  
Stationen.

*Erst stirbt die Kuh, dann geht der Gast.  
Wen soll man da noch melken. – Auch das  
„intelligente Produkt“ Fremdenverkehr verursacht  
Folgeschäden, die immer deutlicher nach Abhilfe ver-  
langen. Auf den folgenden Seiten erzählt Claus Faber von  
seinen Erfahrungen mit den Folgen des sanften und unsanften  
Tourismus. Im Bild: Stubaier Gletscherbahnen.  
Foto: Jürgen Winkler*





*Menschen mit guter Kinderstube  
räumen den Dreck, den sie in den Bergen  
verursachen, selber weg. Für Menschen ohne  
Kinderstube gibt es zu diesem Zweck die AV-Jugend.  
Im Bild: Müllsammelaktion in den Hohen Tauern.*

*Foto: Claus Faber*

# Jetzt etwas tun

## Ein Sommer auf einer Umwelt-Baustelle des Alpenvereins

Von Clans Faber

Salzburg verschwindet hinter dem immer kleiner werdenden Portal, durch das wir gerade in den Tunnel eingefahren sind. Das Loch zur Welt wird im Heckfenster des Postbusses immer kleiner, die Konturen verschwimmen, ein wenig grün, grau, blau, nur mehr ein Lichtfleck, nichts mehr. Nur die dreckiggelben Neonleuchten zucken übers Gesicht und der Motor dröhnt in der engen Tunnelröhre. Die blaßblauen Nachtlichter tauchen den Postler in gespenstisches Zwielflicht. Alles sitzt auf den Plätzen, träumt, döst. Nur im hinteren Teil rempelt sich jemand durch das vollbesetzte Fahrzeug; Ich nämlich. Denn eben liegt das Nordportal des Felbertauerntunnels hinter mir, über mir sind die Ausläufer der Venedigergruppe. Und ich muß raus, denn hinter dem Südportal liegt unsere Umweltbaustelle.

Gerade in dem Augenblick, in dem der Bus ins Freie fährt, verfange ich mich im Riemen einer Tasche, und nach einem abrupten Sturz betrachte ich den neuen Tag auf der anderen Seite von unten. Hilfreiche Hände strecken sich nach mir aus, und kurz danach habe ich wieder festen Boden unter den Füßen. Ich stehe mitten am Hang neben der Mautstelle, hinter mir ein Loch im Berg, dessen gähnendem, laut rauschendem Nichts ich soeben glücklich entronnen bin. Links von mir kriecht wie ein Tatzelwurm die Lawingalerie der Felbertauernstraße, flankiert von einer gewaltigen Hochspannungsleitung dem Talgrund zu. Mittendrin ein kleiner gelber Punkt, der sich zwischen den Beinen der Tausendfüßlergalerie hinunterbewegt. Dort fährt der Postbus weiter nach Lienz.

Ohne mich, denn mein Ziel liegt rechts unten. Dort schlängelt sich eine Straße wie ein schmales, graues Band zwischen den Wiesen hindurch, um beim Matreier Tauernhaus zu enden und einen noch schmäleren, braunen Bruder weiter Richtung Innergschloß zu schicken.

Die steile Leitn zum Tauernhaus nehme ich im Rücklingssturzflug, teilweise gedämpft durch die Brennesselbremse. Mit beißendroten Beinen und Händen und braunem Hinterteil überwinde ich schließlich unten angekommen einen Viehzaun und strebe erleichtert dem nahen Brunnen zu, um die Säure abzuwaschen, die die Nesseln auf meinen Wadeln hinterlassen haben. Während ich diese Waschungen in entsprechender Eile hinter mich bringe (Die Haut brennt wie Feuer und das Wasser ist

eiskalt), stapft ein Bursch mit mindestens ebensogroßem Rucksack wie ich daher, die Hände in den Hosentaschen und eine Wasmachichjetzt-Miene im Gesicht.

Letztenendes setzt er seinen Rucksack neben meinen und betrachtet meine hektischen Bemühungen, den Juckreiz zu mildern. Irgendwie kommt man ins Ratschen, und bevor ich die Schuhe wieder anhave, wissen wir schon einiges voneinander. Er heißt Lars, kommt aus Wiesbaden, und ich heiße Claus und bin aus Salzburg. Und beide wollen wir zur Umweltbaustelle.

## Das Gschlößtal

Ist das Abflußtal für das Schlattenkees, das sich zwischen Schwarzer Wand und Neuer Prager Hütte vor dem Großvenediger ausbreitet. Ein breites, ebenes Trogtal, das sein Gefälle fast nur durch die Talstufen hat, die der Gletscher geformt hat, und über die nun der Schlattenbach in die Tiefe stürzt. Am donnernenden Tauern- und Dichtenbach vorbei gehts über die vorletzte Stufe des Tales hinauf, und dort oben, gleich hinter der Ecke, liegt die ehemalige Jausenstation „Einkehr“. Endstation, bitte alles absteigen, zumindest für heute.

Im geplünderten Gastzimmer, dessen Bänke in Lager umgewidmet wurden, stehen schon einige Leute, etwa in meinem Alter. Erst beim Abendessen auf der langen Terasse lernen wir uns näher kennen:

\* Jan, unser Holländer, der in Baden wohnt und aus Kärnten kommt

\* 3 Andreasse aus Bad Hall, Absam und Wien

\* Marco aus Steyr, wie ich aus einer Umweltschutzgruppe

\* Manfred aus Amstetten, ebenso kletterfanatisch wie bergwild

\* Erwin und Peter, unsere rauchenden Lungenkrebskandidaten

\* Der gipsbehandete Klaus

\* Unser „Gastarbeiter“ Lars aus der BRD

\* Walter aus Koblach (Hoi, hoi, Voraaaadlberg!!)

\* Richard aus Wien, unser Baustellenfossil mit ebensowenig Verständnis für Humor wie für den ORF

\* Barbara, seine Freundin und latente Sozialpartnerschaft der Gruppe

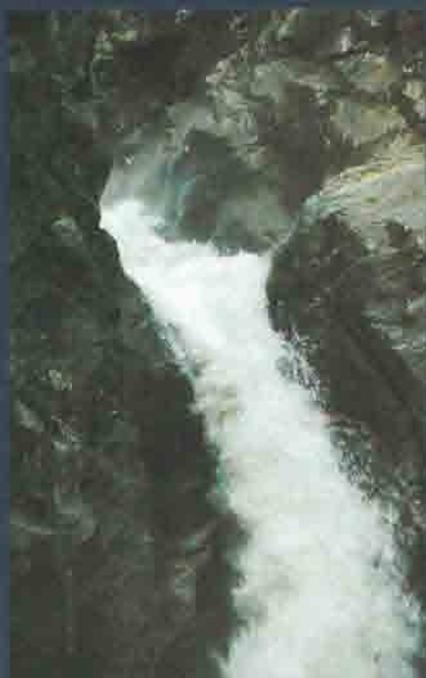
\* Die leise Evi aus Wien, die es geschafft hatte, einen ganzen Tag durchs Haus zu schweben, ohne ein hörbares Wort zu verlieren

# Für diese Landschaft lohnt es sich



*Ober:  
Auf dem Schlatenkees.  
Rechts:  
Noch wohnen sie im  
Gschlößtal. Salamander  
und Frosch.*





*Oben:  
Die Schwarze Wand  
über dem Schlatenkees.  
Links: Der Schlatenbach  
am Innergshlößer Gletscher-  
weg. Ganz links: Keller bei  
der alten Prager Hütte.*

*Alle Fotos:  
Claus Faber*

\* Otto, unser Oberstleutnant in Uniform, kurz „Der General“ genannt

\* Und natürlich Doris, unsere Spitzenköchin und Seelenrösterin.

## Um Arbeitseifer

ist uns nie bang: Mit Arbeitshandschuhen (wer Glück hat) und mit den bloßen Fäusten (wem dieses versagt bleibt) wird eine Almwiese geschwendet. Alle stellen sich oben hin, und auf los fliegen die Steine, vom Westentaschen- bis zum 4-Mann-Format. Am Abend ist der Hang schließlich grün. Zugegeben, auch ein wenig braun, wo die Steine fehlen, aber immerhin. Ein paar Kälber bestaunen ungläubig die Handvoll Idioten, die zuerst wild mit Steinen um sich werfen, und dann hinterher stolz bergwärts blickend sich die fetzig geschundenen Hände reiben. Aber nicht zu lange, denn aus der Einkehr steigt eine vielversprechende Rauchsäule auf, und wenn Doris kocht, bleibt keiner hinten.

## Bäumerl setzen

steht auch einmal auf dem Programm. Handhohe, zehnjährige Zirben, die früher hier heimischen Nadelhölzer, werden auf einen Lawenstrich gepflanzt. Damit wir uns beim Arbeiten nicht auf die Finger trampeln, wird die Gruppe geteilt, und die Hälfte geht auf Bergtour. Der Rest stapft mit Spitzhacke, Pflänzchen und Gleichschritt unter Ottos Kommando davon.

## Ein Viehzaun

soll gezogen werden, rund eineinhalb Gehstunden weit entfernt. Holzpflocke, Nägel, Spitzhacken, Hammer und vor allem eine Rolle Stacheldraht gehen nicht von alleine 500 Höhenmeter hinauf, die wollen getragen werden. Der Stacheldraht stellt uns vor das größte Problem, das aber doch noch mittels eines Holzpflocks und eines Nagels gemeistert wird. Mitten am Hang wirft besagter Nagel das Handtuch, biegt sich um, und die Rolle rutscht menschwärts. Und so spielt doch noch jemand Märtyrer. Halb so schlimm, schließlich ist ja Otto angehender Dr. med.

## Auch der ORF

scheint sich für uns zu interessieren. An diesem Tag sind wir gerade im Innerschlöß und dürfen das hinterste Holzhütterl des hintersten Hauses mit Schindeln beglücken. Sepp, unser einheimischer Mitarbeiter, scheint sich die Sache auch etwas anders vorgestellt zu haben. Das Dach ist nämlich so flach, daß die Schindeln bei vorschriftsmäßiger Bedeckung fast waagrecht liegen.

Na gut, wir gehen's halt an, was tut man nicht alles für seine Public Relations.

Das Kamarateam kommt, als wir schon längst Pause machen, damit das Dach nicht fertig ist, bevor sie da sind. Es ist ihnen natürlich zu wenig spektakulär, und Andreas, Manfred und Marco setzen sich auf den Dachfirst des Hauses nebenan und schlagen dort wahllos einige Nägel ins Holz. Wir, die Leute unten, können uns das Lachen kaum verbeißen.

Die andere Gruppe, die extra für die Presse noch zehn Zirben aufgehoben hat, hat es aber auch nicht leichter. Mir erzählt Jan am Abend, sie hätten den halben Tag Almatrieb gespielt, damit sie noch ein paar Rindviecher mehr vor der Kamara haben. Am späten Nachmittag ist aber alles vorbei, und über den Bericht im Fernsehen haben wir alle recht gelacht, besonders, weil wir als die, die am Werk waren, deutlich sahen, wie gestellt die Aufnahmen waren.

## Nicht nur Hammerschläge

senden ihr Echo durchs Innerschlöß. Viele Leute kommentieren das Häuflein junger Burschen und Mädchen, das auf dem Dachfirst sitzt und vor sich hinklopft. Einheimische (Jeu, was mochts denn dooo?) wie Touristen (Nee, dat find ich aber dufte, wat ihr da so macht) geben beim Vorbeigehen ihren oft nicht allzu geistreichen Senf dazu. (Hobts denn daham nit gnuag Oarbeit!) Die meisten mit neugierigen Gesichtern, staunend, was denn da los ist. „Ja, seid ihr denn wahnsinnig, ihr könnt doch hier nich so mit Steinen rumwerfen!“, hieß es auf einem der Bauplätze. Aber Aussprüche wie diese sind zum Glück eine Seltenheit und beruhen meist auf schnell beseitigten Mißverständnissen. Mithelfen will aber keiner.

## Bergtouren

gibt es mehr als Arbeitstage, vielleicht deshalb, weil es mehr Berge als Arbeitsstellen rund ums Tal gibt, oder weil wir schneller mit der Arbeit fertig sind. Einmal der Gletscherweg Innerschlöß, der gleich am ersten Tag in Ansturm genommen wird, inklusive Lavinenhund Avis und Frauerl Elfi. Vorbei am donnernden Schlattenbach, reibungslos über die Gletscherschliffe, und wie der Teufel auf der anderen Seite runter. Die Durstigen bleiben natürlich noch im Venedigerhaus hängen, die anderen stapfen frohgemut mit den ersten Blasen der Saison ins Außerschlöß. Dann besichtigen wir die grandiosen Wunderwerke der Technik auf der St. Pöltener Hütte: eine 380 KV-Leitung der Verbundgesellschaft, die in dem so malerischen Felbertal wie die Faust auf staunende Auge wirkt. Diese Tour endet mit einer Schwarzbeerexpedition für die Nachspeise. Ich sehe heute noch Schorsch, unseren Matreier Original-Bergführer, wie er wohl über eine Stunde in der Küche sitzt, um den ersehnten blauen Nachtisch aus seiner Flasche zu bekommen. Wir liefern ihm zwar große moralische Unterstützung (Du, und wennst einfach hinten ein bisserl andrückst, dann müssen sie ja vorne rauskommen, oder?), aber das meiste bleibt doch matschig in der Flasche verborgen. Schorsch ist ja fast ein Kapitel für sich: Er verkörpert den Osttiroler (Na, Osttirol ghört nit zu Kärnten, sondern Kärnten zu Osttirol!). Er ist zwar erst 21 Jahre alt, aber wenn er singt, dann nur nach Grundsätzen der AV-Jugend: Laut, falsch und mit Begeisterung (Er sagt immer „Begaischterung“). Und wenn er sich aufregt, dann kriegt er schnell einmal „an Herzpatschn“.

4 Uhr früh zeigt der Wecker, als er mich mit lästigen Piepsen aus dem tiefen Schlaf reißt. Ach ja, Schorsch hat gestern abend

gesagt, den Venediger packen wir doch in einem Tag, „mir send doch ka Pensionistenverrain!“ Und jetzt torkeln eben fünf eher schlafende als wache Personen in den Frühstücksraum, zu allem bereit, um wieder bald in die Federn zu kommen. Doris bringt uns noch ins Innerschlöß, dann aber heißt es selber gehen. Die frühmorgendliche Stille, nur begleitet vom Rauschen des Schlattenbaches weckt in uns eine seltsame Spannung, die uns wie ein wohliger Schauer den fröstelnden Rücken hinaufkriecht. Die ersten unsicheren Schritte im Halbdunkel, dann aber treibt uns die freudige Erwartung auf Sonne und Wärme bergwärts. Kurz vor der alten Prager Hütte bleiben wir alle stehen und blicken erstaunt in die Runde: Der beginnende Morgen taucht den ganzen Horizont in ein unvergeßliches Farbenspiel vom tiefsten Blauviolett bis zum leuchtendsten Rot. Gebannt starren wir auf den gelben Ball, der gerade langsam über den Horizont heraufkommt, und alle wärmen sich an den ersten Strahlen der neuen Sonne. Beinahe andächtig schweigend setzen wir unseren Weg fort.

Hinter der neuen Prager Hütte, vor dem Gletscher, heißt es: „alles anschnallen“. Schorsch rennt von einem zum anderen und hilft mit, das Seil zu ver- und entwirren. Endlich stapfen wir in einer Reihe aufgefädelt auf das ewige Eis hinaus, anfangs noch guten Mutes, aber bald schon heftig schnaufend und teilweise recht frierend. Zwischen wildschönen Gletscherbrüchen hindurch und über abgründtiefe Spalten hinweg zeigt uns gerade hier die Natur besonders deutlich, daß sie nicht gewillt ist, ein einmal gefangenes Opfer wieder loszulassen. Nach dem Anstellen am Verschiebbahnhof, dem Vorgipfel des Venedigers, balancieren auch wir den Grat entlang. Gipfelbuch, Berg Heil, Foto (He, Claus, schau doch einmal her!), und ein ausgelassener Abstieg mit einigen nassen Hintern. Klettern geht aber diesen Abend niemand mehr.

Wem das noch nicht reicht, der macht extra Sport. Vor allem wir drei unzertrennlichen Manfred, Jan und ich finden mit fanatischem Auge einen Kletterblock und erbouldern ihn auf vielerlei Arten: Vom Grad 3- bis 4+ (Klettergötter sind wir ja doch keine) erkunden wir den Postkastlgrat, die Schlafwandlerinne, die Teufelsverschneidung und die Holländische Analyse, in der Jan für den 6 Meter hohen Block über eine Stunde braucht. Den Sechser-Überhang auf der Vorderseite überlassen wir Schorsch, der auch prompt mehrere Male wie eine reife Zwetschge aus der Wand gefallen im Seil baumelt. Barfuß, handbreit über den Brennesseln.

Am Abend trainieren noch die letzten ihre Lach- und Sangesmuskulatur bei „Let it be“ und „Country Roads“. Frühsport ist nur Ottos Sache, der mit seinen hochtönenden Flötenweisen auch den letzten Langschläfer sanft ins Leben zurückholt. Einmal kommt Schorsch auf die verwegene Idee, am Balkon eine Spaltenbergung zu simulieren. Unser armer Andreas sitzt wohl eine Stunde im Seil, bis die Fachsimpelei Erfolg zeigt.

Aber halt, jetzt sieht es doch tatsächlich so aus, als ob die Umweltbaustelle nur aus Innerschlöß bestehen täte. Im Ganzen Bundesgebiet rackerten sich immerhin mehrere Gruppen zum Wohle der Umwelt ab, die eben beschriebene ist nur eine davon.

An drei Orten waren insgesamt fünf Gruppen im Einsatz. 75 Leute, zusammen hatten wir 1435 Lenze auf dem Buckel. Im Durchschnitt war also jeder 19 Jahre, 7 Monate und 27 Tage alt.

## Baustelle Großglockner

Eine erkleckliche Anzahl von 37 jungen Burschen und Mädchen arbeitete im Glocknergebiet auf der Hofmannshütte. Und die Gruppe säuberte unter anderem (mit offensichtlich notwendigem Humor) die Pasterze und ihre Umgebung. Die Ergebnisse der Getränkedoseninspektion gipfelten in einem neuen AV-Lied:

*Wenn wir erklimmen schmutzige Höhen,  
stolpern den Dosen wir zu,  
In unsren Säcken scheppern sie lose,  
das läßt uns nimmermehr in Ruh,  
Schmutzige Berge, dreckige Höhen,  
Bierdosenstierler sind wir...*

## 300 pralle Müllsäcke

nebst einem Bettgestell und einigen Matratzen (Welcher müder Wanderer die wohl vergessen hat?) waren zu guter letzt Gegenstand einer typisch österreichischen Groteske: Da der Müll aus uneigennütziger Initiative und völlig kostenlos gesammelt wurde, kam der Kärntner Umwiltlandesrat Max Rauscher auf die Idee, jetzt soll der Dreck auch uneigennützig und kostenlos abtransportiert werden. Gesagt, getan. Oder zumindest fast. Verteidigungsminister Krünes willigte gerne ein, einen Bundesheerhubschrauber den Transport besorgen zu lassen. Er ruft also seine Einheit an, die Leute laufen zur Maschine, und – Halt, wir sind schließlich in Österreich.

Und ohne die Einwilligung der Bundeswirtschaftskammer geht da gar nichts. So bleibt es letztenendes doch niemandem erspart, den Instanzenweg zu gehen, der auch prompt bei der Kammer endet. Mit ihrer eifrigen Schützenhilfe tritt nun auch ein Heiligenbluter Bergführer auf den Plan, der den Alpenverein in Bausch und Bogen für den Müll verantwortlich macht (Offenbar, weil er ihn ja gesammelt hat).

Die sammelnden Idealisten mußten nach zwei Zusatztagen das Feld räumen, und die Säcke liegen noch immer, wo sie zurückgelassen wurden.

Zwei Monate später verliert Krünes endlich die Geduld, und er erteilt die Weisung, gegen alle Proteste anzufliiegen. Und damit ist das Problem beseitigt und sogar vorschriftsmäßig entsorgt, was eine private Firma zu einem Sondertarif von null Schilling besorgte. So gehts auch, Österreich.

Das war natürlich nicht alles, was die Gruppe schaffte. Vor allem das Problem des Sonderschutzgebietes Gamsgrube wurde bereinigt. Die Gamsgrube, direkt dort, wo der Weg zum Fuscherkarkopf durchführt, war Ziel eines der wichtigsten Einsätze. Der Weg durch die Grube wurde verlegt, führt jetzt schön außenrum, und die Gamsgrube ist eines der ersten wirklichen Sonderschutzgebiete, wo niemand mehr etwas verloren hat. Denn die einzigartige Fauna und Flora erscheint dem Nationalparkkomitee besonders schützenswert. Im Innerschlöß bauten unsere

...daß wir für diese  
Welt alle,  
ohne Ausnahme,  
verantwortlich sind

*Rechts:  
Heumähd in Osttirol.*



*Oben:  
Versuche zur Befestigung  
eines rutschenden Hanges.  
Rechts: Alte Holzhäuser  
im Außerschloß.*





Unten:  
Dachreperatur  
im Innergschloß.  
Unten links:  
Müllaktion der  
DAV-Jugend am  
Geigelstein.



Fotos:  
Claus Faber (2),  
Dieter Seibert,  
Hans Steinbichler  
Uli Wiesmeier

Vorgänger einen Zaun auf die Ochsneralm, hoffentlich waren die mit ihrem Stacheldraht glücklicher als wir. Und sie deckten das Haus mit Schindeln ein, die wir – wie oben beschrieben – zum allgemeinen Gaudium vor laufender Kamara mit einigen Zusatznägeln versahen.

## Im Stubaital

gab es auf der Mischbachalm eine extra kleine Spezialbaustelle mit vier Personen. Dort lernten sie ziemlich alles, was zum Führen einer Alm vonnöten ist, vom Schindelhacken bis zum Goaßmelken und vom Biertragen bis zum Steinewälzen.

Im Vergleich zu der Situation noch vor einigen Jahren werden die Naturferkel auf den Wanderwegen immer seltener, obwohl es sie immer noch gibt, Leute, die mit mir über Umweltschutz reden und beim Umdrehen ein Kaugummipapierl fallen lassen.

## Geld

hat die ganze Geschichte schon gekostet, allerdings nicht uns, die wir daran teilnahmen. Denn, wie ich glaube, war das einzige, was dem Alpenverein – außer uns – kostenlos zur Verfügung stand, die Unterkunft auf der Hofmannshütte. Sonst wurde uns im wahrsten Sinne des Wortes nichts geschenkt. Allein das Essen auf der Hofmannshütte machte 32.000 Schilling aus. Insgesamt kostete dem AV die ganze Aktion 51.880 Schilling. Zur Verdeutlichung, mit diesem Geld könnte man 1 Jahr und 4 Monate auf einer AV-Hütte wohnen, mit 1l Teewasser und einem Bergsteigeressen pro Tag.

Pro Kopf machte der Spaß Schilling 691,- aus, oder pro Nase und Tag Schilling 99,-. Ein stolzer Preis.

Der Alpenverein ist aber keine Schutzhüttenbetriebs-Ges.m.b.H., sondern ein Verein, eine Interessensgemeinschaft also, deren Ziel es sicher nicht ist (so glaube ich zumindest), an der allgemeinen Rubelmühle verbissen mitzudrehen.

Zudem scheint sich der Alpenverein nach jahrelangem Tiefschlaf darauf zu besinnen, daß die Alpen ein Teil der Umwelt sind und diese langsam stirbt. Dieses Umdenken ist nicht zuletzt dem teilweisen Generationswechsel zu verdanken.

## Unser Umweltschutz

läuft auf Umwegen. Denn er hilft, Naturräume zu erhalten und in ihrer Ursprünglichkeit wiederaufleben zu lassen, an und für sich ethisch schon ein schöner Erfolg, wenn man versucht, die Bau- und Wirtschaftssünden der 50er und 60er Jahre wiedergutzumachen. Das ist aber noch nicht alles. Denn die Erhaltung der Gegenden ist eine klare Förderung des sanften, schonenden Tourismus. Mit 113,6 Millionen Nächtigungen pro Jahr (1986) macht dieser ein schönes Stück unserer Dienstleistungsbilanz aus. Und je sanfter, also je weniger exzessiv er ist, umso weniger geht kaputt, und umso mehr Leute kommen wieder. Dementsprechende Marketingkonzepte (zum Beispiel oberes Salzachtal) scheinen tatsächlich einzuschlagen, ohne daß dabei die Umwelt zu Bruch geht.

Die Förderung des sanften Tourismus bringt Leute, Leute bringen Geld. Noch dazu zum Großteil Devisen. Immerhin kommen 67 Prozent der Urlauber aus dem Ausland.

## Der Nationalpark

Hohe Tauern ist sicher ein Schritt in die sanfte Richtung, und alle bis jetzt vorliegenden Ergebnisse sprechen von einem ausgezeichneten Erfolg. Deshalb wurde auch mit viel Mühe der Weg aus der Gamsgrube gelegt, weil diese eines der ersten Sonderschutzgebiete werden soll, die man wegen des seltenen Erscheinungsbildes dieser Landschaft mehr betreten darf. Vor einigen Monaten erschien nämlich eine internationale Kommission zur Begutachtung des Parks, ob dieser den weltweiten Richtlinien für Nationalparks entspricht, ob er in den Kataster der Nationalparks dieser Erde aufgenommen wird. (Wenn wir über die unterste Stufe hinauskommen, sind wir ja schon gut.) Die Kommission sagte nein, und unser Park, auf den wir alle so stolz sind, scheint also nirgends offiziell auf, vor allem mit dem Argument, zu wenig Sonderschutzgebiete zu haben.

Eines haben wir inzwischen: Die Gamsgrube, dort hat wirklich nur mehr die Gams etwas verloren.

## Die Umweltbaustelle

war also alles andere als für die Katz oder zum persönlichen Gaudium der Teilnehmer. Und ein wenig Wirkung hat sie doch gezeigt: Zwei Fernsehreportagen, mehrere Zeitungsartikel und einiges mehr. Vor allem hilft sie mit, zu zeigen, daß wir für diese Welt alle, ohne Ausnahme verantwortlich sind.

Die Umweltbaustelle wird auch weiter ihre Wirkung zeigen. Sie stirbt sicher nicht, sondern treibt schon wieder fleißig Knospen. Das nächste Mal geht sie von den einzelnen Jugendreferaten der Bundesländer aus. Die Vorarlberger zum Beispiel planen eine Pflanzenkläranlage auf der Sarotlahütte, die Steirer etwas ähnliches in ihrem Bundesland. Und die Hopfürgelhütte wird auch Schauplatz eifriger Aktivitäten sein. Allzuviel gibt es zu tun. Und ein großer Stein kann nur weggerollt werden, wenn wir alle zusammenhelfen. Der Antrieb, daran zu arbeiten, damit es eines Tages in dieser Richtung nichts mehr zu arbeiten gibt, soll immer wieder unser Motor sein.

## Osttirol

liegt gerade hinter mir. Eben noch hörte ich das Stakkato-Echo des Motors, wie er durch die Lawingalerie aufwärts keucht, eben noch zog das Massiv des Spitzkogels, unterbrochen durch die unerbittlichen Betonpfeiler der Lawingalerie, wie ein Film an mir vorüber, eben noch sah ich im Talgrund den blauen VW-Bus von Doris, der uns zur Bushaltestelle gebracht hat. Eben noch sah ich das weite Tal des Schlattenbaches, in dem ich sicher unzählige Male herumgegangen bin.

Und Wehmut überkommt mich, wenn ich die jetzt grüne Wiese sehe, auf der wir vor vier Tagen noch geschwitzt und gekeucht haben. Und ein paar Kälber schauen auf, einen Happen Grünzeug im Maul.

# Das Gesäuse – ein geographischer Überblick

Von Gerhard Karl Lieb und Gerhard Semmelrock

Das einstmals gemiedene und gefürchtete Gesäuse, jene wilde, düstere Schluchtstrecke der Enns unterhalb von Admont, die ihren Namen vom ohrenbetäubenden Tosen des Wassers ableitet, ist heute mitsamt ihrer umrahmenden Bergwelt eine Landschaft, der besonders in Bergsteigerkreisen höchste Wertschätzung zukommt. Die mächtigen, freistehenden Gipfel, die großartigen Wände mit ihrem festen Gestein, aber auch die reizvollen Szenerien in den vorgelagerten Almbereichen machen das Gesäuse jährlich zum Ziel tausender Touristen. Den Entstehungsbedingungen dieser eindrucksvollen Landschaft ein wenig nachzuspüren, das Verständnis für ihr Erscheinungsbild zu vertiefen und die Diskrepanz zwischen der Euphorie des Besuchers und den harten – natürlichen wie wirtschaftlichen -Lebensbedingungen für die hier ansässigen Menschen anzureißen, ist Aufgabe dieser Zeilen.

Wir verstehen unter Gesäuse nicht nur bloß den Ennstalabschnitt zwischen Gesäuseeingang und Hieflau, sondern die gesamte Landschaft in dessen Umfeld ohne scharfe Grenze nach außen: Eine regionalgeographische Beschreibung läßt sich ja genauso wenig wie die Landschaft selbst in die Umrisse eines strengen Schemas pressen. Im großen und ganzen wird das Gebiet der neuen AV-Karte (die uns leider noch nicht zur Verfügung stand, weshalb sich alle topographischen Angaben auf die Österreichische Karte 1:50000 beziehen) durch den Text abgedeckt, freilich vieles streiflichtartig kurz, vieles schwerpunktmäßig genau. In diesem Sinne soll die Gesäuselandschaft hier als Beispiel eines hochalpinen Natur- und Kulturraumes und die in ihm wirksamen Wechselbeziehungen zwischen den natürlichen Vorgängen untereinander und zwischen Natur und menschlichen Aktivitäten stehen.

## Bausteine der Landschaft – Gesteinswelt und Tektonik

In ihrem Aussehen beeindruckt die Bergwelt des Gesäuses den Wanderer, aber auch den nur interessiert Durchreisenden, durch ihr Nebeneinander von wild zerklüfteten, ein ander mal wieder sanfter geformten Gipfeln. Die Gesteine, die die Gesäuseberge aufbauen, wurden vor 190 bis 225 Millionen Jahren in der ältesten Epoche des Erdmittelalters (Mesozoikum), der Trias, abgelagert, von denen die wichtigsten später noch zu erwähnen



*Großer Buchstein vom Admonter Kaibling. Die bewaldeten Vorberge aus Hauptdolomit kontrastieren mit dem Dachsteinkalk des Buchsteins, der auf einem Sockel aus Ramsau-Dolomit liegt.*

*Alle Fotos zu diesem Beitrag, soweit nicht anders angegeben: G.K.Lieb und G. Semmelrock.*

sein werden. Das gesamte Gebiet wird von den Geologen in zwei Faziesräume gegliedert. Namhafte Geologen teilen die Gesäuseberge der Ötztal-, die nördlich gelegene Reiflinger Scholle der Lunzer Decke und beide Einheiten mitsamt der unterlagernden Grauwackenzone – an deren Aufbau noch ältere, nämlich paläozoische Gesteine beteiligt sind – dem oberostalpinen Deckenstockwerk zu.

Tektonische Vorgänge haben in der Folge diese voneinander unabhängigen Decken gegeneinander bzw. übereinander verschoben. Als weiteres wichtiges tektonisches Merkmal des Gesäuses ist die Gesäusestörung zu nennen, jene auch im Gelände oder Kartenbild deutlich erkennbare Mulde, die der



*Vor hundert Jahrmillionen angelegt; heute ein Spielplatz für Bergsteiger. Oben: Die letzten Meter zum Gipfel des Tamischbachturmes. Rechts: Am Buchstein-Westgrat.*



*Fotos:  
F. Mayr  
W. Heitzmann*

Enns im Gesäuse ca. 1,5 km nördlich parallel in West-Ost-Richtung folgt. Entlang dieser in der Kreidezeit, also vor rund 100 Millionen Jahren, angelegten, aber wahrscheinlich noch im Jungtertiär aktiven Störung erkennt man im Gelände Gesteine, die auf sehr starke tektonische Überprägung hinweisen, nämlich Mylonite, etwa im Lauferwald.

Betrachtet man die Grenze des Dachsteinkalkes zum Dachsteindolomit – etwa im Bereich des Großen Buchsteins – so fällt auf, daß diese dort in ca. 1600 m aufgeschlossen ist, gegen Osten aber immer steiler abfällt und schließlich sogar unter die Enns abtaucht. Der Grund für diese eigenartigen Lagerungsverhältnisse ist wohl einfach darin zu suchen, daß der östliche Teil des Gesäuses zur Zeit der alpidischen Gebirgsbildung weniger als der westliche gehoben wurde. Die stärkere Hebung im Westen bedingte dementsprechend stärkere Abtragung, sodaß heute vom ursprünglichen Schichtpaket des Dachsteinkalkes an den Buchsteinen nur noch Reste vorhanden sind. Im Osten hingegen wurde der Dachsteinkalk nicht so stark abgetragen (Zinödl, Tarnischbachturm), ein Beweis dafür, daß dieser Ostteil in seiner Entstehungsgeschichte seit jeher tiefer lag als der Westen. Vereinfacht kann diese tektonische Situation durch die Vorstellung einer West-Ost verlaufenden tektonischen Mulde (Synklinalen) wiedergegeben werden, die ihren tiefsten Punkt im Raum Hiefrau aufweist und deren beiderseits gelegene Schenkel im Norden im Buchstein und im Süden im Lugauer kulminieren (W. Kollmann, 1983, 48). Das Kapitel abschließend seien noch kurz die *wichtigsten Gesteine* genannt:

\* Der *Werfener Schiefer* entstammt der ältesten Unterperiode der Trias, dem Skyth. Er ist ein Tonschiefer, der z.B. den Pleschberg zur Gänze, die nördlichen Hänge der Reichensteingruppe teilweise aufbaut.

\* Der *Wetterstein- oder Ramsaudolomit* hat großen Anteil am Aufbau der Gesäusehochalpen und weist Mächtigkeiten bis zu 1100 m auf. Er verwittert zu kleinen Türmchen und tritt z.B. im Johnsbachtal zu Tage. Angemerkt sei, daß im Gebiet dieses Gesteins die Vegetation stark zurücktritt.

\* Weitere wichtige Dolomite sind der *Haupt- und der Dachsteindolomit*, von denen letzterer vor allem am Aufbau des Sockels der Buchsteine beteiligt ist, während ersterer vor allem im Gebiet der Reiflinger Scholle auftritt.

\* Der besonders weit verbreitete *Dachsteinkalk* kann eine Mächtigkeit von 700 m erreichen und neigt zu intensiver Verkarstung. Schon O. Ampferer, 1935, meinte, daß die Gesäuseberge „diesem mächtigen, klaren und starken Gestein einen großen Teil ihrer Schönheit und Großartigkeit“ verdanken. Er baut nicht nur etwa die Hochtorgruppe, sondern auch den über Hiefrau wachenden Tarnischbachturm in seiner ganzen Mächtigkeit auf. Charakteristisch ist seine Feingliederung durch „Bänke“, die so manche der Kletterrouten geschickt ausnützen.

\* *Lockermaterialien* auf dem Buchstein- oder Kaiblingplateau geben Zeugnis von jüngeren Sedimentationsphasen im Jungtertiär, einem Teil der Erdneuzeit (Känozoikum).

\* Nicht zuletzt zeugen *Moränenreste*, z.B. bei Gstatterboden oder am Buchauer Sattel, von der jüngsten, intensiven Umformung der Landschaft – sieht man von der Aktualmorphologie ab – in den Kaltzeiten des Pleistozäns, der letzten Eiszeit.

## Schluchten, Wände, Gipfel – Grundzüge der Formenwelt

Das Gesäuse fällt in zweifacher Hinsicht aus dem Rahmen der umliegenden Gebiete: Zum einen ist es der abrupte Wechsel im Charakter des Ennstales zwischen dem breiten Talboden der Enns bei Admont und der Schluchtstrecke des eigentlichen Gesäuses, und zum anderen kontrastieren die schroffen Stöcke und Einzelgipfel der Gesäuseberge nicht nur mit den sanften Rücken und Kuppen der Grauwackenzone, sondern auch mit den benachbarten Kalkplateaugebirgen (Hochschwab, Totes Gebirge). Beide Phänomene gehören ursächlich zusammen, denn die Steilheit der Gipfel ist mitbedingt durch den tiefen Einschnitt der Enns in ihrem Durchbruchstal.

Grundsätzlich muß festgestellt werden, daß alle Flüsse der Nördlichen Längstalfurche die Kalkalpen auf ihren Wegen ins Alpenvorland durchbrechen (z.B. Salzach im Paß Lueg). Die Besonderheit des Gesäuses dabei ist die Tatsache, daß die Enns im Gesäuse die Längstalfurche des Oberen Ennstales beibehält und erst unterhalb von Hiefrau gegen Norden ausbiegt. Hierzu kommt noch der Eindruck, daß für die Enns über den Buchauer Sattel doch ein leichter und kürzerer Weg zur Verfügung stünde.

Eine erste wichtige Beobachtung ist das Vorhandensein gebietsfremder Gerölle – mit Herkunft aus Grauwackenzone oder Zentralalpen – in den Hochzonen, etwa auf dem Buchstein-Plateau oder bei der Heßhütte. Diese sogenannten Augensteine zeigen, daß es eine ursprüngliche Süd-Nord-Entwässerung direkt von den Zentralalpen ins Alpenvorland gegeben haben muß, zu einer Zeit, als es noch keine Längstalfurche – und somit kein Ennstal im heutigen Sinne – gab und die Gesäuselandschaft noch ein bescheidenes Berg- oder Hügelland war. Wie dieses ausgesehen haben könnte bzw. wie es sich entwickelte, darüber herrschen unterschiedliche Auffassungen: Während K. Wiche, 1951, S. 206 ff., die Bedeutung einer mehrphasigen Großfaltung betont, also die Landschaftsgestaltung durch den lokalen Wechsel von Hebung und Senkung erklärt (demnach wäre etwa das Hochtor eine Wölbungs-, das Ennseck eine Muldenzone), sieht A. Winkler-Hermaden, 1957, S. 576, in den flachen Geländeteilen zerschnittene Reste alter Abtragungsflächen, deren unterschiedliche Höhenlagen mit der ruckweisen Hebung der Alpen im Jungtertiär in Zusammenhang stehen, d.h. die höchstgelegenen Flächen sind die ältesten (z.B. Buchstein-Plateau), die tiefstgelegenen sinngemäß die jüngsten. Nichtsdestotrotz sind die alten Niveauflächen im nachhinein häufig durch tektonische Vorgänge in ihrer Höhenlage versetzt oder schräggestellt worden (J. Sölich, 1928, S. 176), sodaß die Rekonstruktion dieser „Uroberflächen“ erschwert ist.

Das erwähnte Süd-Nord-Flußnetz ist noch in einigen Resten erhalten. Ein gutes Beispiel bildet jene gedachte Verbindung vom Ennseck (Heßhütte) zum Sattel der Eggeralm (Ennstalerhütte): Obwohl die Hochtäler zu beiden Seiten des Ennstals, die

man auf den Hüttenwegen zur Heßhütte durchschreitet, schon stark durch Gletscher- und Karstwirkungen umgestaltet sind und zwischen Ennseck und Eggeralm heute der 1000 m tiefe Einschnitt der Enns liegt, kann man im Blick von der Heßhütte nach Norden noch gut dieses alte Tal erahnen. Die zentrale Frage der Entstehung der Gesäuseschlucht besteht nun darin, wodurch diese alte Flußrichtung, die vor – größenordnungsmäßig – 5 bis 10 Millionen Jahren noch intakt war, außer Funktion gesetzt wurde.

Wichtig ist dabei die das Gesäuse in der Linie Lauferwald-Brucksattel-Hochscheibenalm durchziehende Störung, die den Himbeer-, Bruck- und Gstatterstein vom Buchstein-Tamischbachturm-Zug trennt, worauf besonders *O. Ampferer*, 1935, S. 8, mit Nachdruck verwiesen hat. Diese Störung, zu deren beiden Seiten seit der Kreidezeit wiederholt Vertikalverschiebungen stattfanden, bewirkte eine starke Materialzermürbung und trug somit wesentlich dazu bei, daß die Enns sich diesen Weg bahnen konnte. Weiters ist bedeutend, daß sich der gipfelbildende Dachsteinkalk nach Osten hin absenkt und in ihm eine West-Ost streichende Mulde mit Kern etwa im heutigen Talbereich eingesenkt ist. Schließlich kommt noch hinzu, daß im Osten des Gesäuses ein wichtiges, altes Absenkungsgebiet liegt, das sich landschaftlich in den Becken von Gams und Mooslandl, geologisch durch Tertiärvorkommen bei Hieflau manifestiert. Hierauf beruht eine interessante Theorie der Gesäuseentstehung, die *W. Kollmann*, 1983, S. 59 ff., im Anschluß an die Überlegungen von *J. Zötl*, 1961, entwickelt hat, und zwar unter Bedachtnahme auf die besonderen Gegebenheiten in den vorliegenden, unterirdisch entwässerten Gesteinen. Demnach wären die nach Norden fließenden Bäche der Reihe nach von Osten her – ausgehend vom tiefliegenden Vorfluterniveau bei Hieflau-Mooslandl – unterirdisch angezapft, d.h. nach Osten hin abgelenkt worden, zuerst der Bach Ennseck-Eggeralm, dann der Johnsbach und schließlich die über den Buchauer Sattel (der damals noch intaktes Tal war) fließende Enns. Dadurch hätten sich Höhlenflüsse gebildet – eine im Karst durchaus übliche Erscheinung –, die unterirdischen Hohlräume hätten sich unter Mitwirkung der Kalklösung erweitert, und deren Einsturz hätte schließlich zur Bildung der heutigen Gesäuseschlucht geführt. Diese Theorie hat zweifellos viel für sich – eine solche unterirdische Ableitung von Wasser gibt es heute z.B. an der oberen Donau bei Immendingen –, kann aber angesichts der riesigen Dimensionen des Gesäuses als alleinige Ursache angezweifelt werden; man wird wohl mit dem Zusammenspiel mehrerer Faktoren, namentlich der Tektonik, rechnen müssen.

Neben diesen Gegebenheiten, bei denen noch viele Detailfragen offen sind, erwächst der unverwechselbare Charakter der Gesäuselandschaft noch aus weiteren, meist jüngeren formbildenden Einflüssen. An erster Stelle ist wohl der Einfluß der Vergletscherung in den Kaltzeiten des Pleistozäns, das vor etwa zwei Millionen Jahren begann, zu nennen. In der Rißkaltzeit, als der Ennsgletscher bis ins Gebiet Großbraming, also weit hinaus in die Voralpen, reichte (*A. Penck und E. Brückner*, 1909, S. 224), war das Gesäuse noch Teil eines „Eisstromnetzes“, dem nur die

hohen Gipfel – selbst von Flankeneis bedeckt – entragten. Die Würmkaltzeit, deren letzter Höhepunkt sich erst vor etwa 20.000 Jahren ereignete, brachte nur geringere Vergletscherung hervor: Der Ennsgletscher endete etwa am Ausgang des Hartelsgrabens im Gesäuse und sandte eine Gletscherzunge über den Buchauer Sattel, wo uns eine prächtige Moränenlandschaft in der Buchau erhalten ist. Im Anschluß daran setzten flußabwärts die charakteristischen Flußterrassen ein, die von den Gletscherschmelzwässern aufgeschüttet wurden; ihre Schotter sind heute zu Konglomeraten verfestigt und in tiefen Schluchten zerschnitten. Diese Terrassen sind sehr wichtig als Siedlungs- und Verkehrsträger, ebenso wie die höhergelegenen, kleinen Reste älterer Terrassen, die man besonders bei St. Gallen und Mooslandl antrifft (*D. v. Husen*, 1967). Da die Gesäuseberge im Würm also nicht mehr vom Eis überwältigt waren, konnte sich eine bedeutende Lokalvergletscherung entwickeln, die viele Täler umgestaltete und Moränen hinterließ. Die Gletscher am Nordhang des Buchstein-Tamischbachturm-Zuges etwa reichten weit gegen den tektonisch vorgezeichneten Talzug Erbsattel-Übergang hinab. Der Rückzug des Eises erfolgte langsam und von immer kleiner werdenden Vorstößen unterbrochen, die auch in höheren Lagen Moränen hinterließen (z.B. Sulzkar, Roßkar, Schneeloch). Erst vor rund 10.000 Jahren setzten klimatische Verhältnisse ein, die mit nur geringen Abweichungen den heutigen entsprechen, also im Gesäuse keine Gletscher, wohl aber in geschützten Lagen den Sommer überdauernde Firnflecken (z.B. Tellersack) oder ganzjährige Eisbildungen in Karstschächten (z.B. Schneekar) ermöglichen.

Auf die durch die verschiedenen Gesteine bedingten Landschaftsformen ist schon *G. Geyer*, 1918, ausführlich eingegangen. Entscheidend ist die Widerstandsfähigkeit der Gesteine gegenüber den außenbürtigen Kräften der Verwitterung und Abtragung. Den so reizvollen Kontrast zwischen den durch leichte Abtragbarkeit bedingten sanften Formen von Grauwackenzone und Werfener Schiefer dokumentiert wohl am schönsten die Lage der Mödlinger Hütte. Aber auch die in Raibler Schichten gelegenen Almflächen der Grabneralm heben sich deutlich von ihrer steileren Umgebung ab. Häufig sind auch Sättel an weichere Gesteine – meist zusammen mit tektonischen Gegebenheiten – gebunden, wofür Grabnertörl (Admonterhaus) oder Sulzkarhund Beispiele darstellen. Sehr bedeutend für das Landschaftsbild sind auch die Unterschiede zwischen den Karbonatgesteinen: Der stark klüftige Dolomit verwittert zu feinem Schutt oder Grus und wird durch Erosion so leicht zerschnitten, daß bizarre, völlig unzugängliche Landschaften mit steilen Rippen, Türmen, Scharten sowie tiefen Schluchten und Klammern entstehen, durch die sich bei Starkniederschlägen und/oder zur Schneeschmelze gewaltige Materialmengen in Form von Muren zu Tal bewegen (z.B. Haindlkar). Die ausgedehnteste Erosionslandschaft dieser Art befindet sich im Ramsaudolomit zu beiden Seiten des unteren Johnsbachtales, wo einige der Türme von der Bevölkerung mit phantasievollen Namen belegt wurden (Totenwächter, Schulmeister usw.) und sich oft Wortverbindungen mit -schütt oder -gries finden. Demgegenüber sind die



*Wechsellagerung verschieden widerstandsfähiger Gesteine: Blick vom Anstieg auf die Gsüchmauer nach Osten. Im Vordergrund das Hochhäusl, links hinten der Lugauer.*

kompakten, für Kletterer interessanten Wände an Kalk, vor allem Dachsteinkalk, gebunden, bei dem wieder zwischen den massigen Rifffalken von Kaibling-Reichenstein einerseits und den prächtig gebankten Kalken der übrigen Gesäuseberge andererseits zu unterscheiden ist. Die Schichten lagern oft flach, bewirken mitunter asymmetrische Gipfel oder Grate (z.B. Planspitze, Dachl) und erheben sich nur am Lugauer in senkrechte Stellung, was die elegante Form dieses Gipfels mitbedingt. Das wohl schönste Beispiel für die morphologische Wirksamkeit verschiedener Gesteine und ihrer Lagerung zeigt das Gebiet Gsüchmauer-Hochhäusl-Stadelfeld.

Von Bedeutung ist die Löslichkeit des Kalkes in kohlesäurehaltigem Wasser, was neben einem speziellen Karstformenschatz eine typische, unterirdische Hydrographie bedingt. An Formen sind vor allem die in allen Karstgebieten verbreiteten Dolinen zu nennen, die im Gesäuse vor allem auf den Altflächenresten anzutreffen sind. Besonders schön ausgeprägt sind die Karren, die glatte Felsflächen oft völlig zerfurchen (z.B. Schneeloch, Dachl). Die hydrographischen Verhältnisse hat für die nördlichen Gesäuseberge *W. Kollmann*, 1983, geschildert; auch im Gesäuse sind die Kalkgebiete oberflächlich wasserlos – größere Quellen gibt es nur an wasserstauernder Unterlage oder im Talniveau –, und die üblichen Charakteristika der Karstwasserzirkulation gelten auch hier, Höhlen sind allerdings vergleichsweise selten.

In den Gesäusebergen ist heute auf Grund ihrer Höhe und Steilheit eine starke Weiterformung der Landschaft zu beobachten. Die Enns selbst hat in ihrem Lauf durch das Gesäuse noch kein ausgeglichenes Gefälle, sondern arbeitet sich im Gesäuseeingang und bei Hieflau noch in die Tiefe, während sie in der im Dolomit angelegten Talweitung von Gstatterboden so geringes Gefälle hat, daß es zur Ablagerung von Schotterbänken kommt. Ein anderes, allerdings schon kaltzeitliches Beispiel für die Erosionskraft eines Baches stellt die Anzapfung des Kaiseraubaches dar, der – wie im Gelände noch wunderbar zu sehen ist – ursprünglich ins Paltental floß, aber durch den vom tief liegenden Admonter Becken aus sich rasch einschneidenden Lichtmeßbach – nach Beseitigung der Wasserscheide zwischen Toneck und Bichlerhalt – gegen Norden umgelenkt wurde.

Die intensivsten Abtragungsvorgänge herrschen heute natürlich in den fast vegetationslosen Wänden des Dolomits und Kalks. Durch Frostwechsel und Temperaturoegensätze wird das Gestein gelockert, stürzt ab und sammelt sich am Wandfuß in Schutthalde. Oft brechen auch größere Gesteinspartien in Form von Bergstürzen nieder, ein Vorgang, der vor allem knapp nach Rückzug der Gletscher häufig war, wie die vielen, schon gut überwachsenen Riesenblöcke zu beiden Seiten des Weges zur Heßhütte von Johnsbach zeigen. In den bewaldeten Bereichen sind demgegenüber die Geländeformen durch die Vegetation gut konserviert, nur abschnittsweise können – besonders wenn Boden und Vegetation durch den Menschen geschädigt werden – Rutschungen und Erosionserscheinungen auftreten.

## Klimatische Einflüsse und Vegetation im Gesäuse

Aufgrund seiner relativen Offenheit gegen großräumige Strömungen aus West bis Nord zeigen sowohl das Gesäuse als auch die umgebende Bergwelt viele typischen Attribute des Nordstaubereiches; ein wenig abgeschwächt zwar gegenüber den Verhältnissen z.B. im Salzkammergut – man denke nur an die gigantischen Niederschlagsmengen dort – aber doch so gänzlich anders als beispielsweise der südöstliche Alpenrand. Bevor einige Klimatelemente gesondert betrachtet werden, sei deshalb ein kurzer jahreszeitlicher Witterungsüberblick vorangestellt.

Der *Winter* ist im Gesäuse gekennzeichnet durch oftmals langandauernde milde West- oder Nordwestströmungen. In diese eingelagert sind nicht selten massive Schlechtwetterfronten, die dann den Nordalpen die weithin bekannten tagelangen Schnee- oder Regenfälle bescheren. Gerade im Winter ist aufgrund des gegenüber den anderen Jahreszeiten tieferen Temperaturniveaus und der damit verbundenen tieferen Wolkenuntergrenzen der Gegensatz zwischen den strömungszugewandten Luv- und den abgewandten Leeseiten besonders markant. Verbunden mit diesen Niederschlägen sind oftmals auch heftige Stürme. Längerdauernde Schönwetterlagen sind während des Winters sehr häufig nur auf die Zeit zwischen Mitte Jänner und Mitte Februar beschränkt, ansonsten kündigt ein kurzzeitiges Zwischenhoch zumeist schon die nächste Störungfront an. Ein besonderes thermisches Phänomen ist allerdings an

eben jene Schönwetterlagen beschränkt, nämlich jenes der Temperaturumkehr, der sogenannten Inversionen. Diese sind zwar im Gesäuse weniger ausgeprägt als etwa westlich davon (Admont), doch sind Temperaturunterschiede von mehr als 5 Grad zwischen dem kalten Talboden und den höheren und wärmeren Lagen durchaus keine Seltenheit.

Im *Frühjahr* dominiert im Gebiet des Gesäuses das wechselhafte Wetter, d.h. es bleibt zwar niederschlagsreich, aber der Jahreszeit entsprechend wird es natürlich wärmer. Die Niederschläge fallen jedoch bis weit in das Frühjahr hinein als Schnee.

Auch der *Sommer* ist weniger durch schöne, warme Sonnentage als durch häufige Niederschläge gekennzeichnet. Zudem fallen diese Niederschläge nicht, wie z.B. im südöstlichen Vorland in kurzen Gewittern, sondern tagelange Landregen sind die dominierende Erscheinungsform. Sie wird verursacht durch Tiefdruckgebiete, die sich gerade während des Sommers häufig über dem erwärmten Kontinent festsetzen und ihren Kern meist über Mitteleuropa haben.

So bleibt zu guter Letzt nur noch der *Herbst* als jene Jahreszeit mit der größten Schönwetterbeständigkeit. Wer erinnert sich nicht gerne an strahlend schöne, wolkenlose, milde Herbsttage auf einem der aus den Wolkenmeeren der Täler aufragenden Gipfeln des Gesäuses. Diese Hochdruckperioden des Herbstes dauern oft einige Wochen an, beginnen im Spätsommer noch heiß und dunstig und enden dann mit Herbststürmen und Schneefällen als Vorboten des nahenden Winters.

Die für den Bergsteiger wohl wichtigsten *Klimaelemente* sind sicherlich *Wind, Temperatur, Niederschlag und Bewölkung*. Steigen wir aus den Tälern bis zu unserem auserwählten Gipfel auf, so durchqueren wir thermisch gesehen mehrere Zonen, die man vor allem im Herbst besonders gut miterleben kann. Da befindet sich zuunterst bis in eine Höhe von ca. 700 bis 900 m reichend jener Bereich, der durch das häufige Auftreten von beständigen Inversionen gekennzeichnet ist. Daran anschließend folgt eine bis in eine Höhe von ca. 1000 m reichende Zone, die nur noch bei Existenz sehr hochreichender Kaltluftseen kühler als die Hochregion ist. Erst ab einer Höhe von etwa 1000 m wird dann jener Bereich erreicht, in dem die Temperatur, wie sonst üblich, mit zunehmender Höhe relativ regelmäßig abnimmt.

In der am tiefsten gelegenen der erwähnten Zonen erreicht die *Temperatur* im Mittel des kältesten Monats bis  $-4$  Grad, absolute Minima von unter  $-20$  Grad sind aber keine Seltenheit, genauso wie Maximalwerte von über 30 Grad. Das Jahresmittel der Temperatur beläuft sich hier auf annähernd 7 Grad bis 7,5 Grad. An 110 bis 130 Tagen im Jahr sinkt die Temperatur unter 0 Grad ab, dafür erreicht sie 35 bis 45 Mal mehr als 25 Grad („Sommer- tage“). Je höher man kommt, desto niedriger werden verständlicherweise die Mittelwerte und desto höher wird die Zahl der Tage, die als Synonym für Kälte stehen („Frosttage“, „Eistage“), bis man schließlich in jenen Bereich vorstößt, in dem kein einziger Monat mehr über 10 Grad erreicht und wo zu jeder Jahreszeit Frost und Schnee möglich sind.

Nimmt die Temperatur also in der Regel mit zunehmender Höhe ab, so verhält es sich mit dem *Niederschlag* umgekehrt. In den Tälern muß man mit etwa 140 bis 160 Niederschlagstagen rechnen, die in Summe 1350 bis 1700 mm Niederschlag bringen; in einer Höhe von ca. 1500 m fällt bereits an 150 bis 190 Tagen

1500 bis 2000 mm Niederschlag in Form von Regen oder Schnee, und in der höchstgelegenen Zone sind 200 Niederschlagstage mit insgesamt über 2000 mm Niederschlag keine Seltenheit. Analog zur Anzahl der Niederschlagstage steigt auch die Zahl der Tage mit Schneebedeckung mit zunehmender Höhe; als Ausnahme müssen besonders exponierte Gipfel des Gesäuses gesehen werden, die infolge ihrer guten Anströmbarkeit nur relativ kurze Zeit eine Schneebedeckung aufweisen. Doch bereits in kleinen Senken oder Mulden unterhalb der Gipfel bleibt der Schnee bis zu 230 Tage des Jahres liegen. Die Hauptmenge des Niederschlages fällt zwar, wie für Mitteleuropa üblich, im Sommer, doch ergibt sich aus der eingangs erwähnten Lage des Gebietes im Nordstaubereich ein sekundäres Wintermaximum, das aber nicht mehr so ausgeprägt erscheint, wie dies im benachbarten Salzkammergut der Fall ist.

Sonnenschein darf man am ehesten im Herbst erwarten, denn diese Jahreszeit weist die höchste Sonnenscheindauer auf. Werte von über 50% relativer Sonnenscheindauer (= Anteil der tatsächlichen an der maximal möglichen Sonnenscheindauer) sind zu erwarten, womit das Gesäuse im jahreszeitlichen Vergleich mit dem Vorland deutlich bevorzugt erscheint. Aufgrund dieser klimatischen Besonderheiten lassen sich nach *H. Wakonigg* (1978) folgende *Gebiete mit einheitlichen Witterungszügen* zusammenfassen.

\* *Mäßig winterkalte Talklimate*. Sie sind auf Höhenlagen bis 900 m beschränkt und am besten als mäßig winterkaltes, mäßig sommerwarmes, ozeanisch beeinflusstes, niederschlags- und schneereiches Laubwaldklima zu beschreiben.

\* *Die Berglandstufe* umfaßt die Bereiche zwischen der Siedlungs- und der Waldgrenze, also die Zone zwischen 800/1000 m und 1600/1700 m. Die Zusammenfassung einer so großen Vertikalerstreckung ist aufgrund der witterungsklimatischen Einheitlichkeit des betreffenden Bereiches gerechtfertigt. *H. Wakonigg* (1978) bezeichnet diese Stufe als mäßig winterkaltes bis winterstrenges, sommerkühles, sehr niederschlags- und schneereiches Waldklima. Es ist die klimatische Heimat des sogenannten Voralpenwaldes (Buchen-, Tannen-, Fichtenmischwald).

\* *Die alpine Stufe* ist zwischen der Wald- und der im Gesäuse nicht erreichten Schneegrenze anzutreffen. Gegen die Berglandstufe findet sie ihre Abgrenzung durch den Verlauf der 10-Grad-Linie des wärmsten Monats, der in etwa mit dem Verlauf der Grenze des flächendeckenden Waldes zusammenfällt. Aufgrund des Fehlens einer frost- und schneefreien Jahreszeit ist sie mit winterstreng und sommerkalt, extrem niederschlags- und schneereich ausreichend definiert.

\* *Der engere Bereich des Johnsbachtals* unterscheidet sich von den mäßig kalten Talklimaten durch die größere Strenge der Winter, sodaß das Wort „mäßig“ als Charakteristikum entfallen muß. Eine statistische Übersicht der wichtigsten Klimaelemente gibt die folgende Tabelle.

Bei dieser geschilderten Vierteilung des Gesäuses in einheitliche Klimalandchaften sind diese immer wieder durch bestimmte Vegetationsbereiche unterschieden worden, da deren Höhenbezogenheit das Klima widerspiegelt. Daneben aber spielen andere Faktoren eine nicht zu vernachlässigende Rolle, wie etwa die Topographie oder der geologische Untergrund. *R. Scharfetter*, 1954, unterscheidet für die Nördlichen Kalkalpen

Ausgewählte Klimadaten für das Gesäuse  
(meist 1951–70), H. Wakonigg, 1978

	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X	XI	XII	Jahr
relat. Sonnenscheindauer in % (Admont, 615 m)	32	34	42	42	40	41	44	46	44	51	30	23	41
Temperatur (Admont)	-5,4	-2,6	1,3	6,8	11,1	14,7	15,9	15,2	12,5	7,3	1,9	-3,5	6,3
(Hieflau, 492 m)	-3,0	-1,0	2,8	7,7	11,9	15,4	17,0	16,2	13,8	8,3	3,3	-1,5	7,6
Zahl der Tage mit mehr als 0,1 mm Niederschlag (Hieflau)	16,5	16	16	16	18,5	18,5	18,5	17	13,5	12,5	13,5	15,5	192
Niederschlag in mm (Gstatterboden, 560 m)	L 71	76	74	106	143	188	228	193	101	99	86	91	1456
(Admont)	65	71	74	88	113	152	183	158	90	85	69	80	1228
(Hieflau)	91	101	111	136	176	193	236	186	118	115	103	119	1685
Vegetationsperiode (Admont)	6. 4. – 29. 10. (= 207 Tage)												
(Hieflau)	27. 3. – 6. 11. (= 225 Tage)												

*drei Vegetationsstufen*, wobei er mit Recht anmerkt, daß die klimatische Stufeneinteilung durch die geologischen Gegebenheiten stark verwischt wird.

Bis in eine Höhe von ca. 1400 m herrscht über weite Bereiche der Charakter eines *Mischwaldes* vor, der sich zum Gutteil aus *Fichten* und *Buchen* sowie *Tannen* zusammensetzt. Dieser sogenannte *Voralpenwald* steigt manchmal bis zur oft extrem niedrigen Waldgrenze an, sodaß sich an manchen Stellen bis gegen 1600 m noch die besonders kalkliebende *Rotbuche* in krüppelförmigem Wuchs findet.

Über dieser Zone des Voralpenwaldes schließt eine *Übergangsstufe* an, die von *Lärchen* und *Zirben*, hauptsächlich aber *Latschen* geprägt ist. Die *Latschen* sind im allgemeinen auf wenig feuchte Standorte, die auf Kalk ja dominieren, beschränkt und können aufgrund ihrer äußerst biegsamen Äste auch das schwere Gewicht großer Schneemengen oder Lawinen gut überstehen. Sie bilden an den Hängen der Gesäuseberge oftmals ein undurchschreitbares Dickicht und stoßen in Lawinenrinnen bis weit gegen das Tal, ja bis nahe zur Enns, vor. Diese Übergangsstufe ist auch die Heimat der *Alpenrose*, die sich flächendeckend aber nur unter der Voraussetzung eines besonders guten Schneeschutzes über die Waldgrenze hinaufwagt. Im Bereich der Übergangsstufe werden dem aufmerksamen Wanderer da und dort auch *Grünerlen* auffallen, die sich auf die wenigen gut befeuchteten Stellen mit zusätzlich langer Schneebedeckung beschränken.

Darüber folgen die *Grasheiden*, die wir oft als willkommene Rastplätze am Weg zu den Gipfeln benützen. Die windexponierten, nur kurzzeitig schneebedeckten Flächen sind die bevorzugten Plätze der *Polstersegge*, die man aufgrund ihrer harten, immergrünen Halbkugelpolster leicht erkennt. Windgeschützte Lagen hingegen, in denen sich der Schnee länger hält, sind von den *Horstseggen* bewohnt.

Als oberste Stufe ist die *Pionierstufe* zu nennen, in der sich auf *Felsen* und *Schutthalden* nur noch extrem *spezialisierte Pflanzenarten* gegen Sturm, Frost und Strahlung behaupten können. Doch ist es immer wieder ein Erlebnis, wenn in winzigen, mit Feinerde gefüllten Spalten sogar vereinzelt Blütenpflanzen ihre Wurzeln schlagen können.

Kennzeichnend für das Gesäuse wie für die meisten hochalpinen Regionen ist aber, daß sich das räumliche Verteilungsmuster der Vegetation nicht an diese Höhenzonierung hält. Die *Latschen*, welche bis ins Tal vorstoßen oder die *Rotbuchen* an der Waldgrenze sind Beispiele dafür. Charakteristisch ist immer wieder die Spezialisierungsfähigkeit von Pflanzen: Einige etwa gedeihen nur auf Schutt oder in Felsspalten, und je mächtiger eine Schutthalde – als Dokumentation von Verwitterungs- und Abtragungsfähigkeit der darüberliegenden Wand – ist, desto tiefer steigen auf ihr die auf Schutt spezialisierten Pflanzen hinab ins Tal. Als Beispiel sei das untere Johnsbachtal genannt, wo auf Schutthalden als Leitlinien Pflanzen höherer Vegetationsstufen wie *Enzian*, *Steinbrech* und *Silberwurz* als Begleiter des auf diesen Halden beheimateten Täschelkrautes weit ins Tal steigen (D. Ernet, 1985).

Vom Klima aus gesehen ließe sich die *Waldgrenze* im Gesäuse bei 1900 m annehmen. Diese Höhe wird aber nur im Gebiet des Reichensteins erreicht (G. Suetter und T. Untersweg, o.J., 16), ansonsten ist die Waldgrenze äußerst stark durch die intensive Landformung des Gesäuses, die heute noch andauert und im vorhergehenden Abschnitt beschrieben wurde, inselartig zerlegt, sodaß über weiten Gebietsteilen nicht einmal 1600 m erreicht werden.

## Vom Eisenwesen zum Tourismus – Die Kulturlandschaft

Diese natürlichen Gegebenheiten haben den Menschen seit jeher mehr als anderswo gezwungen, seine Siedlungs- und Wirtschaftstätigkeit auf die wenigen kleinen Gunstbereiche in den Tälern zu beschränken. Dies kommt wohl am deutlichsten in der Lage der Siedlungsgrenze zum Ausdruck, die im Gesäuse selbst und im Umkreis von St. Gallen und Landl-Hieflau 700 m nur wenig übersteigt. Nur im Süden und Westen der Gesäuseberge bedingen die günstigeren Gelände-, Boden- und Klimaverhältnisse ein Ansteigen der höchsten Gehöfte bis knapp über 1000 m (z.B. Johnsbach).

In den ländlichen Gebieten ist die *Streusiedlung* mit *Paarhöfen*, die jeweils von ihrer zugehörigen, meist *blockförmigen Einödlflur* umgeben werden, charakteristisch. Die ursprüngliche Hauslandschaft mit *Stein-Holz-Mischbauweise* und stellen *Schopfwalmdächern* ist meist gut erhalten, in der Regel aber nicht im eigentlichen Sinne landschaftsbestimmend, da das Vollerwerbsbauerntum in diesem Gebiet nie eine dominierende Rolle einnahm, bot doch das Eisenwesen um den Steirischen Erzberg seit jeher gute Nebenerwerbsmöglichkeiten. Für die *geschlossenen Siedlungen* ist oberhalb des Gesäuses die Lage auf den *Schwemmkegeln* der zum Ennstal mündenden Seitenbäche typisch (z.B. Admont), unterhalb des Gesäuses die Lage auf den kaltzeitlichen *Flußterrassen* (z.B. St. Gallen), welche überhaupt als fast alleinige Träger von Siedlungen und Landwirtschaftsflächen – vor allem Grünland – in Erscheinung treten; sowohl die steilen Abhänge der Terrassen zur Enns als auch die darüber aufragenden Hänge in Dolomit und Kalk sind, sofern nicht Fels ansteht, ausschließlich der Forstwirtschaft vorbehalten.

Unter diesen Voraussetzungen wird es auch verständlich, daß die Gesäuseschlucht spät – wahrscheinlich erst im Mittelalter – besiedelt wurde und auch ein Verkehrshindernis ersten Ranges darstellte, das in einem Saumweg über den Buchauer Sattel umgangen und erst im 19. Jahrhundert durch eine Straße erschlossen wurde (V. Geramb, 1918). Wirkliche verkehrsgeographische Bedeutung erhielt das Gesäuse aber erst mit der Erbauung der „Kronprinz-Rudolf-Bahn“ 1872/73, die – ebenso wie die moderne Gesäusebundesstraße – durch aufwendige Bauten gegen Muren, Steinschlag und Lawinen geschützt werden muß, dennoch aber immer wieder von Katastrophen betroffen wird (Anonym, 1987).

Betrachtet man die *wirtschaftliche Situation* des Gesäusegebietes, so kommt man nicht umhin, von den historischen Gegebenheiten auszugehen. Die Entwicklung muß in Zusammenhang mit dem *Eisenwesen* gesehen werden, in dessen Mittelpunkt die Verarbeitung des am Steirischen Erzberg abgebauten Erzes stand. Für das Gesäuse waren dabei vor allem zwei Sparten von Bedeutung, nämlich die Eisenverarbeitung in den Hammerwerken der steirischen „Eisenwurzten“ um St. Gallen und Großreifling und die Versorgung dieser Anlagen mit Holzkohle. Das Holz

wurde in oft abgelegenen Gebieten geschlagen, in Riesen zu Tal befördert und auf den Flüssen weiter „getriftet“ bis zu den großen Rechen, die zwischen 16. und 19. Jahrhundert in Hieflau und Großreifling standen. Die angeschlossenen Köhlereien erzeugten das Brennmaterial für die Rad- und Hammerwerke (H. Lackner, 1984, S. 191 ff.). All diese Einrichtungen boten eine Vielzahl von Nebenerwerbsmöglichkeiten für die bäuerliche Bevölkerung, weshalb Kleinbesitz und Keuschertum große Bedeutung besaßen, sofern nicht überhaupt nichtagrarische Lebensweisen vorherrschten. Daneben bot noch die Beförderung der Eisenerzeugnisse (Wasserweg und Saumverkehr) bzw. im Gegenzug der Transport landwirtschaftlicher Produkte aus dem Alpenvorland zu den Bergbau- und Eisenverarbeitungsstätten vielen Menschen Arbeit (F. Tremel, 1968, S. 262). Ein weiteres bedeutendes Wirtschaftszentrum war das 1074 gegründete Stift Admont, das sich auch besonders mit dem Bergbau beschäftigte und bis zur Mitte des zweiten Jahrtausends in der *Salzgewinnung* – namentlich in Hall – führend war. Darüberhinaus wurden *Kupfer- und Eisenerze*, vor allem am Nordsaum der Grauwackenzone im Johnsbach- und Radmertal, abgebaut (A. Krause, 1968).

Hierbei kam dem *Wald* eine zentrale Stellung zu, die er auch nach Umstellung der Energieträger des Eisenwesens auf fossile Brennstoffe in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht verlor. Bis zum heutigen Tag ist eine Forstwirtschaft im großen Stil, basierend auf Dominikalkbesitz (besonders Steiermärkische Landesforste), für das Gesäuse und seine Umgebung charakteristisch. Ungeachtet der wirtschaftlichen Bedeutung der Forstwirtschaft fallen immer stärker auch ihre negativen Begleiterscheinungen auf, etwa großflächige Kahlschläge, Monokulturen und Forststraßen, die im Landschaftsgefüge ästhetisch und ökologisch nicht unproblematisch sind, oder – in einem anderen Bereich – die Verarmung des traditionellen bäuerlichen Namensgutes, das im Zeitalter einer mechanisierten Forstbewirtschaftung zunehmend außer Gebrauch kommt (F. Dotter, 1986, *mündl. Mitt.*). Entsprechend der hohen Wertschätzung des Waldes verwundert die gehemmte Entwicklung der *Almwirtschaft* nicht: Bei den meist tief gelegenen Almen handelt es sich auf Grund der Besitzstruktur überwiegend um Servitutsalmen, bei denen Waldweide in Ermangelung von Almflächen verbreitet war (J. Zöll, 1960, S. 73 ff., und H. Penz, 1978, S. 174 ff.). Weiters werden viele Almen der Hochzonen im Kalk wegen ihrer ungünstigen Lage und geringen Ergiebigkeit nicht mehr bestoßen. Wenn sich beim Wald eine lange Kontinuität der Nutzung zeigt, so leitet dies zur Frage über, ob auch in anderen Wirtschaftsreichen historische Strukturen erhalten blieben. Die wirtschaftliche Zugehörigkeit der Bevölkerung präsentierte sich bei der Volkszählung 1981 in den Gemeinden Admont, Hall, Hieflau, Johnsbach, Landl, Radmer, St. Gallen, Weißenbach und Weng in der Weise, daß 11,9 Prozent dem primären, 33,9 Prozent dem sekundären und 28,1 Prozent dem tertiären Wirtschaftssektor angehörten (der Rest von 26,1 Prozent sind vor allem Pensionisten). Der primäre Sektor (Land- und Forstwirtschaft) ist erwar-



tungsgemäß der schwächste, was vor allem durch die traditionell geringe Bedeutung der Landwirtschaft erklärt wird, die nur in Weng und Johnsbach führender Wirtschaftszweig ist. Innerhalb des *sekundären Sektors* muß zwischen *Bergbau* und *Industrie* differenziert werden: Während der Bergbau stark rückläufig ist – 1979 wurde mit dem Eisenerzbergbau von Radmer das letzte Bergwerk im Gebiet des Gesäuse geschlossen –, ist die Bedeutung von Industrie und verarbeitendem Gewerbe ungebrochen, wobei aber immer stärker eine Tendenz zur Trennung von Wohn- und Arbeitsort eintritt und das Pendlerwesen zum zentralen Problem der Region macht: Alle Gemeinden sind typische Auspendlergemeinden, was statistisch durch den Index des Pendlersaldos, der durchwegs unter 100 liegt, verdeutlicht werden kann. Die einstmals so wichtige „Eisenstraße“ ist verkehrsmäßig längst in Abseitslage geraten, in der die extremen Geländebedingungen zusätzlich noch den Ausbau der Verkehrswege erschweren oder verhindern, ganz abgesehen von den enormen ökonomischen Schwierigkeiten, mit denen der Erzberg zu kämpfen hat. Unter diesen Umständen ist die Ansiedlung von Betrieben überaus problematisch, umso mehr, als nach dem Niedergang des historischen Eisenwesens – durch Wandlungen in Technologie, Energieversorgung, Verkehr und weltwirtschaftlichem Umfeld – ein breites Branchenspektrum für die Erfüllung der individuellen Berufschancen gerade für junge Menschen wünschenswert wäre (M. Pögl, 1976, S. 280 ff.). Obwohl angesichts dieser prekären Lage die Bevölkerungszahlen rückläufig sind, wäre es doch falsch, von Entsedelung zu sprechen, was die vielen Einfamilienhausneubauten der Auspendler zeigen (W. Leitner und P. Cede, 1984, S. 99).

Im Zusammenhang mit dem *tertiären Sektor* ist vor allem die Frage nach dem *Tourismus* interessant, da in diesen zunehmend Hoffnungen gesetzt werden. Die touristische Infrastruktur ist eher bescheiden, sowohl was die Beherbergungsbetriebe als auch die Freizeiteinrichtungen betrifft, insbesondere fehlen großtechnische Anlagen für den Massentourismus. Die ökologisch empfindlichen Hochzonen sind – mit Ausnahme der Skipisten bei der Klinkehütte – vor technischer Erschließung bislang verschont geblieben, hier gibt es nur Bergwege und Schutzhütten, die einen wesentlichen Eckpfeiler des Tourismus bilden. So stehen etwa in den bewirtschafteten Hütten der alpinen Vereine allein in den Gesäusebergen und den östlichen Haller Mauern 758 Betten und Lager zur Verfügung, ein im Vergleich zur Gesamtbettenzahl von derzeit knapp über 3000 in den oben genannten Gemeinden durchaus beachtlicher Wert. Auf der Nachfrageseite ergaben sich in diesen Gemeinden z.B. zwischen 1. 5. 1984 und 31. 4. 1985 36934 Ankünfte und 164310 Übernachtungen, was einer mittleren Aufenthaltsdauer von 4,5 Tagen entspricht. Unter den Gästen überwiegen Inländer, das Tourismusgeschehen konzentriert sich stark auf den Sommer (fast zwei Drittel aller Übernachtungen). An *touristischen Entwicklungsmöglichkeiten* bieten sich angesichts der natürlichen Gegebenheiten nur *Spielformen des Sanften Tourismus* an, im Zentrum wird immer das Naturerlebnis, vor allem durch Wandern und Bergsteigen, stehen müssen. Eine weitere Form eines qualitätsorientierten Tourismus kann den vielen kulturellen Besonderheiten gelten, neben dem Stift Admont sind vor allem – gezielte Förderung vorausgesetzt – von der „Steirischen Eisenstraße“ touristische Impulse zu erwarten (G. Sperl, 1984).

## Zusammenfassung und Ausblick

Fast 1800 m überragt das Hochtor den Talboden der Enns bei Gstatterboden, eine Reliefenergie, die in der Steiermark auf so kurze Horizontalabstände nicht, im übrigen Österreich nur selten übertroffen wird. Die Steilheit der Bergformen liegt zum einen im Charakter der Gesteine und zum anderen in der Wirkung der sich einschneidenden Gewässer begründet: Die Enns und ihre Seitenbäche haben – zusammen mit den Gletschern der Kaltzeiten – aus einer ursprünglich flachwelligen Landschaft das heutige Erscheinungsbild des Gesäuses – sanfte Rücken in den Schiefen, bizarre Zacken im Dolomit, kompakte Wände im Kalk – geprägt. Die Steilheit der Landschaft bewirkt im Verein mit dem strengen, niederschlagsreichen Klima eine allgemein tiefe Lage der Höhengrenzen von Vegetation (die Latsche etwa steigt bis an die Ufer der Enns herab) und Siedlung (hoch hinauf gerodete Hänge sind dem Gesäuse fremd). Die Nutzung des Gebietes, die seit je nur in beschränktem Maße möglich war, konzentrierte sich auf die Sparten im Umkreis des Eisenwesens, dessen Nieder-

gang bis heute einen großen Strukturwandel – allerdings mit starker Kontinuität im Bereich der Forstwirtschaft – nach sich zieht.

Somit ist im Gesäuse die Natur bis zum heutigen Tag nicht nur im Landschaftsbild, sondern auch als ein die Wirtschaft determinierender Faktor im Vordergrund geblieben, und das ist in einem ökologisch so sensiblen Raum auch die einzige Chance für einen Fortbestand von Natur und Mensch. Ein Teil des Gesäuses ist aus diesem Grund Naturschutzgebiet, doch reicht ein solcher Status alleine (wie sich an anderen Beispielen gezeigt hat) kaum aus, ein Gebiet vor Eingriffen für welche vermeintlichen Notwendigkeiten auch immer zu schützen. Vielmehr kommt es auf die Einstellung aller Menschen an, die mit der Gesäuselandschaft zu tun haben – Planer, Politiker, Bewohner und nicht zuletzt Touristen –, und die aus dieser Landschaft lernen können, einen „Frieden mit der Natur“ zum Ziel und Prinzip ihrer Handlungsweisen zu machen. Die Forststraßen und Schipisten sind in diesem Sinne eine erste Warnung.

## Literatur

- Ampferer, O., 1935: Geologischer Führer für die Gesäuseberge, Wien, 177 S.
- Anonym, 1987: Die Gesäusebahn, *Bergwelt* 3/1987, 58–59.
- Ernet, D., 1985: Gebirgsflora der Steiermark (erkundet im Alpengarten Rannach – erlebt in der Natur), Graz, 64 S.
- Geramb, V., 1918: Zur Volkskunde des Gesäusegebietes, *Z.d.D.u.Ö.A.V.* 49, 33–66.
- Geyer, G., 1918: Zur Morphologie der Gesäuseberge, Begleitworte zur Karte der Gesäuseberge, *Z.d.D.u.Ö.A.V.* 49, 1–32.
- Heitzmann, W., 1983: Ennstaler Alpen – Zauber der Landschaft um das Gesäuse, Linz, 80 S.
- Husen, D.v., 1968: Ein Beitrag zur Taigeschichte des Ennstales im Quartär, *Mitt. Ges. Geol. Bergbaustud.* 18, 249–286.
- Kollmann, W., 1983: Hydrogeologische Untersuchungen in den nördlichen Gesäusebergen, *Ber. Wasserwirtsch. Rahmenplanung* 66, Graz, 299 S.
- Krause, A., 1968: Der Bergbau des Stiftes Admont, in: *Der Bergmann. Der Hüttenmann – Gestalter der Steiermark* (Katalog der 4. Landesausstellung), Graz, 265–271.
- Lackner, H., 1984: Die Brennstoffversorgung des steirischen Eisenwesens, in: *Erz und Eisen in der Grünen Mark* (Beitragsband zur Landesausstellung), Graz, 189–205.
- Leitner, W., und Cede, P., 1984: Der wirtschafts- und sozialgeographische Strukturwandel „in der Radmer“, *Blätter für Heimatkunde* 58/3, Graz, 89–101.
- Oberhauser, R. (Red.), 1980: *Der geologische Aufbau Österreichs*, Wien, New York, 699 S.
- Penck, A., und Brückner, E., 1909: *Die Alpen im Eiszeitalter*, Band I, Leipzig, 393 S.
- Penz, H., 1978: Die Almwirtschaft in Österreich, *Münchener Stud. zur Sozial- u. Wirtsch. geogr.* 15, 211 S.
- Pögl, M., 1976: *Sozioökonomische Strukturanalyse der Gemeinden Altenmarkt, Weißenbach, St. Gallen, Landl, Hieflau und Johnsbach im Bereich des mittleren Ennstales*, unveröff. Diss. Univ. Graz, 350 S.

- Scharfetter, R., 1954: Erläuterungen zur Vegetationskarte der Steiermark, *Mitt. naturwiss. Ver. Steiermark* 84, 121–158.
- Sölch, J., 1928: *Die Landformung der Steiermark* (Grundzüge einer Morphologie), Graz, 221 S.
- Sperl, G., 1984: *Steirische Eisenstraße* (Ein Führer durch die Steirische Eisenstraße), Leoben, 96 S.
- Suette, G., und Untersweg, T., o.J.: *Naturführer Gaishorn*, Gaishorn, 78 S.
- Tremel, F., 1968: Die Salz- und Eisenstraßen in der Steiermark, in: *Der Bergmann. Der Hüttenmann – Gestalter der Steiermark* (Katalog der 4. Landesausstellung), Graz, 259–264.
- Wakonigg, H., 1978: Witterung und Klima in der Steiermark, *Arb. Inst. Geogr. Univ. Graz* 23, 473 S.
- Wiche, K., 1951: Zur Morphogenese der Gesäuseberge, in: *Geographische Studien* (J. Sölch-Festschrift), Wien, 203–224.
- Winkler-Hermaden, A., 1957: *Geologisches Kräftespiel und Landformung*, Wien, 822 S.
- Zötl, J., 1960: *Der politische Bezirk Liezen als Landschaft und Lebensraum*, Graz, 112 S.
- Zötl, J., 1961: Zur Morphogenese des Ennstales, *Mitt. naturwiss. Ver. Steiermark* 91, 155–160.

## Karten- und Tabellenmaterial

- Ampferer, O., 1935: *Geologische Karte der Gesäuseberge 1:25.000*, Amt der Steiermärk. Landesregierung (Hrsg.): *Steirische Statistiken, Vierteljahresberichte*, 29. Jahrgang (1985)
- Atlas der Steiermark: verschiedene Blätter, Graz (1953–1970)
- Die Alpenvereinsstütten (Schutzstüttenverzeichnis der Alpenvereine), 1985 (4. Aufl.)
- Österr. Statistisches Zentralamt (Hrsg.), *Beiträge zur Österr. Statistik*, Hefte 630/1, 630/17 und 685 (1983 ff.)

# Die Jahrlingmauern

## Unbeachtete Gesäuseberge

Von Robert Hösch

*Dem Andenken des großen Tiroler Bergsteigers und Geologen Otto Ampterer (1875 – 1947) gewidmet*

Die Gipfel des Gesäuses gehören zu den meistbesuchten Kalkbergen der Nordalpen. Umso mehr muß es wundernehmen, daß es in der Hochtorgruppe der Gesäuseberge die räumlich kleine Untergruppe (etwa 20 Quadratkilometer) der Jahrlingmauern gibt, die bisher so gut wie nie übersichtlich geschildert wurde. Außer einer Drei-Zeilen-Erwähnung in der „Erschließung der Ostalpen“, I. Band (1893), S. 382, wurde sie in den ersten neun Auflagen des Gesäuseführers von Heß gerade nur eben kurz erwähnt, in der 10. Auflage (1954) ein wenig ausführlicher, für Interessierte aber dennoch zu kurz. Dabei enthält diese kleine Untergruppe vier Höhenpunkte über 2000 m, von denen der höchste, die Gsuchmauer, die Höhe des Gipfels der bekannten Planspitze annähernd erreicht. Ja allerdings, solche Wandbildungen, wie sie die Planspitze aufzuweisen hat, hat die Gsuchmauer mit ihren Nachbarn leider nicht zu bieten. Immerhin sind aber alle Höhen dieser Untergruppe vom Standort Heßhütte aus bequem an einem Tag zu erreichen.

Alljährlich wandern hunderte und aberhunderte von Besuchern der Heßhütte, soweit sie zu ihr von Johnsbach heraufkommen, an der West- und der Nordwestseite der Jahrlingmauern vorbei, sehen, was es zu sehen gibt, doch bleiben für sie die Berge zur Rechten meist namenlos. Das ist seit altersher so gewesen und wird vermutlich auch weiterhin so bleiben. Wer die Bergnatur schützen will, der wird sehr froh darüber sein, sind doch die Jahrlingmauern ein Juwel an Bergeinsamkeit und Ursprünglichkeit. Dennoch bekommt man schon beim Aufstieg zur Heßhütte einen eigentlich recht aufschlußreichen Teil-Anblick der Untergruppe, der zum ersten Kennenlernen gar nicht von der Hand zu weisen ist.

Beim etwa 50 m hohen **Wolfbauern-Wasserfall** (etwa 970 m) bzw. bei seinem Zufluß oberhalb (mit guter Quelle, etwa 1250 m) steht man genau am **Westende** der Untergruppe. Vom oberen Ende (etwa 1480 m) des Dritten Koderbodens gab es früher einen anfangs stark versumpften, in vielen Schleifen ansteigenden Weg durch Hochwald, der zur Stadelfeldalm (etwa 1770 m)

westlich unterhalb der **Stadelfeldschneid** emporbrachte; der Weg war einst (nach einem kaum erkennbaren Anfang) gut zu finden, weil dort alljährlich Jungvieh aufgetrieben wurde. Nun sind bereits lange Jahre vergangen, seit das nicht mehr geschieht. Die alte Wegspur ist kaum noch zu finden, da das ganze Steilgelände von Grünpflanzen überwuchert und das weglose Steigen durch gefallene Bäume sehr erschwert ist.

Gleich nach der Stelle, wo dieser einstige Aufstieg zur Stadelfeldalm vom gelb bezeichneten Johnsbacher Anstieg zur Heßhütte abzweigte, kommt über die aus rötlichen Hornsteinkalken der Hüpflinger Fazies bestehende Wand der Graffelmauer (1726 m, auch die Bezeichnung „Gafelwand“ kommt vor) zur Rechten ein meist dünner Wasserfaden herab (eine Entwässerung der Stadelfeldalm in der Jahrlingmauergruppe), der die Landschaft beim Steilanstieg der „Derlerstiege“ (1487 m) des Hüttenzustiegs ein wenig belebt. Beim oberen Ende der Derlerstiege, nach dem der Hüttenanstieg in einer kleinen Gegensteigung etwas bergab führt, endet, wieder im Hochwald eigentlich nicht zu erkennen, ein mit Vorsicht zu begehender Jägersteig, der vom oberen Ausgang der „westlichen“ Nordschlucht der Stadelfeldschneid entlang des Abbruchrandes der „Bockleiten“ hierher herabkommt.

Nach dieser kurzen Gegensteigung, bei der man rechts einen Höhleneingang bemerkt, gelangt man zum Nordwestrand eines etwas eingesenkten, zeitweise stark sumpfigen Bodens, über dem rechts der Felsabfall der Bockleiten steil emporzieht. Bald wird der diese „westliche“ Nordschlucht zur Rechten begrenzende spitze dreieckige Turm (aus Dachsteinkalk) sichtbar, der auch von der Heßhütte aus sehr gut zu sehen ist. Vom unteren Ausgang dieser Schlucht zieht nach Westen eine große Trümmerhalde herab, die äußerst mühsam zu begehen wäre. Schon näher der Oberen Koderalm bemerkt man im Nordwestsockel der Stadelfeldschneid zur Rechten eine nach Westen geöffnete, vermutlich noch unbegangene große Schlucht, bei deren unterem Ende rechts die schmale, elegante Nordwestwand des Nordwestsockels der Stadelfeldschneid aufsitzt. Wieder ein Stück weiter befindet sich der Einstieg zur „östlichen“ Nordwandschlucht, die schon im Jahr 1921 als „Nordwandschlucht“ von Mitgliedern des ÖGV begangen worden ist, aber in Vergessenheit geriet und später nachbegangen wurde. Dieser Anstieg ist von der Heßhütte aus nicht genau zu erkennen. Dafür aber sieht



*Schröckkarsattel  
zwischen Stadelfeldschneid  
und Gsuchmauer-Westkamm.*

*Foto: Willi End*

An der Südseite der Stadelfeldschneid zeigt sich nichts von der Hüpflinger Fazies mit den rötlichen Hornsteinkalken. Es ist diese Südseite, besonders vom hinteren Johnsbachtal aus gesehen, eine aus Dachsteinkalk mit darunter lagerndem Dachsteindolomit bestehende gewaltige Steiflanke, von den Einheimischen „Kölblhochmauer“ genannt, die gegen Osten zu durch den Steilabfall des unten mit der „Schröckmauer“ jäh abfallenden Südostkammes des Berges in das benachbarte Kar – am besten „Schröckkar“ zu nennen – begrenzt wird. Das Schröckkar schneidet ziemlich tief zwischen den Bergkörpern der Stadelfeldschneid und des **Hochhäusls** (2025 m) ein. Das Kar nimmt seinen Ursprung auf dem Sattel auf der Hauptachse zwischen Stadelfeldschneid und Gsuchmauer (2114 m).

Dieser eigentlich zweiteilige Sattel (2026 m) – vielleicht nennen wir ihn „**Schröckkarsattel**“ – ist der eigentliche Mittelpunkt, das Herzstück der gesamten Untergruppe der Jahrlingmauern. Über ihn geht auch ein seit altersher von den Einheimischen, wenn auch selten, benützter Durchquerungsweg von der Heßhütte im Norden zum Neuburgsattel im Südosten, der einzige, den diese abgelegene, von Wegbezeichnungen völlig freie Bergwelt aufzuweisen hat; es handelt sich dabei um etwa 300 m Aufstieg und etwa 600 m Abstieg. Es ist kein durchlaufend erkennbarer Weg. Von der Heßhütte aus umgeht man den Rotofen (1955 m) an seiner Westseite nach und nach ansteigend und gelangt schließlich in den südlich von ihm gelegenen Rotofensattel (etwa 1830 m), von ihm nunmehr auf besser erkennbaren Wegspuren in südwestlicher Richtung in einer Meereshöhe von 1850 m, zuletzt wieder ansteigend von Westen auf den Schröckkarsattel. Jenseits verlieren sich die Spuren zunächst wieder im schwarzerdigen Steilgelände des Schröckkars, in dem man sich nach und nach unter den Westabfall der Hochhäusls hinabhält. Dort berührt der wieder deutlicher gewordene Weg die vom Gipfel des Hochhäusls herabziehenden, aus Dachsteinkalk bestehenden Felsrippen, wobei „Schröcklucken“ eine Stelle genannt wird, wo man ein wenig mit den Händen zugreifen muß. Nach dieser Stelle könnte man den Steig vorteilhaft „Schröckluckensteig“ nennen; er bringt sodann ohne weitere bemerkenswerte Stellen hinab zum Neuburgalm.

Zum Schröckkarsattel zurückkehrend zieht der Hauptkamm bequem gangbar in guten 10 Minuten hinüber zum Gipfel der **Gsuchmauer** (2114 m). Während die Abgrenzung zur Stadelfeldschneid in den Hochlagen somit ganz deutlich ist, läßt sich dies in den unteren Steilabfällen nicht so leicht durchführen. Die Bockleiten und die ab der westlichen Nordwandschlucht fast im rechten Winkel dazu nach Norden weiterziehenden Wände bezeichne ich als „im Nordwestsockel“ der Stadelfeldschneid gelegen. Dagegen kann das sogenannte „Brunnfeld“ der AV-Karte von 1924 bereits weder dem Fuß der Stadelfeldschneid, noch jenem der Gsuchmauer zugerechnet werden; es ist vielmehr ein unterer westlicher Sockel zum Rotofen (1955 m). Diesen Rotofen könnte man im Geist mit dem Hochhäusl (2025 m) verbinden, weil beide geologisch mit Ablagerungen der Hüpflinger Fazies zu tun haben, doch ist die gedachte Verbindung durch den Dachsteinkalk des Westsüdwestkamms der

man von der Heßhütte, wenn man nach Süden blickt, den größten Teil des langen Westrückens der Stadelfeldschneid.

Der höchste Gipfelpunkt im Osten ist allerdings nicht deutlich wahrzunehmen, dafür aber gewährt der dem mittleren Teil des aus der Hüpflinger Fazies bestehenden, größtenteils mit Grün verkleideten Kammes förmlich aufgesetzte, aus hellem Dachsteinkalk bestehende Westgrat einen fesselnden Anblick; aus einer Meereshöhe von rund 1950 m senkt er sich gegen Westen auf etwa 1800 m ab, bis der nun breit gewordene Kammrücken mit Wald besetzt ist. Aus diesem ragt nur noch der einem Stockzahn gleichende Wolfbauerturm (1785 m) auf, von dem ein Ersteigungsbericht erst aus dem Jahr 1948 vorliegt. Wer vor Beginn des Aufstieges, noch in Johnsbach bald oberhalb des Kölbl-Gasthauses (851 m), aufmerksam seine Blicke etwa gegen Osten aufwärts schweifen ließ, der hat den Turm schon dort erblickt: auf den unteren Teilen des gut 2 1/2 km langen Westkamms der Stadelfeldschneid zeigt er sich dort breit und über ihm bereits die ersten kahlen Felserrhebungen des der Mitte des Westkamms aufgesetzten Westgrates.

Die Jahrlingmauerngruppe hat ihre orographische Hauptachse in einem anfänglich von Westen nach Osten verlaufenden Kamm, der aber schon vor dem Gipfel der Stadelfeldschneid (2091 m) seine Richtung auf Ostnordosten ändert. In dieser Hauptachse liegen drei der vier Gipfel über 2000 m. Die am weitesten im Westen gelegene, stockzahnartige Erhebung des **Wolfbauerturms** (1785 m) ist der erste markante Punkt des Westkamms der Stadelfeldschneid, sodann folgt etwa in der Mitte der ebenso markante felsige Westgrat, bis schließlich der aus einer Felschneide zu einem grünen Rücken gewordene Kammverlauf oberhalb zur runden Gipfelkuppe des Berges aufsteigt.

Fotos: Willi End

Gsuchmauer völlig unterbrochen. An dieser gedachten Stelle erreicht übrigens der gewöhnliche Aufstieg von der Heßhütte her (Nordwestanstieg) den Hauptkamm ganz nahe dem Gipfel der Gsuchmauer.

Hier beginnt auch nach Osten hin weiter unten ein Felssockel an der Nordseite der Gsuchmauer mit steileren Wänden, deren oberer Rand etwa bei 1950 m gelegen ist; vom Gipfel aus gesehen zeigen sich drei merkwürdige ebene Rasenplätze am oberen Rand der Nordabstürze, die nahe ihrem westlichen Rand zwei Äste einer Nordwestschlucht (mit einer schrägen Verbindung beider von links nach rechts aufwärts) enthalten. Unterhalb eines breiten senkrechten schwarzen Wasserstreifens beginnen zwei parallel laufende Anstiege durch die westliche Nordwand von links unten nach rechts oben. Ein Stück weiter östlich ist die Wand kurz unterbrochen, und diese Stelle ermöglicht einen außerordentlich raschen, wenn auch sehr steilen Abstieg zum Wandfuß und westlich weiter zum Rotofensattel, vom Gipfel insgesamt nur 20 Minuten; so ergibt sich der rascheste Abstieg vom Gipfel der Gsuchmauer zur Heßhütte. Östlich dieses Steilabstieges gibt es noch einen schönen Felsdurchstieg durch die östliche Nordwand, worauf sich die Wandbildung mehr aufzulösen beginnt, dabei schon nördlich unter der **Seemauer** (2026 m) gelegen, die ihren Namen von dem noch weiter nördlich unterhalb befindlichen Sulzkarsee (etwa 1480 m) im weiten Sulzkar hat. Der etwa 1 km lange, durchwegs aus Dachsteinkalk bestehende Nordwandssockel der Gsuchmauer ist vom Aufstieg von der Heßhütte auf den Zinödl sehr gut zu überblicken.

Die Kammverbindung zwischen Gsuchmauer und Seemauer ist anfänglich bequem gangbar, später aber durch Steilabbrüche unterbrochen, die am besten auf der Nordseite umgangen werden können. Die Seemauer hat wieder an ihrer Ostseite einige Steilabbrüche, die bei einer Umkreisung des großen Gsuchkares (südlich der Gsuch- und der Seemauer), einer langen großartigen Bergfahrt in unerschlossener Bergwildnis, zu bewältigen sind. Ab der Seemauer senkt sich der Hauptkamm stärker ab und trägt noch zwischen den Höhenpunkten 1840 und 1803 m den Namen Jahrlingmauer. Gegen das etwa 1 1/2 km lange „Gsuch“ fällt die Gsuchmauer in einer von Rasenbändern unterbrochenen Steilflanke ab, während sich südlich unterhalb der Seemauer eine mehr geschlossene Wand zeigt, deren auffallende Südostwandschlucht bereits durchstiegen wurde.

Vom Hauptkamm westlich nahe der Gsuchmauer ausgehend wurde bereits der im Norden isoliert aufragende **Rotofen** (1955 m) und ein südlich mit dem **Hochhäusl** (2025 m) beginnender Kamm erwähnt. Beide genannten Gipfel zeigen die Hüpflinger Fazies mit den rötlichen Hornsteinkalken und Fleckenmergeln. Der Rotofen ist ein außerordentlich steilwandiger Fremdkörper zwischen den Dachsteinkalkmassen des Zinödls und der Gsuchmauer. Er wurde bisher nur von Norden nach Süden und umgekehrt überschritten; von Ersteigungen über die abweisenden West- oder Ostabstürze ist nichts bekannt geworden.

Das Hochhäusl (2025 m) steigt aus dem Sattel (etwa 1950 m) zwischen dem Gsuch- und dem Schröckkar steiler empor, als



das Gelände von der Gsuchmauer her absinkt. Der Raum dieses Sattels, vielleicht Gsuchsattel zu nennen, ist bereits von den rötlichen Hornsteinkalken der Hüpflinger Fazies eingenommen, die jäh und ausgesetzt bis in die halbe Höhe des steil aufstrebenden Hochhäusls emporreichen. Der unvermittelte Übergang auf plattigen Dachsteinkalk ist hier besonders auffällig.

Der Stock des Hochhäusls mit seinem markanten höchsten Punkt ähnelt in seinem Gestein sehr der Südseite der Stadelfeldschneid; auch hier liegt unter dem Dachsteinkalk ein größerer Flecken von Dachsteindolomit, nur ist die Reliefenergie vom Neuburgsattel herauf nicht so hoch wie aus dem hinteren Johnsbachtal gegen den Rücken der Stadelfeldschneid empor. Vom Gipfel des Hochhäusls zieht ein langer Felskamm mit sehr steilem Abfall in das Gsuch in langem, schwach gerundetem Bogen gegen Osten und, sich sehr rasch auf 1540 m senkend, dann nach Nordosten, die **Hüpflinger Hochmauer**. Nach einer Einsattelung (1933 m) gleich östlich des Hochhäusls findet sich der höchste Punkt mit 1950 m. (Als ich im Sommer 1947 diesen Punkt erreichte, entfernte sich sofort eine Kreuzotter und verschwand im umgebenden Krummholz.) Vom Gipfel der Gsuchmauer her überblickt man den ganzen felsigen Abfall der Hüpflinger Hochmauer, und es scheint das südöstlich des höchsten Punktes gelegene, etwas niedrigere **Lohneck** (1932 m) von hier aus sogar höher zu sein, was an der Perspektive der Entfernung liegt. Der vorerwähnte Flecken von Dachsteindolomit zwischen Hochhäusl nordwestlich und Lohneck südöstlich ermöglicht so hoch oben eine weniger geneigte Sattelbildung. Etwas nördlich des Lohneckgipfels stieg Dr. Otto Ampferer um 1930 über die östliche Flanke auf einem sehr steilen Gamswechsel an den Fuß der Steilwände, wo ihn ein Steig nach Osten in den breiten Sattel des Hüpflinger Halses (1703 m) brachte. Im Sommer 1947 kam ich durch Abstieg über den steilen Südostkamm des Lohnecks dorthin.

Im **Hüpflinger Hals** wollen wir die Grenze zwischen der Untergruppe der Jahrlingmauern und jener des Lugauers sehen, weil der östlich des Hüpflinger Halses aufragende Haselkogel (1875 m) rein aus Dachsteinkalk besteht und dadurch mit dem eigentlichen Lugauerkamm einen einheitlichen Bau in rhombischer Symmetrie bildet, der das breite Haselkar einschließt.



Im Vorstehenden erwähnten wir den bekannten Bergsteiger und Geologen *Dr. Ampferer*, dessen Andenken dieser Aufsatz ja gewidmet ist. Man kann hier keine Lebensbeschreibung bringen, doch sei wenigstens gesagt, daß er als Geologe von Ruf im Anschluß an die von Alfred Wegener entwickelte Theorie der Kontinentalverschiebungen eine Theorie der Unterströmungen im Rahmen der Lehre von Gebirgsbildungen aufstellte, eine Art von Vorstufe der jetzigen Annahme der Plattentektonik. Die Widmung dieser Arbeit geht aber darauf zurück, daß der Gelehrte einen maßgebenden Anteil an der Fertigstellung des Blattes Admont/Hieflau der geologischen Karte von Österreich im Maßstab 1 : 75.000 genommen hat, in dem die Untergruppe der Jahrlingmauern geologisch dargestellt ist. So kam es, daß *Dr. Ampferer* ab dem Ende des ersten Weltkriegs bis 1933 umfangreiche Studien zur Geologie der Gesäuseberge machte; der Herausgabe des Kartenblattes folgte bereits 1935 der von ihm verfaßte Geologische Führer für die Gesäuseberge, begleitet von einer geologischen Karte im Maßstab 1 : 25.000 samt Schilderung von 16 geologischen Wanderungen. Jetzt wird es sicher leichter verständlich sein, daß gerade ihm ein morphologischer und bergsteigerischer Aufsatz gewidmet wurde.

Im Mittelpunkt all meiner Interessen steht – wie mir im Laufe der Zeit immer deutlicher wurde – nun einmal die Geographie, und das gilt auch für meine Bergfahrten und oft auch deren Schilderungen. Im Jahr 1979 habe ich diese meine Überzeugung in einem Aufsatz festgehalten: daß mir das Bergsteigen mit seinen Fahrtenberichten auch wie ein winzig kleiner Beitrag zur geographischen Erschließung der Erdoberfläche erscheint. Das hat mich oft veranlaßt, abgelegene, unbekannte Gebiete in den Alpen aufzusuchen; dort fand ich meist gleichzeitig richtige Ursprünglichkeit. Das gilt auch von der Untergruppe der Jahrlingmauern, die ich in den Jahren 1929, 1931, 1935 – 1938, 1946 – 1948, dann in verschiedenen Jahren der Zeit bis 1982 oft und oft besucht habe. Der Aufsatz hier ersetzt natürlich nicht ein Führer-

werk, auch nicht für diese bescheidenen Berge; da müßte man zusätzlich die von mir am Schluß angegebenen Fahrtenberichte fleißig benutzen.

Die Untergruppe der Jahrlingmauern schläft noch wie wenige andere letzte Winkel in unseren Alpen in aller Stille. Hier gibt es keine Wegbezeichnungen, ja nicht einmal ein vollständig deutlicher Durchquerungsweg ist vorhanden. Da reichlich Gems- und anderes Wild samt dem Volk der munteren Murmeltiere mit ihren lauten Pfiffen angetroffen werden kann, muß man sich der größten Stille befleißigen; Singen, Jodeln, Schreien und Brüllen ist hier höchst unerwünscht, ist schädlich in einer unberührten Natur. Interessant ist, daß unser Gebiet in das Naturschutzgebiet „Gesäuse“ nicht einbezogen wurde; man kann es sich vielleicht so deuten, daß die Personen, die in der Jahrlingmauerngruppe das Jagdrecht besitzen, dies nicht wünschten, weil sie sonst mit der Ausübung der Jagd Schwierigkeiten gehabt hätten...

Möge dieses einmalige Ruhegebiet auch fernerhin bleiben, was es schon bisher gewesen: eine selten gewordene Oase der Stille, der Ruhe, der Unberührtheit!

#### **Wichtigstes Schrifttum:**

Georg Geyer, Zur Morphologie der Gesäuseberge; Zeitschrift des DuÖAV, Wien 1918 (besonders S.26, 29 und 30)

Otto Ampferer, Geologischer Führer für die Gesäuseberge (mit einer geologischen Karte 1 : 25.000); Wien 1935 (besonders S. 11 – 13, 17, 147 – 152)

Heß/Pichl, Gesäuseführer; 10.Auflage, Wien 1954 (besonders S.174 – 176)

Fahrtenberichte: Gebirgsfreund 1921, S.113;

Ö T Z 1931, S.122; 1937, S.60; 1938, jeweils 2. Umschlagseite der April- und der Novemberfolge; 1947, S.80; 1985, S.206/207 (mit allgemeiner Einleitung), S.231 und 251/252;

Skifahrtenberichte: Naturfreund 1932, Jänner/Februar-Folge, S.39;

Jahresber. 1934 der Akadem. Sektion Wien des DuÖAV, S.84/85;

ÖTZ 1938, 2. Umschlagseite der Aprilfolge.

# Unfälle durch Sportklettermethoden und andere Kletterunfälle

Ihre Gründe, und wie man sie vermeiden kann

Von Pit Schubert

## Was sind Sportkletterunfälle?

Wider Erwarten ist die Definition von Sportkletterunfällen gar nicht so einfach. Bis dato ist in der Literatur nichts zu finden. Dabei scheint es so einfach. Man frage irgendeinen Kletterer „Was ist ein Sportkletterunfall?“ – und man wird mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit die Antwort erhalten „der Unfall eines Sportkletterers“. Doch bei der nächsten Frage „Wer ist ein Sportkletterer?“ – scheiden sich schon die Geister. Denn Sportklettern ist zwar definiert, doch ist das mit der Definition in der Praxis so eine Sache.

Als *Sportklettern* wird das Klettern mit sportlicher Einstellung oder sportlichem Engagement bezeichnet, genauer: *Das Klettern an natürlichen Griffen und Tritten*. Also das Klettern ohne künstliche Hilfsmittel zur Fortbewegung. Künstliche Hilfsmittel dienen nur zur Sicherung. Das ist kurz und bündig, für jeden gedanklich nachzuvollziehen und zu überprüfen.

Doch die Absicht, künstliche Hilfsmittel wirklich nur zur Sicherung zu verwenden, läßt sich in der Praxis nicht immer verwirklichen. Dazu ist auch der Sportkletterer zu viel Mensch, sprich mit Ängsten behaftet. Nicht selten muß er doch einmal in den Haken greifen, will er keinen Sturz riskieren oder sich, an einem Haken hängend, ausruhen. Ist er dann noch ein echter Sportkletterer? Nach der eingangs genannten Definition nicht – oder bestenfalls noch zum Teil.

Da sich der Begriff Sportklettern also nicht so genau einengen, nicht so exakt definieren läßt, und weil Medien und die Sportartikelindustrie in ihren Katalogen die Sportkletterer und diese auch sich selbst – in erster Linie

- barhäuptig, also ohne Helm,
- ohne Brustgurt, also nur mit Hüftgurt (Sportklettergurt) und
- mit Magnesia-Beutel

abbilden, ist es naheliegend, derart ausgerüstete Kletterer auch als Sportkletterer zu bezeichnen. Demzufolge wären alle Unfälle dieser Kletterer Sportkletterunfälle.

Eine andere Definition läßt die Bezeichnung „Sportklettern“ erst für das Klettern ab dem VII. Grad zu mit der Begründung: für jede sportliche Betätigung ist Training erforderlich. Der VII. Grad am Fels läßt sich nur mit Training meistern, während man den

VI. Grad auch noch ohne Training bewältigen kann. Auch diese Definition hat sicher Befürworter und Gegner, denn für einen talentierten Kletterer könnte diese Grenze auch einen ganzen Grad höher liegen, für einen weniger talentierten einen Grad niedriger.

Wozu soll man das Klettern an gefrorenen Wasserfällen zählen? Von vielen Sportkletterern wird das Eisfallklettern zum Sportklettern gerechnet, obwohl die Fortbewegung mit künstlichen Hilfsmitteln erfolgt. Die Steigeisen ließen sich noch mit den Haftreibungssohlen der Sportkletterschuhe vergleichen, für die Eisgeräte gibt es keinen Vergleich. Daß das Eisklettern gern zum Sportklettern hinzugerechnet wird, mag auch daran liegen, daß beide Sportarten etwa zur gleichen Zeit aufgekomen sind.

Kommen wir zur ursprünglichen Definition des Sportkletterns zurück: *Sportklettern ist das Klettern an natürlichen Griffen und Tritten, künstliche Hilfsmittel werden nur zur Sicherung verwendet*. Hält man getreu dieser Definition in den Klettergärten und Klettergebieten Ausschau und drückt man hie und da einmal ein Auge zu, wenn ein Kletterer nach langem Bemühen, entkräftet, doch einmal „in den Haken langt“, so wird man sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß es – von den wenigen Kletterneulingen abgesehen – nur noch Sportkletterer gibt. Denn – wer getraut sich heute noch, so ohne weiteres einen Haken anzufassen?

Da sich inzwischen alle Kletterer bemühen, Haken nur noch zur Sicherung zu verwenden, das „Hakenanlangen“ also schon absolut verpönt ist, gibt es – wenn man so will – zumindest ab dem V. Grad nur noch Sportkletterer.

Wir sehen, verschiedene Definitionen sind möglich. Zu einer einheitlichen Definition „Sportklettern“ hat es bis dato nicht gereicht. Folglich ist auch eine eindeutige Definition „Sportkletterunfall“ derzeit nicht möglich. Die Meinungen sind noch zu verschieden.

Es bleibt nur die Möglichkeit, die Unfälle unter folgenden *Begriffen* zusammenzufassen:

- *Unfälle in Klettergärten und anderen Sportklettergebieten* – die Mehrzahl wird zu Sportkletterunfällen zu zählen sein, denn wer getraut sich in diesen Gebieten heute noch, einen Haken anzufassen ... (siehe oben);

○ *Unfälle durch Sportklettermethoden* – Unfälle, verursacht durch Klettern ohne Helm, ohne Brustgurt, durch falsches Topropesichern usw.

○ *Unfälle ab dem VII. Schwierigkeitsgrad* einschließlich.

○ *Unfälle von Sportkletterern*, was nicht zwangsläufig heißen muß, daß es sich um Sportkletterunfälle handelt. Wenn ein Sportkletterer nach Durchsteigung einer Sportkletterroute beim anschließenden Abseilen einen Unfall erleidet, weil er beispielsweise über ein nicht verknotetes Seilende hinabseilt, dann wäre es sicher nicht richtig, diesen Unfall als Sportkletterunfall einzustufen. Schließlich ereignete sich der Unfall nicht beim Sportklettern im eigentlichen Sinn. Dafür aber ist es immer noch der Unfall eines Sportkletterers.

## Zwei Kategorien

Alle Unfälle lassen sich grundsätzlich in zwei Kategorien einteilen:

○ Unfälle, die für das Sportklettern typisch sind – beispielsweise Kopfverletzungen ohne Helm, Unfälle beim Topropesichern, Unfälle durch bewußt einkalkulierten Sturz usw.

○ Unfälle, die für das Sportklettern *nicht* allein typisch sind, die sich also ebenso gut beim „anderen“, „normalen“, „alpinen“ oder wie auch immer zu bezeichnenden Klettern ereignen können – beispielsweise Unfälle durch fehlerhaftes Sichern, Unfälle durch fehlerhafte Verständigung zwischen den Seilpartnern, Unfälle beim Abseilen usw.

Der Sportkletterer bleibt vor letzteren nicht etwa verschont. Schließlich bewegt er sich genauso im Absturzgelände. Und um die Fallgesetze kann sich niemand herumogeln.

## Kopfverletzungen ohne Helm

Nachdem das helmlose Klettern während der letzten acht bis zehn Jahre ständig zugenommen hat, ist jetzt eine Stagnation festzustellen. In manchen Klettergebieten, wie dem Oberen Donautal beispielsweise, überwiegen wieder die Kletterer mit Helm. Die zahlreichen Unfälle der letzten Jahre mögen sich herumgesprochen haben.

\* In einer Sportkletterroute des VIII. Grades im Oberen Donautal stürzte eine Kletterin der absoluten Spitzenklasse (Villier Routen zum Einklettern) in relativ leichtem Gelände unerwartet, da ihr ein Griff ausbrach. Der 10-m-Sturz war nicht kontrollierbar. Sie zog sich ein Schädel/Hirn-Trauma mit Sprengung der Lambdanaht zu. Nach eigenen Angaben nimmt sich die Kletterin jetzt das Recht und die Freiheit, trotz Modeeinfluß einen Helm beim Sportklettern zu tragen. Ein Augenzeuge (ihr Freund) äußerte sich später dahingehend, daß sie sich mit Helm keine Verletzungen zugezogen hätte.

\* Ein Spitzenkletterer stürzte in Finale in den Hüftgurt (ohne Brustgurt). Aus dem anfangs kontrollierten Sturz wurde bei Fangstoßwirkung ein unkontrollierbarer. Es drehte ihn um, so daß er mit dem Kopf gerade den

Einstieg berührte. Folge: schwere Kopfverletzung, die auch nach der zweiten Operation noch nicht ganz ausgeheilt ist.

\* An der Martinswand bei Innsbruck wurde ein Kletterer durch einen Stein, den das Seil löste, so am Kopf getroffen, daß der Einsatz der Bergrettung notwendig war.

\* In einem Klettergarten des Schweizer Jura sicherte ein Kletterer seinen Partner toprope. Zwei weitere Kletterer leisteten ihm am Einstieg Gesellschaft. Dem Kletternden brach unvermittelt ein größerer Griff aus, der einen der drei am Kopf schwer verletzte. Seine vordere Schädelkalotte war 2 – 3 mm eingedrückt.

\* An einem Felsen im Frankenjura, an dem Steinschlag ausgeschlossen werden konnte, stürzte ein Kletterer. Er schlug sich nicht den Kopf am Fels an, nur – der Haken hielt nicht, wurde herausgerissen und traf, durch den Fangstoß beschleunigt, den Kopf des Kletterers. Folge: Loch im Schädel.

\* Am Gardasee stürzte ein noch nicht angeseilter Kletterer vom Einstieg ins Wasser. Mit Kopfverletzungen konnte er – obwohl sofort von einem in der Nähe befindlichen Surfer an Land gezogen – nur noch tot geborgen werden.

\* In einem österreichischen Klettergarten stürzte ein Kletterer im Vorstieg. Zwei der drei Zwischensicherungen hielten der Sturzbelastung nicht stand. Der Sturz wurde unkontrollierbar. Der Gestürzte zog sich schwere Schädelverletzungen zu und verstarb anderntags in der Intensivstation. Die Bergrettung fand am Einstieg seinen Rucksack mit Helm.

Alle hier geschilderten Unfälle hätten sich nach Auskunft von Augenzeugen durch Tragen eines Helmes in ihren Auswirkungen mindern, wenn nicht – wie beim eingangs geschilderten Unfall – ganz vermeiden lassen.

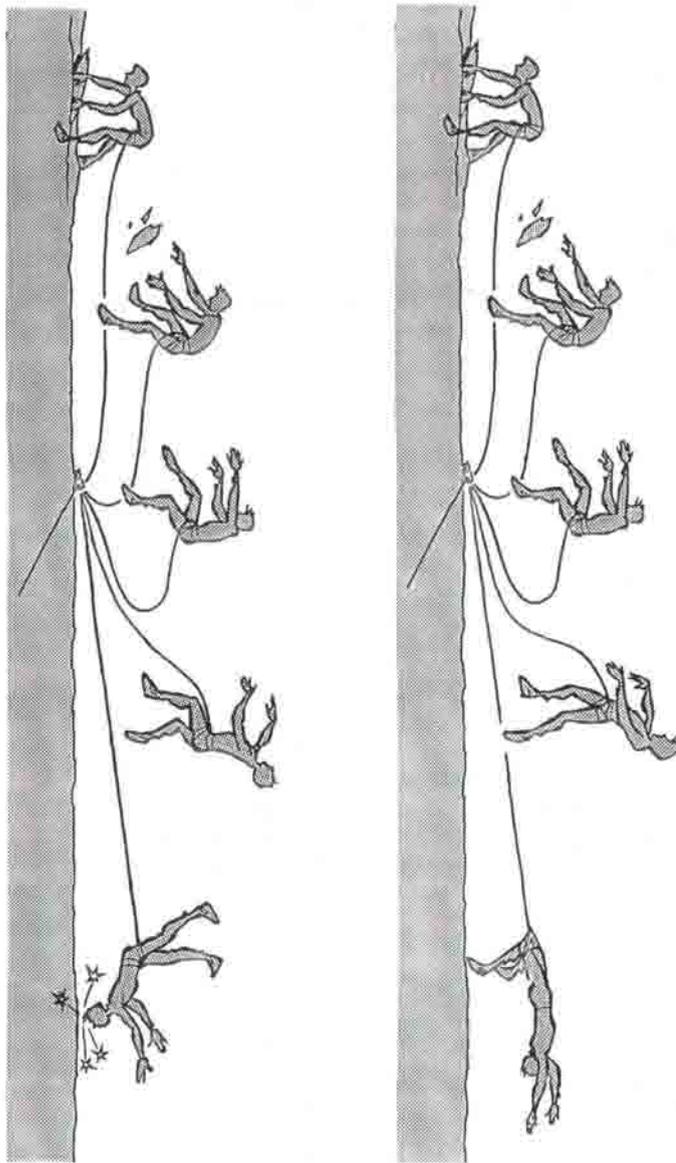
Bezeichnend ist folgender Unfall, der noch einmal glimpflich abging:

\* Ein nicht ganz unbekannter Bergführer klettert gern ohne Helm. Darüber hinaus findet er die Selbstsicherung am Standplatz lästig und verzichtet nicht selten darauf. In einer Sportkletterroute im Wilden Kaiser benutzte er entgegen seiner Gewohnheit eine Selbstsicherung. Wie es der Zufall wollte, traf ihn ein Stein am Kopf so, daß er für Sekunden reglos in der Selbstsicherung hing. Nicht auszudenken, was passiert wäre, hätte er keine Selbstsicherung gehabt.

## Verletzungen durch Verwendung eines Hüftgurtes ohne Brustgurt

Der Hüftgurt ist der angenehmste Sitzgurt. Da sich der Anseilpunkt in Höhe des Körperschwerpunktes befindet, besteht bei Fangstoßeinwirkung labiles Gleichgewicht. Der Sturz kann in stabiler Kopf-oben-Position enden genauso wie Kopf abwärts und in jeder anderen Lage.

Einerseits sind tausende von Stürzen in den Hüftgurt ohne irgendeine gesundheitliche Beeinträchtigung bekannt – andererseits wissen wir inzwischen von einer ganzen Reihe tödlicher Hüftgurtstürze. Nach allem Wissen, das bis heute zur Verfügung steht, sind die Unfallursachen neben dem Anseilen in Schwerpunktöhe vor allem in der Nichtkontrollierbarkeit unerwarteter und größerer Stürze zu suchen. Auch die Kontrolle eines erwarteten Sturzes ist nur in beschränktem Umfang möglich. Sie ist nur möglich in senkrechtem und überhängendem Gelände, sie ist nur im Augenblick des Sturzbeginns möglich und nur während



*Unerwartete Stürze  
in den Hüftgurt führen  
häufig zu gefährlichen  
Situationen.*

*Alle Abbildungen zu diesem  
Beitrag: DAV-Sicherheitskreis*

- \* am Freney-Pfeiler im Montblanc-Gebiet,
- \* am Torre Trieste und an der Rotwand in den Dolomiten,
- \* an der Plattenspitze im Karwendel,
- \* an der Hochgrubachspitze im Wilden Kaiser,
- \* insgesamt 14 tödliche Unfälle.

Tödliche Unfälle in Klettergärten und Klettergebieten wurden nicht bekannt. Nur mehr oder weniger reparabile Überstreckungsverletzungen der Wirbelsäule durch Schleudereinwirkung sind aufgetreten, u.a.

- \* im Klettergarten Heilbrunn,
- \* im Klettergarten von Mittenwald,
- \* im Klettergarten am Harderturm. Hier stürzte ein Kletterer (ohne Helm) etwa 6 – 8 Meter. Durch die Schleudereinwirkung des Oberkörpers zog er sich eine Schädelbasisfissur und eine Gehirnerschütterung zu.

Neben dem Schleudertrauma kann bei Fangstoßeinwirkung ein Drehmoment auftreten, das zum Sturzabfangen mit dem Kopf nach unten, Beine oben, führt.

- \* Bei Fangstoßeinwirkung in dieser Körperlage ist es inzwischen zu drei Beinaheunfällen gekommen, bei denen die Gestürzten aus dem Hüftgurt rutschten, jedoch mit den Kniekehlen, in einem Fall mit dem Fuß, gerade noch im Hüftgurt hängengeblieben sind.
- \* Bei einem anderen Sturz rutschte der Gestürzte vollends aus dem Hüftgurt heraus. Da sich dieser Unfall im Klettergarten wenige Meter über dem Einstieg ereignete, zog sich der Gestürzte nur schwere Verletzungen zu.

Wie lebensrettend ein zum Hüftgurt getragener Brustgurt sein kann, zeigt folgender Unfall im Vergleich zum darauffolgenden:

- \* Am Ersten Sellatum in den Dolomiten wurde eine Kletterin vom Blitz getroffen. Sie stürzte aufgrund kurzzeitiger Lähmung von einem Band unterhalb des Gipfels – die Kletterei war schon beendet – 30 m in die Wand. Da sie Brustgurt, Hüftgurt und Helm trug, konnte sie den Sturz ohne nennenswerte Verletzungen überleben.
- \* Ein nahezu identischer Unfall ereignete sich vor Jahren am Zahnkofel in den Dolomiten. Ein englischer Kletterer wurde vom Blitz getroffen und fiel die restliche Seillänge aus. Da er nur einen Hüftgurt trug, konnte er nur mit unnatürlich überstreckter Wirbelsäule tot geborgen werden. Die Bergrettung: „... furchtbar – wie ein zusammengeklapptes Taschenmesser.“

Mit einem zum Hüftgurt getragenen Brustgurt sind bisher keine Verletzungen bekanntgeworden, die sich auf die Anseilmethode hätten zurückführen lassen.

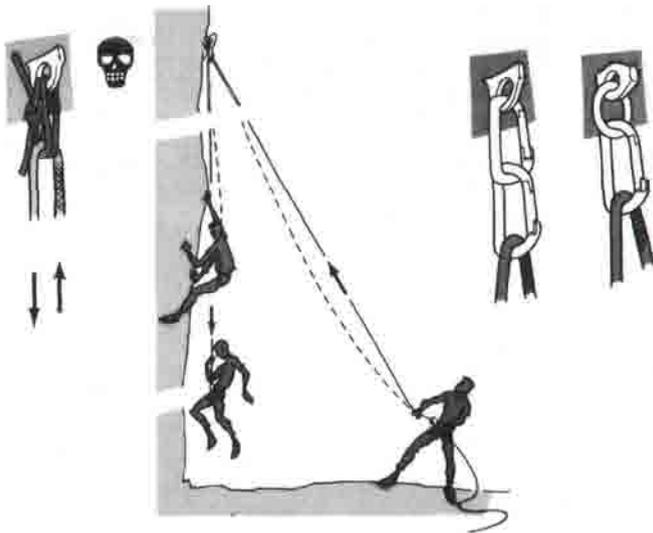
der Fangstoßeinwirkung am Ende des Sturzes. Während des ganzen Freien Falles besteht bekanntlich Schwerelosigkeit, so daß eine Kontrolle, beispielsweise eine Änderung der Körperlage, nicht möglich ist. Bei Fels- oder Eisberührung kommt es sofort zum unkontrollierbaren Sturz. Die Aussagen der Bergrettung sind bekannt, u.a. von Franco Garda (Erfinder der Gardaschlinge): „... es hat schrecklich ausgesehen – Schultern in Höhe der Fersen.“ In einem Fall führte die Fangstoßeinwirkung nicht direkt zum Tod:

\* Nach Sturz des Seilersten in einer 45 Grad steilen Eispassage der Breithorn-Nordwand mußte die Seilgefährtin, die den Sturz mit HMS abgefangen hatte, beim Gestürzten Querschnittslähmung feststellen, da dieser kein Gefühl mehr in den Beinen hatte und die Beine nicht mehr bewegen konnte. Die Seilgefährtin lagerte ihn im Eis, stieg allein über den Gipfel und den Normalweg ab und benachrichtigte die Bergrettung. Diese konnte erst am nächsten Tag eintreffen und den Gestürzten aufgrund des Bewegungsmangels nur noch erfroren vorfinden.

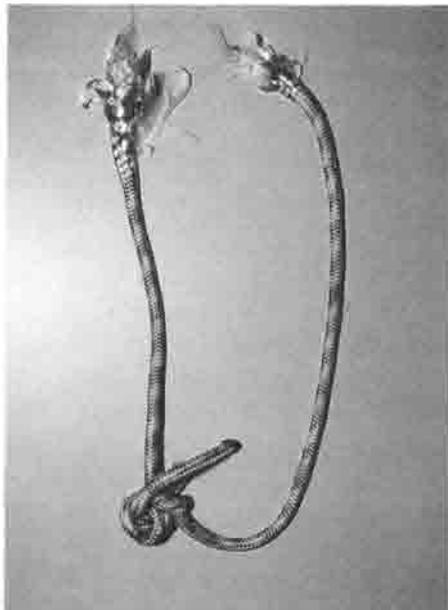
Nach Aussagen der Bergrettung haben sich in den letzten Jahren im alpinen Gelände tödliche Unfälle durch die alleinige Verwendung des Hüftgurtes ereignet, u.a.

## Unfälle beim Topropesichern durch Schmelzverbrennung der Umlenkschlinge beim Ablassen

Wird ein topopropesicherter Kletterer über einen Umlenkpunkt abgelassen, tritt an der Umlenkstelle eine Kraft in der Größenordnung von 1,0 – 1,4 kN auf (ca. 100 – 140 kp). Erfolgt das Ablassen über eine Reepschnur oder Bandschlinge, tritt durch die Reibungswärme *Schmelzverbrennung* auf, die schon beim ersten Ablassen zum Schlingenbruch führen kann, bei mehrfachem Ablassen mit Sicherheit zum Schlingenbruch führen muß. Hier wird die Schlußfolgerung vom Seilabziehen nach dem Abseilen zum Fehler. Beim Seilabziehen tritt an der Umlenkstelle



Die Gefahr des Reißens von Reepschnüren durch Schmelzverbrennung beim Ablassen wird von vielen – auch erfahrenen – Kletterern unterschätzt.



Eine durch Schmelzverbrennung gerissene Umlenkschlinge.

nur eine Kraft in der Größenordnung von 0,08 – 0,2 kN auf (ca. 8 – 20 kp), also nur etwa ein Zehntel der Belastung beim Ablassen. An sich ist die Gefahr offensichtlich: Jede Perlonschlinge ist wärmeempfindlich, dies gilt auch für Reibungswärme, und je stärker die Belastung bei Reibung, desto größer die Reibungswärme.

Nicht nur Anfängern unterläuft dieser Fehler, auch vielen erfahrenen Sportkletterern. Die Unfälle sind so zahlreich, daß sie sich in Einzelheiten kaum mehr dokumentieren lassen. So geschehen

- \* an der Kampenwand, Folge Arm- und Beckenbruch;
- \* am Rödelfels im Frankenjura, Folge Bruch eines Beines und innere Verletzungen;
- \* an der Hohen Reute im Frankenjura, Folge Unterarmbruch und Bruch eines Sprunggelenks;
- \* bei der Bergführer-Fortbildung im Klettergarten usw.

Ein Unfall konnte gerade noch verhindert werden. In Arco beobachtete ein zufällig in der Nähe des Umlenkhakens stehender Kletterer die Schmelzverbrennung beim Ablassen eines anderen. Geistesgegenwärtig blockierte er das Seil. Beim Anblick der nahezu durchgeschmolzenen Schlinge wurde der abgelassene Kletterer später reichlich blaß.

Beim Ablassen muß zum Umlenken des Seiles ein Karabiner verwendet werden. Einem Karabiner schadet die Reibungswärme nicht.

### Sturz beim Ablassen nach Topropesichern

Die Unfälle sind zahlreich. Wenn der Sichernde beim Emporklettern des Topropesicherten seinen Standplatz verändert, möglicherweise den Hang etwas hinabsteigt, um besser stehen zu können – in einem Fall, um sich eine Zigarette anzuzünden – kann beim anschließenden Ablassen das Seil zu kurz sein. Da der Sichernde in der Regel nicht angeseilt ist, gleitet ihm das Seilende sehr leicht durch die Hände und der Abzulassende fällt die restlichen Meter hinab. Meist geht es mit Verletzungen ab, da die Fallhöhe nicht allzu hoch ist. So geschehen ...

- \* am Battert, Folge Unterarmbruch;
- \* in Finale, Folge Beckenbruch;
- \* in Bardonecchia beim Einklettern vor dem Wettkampf, Folge leichte Verletzungen;
- \* in Buoux, innerhalb einer Woche gleich zwei Unfälle an derselben Stelle. Sturzhöhe 15 Meter, Folge Armbrüche, Wirbelbrüche, offener Beinbruch und Schädelverletzung („... ein Auge hing heraus“). Der Augenzeuge konnte deutlich das Brechen der Knochen hören.

### Versagen der Selbstsicherung am fixierten Seil

Die Selbstsicherung mit Steigklemme oder Prusikknoten am fixierten Seil wird häufig in Klettergärten angewandt, immer dann, wenn ein Partner zum Sichern fehlt. Eine Steigklemme wird am Anseilgurt befestigt, ins Seil eingehängt und beim Emporklettern mitgezogen. Bei Sturz blockiert die Steigklemme und der Sturz wird durch Seildehnung aufgefangen. Inzwischen

sind alle Steigklemmen konstruktiv so ausgelegt, daß kein Materialbruch auftreten sollte. Hinsichtlich Funktion hingegen sind noch nicht alle sicherheitstechnisch einwandfrei.

\* Beim Selbstsichern mit Hiebler-Steigklemme älteren Herstelungsdatums kam es bei Belastung der Steigklemme zu einem 17-m-Sturz. Die Steigklemme besaß noch keinen Sicherungsbügel, so daß sich das Seil bei Belastung aus der Steigklemme ausklinkte. Folge: Hüftgelenksluxation und Gehirnerschütterung.

\* Beim Selbstsichern mit dem Shunt kam es bei Belastung zu einem 15-m-Sturz. Der Shunt hat bei Belastung nicht blockiert. Grund: Bei abgewinkeltem Seilverlauf unter einem Überhang wird die Federkraft des Blockierungsmechanismus überwunden und so das selbsttätige Klemmen außer Kraft gesetzt. Folge: Zertrümmerung von Schien- und Wadenbein und Sprunggelenk beider Füße, der Gestürzte muß ein Jahr nach dem Unfall noch einen Rollstuhl benutzen.

Steigklemmen sollten so konstruiert sein, daß sie unter jeder in der Praxis möglichen Situation sicher klemmen und sich das Seil nicht selbständig aushängen kann.

Als Ersatz für Steigklemmen wird häufig eine Prusikschlinge benutzt, die beim Emporklettern von Hand am Seil mitgeschoben werden muß.

\* Beim Selbstsichern mit einer Prusikschlinge in einem norddeutschen Klettergarten nahmen die Schwierigkeiten am Fels immer mehr zu, so daß der Kletterer keine Hand zum Mitschieben der Prusikschlinge frei hatte. So versuchte er die Flucht nach oben. Es wurde noch schwieriger und das Schlappseil immer länger. Beim folgenden Sturz war die Fallhöhe bzw. Fallenergie dann so groß, daß die Prusikschlinge unter anderem durch Schmelverbrennung riß. Folge: ein 15-m-Sturz mit Kopf- und schweren inneren Verletzungen.

## Unfälle durch Körpersicherung vom Einstieg aus

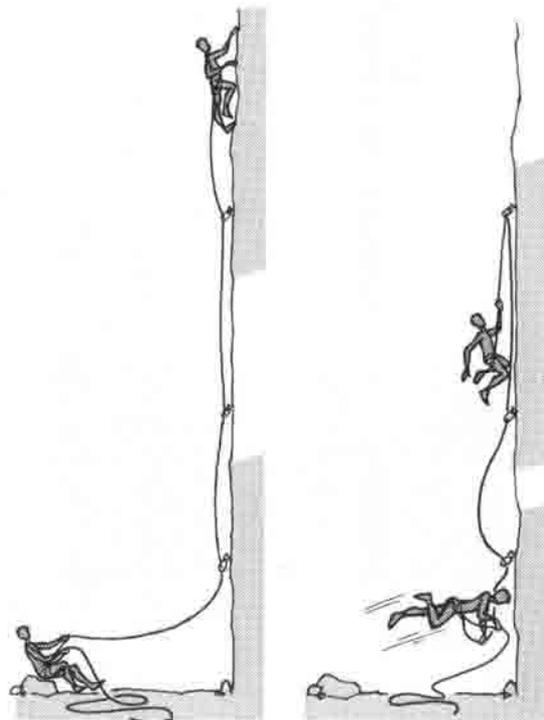
In Klettergärten wird die erste Seillänge vom Boden aus häufig am Körper gesichert. Wenn der Fangstoß im Seil durch Seilreibung in Zwischensicherungen und an Felskanten so weit gedämpft wird, daß den Sichernden nur noch eine Kraft von weniger als seinem Körpergewicht trifft, ist die Sicherung am Körper gefahrlos. Ist die Kraft größer, wird er nach oben aus dem Stand gerissen. Es besteht dann für den Sichernden Gefahr der unsanften Felsberührung und für den Stürzenden Gefahr durch die Vergrößerung der Sturzhöhe. Andererseits hat diese Sicherungssituation den Vorteil, daß das Sturzabfangen dynamischer erfolgt als bei der Sicherung am Fixpunkt, also die Zwischensicherung weniger belastet wird. Das jeweilige Ausmaß der Vor- und Nachteile richtig zu beurteilen, ist schwierig. Die Unfälle sind Beispiel dafür.

\* Ein Spitzenkletterer sicherte in Finale seinen Seilpartner vom Einstieg aus mit der Sicherung am Körper. Bei Sturz seines Seilpartners wurde der Sichernde gegen den Fels gerissen. Seine Nase und sein übriges Gesicht waren arg lädiert, ein Auge blau und ein Zahn fehlte.

\* In Konstein wurde ein Kletterer bei Sicherung am Körper durch den Sturz des Seilersten ebenso gegen den Fels geschleudert. Folge Platzwunde und Bruch des Oberkiefers.



*Wenn man beim Toperope-Sichern seinen Standplatz ändert, muß man darauf achten, daß das Seil beim Ablassen nicht zu kurz wird.*



*Keine Sicherung ohne Selbstsicherung.*

Die Sicherung der ersten Seillänge vom Boden aus am Körper ist *nur dann* angebracht, wenn der Sturzfaktor kleiner als 0,3 ist und wenigstens drei bis vier Zwischensicherungen vorhanden sind, die die Fangstoßbelastung auf den Sichernden so weit reduzieren, daß er höchstens ein paar Zentimeter angelupft wird. Die Abschätzung der Grenze, wann die Sicherung am Körper noch vertretbar und wann nicht mehr vertretbar ist, ist schwierig, die Fehlerquote ist hoch. (Nur beim Topropesichern liegt die Belastung des Sichernden unterhalb des Körpergewichtes, sodaß der Sichernde keiner Selbstsicherung bedarf.)

## Unerwartet großer Sturz beim bewußt einkalkulierten „Fliegen“

Schwierige Kletterpassagen lassen sich nur durch mehrfaches Ausprobieren – Ausbouldern – meistern. Aufgrund der Bühlerhaken und der heute in Sportkletterrouten allgemein üblichen Bohrhaken wird in den obersten Schwierigkeitsgraden mehr und mehr an die Sturzgrenze gegangen und diese auch gezielt überschritten, das heißt, es wird heute so häufig „geflogen“ wie nie zuvor. Dabei wird eine kleinere Sturzhöhe bewußt einkalkuliert. Nicht immer ist die Zwischensicherung der „kleineren“ Sturzbelastung gewachsen. Die heute handelsüblichen Bohrhaken mit Bohrkronen, Schraube und Hänger unterliegen sehr starker Rosteinwirkung, da die Gewindegänge starke Kerben bilden und die Wirkung des Spreizkeiles zu Rissen in der Bohrkronen führen, die durch die Kapillarwirkung die Feuchtigkeit lange halten (Mikroklima). Dies gilt auch für die rostfreie Ausführung der Schraube und des Hängers. Die Bohrkronen können nicht aus rostfreiem Stahl gefertigt sein (zu weich), so daß es durch die Mischung von rostendem und rostfreiem Stahl zu besonders schneller Rosteinwirkung kommt (Batterieeffekt).



Angerosteter Bohrhaken im Frankenjura.



Hier steckt schon die zweite Generation.

Da jeder Kletterer von den modernen Bohrhaken absolute Sicherheit erwartet, wird man auch in Zukunft diese Haken durch bewußten Sturz belasten. Die Zeit ist nicht fern, da die Haken so weit angerostet sein werden, daß sie einem Sturz nicht mehr standhalten können. Dies gilt vor allem für die Größe M8. Im Höhlenforscherbereich, wo diese Haken schon seit längerem verwendet werden, hat man inzwischen schon die dritte Bohrhakengeneration gesetzt, weil man den ersten beiden schon nicht mehr trauen kann. Es wird in allernächster Zeit auch beim Felsklettern zu Unfällen durch Bohrhakenbruch kommen. Es tickt eine Zeitbombe.

In Amerika, wo diese Bohrhaken schon länger verwendet werden, haben sich inzwischen drei Seilschaftsstürze ereignet mit dem Ergebnis sieben toter Kletterer.

Die Rosteinwirkung ist zumindest der Schraube anzusehen. Im Frankenjura kann man neben angerosteten oder abgerissenen Bohrhaken inzwischen schon die ersten Haken der zweiten Generation finden. Wenn das so weitergeht, bietet sich künftig dem Kletterer an Hakenstellen bald kein besonders schöner Anblick mehr. Die Höhlenforscher stört das sicher weniger – in der Höhle ist es stockdunkel.

Eine besondere Gefahr sind die selbst zusammengestellten Bohrhakensysteme. Bei der Schraube kommt es auf jeden Millimeter Länge an. Das Ende der Schraube ist die Sollbruchstelle der Bohrkronen – falls die Schraube selbst genügend Festigkeit aufweist. Je tiefer die Schraube in die Bohrkronen hineinreicht, desto größer die Festigkeit des Hakens – falls der Hänger hält.

\* Im Velebit sprang ein Kletterer wenige Meter über dem Einstieg in einen Bohrhaken, der der Belastung nicht gewachsen war. Der Sturz endete am Einstieg mit einem Armbruch. Trotz der Verletzung versäumte der Gestürzte nicht, das *Corpus delicti* sicherzustellen. Es war ein selbstgebastelter Hänger mit einer zu kurzen Schraube, was der Schraube äußerlich nicht anzusehen war.

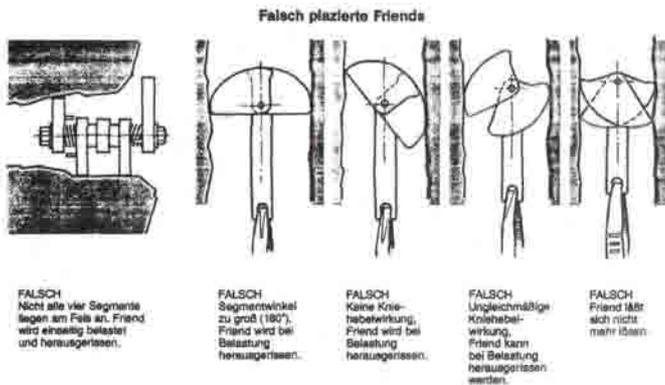
Die modernen Bohrhaken müssen sorgfältig im Fels gesetzt werden. Aufgrund des Spreizkeiles darf das Bohrloch nicht zu tief sein.

\* Am Sanetschpaß belastete ein Kletterer an einem Überhang einen Bohrhaken nach außen und „flog“ mit ihm in den zum Glück nicht weit darunter befindlichen Bohrhaken. Auch er verwahrte das *Corpus delicti*. Versagensursache war das zu tiefe Bohrloch bzw. die dadurch entstandene zu geringe Spreizwirkung im Bohrlochgrund.

Von den modernen, im Augenblick noch halbwegs sicheren Bohrhaken verwöhnt, wird die Jo-jo-Art der Fortbewegung nicht selten auch auf Kletterpassagen übertragen, die nur mit Klemmkeilen und Klemmgeräten abgesichert sind. Nicht immer ist ihre Platzierung im Fels so, daß sie der Sturzbelastung standhalten.

\* Ein deutscher Kletterer der absoluten Spitzenklasse (X. Grad) sprang in einem Klettergebiet in England zweimal in ein Klemmgerät. Dem dritten Sprung war die Platzierung des Gerätes im Fels nicht mehr gewachsen. Folge: Prellungen am Rücken und im Brustbereich.

\* Im Klettergarten Konstein sprang ein junger Kletterer an einer schwierigen Stelle in einen Klemmkeil, der mit zwei weiteren, darunter platzierten



*Friends sind keine Bohrhaken. Man kann die Yo-Yo-Technik nicht in Kletterpassagen anwenden, die nur mit Klemmgeräten gesichert sind.*

Klemmkeilen herausgerissen wurde. Der Kletterer stürzte bis zum Einstieg und zog sich mehrere Frakturen und innere Verletzungen zu, die einen viermonatigen Krankenhausaufenthalt notwendig machten.

\* Am Predigtstuhl im Wilden Kaiser war eine Kletterin mit ihrem Partner in einer Sportkletterroute. Sie legte im Vorstieg drei Friends. Beim riskierten Sturz versagten alle drei Zwischensicherungen und der Sturz konnte vom sichernden Seilzweiten nicht gehalten werden. Sie stürzte 50 m. Die beiden oberen „Friends“ waren in völlig geöffneter Segmentstellung im Riß platziert worden, so daß die Segmente bei Sturzbelastung durchgerissen wurden. Beim dritten Friend riß die Naht der unzureichend selbst eingenähten Bandschlinge. Die Stürzende fiel zuerst ihrem Partner auf den Kopf (kein Helm), so daß dieser das Seil für kurze Zeit ausließ und sich beim erneuten Zupacken das Fleisch der Finger bis auf die Knochen durchbrannte. Er sicherte mit einem Absellachter am Hüftgurt. Da die Bremskraft mit Absellachter zu niedrig ist, um einen Faktor-2-Sturz halten zu können, war auch dies mit ein Grund, warum die Stürzende die volle Seillänge ausstürzte. Der dritte Grund war die Handhabung der Sicherung am Körper. Er trug schwere, sie lebensgefährliche Verletzungen davon. Beide hatten Glück im Unglück. Auf der Gaudeamus-Hütte war ein Fortbildungskurs für Bergführer, die in kürzester Zeit eine perfekte Rettung durchführten.

## Unerwarteter Sturz beim Bouldern

Als Bouldern wird das Klettern an kleinen Felsblöcken, wenige Meter über dem sicheren Boden, bezeichnet, also in einer Höhe, aus der sich noch gefahrlos abspringen läßt. Nicht selten wird die Fall- oder Sprunghöhe bzw. das Leistungsvermögen beim Abspringen überschätzt, und es kommt zu mehr oder weniger schweren Verletzungen. Tödliche Unfälle sind bisher nicht bekannt geworden, dafür eine ganze Reihe von Schädelverletzungen, da kein Helm getragen wurde, und allein im vergangenen Jahr zwei ernste Verletzungen, so geschehen ...

\* in Arco, Folge: Querschnittslähmung

\* in Konstanz, Verdacht auf Querschnittslähmung.

## Absturz durch unzureichende Standplatzbereitung

Die Sicherungspunkte am Standplatz sind das primäre Glied der Sicherungskette. Die Sicherungspunkte dürfen nicht versagen. Andernfalls kann der Absturz der ganzen Seilschaft nur noch durch Zufall aufgehalten werden. Nur etwa alle 5 Jahre widerfährt einer Seilschaft solches Glück im Unglück. Berühmtes Beispiel aus den 60er Jahren ist der Sturz einer Spitzenseilschaft durch Hakenausbruch in der Ostwand der Cima del Bancon in der Civetta. Das Seil verfang sich zufällig hinter einer Felszacke, beide konnten, wenn auch einer nur schwerverletzt, überleben. In der Regel endet ein solcher Seilschaftssturz für beide tödlich. Die Bedeutung der Sicherungspunkte am Standplatz ist wohl für die Mehrzahl aller Kletterer offensichtlich, Unfälle dieser Art ereignen sich deshalb nicht allzu häufig.

\* Zwei junge Kletterer stiegen in die Erdenkäufer/Sigl-Führe an der Südwand der Schüsselkar Spitze ein. Der erste Standplatz wurde überklettert und wenig oberhalb ein Stand eingerichtet. In der 2. Seillänge kam der Vorsteigende in Schwierigkeiten und wollte gleich springen. Von seinem sichernden Seilpartner, der sich der schlechten Sicherungspunkte offenbar bewußt war, wurde er noch gewarnt. Nach anfänglichem Zögern sprang er dann doch. Die Sicherungspunkte waren der Sturzbelastung nicht gewachsen, beide stürzten tödlich ab. Zufällig wurde der Dialog von einer anderen Seilschaft mitgehört.

\* Am Colodri in Arco stürzte eine Seilschaft durch ausbrechenden Standhaken 130 m bis zum Einstieg. Beide Seilpartner konnten den Absturz nicht überleben.

Nur wenn sich der Ausbruch der Sicherungspunkte am Standplatz nicht allzu hoch über dem Einstieg ereignet, bestehen geringe Überlebenschancen.

\* Im Verdon brach beim Sturz eines Nachsteigers der Sicherungspunkt am ersten Standplatz aus. Für den Sichernden wurde es ein 40m-Sturz. Einer der beiden Seilpartner brach sich beide Beine, was dem anderen zustieß, wurde nicht bekannt, obwohl zweimal beim Überlebenden schriftlich angefragt wurde.

Die genannten Unfälle stießen ausnahmslos jüngeren Kletterern (unter 25 Jahren) zu.

Daß einer Seilschaft – selten genug – auch Glück widerfahren kann, zeigen zwei Unfälle in diesem Jahrzehnt:

\* Eine Seilschaft sicherte am Standplatz an einem durch eine Zackenschlinge nach oben abgesicherten Klemmkeil. Der Klemmkeil löste sich, als sich der sichernde Seilzweite etwas in die Schlinge setzen wollte. Der Sichernde stürzte aus der Wand und riß seinen vorankletternden Seilpartner, der noch keine Zwischensicherung eingehängt hatte, mit. Zufällig verfang sich das Seil an einem Felsblock und hielt. So kam die Seilschaft noch einmal glimpflich davon, nur der Sichernde verletzte sich ernstlich.

\* An der Kingspitze im Berner Oberland bezog eine Seilschaft außerhalb der Route Stand, weil die Route überfüllt war. Bei Sturz des Seilersten ohne Zwischensicherung brachen die Sicherungspunkte am Standplatz aus. Zufällig blieb die Seilschaft nach einem 30-m-Sturz an einem Felszacken hängen. Ein Seilstrang des Zwillingsseiles war gerissen, der zweite hatte gehalten. Beide Kletterer erlitten lebensgefährliche Verletzungen.

Nach der Statistik ist das Glücks-Kontingent somit für dieses Jahrzehnt bereits erschöpft.

## Unfälle durch fehlerhaftes Sichern

Häufigste Ursache von fehlerhaftem Sichern ist die Handhabung der Kameradensicherung am Körper. Der menschliche Körper wird mit einer Kraft in der Größenordnung von 0,2 bis 0,8 kN (ca. 20 – 80 kp) aus dem Stand in die Wirkungslinie der Fangstoßkraft gerissen. Schon ein kleiner Sturz erzeugt eine Seilkraft, die über dieser Größenordnung liegt, es sei denn, Seilreibung in der Zwischensicherung und an Felskanten reduziert die Belastung auf den Sichernden.

Die plötzliche, unerwartete Lageänderung des Körpers bei Fangstoßeinwirkung signalisiert dem Gehirn eine Gefahrensituation. Das Gehirn schaltet in Bruchteilen von Sekunden und veranlaßt Reflexreaktionen. Der Mensch ist in unerwartet auftretenden, plötzlichen Gefahrensituationen nur zu Reflexreaktionen fähig, nicht zu rationalen. Die ist die wichtigste seilsicherungstechnische Erkenntnis des letzten Jahrzehnts.

Wird der Sichernde durch Fangstoßeinwirkung aus dem Stand gerissen, versucht er sich reflexartig mit den Händen gegen die Sturzzugrichtung abzustützen. Dabei läßt er das Seil aus, und der Stürzende fällt in der Regel die volle Seillänge aus. Dies gilt für Sturzzugrichtung nach unten und für seitliche Sturzzugrichtung, gleich ob der Sturz im Vor- oder Nachstieg erfolgt. Dies gilt *nicht* für Sturzzugrichtung nach oben. Sturzzugrichtung nach oben signalisiert dem Gehirn *keine* Gefahr. Der Sichernde läßt das Seil erst dann aus, wenn er sich beispielsweise den Schädel am Fels angeschlagen hat und ohnmächtig wird.

Das reflexartig richtige Sicherungsverhalten bei Sturzzugrichtung nach oben wird von vielen Kletterern fälschlicherweise auf seitliche Belastungsrichtung und Belastung nach unten übertragen. Die Unfälle sind zahlreich:

\* An der Naunspitze im Wilden Kaiser brach einem nachsteigenden Kletterer ein bis zwei Meter, bevor er den Stand erreicht hätte, ein kopfgroßer Griff aus. Er rutschte praktisch nur ins Seil. Trotzdem konnte ihn der mit HMS am Körper sichernde Seilpartner nicht halten. Der Sturz wurde erst nach 30 Metern von einem größeren Latschenbusch gebremst. Ohne diesen glücklichen Umstand wäre es praktisch ein Sturz über die volle Seillänge geworden. Folge: Beinbruch.

\* Am Geiselstein ereignete sich praktisch der gleiche Unfall. Einem Nachsteiger brach bei einer seitlichen Querung ein Griff ein bis zwei Meter vor dem Stand aus. Er pendelte nur ins Seil. Sein mit HMS am Körper sichernder Seilpartner konnte den kleinen Pendler nicht halten. Es wurde ein Sturz über nahezu die volle Seillänge. Folge: beide Beine gebrochen.

\* Im Klettergarten bei Rosenheim stürzte ein nachsteigender Kletterer ins Seil. Der mit HMS am Körper sichernde Seilerste konnte den winzigen Rutscher ins Seil nicht halten. Der Seilzweite stürzte bis zum Einstieg und zog sich eine Querschnittslähmung zu.

Die Gefahr des Seilauslassens wird vermieden, wenn die HMS am Sicherungspunkt gehandhabt wird. Der weit verbreitete Glaube, daß der menschliche Körper bei seitlichem Sturzzug und bei Sturzzugrichtung nach unten Fallenergie aufnehmen und



*Eine Unfallsituation im Rosenheimer Klettergarten: Sogar bei solch „geringer“ Belastung, wie sie bei einem Sturz im Nachstieg auftritt, ist es mehrfach zum Auslassen des Seiles gekommen.*



*Folgen der amerikanischen Hüftsicherung: Die Bremskraft ist zu gering, der Seildurchlauf zu groß.*

dadurch die Belastung des Sicherungspunktes reduzieren kann, entspricht nicht den physikalischen Gesetzmäßigkeiten. Der menschliche Körper kann nur dann Energie aufnehmen, wenn er so gegen den Fels geschleudert wird, daß er sich Verletzungen zuzieht (Verformung, vergleichbar mit der Knautschzone des Autos). Dies aber kann nicht Sinn einer Sicherungsmethode sein.

Zum fehlerhaften Sichern zählen auch die Unfälle durch Hantieren am Standplatz statt Sichern, wenn der Seilzweite nachsteigt.

\* Am Geiselstein hatte ein Kletterer Standplatz an einem Friend bezogen und sicherte seinen Seilzweiten nach. Während des Sicherns versuchte er, den Friend noch etwas besser zu plazieren. In diesem Augenblick rutschte der Seilzweite ins Seil und riß den am Standplatz „Sichernden“

mit. Es wurde ein 30-m-Sturz, der zum Glück von Zwischensicherungen aufgefangen wurde. Der Sichernde zog sich einen offenen Armbruch und eine Schulterverletzung zu, der andere kam mit Prellungen und dem Schrecken davon.

Zum fehlerhaften Sichern zählen ferner die Unfälle durch Verwendung der amerikanischen Hüftsicherung, die etwa unserer überholten Schultericherung entspricht. Das Seil wird um die Hüfte gelegt und einmal um den Unterarm geschlungen. Die Unfälle in USA sind zahlreich. Zwei seien hier aufgeführt, weil diese Sicherungsart inzwischen auch in Kontinentaleuropa vereinzelt aufgetaucht ist.

\* Im Yosemite pendelte nur der Nachsteiger einer Seilschaft ins Seil. Der mit der amerikanischen Hüftsicherung sichernde Seilerste konnte den kleinen Pendler nicht halten und verbrannte sich Hände und Hüfte. Der Seilzweite fiel die volle Seillänge aus und konnte den Sturz nicht überleben.

\* Ebenso im Yosemite stürzte ein Vorsteiger 10 m über dem letzten Haken ins Seil. Der Sichernde konnte den Sturz mit der amerikanischen Hüftsicherung nicht halten, zog sich starke Brandwunden an den Händen, am Unterarm und am Rücken zu. Der Gestürzte fiel die restliche Seillänge aus und konnte den Sturz nicht überleben.

## Unfälle durch Leichtfertigkeit

Hierzu zählen vor allem Unfälle durch unerwarteten Sturz ohne Zwischensicherung. Die heimische Atmosphäre des Klettergartens mag manchen Kletterer in Sicherheit wiegen. Zwischensicherungen werden oft ausgelassen. Sind keine Haken vorhanden, wird die Mühe gescheut, Klemmkeile zu legen oder andere Zwischensicherungen anzubringen.

\* Im Klettergarten Prunn verzichtete eine Kletterin (ohne Helm) in einer bekannten Sportkletterroute auf Zwischensicherungen. Sie hätte an drei Rißstellen Klemmkeile legen und einen soliden Baumstumpf als Zwischensicherung verwenden können. Beim Einhängen des ersten Hakens in 10 m Höhe stürzte sie. Schwerverletzt mußte sie mit dem Notarztwagen abtransportiert werden.

\* An den Handeggwänden verschmähte ein Kletterer sämtliche Zwischensicherungen. Unerwartet stürzte er. Reflexartig versuchte er, das Abrutschen auf den rauen Granitplatten mit den Fingerspitzen zu bremsen – ohne sichtlichen Erfolg. Als er am Einstieg ankam, schauten die blanken Knochen aus den Fingerspitzen heraus.

\* In einem Tessiner Klettergarten stürzte ein Kletterer (ohne Helm), ohne die erste Zwischensicherung eingehängt zu haben. Aus dem anfänglichen Rutschen wurde sehr bald ein unkontrollierter Sturz, da er mit den Füßen auf einer schmalen Leiste aufkam und nach hinten kippte. Er zog sich schwere Kopfverletzungen zu, lag ein Jahr im Koma und verstarb dann.

\* Im Klettergarten am Paß Lueg benutzte ein Kletterer (ohne Helm) in einer Sportkletterroute keine Zwischensicherungen. Unerwartet stürzte er. Bevor der Rettungswagen eintraf, war er seinen Verletzungen erlegen.

Zu dieser Unfallkategorie zählen auch Abstürze beim Alleingang (free solo). Die Unfälle sind zahlenmäßig sehr gering. Die Gefahr ist offensichtlich und für jeden spürbar: reicht die Kraft für einen

Griff nicht aus, „geht es dahin“. Der Alleingehende, der free-Solist, überlegt sich in der Regel jede gewagte Kletterei gründlich, prüft jeden Griff und greift sicherer zu als beim Klettern am Seil. Er wird immer versuchen, den Gang an der Sturzgrenze zu vermeiden.

Anders beim Klettern ohne oder mit zu wenigen Zwischensicherungen (siehe oben). Das Seil vermittelt im Unterbewußtsein das vertraute Gefühl des Gesichertseins. Die mögliche größere Sturzhöhe wird nicht in Betracht gezogen. Wie die Erfahrung gezeigt hat, sind Stürze in dieser Situation wesentlich häufiger.

## Unfälle durch fehlerhafte Knoten

Die Unfälle sind nicht zahlreich. Offensichtlich weiß jeder Kletterer um die Bedeutung aller Knoten.

\* Im Yosemite bemerkte ein deutscher Kletterer im Nachstieg, wie aus ungeklärten Gründen urplötzlich sein Seilende, an dem er noch kurz zuvor angeseilt war, schlängelnd in der Höhe verschwand. Vor Schreck wäre er beinahe heruntergefallen. Zum Glück hatte er halbwegs sichere Griff- und Trittposition und konnte seinen sichernden Seilpartner durch Zuruf verständigen.

\* Ein anderer Kletterer hatte sich angeseilt und toprope emporsichern lassen. An der Umlenkstelle wollte er sich ins Seil setzen, um abgelassen zu werden. Der fehlerhafte Knoten löste sich und er stürzte 30 m bis zum Einstieg herab. Folge Oberschenkelbruch und Bruch dreier Rippen.

Die beiden fehlerhaften Knoten unterliefen nicht etwa Anfängern, sondern sehr erfahrenen Spitzenkletterern, letzterer gehört zur italienischen Spitzenklasse.

## Unfälle durch fehlerhafte Verständigung zwischen den Seilpartnern

Zahlreiche Unfälle sind bekannt geworden. Sie zeigen, daß der eindeutigen Verständigung zwischen den Seilpartnern zu wenig Bedeutung beigemessen wird. Falsche Seilkommandos führen in der Regel zu falscher Seilbedienung, keine Verständigung, wenn sie notwendig ist, ebenso.

\* Im Klettergarten Balsthal hatten zwei Kletterer vereinbart, daß der Seilerste die 30 m bis zum Stand klettert und seinen Partner dann nachsichert. Es war eine schwere Seillänge. Der Seilerste schaffte sie und war darüber so in Euphorie geraten, daß er die Absprache vergaß. Er hängte das Seil in den Standhaken und dachte, daß ihn sein Seilpartner von unten ablöst. Der aber ahnte nichts von diesem Sinneswandel und hatte die Seilsicherung inzwischen ausgehängt. Der Sturz endete zum Glück nach 20 m auf schrägem Waldboden, so daß es nur zu einem stabilen (nicht versetzten) Lendenwirbelbruch und einer Ellenbogenfraktur kam. Reflexartig hatte der Stürzende (ohne Helm) seinen Arm noch schützend über den Kopf gehalten.

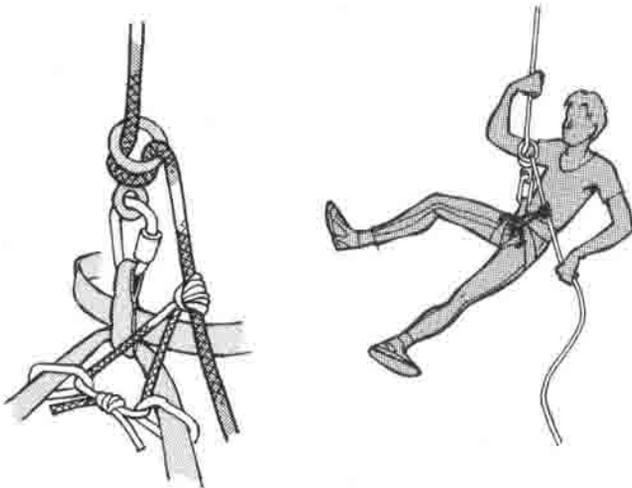
\* Im Klettergarten Siggental hatte eine Kletterin den ersten Standplatz erreicht, das Seil schon eingezogen, sich aber noch nicht selbstgesichert. Ihr Seilpartner kletterte derweil drauflos. Nach zwei Metern stürzte er und riß seine Seilpartnerin vom 20 m höheren Stand herab. Sie zog sich unter anderem Kopfverletzungen, Milz- und Leberriß und einen Beckenbruch zu.

\* Im Klettergarten von Monaco ließ eine Kletterin ihre Seilpartnerin vom ersten Standplatz hinab. Diese wollte das Seil einer anderen Seilschaft

Foto: G. Bram



Gleichgewicht am Seil besteht beim Synchronabseilen nur dann, wenn beide Seilpartner das Seil gleichzeitig belasten und am Ende der Abseilstelle wieder gleichzeitig entlasten. Mit einem Kurzprusik (unten) kann man dem Absturz durch unbeabsichtigtes Auslassen vorbeugen.



weiter unten, die die Route nicht geschafft hatte, aushängen. Am obersten Haken angekommen, hielt sie sich fest und hantierte am Seil der anderen Seilschaft herum. Da kein Sichtkontakt und keine Kommunikation zwischen den beiden Kletterinnen bestand, ließ die Seilpartnerin am Standplatz das Seil weiter ab, das aber auf einem Absatz liegen blieb, so daß die untere Seilpartnerin das Schlappseil nicht wahrnehmen konnte. Als sie mit dem Hantieren fertig war, wollte sie ins Seil pendeln und stürzte stattdessen 10 m bis zum Einstieg. Sie hatte noch einmal Glück und kam mit zwei gebrochenen Füßen davon.

\* Im Klettergarten Konstein durchstieg ein Kletterer (ohne Helm) eine Viller Route. Als er am Stand ankam, rief er seinem am Einstieg sichernden Partner zu: „kannst auslassen“. Dieser ließ die Sicherung auch aus. Beim Einhängen der Selbstsicherung am Standplatz verlor der Seilerste das Gleichgewicht und stürzte bis zum Einstieg herab. Noch an der Unfallstelle erlag er seinen Verletzungen.

\* Beim Topropeklettern im Verdon rief ein Kletterer seinem sichernden Partner zu „ab“ und meinte „ablassen“, der aber verstand „Stand“ und ließ das Seil aus. Da der Sichernde nicht angeseilt war, stürzte der, der abgelassen werden wollte, bis zum Boden und zog sich schwere Verletzungen zu.

\* In einem ähnlichen Fall im Verdon kam der Gestürzte zu Tode.

## Unfälle beim Abseilen

Ausbrechende Abseilfixpunkte sind selten (im Gegensatz zum alpinen Gelände). Unachtsamkeit ist die Regel. Es mag auch beim Abseilen im Klettergarten die heimische Atmosphäre sein, die die Kletterer in Sicherheit wiegt.

\* Im Klettergarten Heilbrunn stürzte ein Kletterer beim Abseilen 40 m ab. Ein unsachgemäßer Knoten hatte sich gelöst. „Glücklicherweise“ fiel er auf einen zufällig am Wandfuß entlanglaufenden anderen Kletterer. Ein Todesfall wurde dadurch vermieden, beide aber zogen sich schwere Verletzungen zu.

\* Über dieselbe Wand stürzte ein Kletterer im gleichen Jahr bei Vorbereitungen zum Abseilen tödlich ab.

\* In einem Sportklettergebiet des Allgäu stürzte ein Spitzenkletterer (IX. Grad) beim Abseilen 30 m ab und zog sich schwere Verletzungen zu. Die Seilenden waren nicht auf gleiche Länge gezogen und nicht verknötet, so daß der Abseilende, ohne es zu merken, über ein Seilende abseilte.

\* Praktisch der gleiche Unfall ereignete sich im Verdon, Zufällig blieb der Gestürzte an einem stabilen Busch in der Wand hängen. Andernfalls hätte man ihn 200 m tiefer suchen müssen. Bezeichnend für die Unachtsamkeit ist, daß der Gestürzte und sein Seilpartner am Stand vor dem Abseilen noch über die Gefahr lächelnd diskutiert hatten.

\* Die gleiche Unfallursache führte im Ith im Altmühltal zu Abseilunfällen mit leichteren Verletzungen.

## Unfälle beim Synchronabseilen

Synchronabseilen gilt als der letzte Schrei, auch beim Sportklettern. Beide Seilpartner seilen gleichzeitig ab, jeder an einem Seilstrang. Was für den Beginn des Abseilens gilt – beide Seilstränge exakt gleichzeitig belasten – gilt auch für das Beenden des Abseilvorganges. Andernfalls kein Gleichgewicht und ein Seilpartner fällt herab. Obwohl dies offensichtlich ist, werden Fehler gemacht.

\* Über die Abseilpiste im Botzongkamin seilte eine Seilschaft synchron ab. Das anfangs ungewohnte Synchronabseilen machte beiden bald recht Spaß. Zum Glück ließ ein Seilpartner das Seil erst an der letzten



Abseilstelle zu früh aus, so daß sein Partner mit einem 8-m-Sturz in den schneegefüllten Botzongkessel, leichten Verletzungen und dem Schrecken noch einmal davonkam.

\* Zwei Münchner Brüder seilten im Verdon synchron ab. Am Ende einer Abseillänge pendelte der eine etwas, bis er den Standplatz erreichen konnte, hielt sich dort mit beiden Händen fest und ließ so das Seil aus. Um das Gegengewicht am zweiten Seilstrang verringert, stürzte sein Bruder bis zum Wandfuß und konnte nur noch tot geborgen werden.

Neben der Gefahr der falschen Seilhandhabung besteht die Gefahr durch die doppelte Belastung. Beim herkömmlichen Absellen einer Person wird der Abseilfixpunkte mit dem 1,5 – 3fachen Körpergewicht belastet, je nachdem, wie schnell und wie ruckartig abgeseilt wird. Beim Synchronabsellen wird der Abseilfixpunkt mit der 1,5 – 3fachen *Summe* beider Körpergewichte belastet.

\* Ein Kletterer seilte mit seiner Seilpartnerin synchron ab. Der Abseilfixpunkt hielt der doppelten Belastung nicht stand. Da sie sich im Augenblick des Unfalls wenige Meter unter ihrem Partner befand, stürzte er auf sie. Sie zog sich schwere Verletzungen zu, er kam mehr oder weniger mit dem Schrecken davon (Verformung, vergleichbar mit der Knautschzone des Autos).

## Lawinenunfälle beim Klettern an gefrorenen Wasserfällen

Das Steileisklettern an gefrorenen Wasserfällen ist in den letzten Jahren unter Sportkletterern sehr beliebt geworden. Neben der offensichtlichen Gefahr des Wasserfalleises lauert oft weit entfernt und deshalb nicht einsehbar eine weitere Gefahr – die Lawinengefahr! Die meisten Wasserfälle liegen in Steilrinnen oder Geländestufen, die Sammelbecken aller sich oberhalb lösender Lawinen sind. Eiskletterer, die auf solche „Lawinenerfahrung“ zurückblicken können, messen dieser Sportart inzwi-

schen eine weit größere Lawinengefahr bei als dem Skitourengehen.

\* An einem Tag mit leichter Lawinengefahr entschlossen sich drei junge Eiskletterer, den gefrorenen Wasserfall im Gamsgrubenkar im Zillertal zu erklimmen. Schon am Einstieg wurden sie von einer Naßschneelawine verschüttet. Keiner konnte überleben.

\* Trotz akuter Lawinengefahr wollten drei junge Eiskletterer (17 bis 23 Jahre) den gefrorenen Wasserfall am Elferkopf im Allgäu erklimmen. Schon auf dem Zustieg mit Ski wurden sie von einer Lawine erfaßt und konnten erst zwei Tage später tot gefunden werden.

\* Bei ausgesprochener Föhnlage wollten zwei Eiskletterer am Nachmittag den gefrorenen Kesselfall-Wasserfall im Naßfelder Tal erklimmen. Am Einstieg wurden sie von einer Lawine verschüttet und konnten nur noch tot geborgen werden.

## Unfälle durch Bruch der Ausrüstung

Durch die Normung der Bergsteigerausrüstung (DIN-Norm, ÖNORM, UIAA-Norm) haben die Unfälle durch Materialbruch inzwischen stark abgenommen. Nur noch vereinzelt werden Unfälle bekannt und dann nur durch solche Ausrüstung, die sicherheitstechnisch derzeit noch nicht weiter verbessert werden kann. Auch der Technik sind Grenzen gesetzt.

\* Seilrisse ereignen sich nur noch durch Felskanteneinfluß. Bei Sturzbelastung über eine etwas schärfere Felskante reißen auch die besten und neuesten Seile. Im deutschen Sprachraum ereignen sich jährlich etwa ein bis zwei Seilrisse, in der Regel mit tödlichem Ausgang für den Gestürzten. Alle Seilrisse der letzten 10 Jahre ereigneten sich im *alpinen* Gelände, nicht beim Sportklettern. Die einzige Gefahr für das Sportklettern besteht im Bedürfnis der Gewichtsreduzierung, also in der Versuchung, ein Halbseil als Einfachseil zu benutzen. Höchste Sicherheit

gegen Seilriß bieten Zwillingsseile. Ein Seilriß mit Zwillingsseilen ist bis dato nicht bekannt geworden.

\* Anseilgurte sind überdimensioniert, das heißt, ein normgerechter Anseilgurt kann auch bei vielfacher Sturzbelastung in der Praxis (Jo-jo-Stürze) nicht reißen. Unfälle durch Materialbruch sind schon seit zwei Jahrzehnten nicht mehr bekannt geworden. Gefahr besteht durch falsche Schnallenhandhabung (Gebrauchsanweisung beachten).

\* Auch Expreßschlingen sind nach Norm so ausgelegt, daß sie bei Sturzbelastung in der Praxis nicht mehr reißen können. Unfälle beim Sportklettern sind bis dato nur mit selbstgenähten (home made) Expreßschlingen bekanntgeworden.

\* Karabiner sind noch ein Schwachpunkt in der Sicherungskette dann, wenn sie mit offenem Schnapper durch Sturz belastet werden. Mit offenem Schnapper sinkt die Bruchkraft von 20 kN ( ca. 2000 kp) auf 6 kN (ca. 600 kp) ab. Ein 3-m-Sturz reicht dann zum Bruch. Jährlich ereignen sich etwa ein bis drei Unfälle überwiegend beim Sportklettern, da hier am meisten „geflogen“ wird. Karabiner möglichst so plazieren, daß sie sich bei Sturzbelastung nicht öffnen können.

## Sportkletterunfälle in Zahlen?

Die genannten Unfälle sind nur einige Beispiele. Sie mögen nicht den Eindruck erwecken, es gäbe keine weiteren. Exakte Zahlenangaben können jedoch derzeit nicht gemacht werden. Noch nicht einmal die Bergunfälle werden in allen Ländern nach gleichen Kriterien dokumentiert – von den Sportkletterunfällen und der noch nicht einheitlichen Definition ganz zu schweigen. Auch lassen sich Unfälle durch fälschlicherweise, z. B. im ausgesprochen alpinen Gelände, angewandte Sportklettermethoden nicht so ohne weiteres dem Sportklettern hinzurechnen. Trotzdem bleibt solchen Unfällen ein Hauch vom Sportklettern. Die Grenzen zwischen Sportklettern und Alpinklettern sind, bevor sie definiert wurden, verwischt. Nicht jeder Alpinunfall läßt sich noch vom Sportkletterunfall trennen und umgekehrt. Auch

über die Zahl der Sportkletterer ist man sich noch nicht einig. Die Schätzungen für die Bundesrepublik Deutschland liegen zwischen 20.000 und 50.000.

Eines aber ist sicher. Die Dunkelziffer bei Sportkletterunfällen dürfte höher sein als bei Alpinunfällen. In Klettergärten und Sportklettergebieten sind der Kranken- und der Totenwagen in der Regel schnell zu Stelle. Die Transportkosten werden von den gesetzlichen Versicherungsträgern übernommen. Eine Benachrichtigung der Bergrettung ist in der Regel nicht notwendig. Da meist keine Rettungskosten anfallen, unterbleibt auch eine Benachrichtigung des DAV, der solche Rettungskosten im Rahmen der Mitgliederversicherung übernimmt. So mußte in Konstanz an einem einzigen Sonntag der Notarztwagen dreimal gerufen werden, ohne daß eine spätere Unfallmeldung an die Bergwacht oder den DAV erfolgt wäre.

Wie dem auch sei – die Behauptung im Wochenmagazin „DER SPIEGEL“, Nr. 15/86, die auch von Exponenten der Sportkletterszene gern zitiert wird, „Bis heute hat es in Deutschland beim Freeclimbing noch keinen Toten gegeben, die Routinestürze gehen fast immer mit Hautabschürfungen und Prellungen ab“, wird von der Unfallstatistik widerlegt. Wie sollte es auch anders sein? Die Fallgesetze haben sich durch das Sportklettern nicht geändert. In Klettergärten fehlt nur der ernste Hintergrund des Hochgebirges. Beim Sportklettern an der Marmolata oder im Hochgebirge wo auch immer ist nicht einmal das anders.

In die geschilderten Unfälle sind auch einige namhafte Spitzensportkletterer verwickelt. Aus Gründen der Nächstenliebe und des Datenschutzes werden die Namen nicht genannt. Gerade diese Unfälle zeigen einmal mehr, daß auch erfahrene, routinierte Spitzenleute von Fehlern nicht verschont bleiben.

Auch zum Sportklettern gehören neben Erfahrung eine gewisse Portion Vorsicht und Glück, will man auf Dauer überleben.

